Sämmtliche

historisch-romantische

Erzählungen und Geschichten

von

F. W. Rings.

Erster Band.

Frankfurt am Main, 1833,

bei Johann Paul Sauerländer.

Inhalt.

1. Die Eroberung Bacharachs . . . . . Seite 7.
2. Der Hagestolz . . . . . „ 161.
3. Alexius und Irene . . . . . „ 205.

Die Eroberung Bacharachs.

Historisch-romantische Erzählung aus dem Jahre 1632.

Wenn Du irgendwo, freundlicher Leſer, den herrlichen Rheinſtrom beſchifteſt, und Dein Auge trunken auf dem lieblichen Rheingau geruht, den man mit Recht Deutſchlands Wonnegau nennt, und Du nun unterhalb Bingen, wo der Silberſtrom durch die näher zuſammentretenden, mit alten Burgtrümmern geſchmückten, von Reben umkränzten Berge ſich hindurch windet, wilder brauſend und ſchäumend ob des verengten Bettes und der Felſenriffe, die der freie, urkräftige Alpenſohn nur mit Widerſtreben dulden zu wollen ſcheint, Dich in die wildſchöne Schlucht hineintragen laſſeſt vom ſchaukelnden Schiffchen — Du entſinnſt Dich dann wohl noch eines angenehm ſchönen Anblicks, der ſich Dir darbot, als das Thal, bei dem Dörfchen Heimbach ſich etwas erweiternd, eine freiere Ausſicht zuließ. Doch — es iſt zu viel des Schönen an dieſen geſegneten Ufern zuſammengedrängt, als daß das Einzelne ſich dem Gedächtniſſe ſo tief eingraben könnte, daß nicht neue, reizende Bilder, wie ſie bei jeder Stromeswindung wechſeln, es in den Hintergrund ſollte zurücktreten laſſen. Ich will Deinem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen, will das Bild Dir mit Worten zu malen verſuchen. — Vielleicht, daß es lebhaft — als freundliche Erinnerung — vor Deine Seele tritt.

Der ſilberklare Strom liegt wie ein Spiegel vor Dir da. Kaum gewahrſt Du, daß ſeine Wogen ſich fortwälzen. Die Ruder ruhen — das Schiffchen ſtreift mit der Woge — es ſcheint ungerne die ſchöne Stelle zu verlaſſen — wo kein Strudel Gefahr droht, wo das Auge ſich nicht ſatt ſehen kann, wo ein Füllhorn des Segens ausgegoſſen zu ſein ſcheint. Hohe Berge, deren Fuß die Rebe, deren Gipfel Baumesgrün, ſaftige Saatfelder — impoſante Ruinen oder freundliche Weiler ſchmücken, bilden den Rahmen. Der Rhein hat aufgehört ein Strom zu ſein. Er iſt ein See geworden. Dort ragt eine Felſenkuppe hoch in die balſamiſche Luft hinein, die Du erkennſt; hier ſind die Berge kegelförmig, eben abgeplattet. Während am Fuße der fleißige Winzer die Rebe pflegt, zieht oben der Pflug ſeine Furchen in fruchtbares Land, und aus der Fruchtbäume Blätterkronen blicken die freundlichen Wohnungen harmloſer, kräftiger Menſchen. Ueber eine kleine, ſaftiggrüne Inſel hinweg ſteuert Dein Blick rechts auf das freundliche Lorch, das alte Lauriacum, das ſich in bedeutender Länge am Ufer hinzieht, einſt berühmt ob ſeiner Tuchwebereien, die ein finſterer Fanatismus verſchwendet; herrliche Weinberge umgrünen es. Den Gipfel ſeiner hohen Rebe ſchmückt eine Ruine, und öſtlich öffnet ſich das herrliche Wiſperthal mit ſeiner Kapelle. War es ein Sonntagmorgen oder ein Maiabend, als Du hier weilteſt, ſo trugen gewiß die harmoniſchen Töne des berühmten Geläutes ſeiner alten Pfarrkirche Dein Gemüth himmelan. Weiter hinab, rechts vor Dir liegt im Rebengrün, halb vom Berggeſtrüppe verdeckt, Lorchhauſen, mit ſeinen grauen Mauern ſich an den Felſen lehnend, deſſen Fuß das Schäumen und Brauſen der Wirbellaſt

verursacht. Heimbach lehnet sich links an gewaltige Felsen furchtlos an, und die Burgruine scheint es zu schützen. Weiter abwärts erblickst Du Fürstenbergs stolze Ruinen. Einst gewaltiger Dynasten Wohnsitz, vor denen selbst Kaiser zitterten, steht jetzt noch seiner Mauern reicher Ueberrest gewaltig daoben, trotzend dem Zahne der gefräßigen Zeit. Sein ungeheuer starker, jungfräulich schlanker, stattlicher Wartthurm sieht so ernst herab in das Thal, als wollte er höhnend zu dem entarteten Pigmäengeschlechte dieser Zeit sagen: Hier wohnten einst Helden, stark und stolz, wie ich; hier übten sie ihres Armes Muskelkraft an Schwert und Bogen; hier soll fürder kein Geschlecht hausen, weil für den Sperling kein Adlernest paßt! — Und unten, wo ein freundliches, rebenreiches Thal sich mündet, liegt das Dörfchen Rheindiebach, welches ein zweifelhaftes Alterthum **Digitus Bacchi** nennt; auch von Mauern umschlossen und von Thürmen beschützt, deren einer, am südöstlichen Ende des Dörfchens, der Zerstörung entgieng. Noch weiter abwärts blickt traurig die Ruine des Klosters Fürstenthal aus dem Schatten kräftiger Nußbäume zu Dir herüber; aber grade vor Dir erblickst Du eine alte Stadt, sanft hingeschmiegt am Fuße zweier Berge. Das helle Weiß ihres, auf gewaltigen Quadern ruhenden Klosters, das tief unten des Rheines Welle bespült, die freundlichen, über die uralte Stadtmauer herüberblickenden Wohnungen, die hohen, gewaltigen Thürme, die in weitem Bogen sie umschließen, oben die weitläufigen Ruinen der einst gewaltigen Burg, und mehr noch die, aus der Zeiten Ferne stammenden Ruinen der, im reinsten Style erbauten Wernerskirche, die weit über die Stadt einst und die hohe Pfarrkirche hinaussehen — ziehen schnell

Deine Blicke auf ſich und ſuchen ſie — es iſt Bacharach, von dem die Sage ſo viel, die Geſchichte leider nur wenig mehr zu erzählen weiß. Sieh, hier hauſete einſt jener beldenkühne Hermann von Stahleck, deſſen Namen der Berg trägt, der im rheiniſchen, ſalidiſchen und ripuariſchen Franken ein ſo mächtiger, vielgefürchteter Dynaſte war. Hier iſt des Pfalzgrafengeſchlechtes Wiege. Hier ſollen einſt Rom's älteſte Söhne der Rebe goldene Frucht erzogen und in den Felſen, die wie ein Damm die Herleiſem-Inſel ſchützen, dem Bacchus einen Altar gezimmert haben, wo ſie ihm der Trauben Erſtlinge geopfert und ihres Saftes Libationen gebracht. Noch ſteht jener Altar; aber die Ueberſchwemmungen haben das Beste entführt und ihn, den Charakter ſchmücken ſollen, dem Blicke des Forſchers neidiſch entzogen; doch im Namen der Stadt bleibt ſein Andenken geſichert, denn Bacharach bewahret den römiſchen Klang: **Bacchi ara.** Hier erhob frühe durch das, beim nahen Salmenſange am Lurelai angeſiedelten, Chriſtusboten Goarius Wort, die Religion des Friedens und der Liebe ihr Panier; hier blühten Handel und Gewerbe in der Zeit der Barbarei; hier wirkten einſt die Wittelsbacher frommen Sinnes und ſtifteten jene, in Ruinen noch herrliche Wernerskirche zu Ehren des frommen Knaben, der, wie die Sage erzählt, das Opfer jüdiſchen Haſſes ſoll geworden ſeyn, und jene Petri- und Paulskirche (die mit Unrecht den Namen: Tempelherrnhof trägt) deren ſchönes Chor man noch heute bewundert. Groß und berühmt war einſt die Stadt, jenes Hanſa-Bundes Gemahlin, der ſie ſehr Deutſchlands Gewerbfleiß hob und ſo wohlthätig auf die Geſittung einwirkte. Hoch hinauf in den Norden und weit hinab in den Süden giengen

ihrer Thäler Weine, ſelbſt bis zur geiſtigen Weltbeherr-ſcherin Roma, deren Gebieter ſelbſt neben den Thränen Chriſti der rheiniſchen Berge Gewächs pries. Huld-reich geſchirmt, weiſe regiert von ihren Oberherrn, hatte ſie ſich mancher wichtigen Privilegien zu erfreuen, und einer merkwürdigen Repräſentativ-Verfaſſung, die noch heute den Kundigen reizt, in die, leider ſo ſehr verſchüt-teten, Schachte ihrer frühern Geſchichte hinabzuſteigen. Doch, wo iſt der Glanz jener Zeiten? Wo der Ruhm jener Tage? Wo das rege Leben jener Zeit? Nur noch eine Mumie iſt übrig, aus der das Leben gewichen; öd' und ſtill iſt es geworden in den Straßen und am Ha-fen, wo einſt eines Maſtenwaldes Wimpel im Morgen-winde flatterten. Rufen Dir, freundlicher Leſer, dieſe Worte das Bild jener lieblichen Gegend zurück, die einſt Dein Auge geſchaut — dann — ich bitte — laß es nicht ſchnell wieder verdrängen. Halt' es feſt. Ich will Dir erzählen, was einſt vor grauen Jahren in dieſen altertümlichen Mauern, in dieſer Gegend ſich zutrug. Die Schickſale dieſer Stadt, einſt ſo berühmt, jetzt ſo unbedeutend, ſind mir nicht fremd, ihre Sagen vertraut. Aus dem Buche ihrer Vorzeit wähle ich einige Blätter aus, knüpfe daran die Bilder, die mir die Sage vertraut, die ich den Erzählungen der Greiſe und alten Familien-nachrichten entnahm, und gebe Dir's ſchmucklos hin. Und iſt mir's gelungen, Dir eine Stunde erheitert zu haben, ſo bin ich reich belohnt. Richte mild, wenn nicht immer mit peinlichem Buchſtabendienſte, wie der Geſchichte Urkunden kopirt. Unwahr iſts drum nicht, weils unbe-kannt, und was im Gemüthe lebt, iſt da geweſen.

1.

Es war am zweiten Tage des Maimondes im Jahre 1631, als der alte Rathsbürgermeister Hans Jacob Heileß, von der Münze *) her kam, wo sein stattliches Wohnhaus, ein's der schönsten der Stadt, wie er einer der Reichsten ihrer Bürger und Patrizier, lag — und auf die Schenke zuschritt, die hochgiebelig an der Ecke des Marktes, dem altehrwürdigen Rathhause gegenüber lag, und ebenso der Petri- und Paulskirche, mahnend an das Sprüchlein: Wo der Herr einen Tempel hat, baut der Teufel eine Schenke nebenan. Die Schenke war berühmt innerhalb den Ringmauern der Stadt und draußen; denn hier trank nicht Jantzvogel seinen flachen Heimbacher oder der eignen Stadt geringstes Gewächs, sondern die angesehenern Bürger sammelten sich hier, um von Meister Götz sich den blumigten Steeger, den feurigen Manubacher, den lieblichen Diebacher

*) Bacharach hatte in frühern Zeiten Münzgerechtigkeit und eine Münze. Dieß Gebäude lag unfern des Baches, der sich aus dem Steeger Thale windend am nördlichen Ende der Stadt in den Rhein mündet. Er heißt heute noch Münzbach, und das Thor dabei Münzthor, die Gegend — Münze. Münzen aus dieser Stätte sind äußerst selten. Der Verfaßer sah einen Albus, der hier geschlagen war.

kredenzen zu laſſen, oder in Diebacher Feuerwein *) des Lebens Sorgen und Kümmerniſſe zu begraben, die ja auch dem Schooskinde des Geſchickes nicht fehlen, für das allein die Erde ihr Köſtlichſtes hervorbringt. —

Auf dieſe Schenke ſchritt der Rathsbürgermeiſter Heileß langſam und würdevoll zu, den hohen Staab mit dem Silberknopfe in der Rechten und die große Sammetmütze mit der Linken nach allen Seiten gegen die Grüßenden lüftend; denn er war ein geachteter Mann, Der viel Gutes that an den Armen und jedem gerne diente. Es war ein wunderſchöner Tag geweſen, und der tiefblaue Himmel ſah ſo treu und mild in das Rhein-

*) Dieſer Feuerwein war ein eigenthümliches Produkt der Thäler, wie man die Orte Bacharach, Oberdiebach, Manubach und Steeg nannte; doch wurde in der Stadt ſelbſt nicht gefeuert; in Oberdiebach geſchah dieß zuletzt 1803, und ſeitdem nicht wieder. Man ſagte, die Kunſt ſey verloren; allein dieß iſt nicht der Fall. Sie findet ihren Lohn nicht mehr, darin liegt ihr Ende in praxi. Man pflegte nämlich in eigens dazu erbauten, niedrigen Gewölbekellern den Wein im Faſſe ſo lange als Moſt zu kochen, bis alles Phlegma verſchwunden, der Zuckerſtoff allein und der Geiſt, erſterer konzentrirt, übrig geblieben. Kohlenfeuer war das Mittel. Wie man allmählig das Feuer geſteigert, ſo ließ man es allmählig wieder abnehmen, damit des Faſſes offne Fugen ſich wieder ſchloſſen. Die Prozedur war langweilig, ſelbſt lebensgefährlich und koſtbar; aber der Wein auch einzig. Dieſer war es, der Aeneas Sylvius ſo daß munterte, weil er an Geiſt und Süße ſelbſt ſeine Italiener und Sizilianer übertraf und ihn beſtimmte, ſich jährlich welchen nach Rom bringen zu laſſen. Schade daß unſre Weinhändler nicht mehr ähnlichen ſuchen, beſtellen und bezahlen! Ob ſie dabei verlören? Verf.

thal, daß es den alten Herrn lockte, die Marktgaſſe hinabzuſchreiten an den Rhein, um dort ſich zu ergehen; allein, noch war die Sonne nicht hinter den Hochgebirgen von Steeg hinabgeſunken, ja man konnte ſagen, ſie brannte heiß, ſo früh es auch noch in der Jahreszeit war; die Winzer arbeiteten noch in ihren Rebbergen, und um des Maigeläutes *) feierlich-melancholiſche Klänge zu vernehmen, war's noch zu früh am Tage — aus dieſen Gründen — und weil er durch die Bogenfenſter von Ferne ſchon Gäſte gewahrte, wollte er eben zur weitgeöffneten Thüre der Schenke einbiegen, als es ihm noch zur guten Stunde einfiel, einen Blick zwi-

*) Seit vielen Jahrhunderten herrſchte in dem churmainziſchen Rheingau, deſſen letzter Ort Lorch war, die Sitte, daß an jedem Abende im Mai, ehe noch die Nacht ihren Nabenflügel über die Thäler gebreitet, eine ganze Stunde lang mit allen Glocken geläutet wurde. Schade daß dieſe Sitte nach und nach endet, denn nur in ihrem Urſprung iſt ſie lobenswerth. In Lorch hat ſie ſich am längſten erhalten. Wenn an ſtillen, milden Maiabenden der Glocken harmoniſcher Klang (und Lorch hat das trefflichſte und volltönigſte Geläute, das man hören kann), in lang gehaltenen Akkorden durch das Thal zieht, hebt er auf ſeinen Flügeln das Gemüth zum Himmel, und wer hier nicht andächtig wurde, hat kein Herz. Woher der eigenthümliche Gebrauch ſtammte? — Ein Aberglauben aus Carl's des Großen Zeit iſt ſeine Quelle. Wenn im Mai die Hexen nach dem Blocksberge und von da zurückziehen, ſoll dieß Geläute, als Gott geweiht und die Menſchen zum Gebete mahnend, ihre unheilbringende Macht von den Fluren des Rheingaus abhalten. Der geheiligte Krummſtaab blieb allein da wehrlos, wo der ganzen Hölle und ihrer Vaſallen Gewalt zu fürchten war; er mußte Hülfe ſuchen bei der Glocken weitſchallender Stimme!

ſchen den hohen Kaſtanien hinauf zu den Fenſtern des Saales *) zu werfen, der an die Schenke ſtieß. Da ſah er denn in das bleiche, ernſte Geſicht des Saalſchultheißen, **Doctoris juris**, **Nima**, das ſo kalt und theilnahmlos herabſah, als ſey es aus Carara's Marmor

*) Wahrſcheinlich hatte Erzbiſchoff Bruno von Cöln die Vogtei Bacharach, mit Einſchluß der Orte Steeg (Stiga), Oberdiebach (Digitus Bacchi), Mannbach (Manus Bacchi) von ſeinem Bruder, Kaiſer Otto I., erhalten, und gab ſie an die Stahlecker, welche Erben der Raugrafen des Trachgaues waren, welcher ſich von Heimbach (humerus Bacchi) bis hinab nach Coblenz, langs des Rheines Ufern zog, zu Lehen, die denn im Laufe der Zeit, mit Recht oder Gewalt, iſt unbekannt, dieſe Herrſchaft ſich zu erbeigen zu machen wußten. Soviel aber iſt gewiß, daß noch jetzt Churcöln gewiſſe Gerechtſame in dem kleinen Thalerſtaate zuſtanden. Es hatte in Bacharach ein eignes Gebaude, (in der franzöſiſchen Periode verſchwand es, wie ſo manches andre Denkmal fruherer Zeit durch den Vandalismus, der nichts ſchonte) der Saal — auch der Kummerhof genannt, wohl wegen der Kriminalgefängniſſe, die ſich unter ihm befanden. Hier wohnte der churcolniſche Saalſchultheis, der in Gerichtsſachen, namentlich in Kriminal-Angelegenheiten, gewichtige Prarogative hatte. Hier wurde der Thälerrath verſammelt, der aus zwölf Rittern und zwölf wahlbaren Burgern, Rathsburgermeiſtern, beſtand, die der Thaler Verwaltung und Gerechtigkeit ſeiteten und in der Amtsausübung zu wechſeln pflegten. Der Saalſchultheis fuhrte den Vorſitz, und an ſeiner Seite ſaß der ſtahleckiſche Vogt, jenes Herrn Rechte zu wahren. (Handſchrift von 1668.) Wahrſcheinlich beſaßen die Thaler ein eignes Rechtsſtatut. Ob es noch wandwo exiſtire? Von der Rahmer und Scotti kennen es nicht.

gemeißelt, und dem ehrfurchtvoll Grüßenden ward er fast kalt bei dem Anblick, und schneller bog er zur Schenke ein, gleichsam, als wolle er dem Anblicke dieses Antlitzes entfliehen, das etwas so Erschütterndes hatte.

Als der alte, biedre Mann in die geräumige Gaststube trat, war sie über Erwarten leer. Sonst fand man hier um diese Zeit Männer aller Zeichen und Zünfte redend von ihren Gewerkfahrten in fremden Landen und deren Abenteuern in Wahrheit und Dichtung, je nach Sinn und Geschmack des Erzählers. Heute saßen nur zweie da — altgewöhnte Schoppenhelden, die sich das Steeger letzte Jahresgewächs munden ließen und von Weltbändeln redeten, wie sie die vielbewegte Zeit gebar, und der Schweden oder Kaiserlichen Sieg und Niederlage. Es war der Eine der Kürschnermeister Ulrich Prätorius, im Trinken wie in Politicis erfahren, dabei ein Mann von vielem Gewichte, jedoch nur körperlichem; denn sein Geist war federleicht, und sein Muth leichter, als der des Hasen. Der Andere, von hoher und muskulöser, fast riesiger Größe, hieß Leonhard Lauer, und war seines Zeichens ein Schiffer, und führte ebenso kräftig, sicher und häufig den Becher zum Munde, als das Ruder in der nervigen Faust. Der Wirth, klein von Leibesgestalt, aber rund, wie ein Ahmfaß (Ama), mit einem rubinrothen, glänzenden Vollmondgesicht und gleichmüthigen Hängebacken, stand vor dem Tische, woran jene saßen, seines Geschäftes zu warten und seinen Groschen zur Zwiesprach dann und wann zu geben, die jene eifrig führten. Beide Zecher erhoben sich ehrfurchtsvoll, als Heileß hereintrat, boten freundlichen guten Abend dem Herrn Rathsbürgermeister, und setzten sich erst wieder, nachdem Gölz den umfangreichen Lehnstuhl seiner

verſtorbenen Schwiegermutter zunächſt gegen das Fenſter gerückt und Heileß ſich behaglich darin niedergelaſſen hatte. Ohne auf das Geheiß des Rathsbürgermeiſters zu warten, eilte der ſeiner Gäſte kundige Wirth hinaus, brachte ein Schöpplein Diebacher Feuerweins von Anno 1630, und ſetzte es mit einem herzlichen: Proficiat! vor den vielwerthen Gaſt. Ehe aber noch ein Geſpräche eingeleitet werden konnte, öffnete ſich abermals die Thüre, und hereintrat mit mächtigem Pathos und höchſtformellen Grüßen, nahe an die Vollendung der Formalität jener Zeit gränzend, der patriotiſche Schneidermeiſter Zinkgräf, viel gewandert, viel erfahren und niemals ohne Rath und — Durſt. Des Mannes Wohlſtand zeigte ſich in ſeiner ſtattlichen Kleidung, die künftige Rathsbürgermeiſterſchaft in der Stirne tiefſinnigen Falten. Nach den Gegengrüßen der Anweſenden, die bei Lauer'n ein ſatyriſches Lächeln begleitete, nahm der Schneider Platz zunächſt dem Rathsbürgermeiſter und beſtellte ſich ſeinen lieben Steeger. Wovon ſprecht Ihr Gutes, Ihr Herren? fragte jetzt Heileß die Beiden, die zuerſt da geweſen, damit wir Theil nehmen können an Eurer Kurzweil, jedoch im guten Sinne, denn Scherze duldet der Ernſt der Zeit nicht!

Da habt Ihr wohlgeſprochen, Herr Rathsbürgermeiſter, fiel ſogleich der Schneider in die Rede; als ich durch das verwüſtete Sachſenland wanderte und an den Trümmern der Stadt Magdeburg ſtand, lernte ich begreifen, was Ihr da zu bemerken beliebet.

Haben von allerlei geredet, entgegnete Prätorius, des Schneiders Worte mißachtend, von Dem und Jenem — alten Zeiten und neuen Welthändeln, wie das ſo geht.

Das heißt, ergänzte Lauer, von unſrer verſtorbenen Freiheit und neugebornem ſpaniſchem Drucke, und baldiger Auferſtehung der Freiheit durch den Gottesheldeu Guſtav Adolph.

Gustavus Adolphus Rex, wer was hat, der verſteck's — murmelte Göl; in den Bart und fuhr mit der Hand über die Stirne. Gott gebe, daß Morgen ihre Oſtern ſeyen! rief feurig der Schneider, ſah aber doch dabei ſich in der Stube um — denn es traf ſich manchmal, daß auch etliche ſpaniſche Wachtmeiſter hier Feuerwein tranken und träumten, es ſey Xeres.

Guſtav Adolph lebe! rief Heileß, ſein Glas erhebend. Möge er bald bringen, was wir hoffen!

Haltet ein! rief Lauer und ſchluckte ſchnell den Reſt ſeines Weines hinab, indem er das Glas dem Wirthe darreichte. Man muß das Wohl des Helden aus vollem Glaſe trinken, ſonſt hat's keinen Erfolg.

Der Wirth kam bald wieder, und die Gläſer klangen hell und freudig zuſammen.

Ach, zog lang und behaglich der Schneider, wenn das der Held wüßte, er kame bald der vielgedrückten Stadt zu Hülfe und brächte uns wieder die Freiheit.

Gott im Geiſte und in der Wahrheit zu dienen — ergänzte Heileß mit Nachdruck.

Hol mich der Teufel, rief der Kürſchner Prätorius, wenn ich nicht — er ſah ſich ſcheu und gleichſam ſich ſeiner eignen Keckheit fürchtend, in der Stube um — wenn ich nicht mit meinem Schabemeſſer dem Blutbunde, dem Spanier, das Fell abziehen und zu einem Trommelfelle für die Schweden gerben will! Hol ſie dieſer und der! Seitdem die an uns ſaugen, ſind unſre Adern blutleer, unſer Herzſchlag ſtockt und es will in keiner Bezie-

hung fort. Unſer Glauben iſt und bleibt unterdrückt, der Quardian lieſt Meſſe zu Sanct Peter und Paul, welche Kirche doch altermäßig unſer iſt; der Handel und jedes Gewerbe ruht. — Was das am Ende werden will? — !

Lauer ſah ihn ſpöttiſch von der Seite an und raunte ihm in's Ohr: Der Spanier muß aber doch erſt mauſetodt ſeyn? — Prätorius blickte ihn grimmig an; denn der Feige will lieber alles ſeyn, als feig ſcheinen. — Doch biß er ſich in die Lippe und ſchwieg, ſein Geſicht Heileß zuwendend, der ſprach:

Es iſt ein Strafgericht des Herrn, Meiſter Ulrich. Fluchen ziemt nicht. Wer viel mit dem Munde thut, läßt Arm und Hand müßig. Der Bedrangle *) iſt freilich unſer Bedränger, wie die Buben im Liedlein auf den Straßen ſingen, und ein wahrer Antichriſt — aber wir ſollen Geduld üben in guten Werken und aushalten und kämpfen einen guten Kampf des Glaubens, auf daß uns einſt beigelegt werde die Krone des ewigen Lebens. Die Zeit der Noth geht auch vorüber. Heil uns, wenn wir durch ſie ſind bewährt worden!

Meint man doch, ſprach händehaltend der Schneider, man höre unſern Paſtor Juſelius!

Daß Du deſſen gedenkeſt, Zinkgräf, rief Lauer wild und ſchlug auf den Tiſch, das macht mein Blut ſieden! Ja, Herr Rathsbürgermeiſter, Ihr habt da den Nagel auf den Kopf getroffen. Da liegt allein das Heil

*) Spaniſcher Kapitän-Lieut. und Kommandant zu Stahleck und Bacharach, wie auf den Burgen Fürſtenberg bei Rheindiebach und Stahlberg im Thale Steeg. Merian nennt ihn Bedrangle, Reichard in ſeiner europäiſchen Chronik: Bedranake.

für uns — im Kämpfen; aber nicht wie Ihrs meinet allein, sondern mit der Faust. Wir müssen zum Ruder und Messer greifen und die Bluthunde hinausjagen aus unsern Mauern, und wieder holen unsern frommen Juselius. O, ich gedenke der Stunde noch, wo er, uns segnend, schied und sein Friedrich meine Hand schüttelte und sprach: Leonhard, wir sehen uns bald wieder. Aber es sind Jahre dahingegangen. Ich bin Mann, er Jüngling, der Vater Greis geworden, und noch ist die Stunde nicht da. —

Du hast Recht, Lauer, sprach beifällig und durch sein Feuer entzündet, Zinkaräs. Seine Rückkehr nur ist die Bedingung alles Heils für uns. O, ich denke auch jenes Augenblicks noch, dessen Du erwähnt. Mir aber begegnete einst in der Schweiz ein stattlicher Jüngling, und fast schien's mir, als sey es Friedrich — aber er gieng kalt vorüber und kannte mich nicht. Er war's nicht.

Nein, gewiß nicht! vervollständigte Lauer; denn das hätte Der nimmer gethan.

Heileß war entsetzt aufgestanden und sah beide mit wehmüthigem Ernste an. Wohin denkt Ihr, Bürger? sagte er strafend. Wisset Ihr nicht die Schrift, die uns sagt: Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat? Erinnert Ihr Euch nicht mehr der letzten Worte unsres Doctoris Juselius?

Mir ziemt es zwar nicht, erwiederte hierauf feurig der flammhafte Schiffer, indem er dem Wirthe den Becher hinschob, daß er gefüllt werde, Euch, als graues Haupt, zu stülpen, und will es auch in keinerlei Weise thun; aber Ihr, die Ihr des Rathes seyd, Ihr solltet nicht predigen, wo es Euch besser anstünde, zu han-

deln. Ihr, die Ihr gemeiner Bürgerſchaft Rechte wahren ſollt, dürftet nicht müßig den ewigen Brandſchatzungen zuſehen, die unſer Mark am Ende aufreiben. Wiſſet Ihr es nicht, ſo vernehmt es aus meinem Munde zuerſt, daß es gährt und kocht in den Gemüthern hier in der Stadt, wie draußen in den Thälern. Es bedarf eines Stoßes nur, und die Sturmglocke hallt es Euch in das Ohr lauter, als es hier mein Mund gethan! — Er ruhte aus — und Prätorius, der in ſeines Geſellen Muth den ſeinigen wiederfand, ſpann den Faden fort:

Warum ſeyd Ihr denn zahm wie Lämmer und laſſet Euch von dem Saalſchultheißen Rima am Gängelbande leiten wie Kindlein, die noch nicht gehen können? Iſt der nicht Bedrangle's Helfershelfer und ein Halunke obendrein, wie der?

Ihr führt kecke Reden hier, Bürger, ſagte ernſt und gemeſſen Heileß. Es ziemt Euch nicht, die Schritte zu tadeln, die ein wohlweiſer Rath zu Eurem Beſten thut. Das Alter mägt weiſe, wo die Jugend unſinnig brauſet. Wir müſſen wohl prüfen, ob nicht der Geiſt willig, aber das Fleiſch ſchwach iſt! — Sehr weiſe geſprochen! adorirte der Schneider; aber mir ſcheints, verehrter Herr Rathsbürgermeiſter, es müßte doch etwas mehr Thatkraft von erklecklichem Vortheil ſeyn?! —

Ihr täuſcht Euch ſelber, entſchuldigte Heileß. Ihr legt Rima und uns zur Laſt, was der Umſtände Drang verſchuldet.

Zerbrich das Joch und Du biſt frei — ſchaltete Lauer dazwiſchen.

Leonhard, redete ihn jetzt Heileß mit ſcharfem Blick und Tone an, habt Ihr je vernommen, daß ein unſinniger Schritt Gutes wirkte? Habt Ihr denn ganz

vergeſſen, wie Oberweſel und Caub, wie Simmern und Stromberg und alle Schlöſſer mit Spaniern beſetzt ſind? Ruft nicht ein Bote, ja ein Falconetſchuß dieſe zu Hülfe? Und was ſollen unſrer Thäler unbewehrte Bürger beginnen im Strauße gegen dieſe Eiſenfreſſer, die Jahre des Kampfes in Niederland gehärtet und geſtählt, und mit allen Vortheilen des Kriegshandwerks vertraut gemacht, die uns abgehn? Ja, den glücklichſten Fall geſetzt, wir trieben die Spanier in das Schloß da droben — und weiter brächten wir's doch ſchwerlich — wer hält den Bedrangle ab, die Stadt in Brand zu ſchießen, und wer ſtraft ihn, wenn er's thut? Wer baut Euer Haus, wenn er's in Aſche verwandelt? — Und ſollte er mehr Schonung haben, als in einem ſolchen Herzen zu finden ſeyn dürfte, würde nicht Frangipani, der in Frankenthal hauſet, kommen und uns züchtigen, wie ſeine Söldlinge bei dem Gottesdienſte in Steeg durch den Tod eines redlichen Mannes gezeigt?

Haben wir denn keine Thore? fragte dummdreiſt der Kürſchner.

O ja, entgegnete faſt lächelnd Heileß; aber die fruchten uns wenig, wenn wir zwiſchen zwei Feuern ſizen. — Frangipani draußen und Bedrangle innen, da helfe Gott.

Sie ſchwiegen beſchämt.

Seht, liebe Bürger, nahm nach einer Weile Heileß wieder das Wort, rohe Selbſthülfe und Gewaltthat führt ſelten, Toben hinter dem Schenkentiſch nie zum Ziele. Der Thälerrath muß von ganz anderm Standpunkte die Sache anſehn, obwohl er in dem Mißmuthe mit Euch eins iſt. Selbſt Dr. Rima, den Ihr ſo hart und ſchonungslos beurtheilt, that mehr für Euch, als Ihr ah-

net, thats aber mit Güte und im Stillen, darum wiſſet, ja, ahnet Ihr's nicht.

Und wann Ihr auch mit dem Erſten Recht hättet, rief Lauer, dem Wein und Aufregung die Beſonnenheit mehr und mehr entzogen, ſo habt Ihr's doch bei meiner Treue hier nicht! — Von deiner Treue weiß ich nichts zu rühmen — murmelte Gölz in den Bart.

Der Rima? ſchrie Prätorius, der weniger vertragend, bedeutend trunkener war, als Lauer — nein, er iſt kein Dokter des Rechts, ſondern des Unrechts. Er ſpielt mit dem Kommandanten unter einer Decke und theilt mit ihm die Brandſchatzungen; denn ſein Glaube heißt: Selbſteſſen macht ſatt! —

Sprecht leiſe, Ihr Herren, bat Gölz, der Kummerhof hat tiefe Löcher, nach denen Euch wohl nicht gelüſten möchte. Prätorius erbleichte.

Schweig', du krächzender Rabe! rief Lauer — aber er beſann ſich ſogleich, daß er tief in der Kreide ſaß und ſagte in mildem, ſcherzendem Tone: Meinſt du denn, Gevatter, unſer Einer ſey ein Fiſch und ſey's aus Furcht? Du kennſt mich ſchlecht! — Ich verachte den Heuchler Rima und habe deß kein Hehl.

Wahrlich, Ihr beurtheilet den Mann falſch, rief in einer ſeltenen Anwandlung von Heftigkeit der ruhige Heileß. Er könnte wohl in mancher Beziehung anders handeln, das iſt wahr; aber ſeine Stellung iſt eine ſchwierige. Er könnte duldſamer gegen uns Proteſtanten ſeyn, das iſt wahr. Einſt war er es auch.

Aber das Blättlein hat ſich gewendet, fiel Zinkgräf ein, ſeit der Quardian einen ſo mächtigen Einfluß auf ihn gewommen hat, ſeit überhaupt ſein düſtres Weſen düſtrer geworden iſt — oder beſſer, ſeit er durch den

Nachdruck ſpaniſcher Arquebuſirer mehr Macht hat. Er traute früher nicht, die rechte Farbe auſſen hin zu kehren und ſpielte den Judas unſres Seelenhirten Juſelius. Als die Stunde des Verrathes kam, warf er die Maske ab, trieb ihn von dannen und —

Riß ſein Hab und Gut an ſich, alſo daß Vater und Sohn arm in eine fremde Welt zogen, der Treuloſigkeit eines Freundes ſo gewiß, als des Bettelns — ſchloß Lauer. Herr Rathsbürgermeiſter, giebt es kein Mäntelein der Liebe, das Ihr über dieſe Schandthat decken könntet? — Wollte Gott, daß ich es könnte! ſeufzte Heileß aufrichtig. Doch ich kann es nicht; laſſet uns aber doch nie vergeſſen, daß dieß die einzige, mit Rima's Denkart ſtreitende Thatſache dieſer Art iſt, die uns zur Kenntniß kam. Der Schein kann trügen, und unſer Herr ſagt: Richtet nicht, damit ihr auch nicht gerichtet werdet. Zum Teufel auch! ſchrie jetzt Lauer wilder, dem mehr und mehr der Wein die Sinne benebelte, wollt Ihr denn, daß wir alleſammt die Sache aus unſerm Gedächtniß austilgen ſollen, wie's doch kein Menſch vermag? — Vergeben könnte ich wohl, aber das Vergeſſen iſt eine Sache, die ich nicht fertig bringe, und um ſo weniger, je öfter ich will. Um aber Fünfe gerade ſeyn zu laſſen, muß man im Rathe ſitzen. Es wird und muß die Zeit der Rettung und — der Rechenſchaft kommen. Dann iſt Recht wieder Recht, und Unrecht, Unrecht. Wehe dann dem Federfuchſer Rima, dem Doktor, wie die Leute ſagen, der uns zu Grunde kurirt! Heileß ſtand auf.

Ihr redet anzüglich, weil der Wein die Zunge löſt. Ich ſtreite nicht mit Euch, ſagte er ruhig, aber feſt; denn Ihr ſeyd nicht gemacht, heute Gründen der Ver-

nunft Gehör zu geben. Er wollte Mütze und Stock nehmen, aber Zinkgräf nahm ihn bei der Hand.

Zürnt nicht, Hr. Rathsbürgermeiſter, ſagte er. Lauer iſt erbitzt; aber es ſind deren Viele, die nicht anders denken. Beleidigen will er Euch nicht. Euch achten und lieben wir alle.

So glaubt mir, ſprach Heileß, wenn ich Euch ſage, Rima iſt beſſer als ſein Ruf. Er grüßte und gieng.

Geh Du nur, donnerte Lauer ihm nach. Du biſt ein ehrliches Schaaf, aber nichts weiter. Alle Wetter, Zinkgräf, wärſt Du oder ich im Rathe, ich wollte den kölniſchen Funken zwicken, bis er mürbe würde, wie ein Apfel im Frühjahr.

Um Gotteswillen ſchweigt, rief Gölz, der eiligſt hereinſtürzte, der Rima ſteigt eben unter den Kaſtanienbäumen des Kummerhofes zu Roſſe. Hört er Dich toben, ſo bekommſt Du, Lauer, freies Quartier, aber keinen Mannbacher. Ueberdieß iſt ſein Töchterlein ſchwer krank und ihr Lager auf dieſer Seite. Tobet darum nicht, Männer!

Dieſe Worte äuſſerten eine niederſchlagende Wirkung, ſelbſt auf den Weinerhitzten; denn Clara Rima beſaß die Liebe der Stadt, weil ſie die Krone der Stadt und die Mutter ihrer Armen und Waiſen war; und es lebte weder Mann, Greis, noch Jüngling in der Stadt, der, wenn ſie ſo leicht, wie ein Schatten vorüber ſchwebte, ſo engelmild und herzig grüßte, nicht ſogleich die Mütze gezogen hätte, ſtehen geblieben wäre und, der Lieblichſten nachſehend, geſagt hätte: Sie iſt ein Engel. So möchte denn Keiner, ſelbſt der Trunkene, die Ruhe dieſes verehrten Weſens ſtören, und das iſt die Wundermacht weiblicher Reinheit, Milde und Schönheit, daß ſie nicht

blos da herrſchet, wo ſie ſich zeigt, ſondern ſelbſt da, wo nur ein leiſer Anklang an ſie und ihre Nähe laut wird.

Die Sonne war unterdeſſen hinter den Höhen von Perſcheidt hinabgeſunken, und feurig glühte nur noch der Rebenkopf und die hohen Häupter der Naſſauer Berge, während jenes milde Zwielicht in den Thälern ſpielte oder zu ſpielen begann, das einen ſo eigenthümlichen Reiz zu ſtiller Betrachtung für das Gemüthe hat. Erfriſchende Kühle wehte vom Rheine herauf, wo Millionen Nimphen ihren Tanz begannen, der ihres Lebens ſchnelles Ende iſt. Nachtigallen ſangen ihr ſchmelzendes Brautlied in den Gebüſchen, welche die Höhen kränzten, und bald kam die Stunde, wo die Feierklänge des Maigeläutes von Lorch ſo wunderſam beredt von dem Abendwinde herabgetragen wurden. Der churkölniſche Saalſchultheis, Dr. juris Rima, hatte ſich ſein Leibroß vor das Thor des Saales führen laſſen und war auf das edle, ſich bäumende Thier geſtiegen. Geſenkten Hauptes ritt der Mann um der Oberſtraße zu, um in Gottes großem, weitem Tempel Frieden zu ſuchen für die kummerbelaſtete Seele. Ihm war der ſpottweiſe vom Volke Kummerhof genannte Saal wohl in Wahrheit ein Kummerhof; denn daheim lag ſchon ſeit Wochen Clara, der Stern ſeines Lebens, das achtzehnjährige, einſt ſo liebliche Mädchen, der Mutter, die längſt ruhte, theures Ebenbild, an Leib und Seele — krank darnieder, und der trauernde Vater, der faſt Tag und Nacht nicht vom Bette ſeines Kindes kam, war troſtlos, da alle Hülfe fruchtlos blieb und er ſein Glück zu Grabe gehen ſah. Heute ſchlummerte ſie einmal. Er fühlte das Bedürfniß ſo tief, in der friſchen Abendluft die heiße Stirne zu baden und die freie Gottesluft zu athmen, daß er gerne den Bitten der ſorg-

lichen Schweſter nachgab, ihr Clara überließ und ſein Pferd ſich vorführen ließ, das ſchwereren Herzens ſeinen Herrn noch nie getragen. Tief war ſein vom Schnee des Lebenswinters bedecktes Haupt gebeugt; traurig erwiederte er die heute ſo theilnehmenden Grüße der Bürger, die alle mehr oder weniger ſein Herzweh mitfühlten, weil Clara's Leiden auch für ſie ein Herzweh war. Nirgends fand ja der unglückliche Vater Hülfe. Alle Aerzte Cölns, die der reiche Rima beſchieden, waren ohne Troſt wieder von dannen gezogen. Ein ſchleichendes Fieber ſchien der Jungfrau zarten Körperbau zerſtören, das ſchöne, geliebte Leben auslöſchen zu wollen. Das beugte den Greis ſo tief, der auſſer Clara nichts mehr hatte, was ihn an das Leben band. —

Er ritt eben an den Bogenfenſtern des Gölziſchen Hauſes vorüber.

Sieh' doch, wie der alte Sünder ſo gebückt dahin reitet — ſagte mit giftigem Blicke und Tone Lauer zu Zinkgräf. Weißt Du auch, woher das kommt? Er ſucht ſein gutes Gewiſſen, das er ſeit der Schandthat an Paſtor Inſelius verloren hat und kann's nicht finden, witzelte der Schneider.

Lauer und Prätorius lachten des Witzes, auf den ſich der Schneider etwas zu Gute that.

Aber Gölz nahm das Wort: Ihr wißt, ſagte er, auch ich bin nicht gerade ein warmer Freund des Doctor's, aber ſeine Lage regt mein tiefſtes Mitleid auf. Ich habe alle meine Kinder erwachſen verloren und mein Weib dazu, und weiß, wie das thut. Clara leidet ſchwer und ſie iſt ſein höchſtes Gut, und alle Aerzte haben ihr das Leben abgeſprochen. Tragt Ihr nur einen Funken menſchlichen Gefühls in Eurer Bruſt, ſo ſpottet

des Vaters nicht, der eine Zentnerlaſt auf dem Herzen trägt. Da ſahen ſich die Dreie etwas verblüfft an, und ſchämten ſich ihrer Worte und des Hohnes.

Wahrlich, wenn dem ſo iſt, ſprach Zinkgräf, dann jammert er mich um des Engels willen, den ihm Gott zum Kinde gab. Sie iſt gut. Jedermann ſagt das — und ſchön, das ſehen wir alle. Doch ſchien mir's, daß, ſeit der Beſetzung unſrer Stadt durch den verfluchten Bedrangle, ihr Auge düſtrer, ihr Ausſehen bleicher und leidender war. Gott gebe ihr Gnade! Lauer hatte noch einige Tummler geleert und war dann wankend aufgeſtanden. Zinkgräf zahlte ſeine Zeche nicht ohne Oſtentation, und Lauer ſah ſüß freundlich den Gevatter an, bewegte die Lippen, aber blieb — ſtumm. Soll ich's wieder aufſchreiben, ihr Zwei? fragte er halb ſcherzend, halb ärgerlich — da beide ſchon hoch in der Kreide ſtanden.

Ja, Gevatterchen! lallte Lauer. Selig nickte Prätorius, dem Gölz eine Laſt abgenommen und ſetzte dann hinzu: ein guter Wintermarkt und Herbſt bezahlt Alles!

Wenn's wahr iſt, iſt's gut! liſpelte leiſe Zinkgräf dem achſelzuckenden Wirthe zu und alle Dreie ſchieden, begleitet von der Mahnung: Kommt bald wieder, zu der ſich jedoch, in Bezug auf Lauer und Prätorius, ein leiſer Seufzer geſellte.

II.

Schon frühe hatte in Bacharach, durch den Verkehr bei den Weinmärkten *), dem bedeutenden Handel der Stadt, als des Stapelortes für den Weinhandel des Rheinganes, durch die von dem zahlreichen und begüterten Adel geförderte Cultur dieser Gegend, das Licht des Evangeliums Eingang gefunden. Wie überall, entstanden auch hier zahlreiche und heftige Reibungen zwischen Alt- und Neugläubigen, strengen Katholiken und eifrigen Protestanten, an denen die Regierung oft eben so großen Antheil hatte, als die Ansichten und Neigungen der einzelnen Amtsträger, und diese Periode ist hier, wie fast überall, ein ziemlich düstres Blatt im Buche der Geschichte, dessen Züge aber die Thränen der Unterdrückten und selbst ihr Blut nicht auszulöschen. Dessen ungeachtet bildete sich sehr bald eine evangelisch-protestantische Gemeinde in der Stadt, und eben solche in den Thälern, namentlich Oberdiebach und Manubach — für welche beide eine edle evangelische Dame, wahrscheinlich eine von Riedesel, eine eigene Kirche im südlichen Thale von Oberdiebach erbaute, die indeß unter dem Wüthen der Spanier unbrauchbar wurde und bald als Ruine dastand. In Bacharach kam die Gemeinde in den Besitz der Pfarr- und Stiftskirche, den heiligen Aposteln Petrus und Paulus geweiht, während die Kirche zu Sanct Wer-

*) Eine eigenthümliche Einrichtung war es, daß, wenn der Wein klar und auch der gefeuerte bereitet war, an einem bestimmten Tage der Weinmarkt auf freiem Markte der Thäler gehalten wurde. Die Weinhandler trafen dabei ein, und jeder Burger erschien mit seiner Probe. Der Preis, unter welchem nicht verkauft wurde, wurde hier fixirt und die Einkaufe gemacht. Alte Handschrift.

nerus und die, an der Stätte der ehemaligen Kreuzkapelle erbaute, Klosterkirche im Besitze der Katholiken blieb. Oft bedrängt und verfolgt, dennoch glaubenstreu und fest, lebte die neue Gemeinde hier von treuen Hirten geleitet. Die öftere Vertreibung ihrer Geistlichen knüpfte nur fester das Band zwischen der Gemeinde und ihnen. Drang man ihr auch altgläubige Seelsorger auf, so kamen doch auch wieder günstigere Momente, wo man diese vertrieb und jene zurückrief. An dem letzten ihrer Prediger, Dr. theologiae Philippus Juselius, hieng aber die Gemeinde mit ungetheilten Herzen. Er war ein sanfter, guter, amtstreuer Mann, von vieler Kraft und im schönsten Sinne des Wortes bemüht, Allen Alles zu seyn. Vielfache Prüfungen hatte er erduldet; war, von seiner ersten Pfarrstelle im Dörfchen Werlau vertrieben, in Bacharach liebevoll aufgenommen worden; allein sein Geschick war noch nicht müde, ihn heimzuſuchen. Er begrub sein Weib hier, und mit ihr sein Glück, und obwohl selbst die Katholiken ihn liebten, so hatte er vielleicht gerade darum einen erbitterten Feind, den Quardian des Kapuziner-Klosters. Zu feig, öffentlich gegen ihn seine Gehässigkeit zu verrathen, schärfte und schoß er heimlich seine Pfeile auf den edlen Juselius ab, die oft schmerzlich, oft bis in des Herzens Tiefen trafen.

Der Saalschultheis Rima, ein Cölner Dr. juris, war des Quardians Spezialfreund, denn er war, wie jener, ein „Cölner Kind“. Wie verschieden aber auch sonsthin beider Temperamente waren, so gieng dennoch viel vom mönchischen Fanatismus in die Denkart des Saalschultheisen über, und sein ohnehin strenges, abgemessenes, kaltes Wesen wurde oft hart und bitter in Worten, fanatisch in seinen Handlungen. Dennoch aber

achtete er den Pfarrherrn Juſelius, ob ſeines ächtchriſtlichen Sinnes und ſeiner Gelehrſamkeit, hoch; ja es gab Stunden, wo er die trennenden Glaubenslehren vergaß und mit wärmeren Regungen ſich dem Manne anſchließen zu wollen ſchien.

Beider Gattinnen war es vorbehalten, die Männerherzen ſich zu nähern. Es ſteht kein Weſen dem Himmel näher, als ein edles, reines Weib, und keines zieht mächtiger zu ihm hin, als dieſes. So war es bei dieſen Frauen auch. Beide ſchienen nach einem Urbilde geformt, Zwillinge am Geiſte und Herzen, mit vollkommenſter Aehnlichkeit. Darum zogen ſie ſich ſchnell an, um ſich feſt zu verketten. Hier, wo die Blüthe der Religion im Gemüthe in friſcher Schönheit wohnte, die ächte Liebe, fragte man nicht nach ergrübelten Sätzen, in die der Menſch ſeine Ueberzeugung hineinzwängt, und ſo blieb ihnen fremd, was die Männer trennte — aber ſie vermittelten jene Trennung des Verſtandes durch ihre Liebe. Beider Familien waren klein. Juſelius hatte nur einen Sohn, Rima nur eine Tochter, und Friedrich und Clara waren ſich die liebſten Spielgenoſſen. Die Familien kamen öfter zuſammen. In den Gattinnen und Kindern wurden auch ſie in Liebe vereint. Man vergaß die ſpitzfindigen Streitigkeiten und den ſcholaſtiſchen Wortkram, und hielt ſich an das, was Leben gab, an die Liebe, und ſelbſt der Quardian ſah mit tiefem Schmerz, wie wenig er über Rima vermochte, der ihn ſelbſt oft an das Gebot mahnte, das der Sünden Menge zudeckt und der Jüngerſchaft Jeſu Kennzeichen iſt.

Das ſchöne Verhältniß der beiden Familien ſtörte der Tod. Es zog eine herrſchende peſtartige Krankheit durch das Rheinthal, und unter den vielen tauſend Opfern fie-

len die zwei ſchönſten Herzen, Rima's und Juſelius Gattinnen. Witwer nun, beide ein Loos theilend, beide über die ſchönere Zeit des Lebens draußen, beide gleich tief durch die Unerſetzlichkeit ihres Verluſtes gebeugt — fanden ſie nun in ihrem Umgange und in der Sorge für die Erziehung ihrer Kinder Troſt, und bei ihnen bewährte es ſich auf's Neue, daß, wenn das Glück die Menſchen entfremdet, das Mißgeſchick ſie wieder einigt und dann enger die Bande der Freundſchaft ſchlingt.

Von dieſem unglückſeligſten Zeitpunkte ihres Lebens an vergieng kein Tag, der die Väter nicht mit ihren Waiſen zuſammen führte, und ſie unter dem Laubdache der Kaſtanien des Saales nicht ſpielen ſah, oder in Rima's Garten, der vor dem Holztbore lag. Der raſche, kräftige Friedrich verließ gerne die wilden Knabenſpiele, um bei Clara zu ſeyn, und das ſanfte Mädchen ſchmiegte ſich ſo traulich, ſo nachgebend, ſo innig an den Knaben an, daß ihre Herzen in heiliger Kinderliebe in Eins zuſammenwuchſen. Gerne ſahen die Väter ihrer Kinder ſüße Spiele, und oft ruhte lang und ſchweigend ihr thränenfeuchter Blick auf ihnen, tief es fühlend, daß zwei Herzen fehlten, welche die Freude theilen ſollten.

Die Schule des Leidens, wie die Schule des Lebens, trägt der Früchte verſchiedene. Ernſter, ſtiller, reizbarer wurde Juſelius. Der Harm um die theure Verſtorbene nagte, wie ein Wurm, an ſeinem Herzen, der nicht raſtet. Leichter verletzte, tiefer ſchmerzte ihn ein kränkendes Wort. Inniger hielt er an ſeiner religiöſen Ueberzeugung, und wer einen der Sätze ſeines Glaubens angriff, verwundete ſeine Seele und rief ſeine ganze Geiſtesthätigkeit auf zu ſeiner Vertheidigung. Auch bei Rima, der an und für ſich etwas Verſchloſſenes in ſeinem ſtets

ernſten Weſen hatte, vermehrte ſich dieß. Man ſah keinen Zug von Heiterkeit mehr in ſeinem Antlitz. Er war abſtoßend für die Auſſenwelt. Früher ſchon zu religiöſem Fanatismus geneigt, offen dem Einfluß mönchiſcher Anſichten und prieſterlicher Unduldſamkeit, ſchien dieſe Richtung nun, trotz dem, daß er in Juſelius den Menſchen achtete und liebte, mehr und mehr hervorzutreten, zumal der Quardian häufig bei ihm aus- und einging. In ihren Geſprächen konnte es ſich nicht fehlen, daß ſie oft auf religiöſe Gegenſtände kamen; denn es lag in dem Geiſte ihrer Zeit und ihrem Gemüthe nahe in ſeiner jetzigen Stimmung. Juſelius überſah milde die oft heftigen Aeußerungen des intoleranten Juriſten, der an dem Buchſtabenglauben ſeiner Kirche mit unbeugſamer Strenge feſthielt; allein allmählig gab es der Controverſen mehr. Von jedem Streite bleibt unbewußt etwas zurück, und ſo ſammelt ſich eine Maſſe Brennſtoffes, die bei vorkommender Gelegenheit ſich heftig entzündet und dann beſſere Gefühle unterdrückt.

Ihr Umgang war durch die Macht der Gewohnheit Bedürfniß geworden, auch da ſelbſt, als ſchon häufiger jene ſtreitenden Meinungen in Konflict kamen. Gegenſeitige Achtung hielt das Band noch feſt und die wachſende Liebe ihrer Kinder, die ſich deſto mehr zu einander hingezogen fühlten, als die Väter ſich entfremdeten. Oft betrauerte Juſelius dieß unſelige Streiten. Oft ſchwieg er; aber es war dann, als ob ſein Schweigen Rima mehr reize, als ob er darin die Ohnmacht ſeiner Gründe offenbare, wodurch des Gegners Triumph deſto größer, ſeine Worte deſto ſchneidender wurden. Dann konnte Juſelius nicht an ſich halten und er ſchied mit bitterm Gefühle, und wagte es, ſich ſelbſt Trotz zu bieten und

mehrere Tage nicht hinüber in den Saal zu gehen. Dann aber fragte Friedrich den Vater, warum er ihn nicht zu Clara führe? und Clara weinte, weil der liebe Gespiele fehlte. Rima fühlte, daß des Quardians Umgang das ihm nicht gewährte, was er suchte, und so trat er in des Predigers Wohnung und stellte den Frieden wieder her. So blieb es lange Zeit im wechselnden Verhältnisse; allein je größer des Quardians Macht wurde über Rima's Gemüth, die er schlau sich zu sichern wußte, desto entfremdeter standen sie im Leben da. Hatte auch dieß keinen Einfluß auf die sich liebenden Kinder, so wurde doch der Spielplatz unter den Kastanien des Saales seltner von Friedrich besucht, denn der sorgsame Vater unterwieß ihn ernster in dem, was sein künftiger Lebensberuf von ihm forderte. Sahen sie sich dann wieder, war ihre Freude desto größer.

Jahre kamen und schwanden, und immer kälter wurden die Männer gegen einander. Selbst die Kinderspiele einigten nicht mehr so oft Clara und Friedrich, ohne daß darum ihre Herzen sich verändert. Da brach endlich der offene Kampf aus. Die Austheilung der Gaben des Hospitales zum heiligen Geiste, welches einst der Wittelsbacher frommer Christensinn gestiftet, entzündete den lang gehäuften Brennstoff.

Rima wollte es nicht dulden, daß die Protestanten, als aus der Kirche Geschiedene, welcher die Stifter angehört, Theil an den milden Gaben nehmen sollten, und wußte den churpfälzischen Vogt und viele Katholiken des Raths zu seiner, oder vielmehr des fanatischen Quardians der Kapuziner, Meinung zu bekehren. Inselius kämpfte mit Manneskraft und kühnem Muthe. Die Leidenschaften wurden rege, gohren und bald loderte die helle

flamme des Zorns. Das Verhältniß war zerriſſen, die Kluft ſchien mausfüllbar; denn ſelbſt gegen Friedrich war Rima hart und unfreundlich, was weinend der Knabe dem Vater klagte.

Juſelius fühlte ſich unglücklich und ſein Zuſtand wurde noch düſtrer, als ſein Bruder, ein wohlſtehender Laborant im Odenwald, ihn beſuchte und Friedrich in den Vater drang, ihn mit dem Oheim ziehen zu laſſen, auf daß er ſeine Kunſt erlerne. Der weiſe Vater erwog ernſtlich mit dem kinderloſen Bruder die Sache und entſchied endlich zu Friedrich's Gunſten. Er ſagte Clara weinend Lebewohl, und ſchied ſchweren Herzens von dem Vater und der Vaterſtadt.

Jetzt war das Leben des Predigers ganz verarmt. Zwar fand er in der Liebe ſeiner Gemeinde, in dem Umgange mit dem biedern Heileß Troſt, aber eine Leere blieb im Herzen, ſo tief, daß ſie nicht auszufüllen war, und ſah er Clara, ſo wurde ihm das Herz ſchier zum Brechen ſchwer. —

Ein Unglück kommt nie allein, ſagt das Sprüchwort — und das Leben macht es oft wahr. In jenen Zeiten war nichts häufiger, als daß der Regentenwechſel eine andre, der ſich anfeindenden Religionspartheien zur herrſchenden, die andere zur gedrückten machte. In Churpfalz war dieß öfter der Fall. Die Prediger wurden verjagt, andre eingeſetzt und die Partheien haßten ſich noch glühender. Als nun aber ſpaniſche Beſatzungen in die Städte kamen, da hatte die katholiſche Parthei das Uebergewicht und die proteſtantiſche mußte weichen. Die Bedrückungen der Proteſtanten blieben auch in den Thälern nicht aus, als die ſpaniſchen Beſatzungen einzogen.

Bedrangle, der ſpaniſche Kommandant von Bacharach, war ein wilder, fanatiſcher Flammänder, entmenſcht in den Kriegen Niederland's, durchdrungen vom Geiſte der Schule Alba's. Mit ihm wurde das Triumvirat der Feinde des Predigers voll und ihre Macht auf den höchſten Gipfel geſteigert. Täglich empfand er neue Kränkungen und ſchmerzliche Beeinträchtigungen; aber dennoch hielt er die Prüfung mit Geduld aus und ſetzte ſtille Duldſamkeit dem Drängen entgegen.

Immer drohender aber zogen ſich die Wolken über ſeinem Haupte zuſammen, und das Mandat, welches die reformirten Prediger vertrieb, vollendete ſein Mißgeſchick. In dreimal 24 Stunden gebot es ihnen, die Lande zu verlaſſen.

Teufliſche Schadenfreude im Blick und Herzen, traten mit dieſem Dokumente unchriſtlicher Denkart der Vogt und der Quardian in Rima's Gemach.

Rima hielt das Mandat in ſeiner Hand, die allmählig zu beben begann, las es zu Ende und warf es dann grimmig an den Boden. Die Beiden ſahen ihn mit unverhohlnem Erſtaunen an.

Es iſt hart und ungerecht! rief er aus — denn gerade jetzt regte ſich eine beſſere Stimme in ſeinem Innern; gerade, wo er Inſelius Unglück vor Augen ſah, fühlte er mit Schmerz ſein Unrecht, und die Reue packte mit Rieſenfauſt ſein Herz. Das Mitleid mit dem, den er einſt geliebt, deſſen Leben tadellos, deſſen Herz gut und milde, milder als das Seine war, deſſen Frieden ſo oft durch ihn geſtört, jetzt ſo plötzlich vernichtet werden ſollte — regte ſich mächtig, und mochte der Quardian alle Macht aufbieten, die er uſurpatoriſch errungen, jenes edle Gefühl zu bekämpfen, es gelang ihm nicht —

alle Sophismen religiöſer Ueberredungskunſt blieben dieſes Mal vor dem Menſchen ohnmächtig, der ſich in Rima aufrichtete.

Er ſaß da in ſich verſunken, mit trübem Blicke. Das Einſt trat ſo lebendig vor ſeine Seele, daß er faſt weinen mußte.

Ich will es ihm ſelbſt bringen! ſprach er dann mit wankender Stimme. Es ſey eine Buße, die ich mir ſelbſt auflege, ſprach er dann in ſich hinein. Und wenn ich ihn leiden ſehe, den Mann, der beſſer iſt, als ich; wenn ich ſeinen tiefen Schmerz ſehe, will ich mir ſelbſt zurufen, das iſt dein Werk! Die ſchmerzlichſten Gefühle erfüllten ihn jetzt, und er freute ſich, als die Männer wegzogen, die ihn heute gar nicht begriffen.

Es war Samſtagabend. Schon ruhte jedes Werk in der Stadt, denn des Sabbaths Vorweihe hatte mit dem Glockengeläute bereits begonnen. Vor den Thüren ihrer Häuſer ſaßen die Handwerker. Von dem mühſamen Tagewerke kehrte der müde Winzer heim, und nur in den Häuſern regte es ſich noch rüſtig; dann da ſcheuerten und fegten die Hausfrauen rüſtig auf den morgenden Tag des Herrn. Stattlich geputzt wanderten die Juden dem Rheine zu, dort ſich in der Sabbathruhe zu ergehen. Stiller als irgendwo war es in der Roſengaſſe, wo ohnehin nicht viel Gewerbe getrieben wurde, an deren oberm Ende die Pfarrwohnung lag. Schon neigte ſich der Tag und gieng in jenen Zuſtand über, der ſo geeignet zur traulichen Unterredung, wie zu ſchauerlichen Mährchen und Sagen, zur Dämmerung. Hin und wieder flimmerte ſchon ein Licht. Auch im Stübchen des Pfarrherrn brannte die Ampel ſchon, denn der Mann Gottes memorirte ſeine Predigt, die er halten ſollte am Tage

des Herrn zu St. Peter und Paul. Es war ſtille im Hauſe. Die alte Magd des Pfarrherrn war in Geſchäften außen und ſonſt war Niemanden vorhanden, ſeit Friedrich auch von dannen gezogen war.

Um dieſe Zeit ſchlich über den Markt hinauf eine große Geſtalt, die ſich in einen Mantel gehüllt hatte, und drehen ſchnell rechts in die Roſengaſſe einbog, und ebenſo ſchnell innerhalb der Thüre der Pfarrwohnung verſchwand.

Sollte man nicht ſchwören, ſprach der Schneider Zinkgräf zu ſeinem Nachbarn, das wäre der Stadtſchultheiß geweſen? — Wüßte ich nicht, wie er unſern Pfarrherrn haſſet und verfolgt, ſo ſollte ich's auch denken! ſprach Jener darauf.

So laß uns aufmerken, wenn er wieder heraus tritt, ſtelle Zinkgräf vor und das Räthſel ſoll ſich bald löſen. Iſt er's aber, ſo zieht ſich ein Unwetter über dem Haupte unſres Seelenhirten zuſammen, oder die Teufel werden Engel! —

Unterdeſſen trat Rima vor die wohlbekannte Thüre des vielgekränkten Mannes. Er las laut ſeine Predigt, und Rima vernahm die Worte: „Wie oft ſoll ich denn vergeben? Iſt's genug ſiebenmal? Jeſus aber antwortete und ſprach: ſiebzigmal ſiebenmal ſollſt du vergeben, und Paulus ſpricht: Die Liebe glaubt Alles, hoffet Alles, trägt Alles, duldet Alles!“ Er hörte es, wie mit ſanfter Stimme Juſelius dieſe Worte las, und es dunkte ihn, der Herr halte Gericht mit ihm, und dieſe Worte, die er ſo ſchnöde durch ſein Leben gehöhnt, ſeyen eben ſein Strafurtheil. Es wollte ihm das Herz zerſprengen. Als es ſtille innen wurde, riß er endlich die Thüre auf und trat hinein.

Ueberrascht erhob sich Inselius und trat ihm entgegen. Aber es war der milde Geist der Liebe aus seinem Worte in sein Herz eingezogen, und es dünkte ihn in diesem Momente, als lägen nicht Jahre des Zorns und der Kränkung zwischen der schönen Zeit, wo sie in Liebe gelebt, und dem Jetzt, und es komme Rima, wie einst, ein Stündchen mit ihm zu plaudern.

Darum schritt er ihm mit ungeheuchelter Freundlichkeit entgegen und bot ihm die Hand mit dem altgewohnten Segensgruße: Gott grüß Euch!

Der aber stand vor ihm, blaß wie eine Leiche, mit dem Auge voll Thränen und der bebenden, zuckenden Lippe, die reden wollte und nicht konnte. War es ihm doch klar, daß er kam, um das Schmerzhafte dem Manne zu bringen, der ihn mit seelenvoller Freundlichkeit willkommen hieß; wußte er doch, wie viel er an ihm verschuldet und seine Liebe vergab Alles, trug Alles, duldete Alles und ließ sich nicht erbittern. — Das ergriff ihn mit entsetzlicher Gewalt, und die alte Liebe erstand von den Todten und in seinem Herzen wurde es Ostern. Die Unkrautsaat des Mönchs war dürre geworden, wie das Moos auf den Felsen des Rabenkopfs in den heißen Augusttagen, und der Fanatismus fuhr aus, wie ein böser Geist vor dem unsichtbaren, gottgefälligen Exorcismus der Liebe.

Könnt Ihr vergeben, Philippus? fragte tief erschüttert der Saalschultheiß.

Siebzigmal siebenmal! antwortete, seine Arme ausbreitend, der Pfarrherr. —

Aber Rima fuhr, ihn abwehrend, fort:

Auch wenn ich gekommen wäre in feindseliger Absicht?

Auch dann! sagte fest Inselius.

Und wenn ich mich losen wollte an Eurem Jammer? fragte Rima weiter, und die Thränen rannen groß und häufig über die bleiche, gefurchte Wange und die Stimme zuckte.

Auch dann, so wahr mir Gott helfe!

Und wenn ich Euch das Schrecklichste anzukündigen käme?

Siebzigmal siebenmal! wiederholte Inselius und eine ehrfurchtsvolle Begeisterung strahlte aus seinen Blicken.

Da schlug Rima an seine Brust und rief:

Herr sey mir Sünder gnädig! und zu Inselius sprach er mit tiefer Rührung:

Mann Gottes, ich bin nicht werth, daß ich Euch die Schuhriemen auflöse! Und er sank in des Wiedergefundenen Arme und Inselius sprach sanft: Friede sey mit Euch! Laßt uns vergessen, was dahinten ist. Saget an, was Euch so spät in meine Behausung führt.

Rima aber konnte nicht reden. Ihm war unbeschreiblich seltsam zu Muthe. Scham und Reue kämpften in ihm und beengten seine Brust, und dennoch fühlte er sich seit langer, langer Zeit zum ersten Male weich. Seine Thränen rannen noch immer.

Um Gott, sagt an, was ist Euch? fragte dringender Inselius. Ist Clara krank geworden? Oder — Nein, nein, rief Rima, Euch gilt was ich bringe! — Um Gott! Ist Friedrich ein Leide geschehen und ich weiß es nicht? —

Nein, nein, rief wieder der Saalschultheis.

Nun, so redet in Gottes Namen, ich bin gefaßt, es anzuhören, sprach Inselius, dessen Seele jetzt wirklich ruhig wurde; denn was auch nun kommen konnte, das Härteste war es ja nicht.

Ach, ſeufzte Rima, dem es faſt unmöglich war, das Wort auszuſprechen, und dem jetzt ſein Verhältniß zu Inſelius näher lag, als jedes Andre, daß ich ſo oft den Einflüſterungen böſer Menſchen Gehör gab!

Sie haben ihren Lohn dahin. Laßt ſie, ſprach Inſelius mit Seelenruhe, und ſagt, was Ihr bringt. Sey es, was es wolle, es kommt jetzt nicht mehr aus Feindes Munde, und ſo iſt es minder hart.

Rima blickte ihn zagend an.

Es kommt alles unter Gottes Leitung, fuhr Inſelius fort. Nur haltet mich länger nicht hin. Solche Zögerung iſt ſchlimmer, denn ein harter Schlag.

Da reichte ihm Rima das unheilſchwangere Mandat hin und wandte ſich ſchmerzerfüllt ab, daß er nicht ſähe das Antlitz des Mannes, vor dem er ſo tief erniedrigt da ſtand. Sein Gewiſſen ſchlug ihn hart, ja, es dünkte ihm, er ſey der Urheber des Unglücks ſelbſt.

Inſelius las es durch. Wohl wurde er bleich, wie ein Todter, denn alt und ſchwach, mußte er jetzt in gewiſſes Elend wandern, mußte eine Gemeinde verlaſſen, die er liebte, einen Ort, wo er die glücklichſten Tage ſeines Lebens verlebt hatte, wo das Grab ſeiner geliebten Gattin war, an deren Seite er einſt ſeine Ruheſtätte nach den Stürmen eines vielbewegten Lebens zu finden gehofft hatte. Eine Weile ſtand er ſchweigend da und ruhete den bekümmerten Blick auf das Mandat, dann ruhete ſich ſein Auge gen Himmel. Das Blatt entglitt der zitternden Hand und er ſprach mit herzzerreißender Wehmuth: Gottes Wege ſind nicht unſre Wege; doch er hat die lieb, die er züchtigt. Klage kommt nicht über meine Lippe. Er iſt der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt. Gebet mir's doch nicht beſſer, als den Apoſteln

des Herrn. — Ich will ich denn ziehen hinaus in die fremde Welt, und mein Trost sey, daß überall die Erde des Herrn ist, daß er die Seinen wohl durch Nacht führet, aber stets zum Lichte.

Rima sah ihn jetzt tief bewegt an und rief aus überströmender Seele: Edler Mann, fürwahr Euer Glaube ist gut, besser als der meine!

Er lehret mich segnen, die mir fluchen, versetzte Inselius, und wohlthun denen, die mich hassen und verfolgen.

Da zog ihn Rima an seine Brust und weinte bitterlich. Es war dunkel geworden draußen und stille, und in des Schlafes Armen lag die Stadt. Nur der Schneider Zinkgräf und der Wächter, der in der Rosengasse die Stunde blies, sahen eine hohe Mannesgestalt aus des Predigers Hause schleichen und, tief in den Mantel gehüllt, die Rosengasse hinabeilen. Als aber der Wächter gegen die Pfarrwohnung kam, erlosch eben das Lämplein in des Predigers Stube, und ein vielgeprüftes, schwerbelastetes Herz suchte dort vergebens die Ruhe. —

Als nun am andern Morgen das Geläute der Glocken zu Sanct Peter und Paul die Protestanten zur Andacht rief und sie in festlichen Festkleidern in das Gotteshaus gingen, der salbungsvollen Predigt gewärtig, da kam auch Inselius im Predigerrocke; aber er war bleich und die Spuren tiefen Schmerzens standen auf seinem Antlitze, die vielen in der Gemeinde, besonders aber Zinkgräf, auffielen, der, obwohl noch jung und zum Wandern bereit, mit ganzer Seele an dem Manne hing, der ihn in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen und das Himmelslicht des Evangeliums in sein Herz geleitet hatte. Er trat in die Kirche. Da aber erhob

er das Haupt und ein wunderbarer Glanz verbreitete sich über seine Züge. Das Psalmlied erschallte: „Eine feste Burg ist unser Gott“ — und wogte in mächtigen Wellen durch das hohe Gewölbe. Inselius bestieg die Kanzel und jedes Auge hieng an seinem Munde. Leuchtenden Antlitzes stand er da, anzusehen, wie ein Prophet des Herrn. Durch wenige, gewichtige Worte leitete er ein. Ein kaltes Entsetzen durchrieselte die Gemeinde. Jetzt entfaltete er das traurige Blatt und las es der aus ihrer Ruhe furchtbar aufgeschreckte Gemeinde. Da wurden die Mienen starr und bleich hier, dort flammte ein Auge in leidenschaftlichem Grimme, ein anderes umdüsterten Thränen. Er aber sprach jetzt begeistert das Wort der Liebe: Segnet, die Euch fluchen; thut wohl denen, die Euch hassen und verfolgen, liebet Eure Feinde; und sein herzergreifendes Wort riß sie allmächtig hin, beschwor den Sturm und lehrte sie dulden stille und Gott ergeben. Aber als er nun seinen Text las, aus der Apostelgeschichte die heiligen Worte Kap. XX, V. 28—32, und sie vernahmen des Scheidenden Gebet, Vermahnung und Trost: „So habt nun Acht auf Euch selbst und auf die ganze Heerde; denn das weiß ich, daß nach meinem Abschiede werden unter Euch kommen gräuliche Wölfe, die der Heerde nicht verschonen werden; darum seyd wacker und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe Tag und Nacht, einen Jeglichen mit Thränen zu vermahnen. Und nun, lieben Brüder, ich befehle Euch Gott und dem Worte seiner Gnade, der da mächtig ist, Euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiliget werden.“ — da hallte das hohe Gebäude von Wei-

um und Wehklagen weiter, daß ſelbſt über des Redners Wangen die Thränen ſtrömten. Sein Wort floß aus dem Herzen in die Herzen, und er war zuletzt kaum mächtig, ſeine Gemeinde zum letzten Male rührend für dieſe Welt zu ſegnen.

Er glaubte, nun ſey das Schwerſte vorüber — doch — er täuſchte ſich! Als er aus der Thüre heraustrat und von der hohen Stiege ſein Auge über den Markt ſchweifte, ſiehe, da ſtand Kopf an Kopf die ganze weinende Gemeinde und die Mütter hielten ihm ihre Kinder dar, daß er ſie ſegne, die Greiſe ſchauderten ihm weinend die Hand und ſagten ein herzliches: Behüth' Euch Gott! und die Jüngern beugten ihr Haupt, daß er ſeine Hand ſegnend darauf ruhen laſſe. Das war eine tief erſchütternde Scene, und ſelbſt die Katholiken weinten alle. Wie tief aber auch der Gemeinde Trauer war, kein Zornwort kam über ihre Lippen. Der ſcheidende Lehrer hatte ſie ja heute und ſo oft die Feinde lieben gelehrt. Jetzt trug ſeine Saat ihre Frucht — wenn auch nicht bei Allen, doch bei den Meiſten. —

Am Abend gieng Nima zu Inſelius, um ihm Lebewohl zu ſagen. Er fand ſeine Thüre verſchloſſen. Eine geheime Stimme in ſeinem Innern ſprach: Jener Mann, der in das Thor des Kirchhofs *) flieht, war gewiß der unglückliche Greis, der Abſchied vom Leben nimmt, was er hier zurücklaßt.

---

*) Der Kirchhof ſtieß damals unmittelbar an die Stadtmauer und lag, innerhalb derſelben, hinter der Münze, unfern der Wohnung des Rath-Burgermeiſters Heiles, und erfüllte das Viereck vom Zeughauſe bis zur Münze, und von da bis zum Mauthhaus herab. Die Handſchrift.

Es zog ihn mit unaussprechlicher Gewalt an den stillen Ort. Als er die Rosengasse herabkam, sah er eine dunkle Gestalt auf einem Grabe knien. Der Vollmond schien hell vom klaren Himmel nieder. Es war der Vertriebene. Rima's Herz bebte in leisen Schauern, als er den Ort des stillen Friedens betrat. Je näher er der Stelle kam, wo seine Gattin an der Seite der Freundin ruhte, desto mehr ergriff ihn der Schmerz. Inselius hörte ihn nicht, bis der Schatten des Niederknieenden auf der Gattin eben frisch erblühendes Grab fiel. Da erkannte er ihn und zog ihn zu sich, und das Wort erstarb auf der Lippe; doch das Herz redete durch Thränen, Kuß und Handdruck mächtiger, als durch Worte. So feierten sie eine heilige stille Stunde, und auf den Hügeln derer, die sich so warm und treu geliebt, wurde der Bund der Versöhnung befestigt. Hand in Hand verließen sie den Ort des Friedens, der es jetzt auch schon ihnen geworden war. Inselius folgte Rima in seine Wohnung im Saale, segnete Clara durch einen Vaterkuß auf die schöne Stirne, sprach über die geringe Habe, die er zurückließ, mit Rima, und gieng dann schweren Herzens dem Rheine zu, wo der Schiffer Leonhard Lauer in seinem Kahne am Ruder wartend lauerte. Ein Bündelein lag darinnen und bald trugen des Rheines vergoldete Wellen den Greis an's andre Ufer.

Und von der Stunde an kam keine Kunde mehr von ihm. Umsonst war alles Forschen. Nur eine dunkle Sage verkündete, er sey Feldprediger bei dem Reiterregimente des Rheingrafen im Heere Gustav Adolph's geworden. Doch glaubten das Viele nicht, sondern meinten, er habe Ruh und Frieden gefunden im kühlen Schoos der Erde. — Aber das Andenken des Gerech-

ren Werk im Segen, und die Jahre, die da ſchwanden, lichteten's nicht auf.

Seit jenem Tage war mit Rima eine große Veränderung vor ſich gegangen. Sein finſterer Sinn trat noch ſchärfer hervor. Er zog ſich von Allen, mit denen er früher Umgang gehabt, zurück. Der Stahleckiſche Vogt und der Quardian ſelbſt ſahen ihn ſelten, und ſelbſt aus dem Hauſe ging er nicht. Nur Bedrangle beſuchte ihn, ohne daß ſeine Beſuche erwiedert wurden.

Er hatte, ohne auch nur Jemanden Rechenſchaft zu geben, das Vermögen, das Inſelius zurückließ, an ſich gezogen. Dieſe Handlung empörte die Proteſtanten, die ſchon durch die Spanier vielfach verfolgt wurden und, gedrungen von allen Seiten, allmählig jenes Geiſtes der Liebe zu entbehren begannen. Sie nannten ihn faſt laut die Urſache des Vertreibens des geliebten Predigers, und als er nun gar ſeiner Habe ſich bemächtigte, da ging der Groll noch gewaltiger in jeder Bruſt. Er wußte das, aber er trug's ſtille und rechtfertigte ſich nicht einmal. Obgleich er von der Verfolgung der Proteſtanten ſich frei erhielt, ſo ließen es doch der Stahleckiſche Vogt und der Quardian nicht fehlen, ſie ihren Haß fühlen zu laſſen, und Bedrangle wurde ihr treuer Bundesgenoſſe. Das Alles ſchob man auf Rima's feindliche Rathſchläge — und — eine nothwendige Folge war, daß ihn der größere Theil des Haſſes traf, der zwiſchen Jenen getheilt wurde.

Der politiſche Himmel begann für die Rheinufer ſich nun immer mehr zu trüben. Den Druck der ſchweren Zeit fühlte man ſchon vor den ſpaniſchen Beſatzungen, denn die Wehen des ſchon lange in Deutſchland wüthenden, alles Mark verzehrenden Krieges wirkten weithin,

und ſelbſt da empfand man ſie, wo noch kein Kampfgewühl Alles verwüſtet. Selbſt bis zum Rheine hin wirkten jetzt die Stöße dieſes Bebens der geſellſchaftlichen Ordnung. Spaniſche Beſatzung war jetzt in Bacharach und ſeinem Schloſſe. Strenge Bewachung der Stadt und die ihr anhängenden Beengungen des bürgerlichen Verkehrs waren eine Erfahrung nicht erfreulicher Art für die Einwohner; allein ſchwerer drückten ſie und die Thäler die Verproviantirung des Schloſſes, die unaufhörlichen Frohndienſte, die Brandſchatzungen Bedrangle's und ſeiner auf den Schlöſſern befehligenden Offiziere in Rheindiebach und Steeg. Am blinden Gehorſam bei ſeinem Dienſte gewöhnt, kannte er nur eiſerne Strenge gegen die Bürger, und nicht ſelten füllten die Widerſetzlichen die Gefängniſſe des Saales und des Marktthorthurmes, oft ſelbſt die Verließe des Schloſſes. Mit dem Beutemachen vertraut aus Niederlands Kämpfen, achtete er das Eigenthum nicht, und im rohen Soldatenleben aufgewachſen, haſchte er des Augenblicks Gunſt und ließ ſeiner Leidenſchaften Gluth und Wildheit ſchrankenlos walten. Zu dieſen Zügen kam noch ein heftiger Religionseifer, wie er damals und zu allen Zeiten ſein Volk charakteriſirte. Schon lange Zeit lebet dieſer Menſch, noch jugendlichen Anſehens und ſchöner Geſtalt, in Bacharach, und ſeines Regiments eherne Hand lag täglich ſchwerer auf der Bürgerſchaft, ohne daß der faſt theilnahmloſe Rima etwas zu ihrer Erleichterung that, obgleich er es wiſſen mußte, wie die unermüdeten Brandſchatzungen ihren Wohlſtand zertrümmerte. Bedrangle wohnte damals in der Stadt, in jenem vielthurmigen, alterthümlichen Gebäude, das ſüdlich von der Pfarrkirche lag und unter dem Namen des Tempelherrnhofes

bekannt, auf ſeinen Urſprung hinwieß, auch durch ſeine feſte Bauart und durch die Aehnlichkeit mit einer kleinen Feſtung ſich als eine Niederlaſſung jenes Ordens bezeichnete, der halb Mönch, halb Krieger, einſt ſo gewaltige Bedeutung gewonnen in einer Zeit mächtigen Aufſchwungs und religiöſer, ſo wie kampfluſtiger Begeiſterung des Volkes. Hier ſchwelgte er in üppigen Genüſſen vom Schweiße der Bürgerſchaft, und praßte mit dem Vogte und Quardian manche Nacht. Hier heckte er mit ſeinem, auf dem Schloſſe den Dienſt habenden Lieutenant Lamego, einem ſchlauen, verworfenen Spanier, die unheilvollen Pläne aus, die täglich die Laſten der Leidenden häuften.

Die beſſeren der Bürger, die über Rima milder zu urtheilen pflegten, konnten es nicht begreifen, wie Rima mit Bedrangle Umgang pflegen konnte, da er ihn doch kannte, wie er ſo wenig für die Bürgerſchaft that. Ueber ihr eigentliches gegenſeitiges Verhältniß war man freilich, bei Rima's gänzlicher Zurückgezogenheit, nicht klar; aber das raunte man ſich in's Ohr, daß Bedrangle auf Rima's ſittiges, liebliches Töchterlein, die friſch aufblühende Clara, ſeine unreine Neigung gelenkt und ſie damit quäle. Obgleich das Volk auch hierüber nicht volle Gewißheit hatte, ſo betrog es ſein Schluß doch nicht.

Das reizende, ſich eben entwickelnde Mädchen, erregte Bedrangle's Leidenſchaft, mit der er ihr keck nach Soldatenweiſe nahte. Das ſittige Mädchen, eine ſolche Leidenſchaft nicht begreifend und ihre Verworfenheit nicht ahnend im argloſen Gemüthe, fühlte indeſſen eine räthſelhafte, aber unwillkührliche Abneigung gegen den rohen Bewerber und ließ ihn dieß rückhaltlos fühlen. In ihrer Seele lebte nur ein Bild aus der Jugend hei-

liegen Tagen, und ein andres konnte nicht Raum gewinnen in ihrem Herzen. Bedrangle's Leidenschaft wurde dadurch nur heftiger und wilder. Der Widerstand reizte ihn. In eben dem Grade aber wuchs Clara's Abneigung gegen ihn. Rima durchschaute bald dieß Verhältniß, und kummervoll klagte ihm Clara ihr Leid, kummervoller die ängstliche Brigitte, Rima's sorgliche Schwester, die als Clara's zweite Mutter im Hause lebte, seit die erste im Grabe schlummerte. Dieß Verhältniß verbitterte Rima's Leben noch mehr. Er verachtete Bedrangle und durfte doch dem Mächtigen in der Stadt nicht geradezu entgegenhandeln. Er that im Stillen, was er vermochte, für die bedrängte Bürgerschaft, und mochte selbst darum Bedrangle nicht abstoßen, weil er sonst, bei dem herrschend gewordenen Militärdespotismus, alles Einflusses sich selbst beraubte, so unbedeutend freilich dieser war und blieb. Nach langem Sinnen glaubte er endlich ein Auskunftmittel gefunden zu haben. Er hatte in Cöln an der Aebtissin des Ursulinerklosters eine Verwandte, seiner Gattin treue Freundin, ihr wollte er die erblühende Jungfrau anvertrauen; denn da allein wußte er sie sicher vor dem Pestbauche in dieser stürmischen, wilden Zeit. Brigitte billigte diesen Entschluß, so weh es ihrem liebenden Herzen auch that, Clären zu verlieren; allein hier trat das allmächtige Schicksal zwischen Vorsatz und Ausführung. Clara war zarten Baues. Wie so oft eine Blume gerade zu kränkeln beginnt, wenn sie eben am lieblichsten sich entfalten will, so war es bei Clara, die jetzt 16 Jahre zählte. Ihre Wangen bleichten sichtlich, ihre Heiterkeit wich, und ob sie gleich nicht klagte aus Schonung gegen den theuern Vater, so litt sie doch

ſehr und vermochte bald nicht mehr auſſerhalb des Bettes zu weilen.

Jetzt fiel eine Zentnerlaſt auf das Vaterherz. Jede ärztliche Hülfe, welche die unvollkommne Arzneikunſt jener Zeit gewährte, wurde ohne Aufſchub herbeigeſchafft. Angſtvoll las der Vater bald in den Blicken des leidenden Kindes ſeiner Seele, bald in denen der Aerzte — aber hier fand er Leiden, und dort Rathloſigkeit. Alle Hülfsmittel blieben fruchtlos. Da wandte ſich der unglückliche Vater nach Cöln. Die berühmteſten Aerzte der Stadt kamen, ſahen, prüften, verordneten, tröſteten, und — Clara blieb leidend und des Lebens Kräfte verzehrten ſich ſichtlich. Voll Hoffnung ſah der unglückliche Vater die Aerzte kommen, ſchwereren Herzens entließ er ſie.

Eben in jenen Tagen war es, als in der Trinkſtube des Gölziſchen Hauſes die Anfangs beſchriebenen Auftritte vorfielen.

Clara war in den letzten Tagen ſichtlich matter und leidender geworden. Rima war nicht von ihrem Bette gekommen Tag und Nacht. Er ſelbſt erlag faſt der übermäßigen Anſtrengung, und konnte es ſich dennoch nicht verſagen, bei der geliebten Leidenden zu weilen. Sie war ja ſein letztes, theuerſtes, einziges Gut in dem verarmten Leben. In den kühleren Stunden des ungewöhnlich warmen Maitages war Clara in einen ſanften Schlummer geſunken, eine Wohlthat der Natur, die ſie lange entbehrt. Brigitte, die ſich mit Rima in die Sorgfalt für Clara theilte, flehte den Bruder an, ſich durch einen Ritt im Freien zu erholen. Sie wollte keine Minute von ihrem Bette weichen, gelobte ſie.

Vielleicht, ſagte ſie, ſeine Hand faſſend, daß dieſer Schlummer mehr wirkt, als all' die theuren Tränke der Aerzte und Laboranten. Darum laß dir das Roß ſatteln und genieße der erquickenden Mailuft, daß nicht auch Du noch ſiech wirſt und uns das Elend über das Haupt wachſe. Rima fühlte wohl, wie prophetiſch wahr die Worte der Schweſter waren. Er war ſo abgeſpannt an Geiſt und Körper, daß er eine Erholung nöthig hatte.

Die Ueberredungskunſt der Schweſter vereinigte ſich mit dem Bedürfniſſe, und ſo gab er denn den Befehl, das Pferd zu ſatteln.

Das Roß wurde vorgeführt und der ſchwergeprüfte Greis ritt dahin, ohne zu ahnen, welche bittre Spottreden im Gölziſchen Hauſe ihn trafen. Kaum im Freien angelangt, ließ er dem Pferde den Zügel auf den platten Hals ſinken und gab ſich ſeinem trüben Sinnen hin, es nicht bemerkend, daß er an Fürſtenthals ſtillen Mauern vorüberritt, daß Fürſtenberg und Diebach ſchon hinter ihm lag. Sein Wehe war ja ſo groß! Je weiter er aber ritt, deſto ruhiger, deſto vertrauensvoller wurde er. War es die balſamiſche Luft, die er athmete, oder kam ihm Ruh und Troſt von oben? — An den erſten Häuſern von Heimbach wandte er das Pferd, da wo der Gießbach des alten Trachgau's Gränze macht, und ritt ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder heurer gen Bachgrach hinab, denn es war ihm, als blühe die Hoffnung wieder auf, Clären gerettet zu ſehen.

Da begannen die ernſten, melancholiſchen Klänge des Maigelöfkes in Lorch anzuſchlagen. Er richtete ſich auf und hielt ſein Pferd an; — aber ach, ſie riefen das kaum entſchlummerte Schmerzgefühl wieder wach; in ſeiner ganzen Kraft ergriff es das Herz wieder, und mit

einer Thräne im Auge, legte der Greis seine Hand auf das wunde Herz, blickte gen Himmel und betete leise zum Herrn, daß er ihm gnädig seyn möge. In Fürstenthal sangen die Mönche die Vesper, als er so tief bewegt vorüberritt, und diese Gesänge mischten sich gleichsam in sein Gebet, und es war ihm, als stiege es mit den Gesangeswellen hinauf zum Allvater.

III.

Von des Rheines Ufern, da wo die alte Burg Sonneck liegt, beginnt ein herrlicher Hochwald, die Höhen in ansehnlicher Breite bedeckend, sich in einem weiten Halbkreise über die geeigneten Hügel und Ebenen des frischen, schönen, fruchtreichen Hundsruckens bis weit hinein in das Land der alten Trevirer zu ziehen. Er ist der Schmuck der Berggipfel und faßt in seinen dunkeln Rahmen ein herrliches Panorama. Es ist der sogenannte Sonwald, reich an herrlichen Bäumen von urkräftigem Wuchse. Ein Zweig dieses Waldes erstreckte sich in der Zeit, in welcher die erzählten Ereignisse vorfielen, bis nahe an den Rabenkopf, einen Berggipfel über Bacharach und nächst dem Kanderich, einer der höchsten der Gegend, von dem ihn in spätern Jahren ein fleißigerer Anbau des Landes, das freilich nicht vorzüglich, und größerer Anwachs der Bewohner, die Bedürfnisse in eben dem Grade vermehrend, weiter zurückgedrängt hat.

Aus dieses Eichwaldes Laubdach trat just am Nachmittage des 2. Mai 1631, in der Richtung gegen Bacharach, ein junger Geselle leichten Schrittes und fröhlichen Gemüthes hervor, denn er sang ein heiteres Wanderlied. Er mochte höchstens das zweite Jahrzehend des Men-

ſchenlebens und dieſes kurz erſt angetreten haben. Ein enganliegendes, braunes Wamms wieß die ſchlanke Geſtalt recht vortheilhaft. Weite Hoſen von gleicher Farbe reichten bis zum Knie, wo ſie ſich, in einem Bande endend, recht eng anlegten. Unter einem breitgekrempten Hute fielen natürliche, weiche, braune Lockenringel hervor und ſpielten im Windeswehen um den bloßen Hals, und aus den Locken ſah ein blühendſchönes Geſicht hervor, deſſen Friſche der junge Bart ſchattirte. Auf dem Hute prangte ein Blumenſtrauß, eben erſt friſch gepflückt. An der Seite hing eine große Blechbüchſe, deren Beſtimmung, geſammelte Pflanzen aufzunehmen, unverkennbar war; wie denn überhaupt der grüne kleine Kaſten auf dem Rücken den Laboranten nicht verkennen ließ, der einherzog, ſeine Medikamente zu verkaufen und nebenbei die aromatiſchen Kräuter und Wurzeln zu ſammeln, die in dieſer Gegend ſo häufig wachſen.

Er ſchritt raſch und kräftig vorwärts, hielt ſich aber immer auf dem Kamme des Gebirges, bis er endlich den Rabenkopf erreichte, wo er ſinnend verweilte, gleich als ob an dieſe Berggipfel und Thäler ſich manche Erinnerung ſeines Lebens knüpfte in Luſt und Weh, denn es hob manchmal ein recht tiefer Seufzer ſeine Bruſt.

Eine Weile ſtand er in ſtummem Schauen verſunken, und ſein Auge ſchweifte bald über die Gipfel, die ſich hier dem Auge darboten, eng und enger zuſammenrückend; bald auf den Rhein, der unten im breiten Thale ruhig dahinfloß, auf ſeinem ſilbernen Spiegel Schiffe, Kähne und Flöße tragend, hinauf und hinab; bald in die Thäler, aus deren Schoos jetzt allmählig der abendliche Rauch aufſtieg. Ein klarer Himmel breitete ſich darüber aus, und die Strahlen der ſcheidenden Sonne

beleuchteten das herrliche Gemälde, in dem Licht und Schatten durch die Eigenthümlichkeit der Tageszeit grell vertheilt war. Nur drüben über den fernen Höhen des Taunus ſtiegen fette, weiße Wolken auf, die faſt ein Gewitter befürchten ließen.

Der Jüngling legte ſeinen Kaſten ab und ſetzte ſich darauf, um das Bild, das vor ihm lag, mit mehr Behaglichkeit beſchauen zu können. Immer ernſter und feierlicher wurde ſeine Stimmung. Der Kopf ſank zuletzt, als das Auge ſich genug mochte geweidet haben, in die Hand und dieſe bedeckte den Blick.

Was mochte wohl ſo ſehr des Jünglings Herz ergreifen? War er daheim in dieſen Bergen? Spielte er ſeine Knabenſpiele an dieſen glückſeligen Ufern? Oder blühte ihm hier der erſten Liebe gold'ne Zeit, die erblich?

Nur das abgebrochene Selbſtgeſpräch, in welchem ſeine Gefühle ſich ausſprachen, konnte hierüber Aufſchluß geben.

Tief unter ſich Bacharach und ſeines Schloſſes Thürme gewahrend, auf deren höchſtem Bedrangle's Fahne wehte, rief er aus mit wehmüthigem Tone: Vaterſtadt! Nach vielen Jahren grüß' ich dich wieder und die verhaßte Fahne des Glaubensfeindes weht auf deines Schloſſes Zinnen! O daß ich dir jetzt ſchon Rettung bringen könnte! — Der dich als Knabe verließ, kehret als Jüngling heim — aber fremd. Kein heimiſcher Heerd iſt da, an dem er ſich niederlaſſen, kein Herz, an das er ſich vertrauend und liebend legen könnte! — O Clara! Du kennſt den Geſpielen nicht wieder und dein Vater nimmt ihn nicht auf! — Engel meiner Kinderjahre, Clara, Vater, Mutter, wo ſeyd Ihr? Du biſt mir fremd geworden, Du ruheſt; und Du, mein Vater, folgſt tröſtend des Krieges blut'ger Spur. — Er warf den trü-

den Blick auf seine Umgebung. Ist doch noch Alles, wie einst, wo ich hier der Lerche Nest aufsuchte, oder mit fragendem Blicke dem herbstlichen Zuge der Wandervögel nachsah! Bin nun selbst einer geworden.

Werden sie mich denn noch kennen? Nein — rief er dann plötzlich, sie sollen mich nicht kennen. Fremd will ich unter sie treten, und nur dann, wenn es mir heimisch wird, will ich weilen. Er richtete das Haupt empor und sah auf die Gipfel Nassau's, die sich an der Gränze des Gesichtskreises aufthürmten, und sagte schmerzvoll: Wo weilst Du jetzt, mein Vater? Während ich hier ruhig sine, umbrauset Dich vielleicht der Schlachten Donner, oder — Du leidest vielleicht, und ich, der ich Dich pflegen sollte, bin fern! — Aber ist es nicht Dein Wille, daß ich hier weile? Wirst Du kommen und Freiheit bringen diesen Thälern? Dieses abgerissene Selbstgespräch wurde jetzt unterbrochen. Einige Ziegen am Saume des Waldes weidend, nahte sich ihm ein Greis — den augenblicklich der Jüngling erkannte, denn die Jahre verändern weniger das hohe Alter, als die Jugend. Bernhardi — sagte er fast laut, der alte Hans Adam, dessen Mährchen mir oft diente zur Belustigung.

Der Alte grüßte herüber und nahte sich dann, als er den Jüngling für einen Laboranten erkannte.

Ihr seyd wohl ein Laborant? fragte er, was Friedrich bejahte, seinen Gruß erwiedernd.

O dann erbarmt Euch eines alten Mannes, bat er. Ich leide viel an einem Zahne, der doch der letzte ist von allen, also daß ich heute schier verzweifelt bin.

Schnell öffnete Friedrich den Kasten. Wohlan, Alter, setzt Euch, rief er aus, Eure Pein soll bald enden.

Der Alte ſetzte ſich und Friedrich vollendete ſchnell und glücklich die Operation. Der Schmerz verließ den Greis. Seine Dankbarkeit war gränzenlos.

Laßt Eure Thiere hier weiden, ſagte Friedrich zu dem Alten, und erzählt mir etwas aus Eurer Stadt. Ich bin ſchon einmal dort geweſen und kenne noch manche Leute daſelbſt.

Da ſtehts ſchlimm, hob der Greis an, denn der Spanier hauſet, und iſt keine Gerechtigkeit mehr, ſeitdem er da iſt. Er verbraſſet der Bürger Schweiß und Blut und Niemand darf reden, nicht einmal klagen, ſonſt giebt's Gefängniß im Kummerhof.

Hilft denn der Saalſchultheis Rima nicht?

Daß ſich Gott erbarm'! Hätt' er ſeines Rindes Herz; ja, dann — aber der hat ja gar kein's, und ſeit er unſern Seelſorger forttrieb und ſeine Habe an ſich zog, fehlt ihm die Ruhe. Gott ſtraft ihn ſichtbarlich, denn ſein Kind, die gute Clara, die eine offene Hand und ein mildes Herz für jeden Armen hat, iſt ſchwer krank und iſt ſchier keine Hoffnung mehr, daß ſie geneſe.

Friedrich erſchrack heftig. Was fehlt denn dem Kinde? fragte er, vergeſſend die Jahre, die aus dem Kinde eine Jungfrau gemacht.

Kind? fragte Bernhardi. Ihr müßt lange nicht in Bacharach geweſen ſeyn, da Ihr ſie ſo nennt? — Sie iſt eine Jungfrau, fromm und mild und ſchön. Schade nur, daß ſie katholiſch iſt. Was ihre Krankheit betrifft, ſo redet man vielerlei. Einige ſagen, es ſey ein ſchleichend Fieber; andere meinen, es ſey Kummer.

Kummer? fragte noch immer bebend der Jüngling.

Ja doch, fuhr der alte Wächter fort. Der Bedrangle wollte ſie heirathen und dränget ſie ſehr, und

ſie verabſcheuet ihn; aber wer weiß da ſichern Beſcheid? Rima's Haus iſt verſchloſſen für die Bürger. Als die arge Peſt herrſchte, da ging ſie von Haus zu Haus und erquickte die Leidenden, betete mit ihnen und tröſtete ſie, und machte keinen Unterſchied nach dem Glauben. Da ſchützte ſie Gott, und ſo hoffen und beten wir Alle, daß ſie auch jetzt Gott erhalte.

Und noch viel Anderes erzählte des Greiſes redſeliger Mund, wie es ihn die Dankbarkeit lehrte, denn er war ein von ihr oft Erquickter. Friedrich lauſchte begierig dem Worte, das ihm ſo wohl that. Ueber die politiſche Stimmung der Bürger wollte er ihn noch ausfragen, aber er vergaß es in dem Gedanken an ihr Leiden; und die Gefahr, in der er ſie ſich dachte, preßte ihm heftig die Bruſt. Endlich ſagte der Alte:

Die Sonne iſt unter, ich muß die Thiere heimtreiben.

Die Sonne war wirklich über Perſcheidts Höhen verſchwunden, aber in unendlicher Gluth flammte der Abendhimmel in allen Tinten, vom reinſten Golde bis zur tiefſten Purpurgluth, die Berggipfel wunderbar verklärend, bis die fernſten im Violett zerſchwammen. Das Vesperglöcklein von Bacharach drang in dem reinſten Aether bis zu ihnen herauf, und beide beteten andächtig. Alsdann ſchwang der Laborant ſeinen Kaſten auf den Rücken und folgte dem Alten gegen Bacharach hin. Er wollte mit ihm den Pfad des Kühlberges hinabgehen, der nahe an den thurmreichen Ringmauern vorüberführte; allein der Greis ſprach:

Das rathe ich Euch nicht, mein Wohlthäter; Ihr kennet den gräulichen Argwohn und Bosheit der Spanier nicht. Leicht könnte es ſeyn, daß ſie auf Euch ſchöſſen mit ihren Hakenbüchſen, oder Euch auf das Schloß

und in die Gefängniſſe ſchleppten. Kommet Ihr aber des Weges von Diebach, ſo denken ſie, die zu Fürſtenberg hätten Euch ſchon ausgefragt. Darum rathe ich Euch, wendet Euch rechts und folget dem Bombachthal, das Euch an den Rhein leitet. Er reichte darauf, als Friedrich ihm Recht gab, dieſem die Hand voll Dankes, ihn verſichernd, er werde ſeiner ſtets in Liebe gedenken und ihm dienen, wann und wo er könne.

Friedrich verließ nun den Greis, indem er dem Weiler Medenſcheidt vorüberging und in das bezeichnete Thal einbog.

Als er aus dem Thale an den Rhein trat, wo der Weg vorüberführte, lehnte er ſich an einen alten Nußbaum, unter deſſen Schirmdach er oft geſpielt und die ſüße Frucht deſſelben genoſſen hatte. Die Sonne vergoldete nur noch im Nachglanze ihres Untergangs Lorchhauſens Berge. Bacharach lag ſchon im abendlichen Schatten und milde Kühle wehte vom Rheinthale her. Sein Auge ruhte auf der Stadt. Die dunkeln Linden des Zollhügels, mit denen des untern Theiles des Hafenplatzes, bildeten einen Kranz, aus dem die Thürme hervorſahen, beſonders der der Pfarrkirche, an den ſich ſo manche trübe Bilder einer ſchmerzlichen Vergangenheit reihten. Jahre des Kummers, aber auch Jahre der frohen, harmloſen Kinderzeit gingen jetzt an ſeiner bewegten Seele vorüber, und Clara's Engelbild, jetzt leidend, ſtand immer vor ſeinem innern Auge. Er lebte wieder ganz in jener Zeit, wo er mit ihr geſpielt, und die acht Jahre, die dazwiſchen lagen, dünkten ihm nur Tage; ja er ſah ſie ihm entgegeneilen, die Arme ausbreiten, ihn an ihr Herz drücken. — Da vernahm er die fernen Töne der Hora von Fürſtenthal,

und bald darauf die Klänge des Maigeläutes von Lorch, und dieſe riefen nur: ſie iſt krank, ſie leidet!

Aus dem ſtillen Hinbrüten, in das er verſunken war, weckte ihn der Tritt eines Pferdes, das unvermerkt ihm genaht war. Er ſah ſich um — und — Rima hielt vor ihm.

Der Jüngling erſchrack heftig, und nur der zunehmenden Düſternheit des nahenden Abends mochte er es verdanken, daß dem Saalſchultheiſen, deſſen blödes Auge nicht ſonderlich weit reichte, ſein Erbleichen unbemerkt blieb und ſeine heftige Erſchütterung.

Dem Jünglinge entging jedoch bei ſchärferem Blicke die Verwüſtung nicht, welche die Zeit im Laufe von acht Jahren an dem Greiſe vorgenommen. Die einſt ſo edle Geſtalt war zuſammengeſunken; der einſt ſtolze Nacken gebeugt; das einſt ſo blühende Antlitz bleich; das einſt ſo leuchtende Auge matt, ausdrucklos. Tiefe Furchen deckten die Stirne, die er einſt glatt und ſtolz geſchaut. Dieſe Beobachtungen folgten einem Gruße, den Rima milde erwiderte, und an ſie reihten ſich manche Vorſtellungen an, die aber doch alle in dem Gedanken ſich auflöſten, wie tief der Schmerz des Vaterherzens ſeyn müſſe, das ſein einziges, theures Kind troſtlos hinwelken ſähe.

Auch Rima's Gehirn durchkreuzten mancherlei Gedanken. Die Gefühle, die eben erſt ihn erfüllten, ließen ihn in dem jungen Laboranten gewiſſer Maßen einen Geſandten Gottes erblicken.

Wie oft, dachte Rima, iſt ein kleiner, unbedeutend ſcheinender Umſtand der Grund wichtiger Ereigniſſe; wie oft die Urſache der Rettung eines Unglücklichen geworden. Vielleicht hat die Vorſehung, die Troſt meinem

Herzen ſandte, dieſen mir zur Rettung Clara's zugeführt? — ! Und wenn auch nicht — greift doch der Schiffbrüchige auch nach einem Halme, und — hat er auch nichts weiter gewonnen, ſo iſt es doch die Hoffnung, und in und mit ihr ſo viel!

Ein tiefer Seufzer begleitete dieſe Gedanken und den Gruß, den er erwiedernd an Friedrich richtete. Er hielt ſein Pferd an, ſah ihm ſcharf in's Auge und fragte dann mit milder Freundlichkeit den Jüngling:

Woher des Weges, Wanderer?

Dieſer entgegnete: Aus der Oberpfalz, Herr!

Trügt mich Euer Aeußeres nicht, ſo bringt Ihr heilſame Arznei den Siechen, oder ſuchet die würzigen Kräuter unſrer Berge? Beides, Herr, verſetzte der Befragte; ich bin ein Laborant. So jung noch? fragte der Saalſchultheis halb verwundert. — Habt Ihr vielleicht in Heidelberg der Kunſt obgelegen? — Die erſte der Doppelfragen verletzte des Jünglings Ehrgefühl. Er war ſich bewußt, nicht der Letzten Einer in ſeiner Kunſt zu ſeyn.

Wenn die Jugend die reichen Erfahrungen des Alters ſich angeeignet, dann mag ihr der Vorwurf des Mangels an Jahren nicht ſchaden; dieß auf Eure erſte Frage; auf die zweite antworte ich mit: Ja.

Etwas gereizt hatte er dieſe Worte geſprochen. Der Rima, der den Vater vertrieben und unredlich um das Seine ſollte gebracht haben, ſtand jetzt allein vor ihm, nicht der kranken Clara ſchmerzgebeugter Vater. Aber dieß auffallende Gefühl wich ebenſo ſchnell, als es in ihm entſtanden, und das geſprochene Wort reuete ihn auch ſchon wieder, als er es kaum über die Lippe gebracht.

Wohlgeſprochen, verſetzte darauf ernſt der Saalſchultheis, dem das kecke Selbſtvertrauen gefiel. Kränken

wollte ich Euch nicht, junger Menſch — und daß Eure Jugend kein Hinderniß des Vertrauens in Eure Kunſt iſt, beweiſe ich Euch ſattſam dadurch, daß ich Euch bitte, an das Krankenbette meines herzlieben Kindes mir zu folgen. Vielleicht hat Euch Gott auserſehen, der Retter meines Kindes und meines Glückes zu ſeyn. Wenn Ihr wollet, ſo ſeyd mir willkommen. Meine Dankbarkeit und Euer Lohn ſoll gleich groß ſeyn, wenn Gott Euer Bemühen ſegnet.

Ein heftiger Schrecken, der dennoch etwas ungemein Beglückendes hatte, durchzuckte Friedrichs Weſen. Er ſollte an Clara ſeine Kunſt verſuchen, vielleicht ſie retten, auf Rima's Haupt feurige Kohlen ſammeln — bei Claren ſeyn! — Dieſe Vorſtellungen flogen blitzſchnell durch ſeine Seele — aber er ſuchte ſich zu ſammeln und ſagte:

Ihr habt wohl recht geſagt, ſo Gott mein Wollen ſegnet. Von ihm allein hängt Alles ab; aber im Vertrauen auf Ihn will ich's unternehmen und hoffen, daß es gelinge. Wollet Ihr, ſo folge ich Euch ſogleich.

Thut das in Gottes Namen, verſetzte Rima, und ritt in ſtilles Sinnen zurückverfallend dahin, während mit einem unausſprechlichen Gefühle der Laborant folgte.

Clara ſoll ich mit Gottes Hülfe heilen?! ſprach er in ſich hinein und fühlte es, wie die Erinnerung an ſie jene jugendliche, heilige Neigung weckte, die in dem Herzen fortgeglommen. Selbſt in ſpätern Jahren, wenn er von Engeln träumte, hatten dieſe immer Clara's Züge. Stand er an einem jungen Baume, ſo ſchnitt er ein C hinein. Spielte ſein Staab im Sande, ſo ſchrieb er den Namen Clara unbewußt. So hatte ſich die Neigung ſeiner Kinderjahre in das Jünglingsherz unbewußt hin-

eingestohlen, und war mit seinem innersten Wesen in Eins verwachsen. Und nun wurde diese Saite so mächtig und so eigenthümlich zugleich angeschlagen. Wie sollte sie nicht sein ganzes Gemüth und Wesen ergreifen, erschüttern? Er dachte sich den Augenblick, wo er vor Clarens Lager treten, ihre Hand in die Seine nehmen sollte. Strömte da nicht sein Herz über? Blieb er seiner selbst Herr und Meister? Der Anblick der Stadt, die jetzt gerade vor ihm lag, lenkte seine Gedanken etwas ab, ohne ihnen aber doch eine ganz andre Richtung zu geben.

Rima riß ihn endlich aus diesen Betrachtungen. Indem er auf jenen Vorplatz vor den Mauern der Stadt gegen den Rhein zu lenkte, nahte er sich dem Kloster. Ein vollstimmiger Mönchsgesang erfüllte die Räume der Kirche.

Laßt uns hier beten, daß das Werk gelinge! sagte der Saalschultheis und stieg ab, indem er sein Pferd einem Knaben überließ.

Ich bin Protestant, sprach Friedrich. Erlaubt, daß ich mein Gebet, gewiß in gleicher Andacht, dort unter freiem Himmel verrichte.

Ueber Rima's Züge fuhr ein Schatten von Mißmuth. Ohne etwas zu erwiedern, trat er allein in die Kirche, während Friedrich unter die Linden des Hügels trat, hier sein Gefühl im Gebete ausgießend vor den Augen dessen, der überall dem Guten liebevoll nahe ist.

In diesem Verweigern des Eintritts in die Kirche offenbarte sich das schroffe Gegenüberstehen beider Kirchengemeinschaften, selbst in der Denkart solcher Menschen, die weit über dem Kreise jener Klassen stehen, die das Wesen der Religion in ein fanatisches Absondern von Andersdenkenden und in ein buchstäbliches Halten an den

ererbten Formen ſetzen, denen der Geiſt erſt Leben giebt. Die Reibungen jener wildbewegten, fanatiſchen Zeit hatten es geboren, und die verflachende Toleranz unſrer Tage hat ihm das Ende noch nicht gebracht. Rima trat erhoben und geſtärkt aus den heiligen Räumen, aus denen Lichtglanz und Weihrauchduft quoll. Auch Friedrich hatte den Himmel offen geſehen in froher Hoffnung und feſtem Glauben. Er hatte um Kraft gebeten und er fühlte ſie in ſich — um Ruhe, und ſie erfüllte ſein Herz — um Segen, und er ſah ihn im Geiſte ſchon in den glücklichſten Erfolgen. So traten Beide auf's Neue ihren Weg an, ruhiger und hoffnungsvoller als früher, und keine Spur feindſelig trennender Meinung war mehr in den Zügen ſichtbar.

Die Bürger ſaßen in langen Reihen am Hafenplatze auf daliegendem Bauholze. Während ſie aufſtanden und ehrerbietig den Saalſchultheis grüßten, maßen ihre Blicke den Jüngling, und der lallende Lauer ſprach zu Zinkgräf:

Dünkt mich doch faſt, als wäre mir das Geſicht des jungen Laboranten dort nicht fremd! —

Jener nickte, indem er ſich bemühte, ſchärfer zu ſehen; aber Weintaumel und Sternenlicht ließen es nicht zu, eine gewiſſe Meinung zu faſſen.

Während einige über Lauern lachten, andere Rima halblaut ſuchten, ſetzten jene ihren Weg fort.

Die Wache am Marktthore machte wegen des Fremden keine weitere Schwierigkeit, da er bei dem Saalſchultheis war.

Als ſie nun gegen den Saal kamen, blieb Friedrich ſtehen, da er einige Schritte vorausgegangen war.

Rima ſah ihn forſchend an. Es ſprach ihn etwas ſo Bekanntes aus dem Tone der Stimme und dem ganzen Weſen des Jünglings an, daß er bereits nachgeſonnen, wo er ihn könnte geſehen haben. Jetzt fiel ihm dieſes Verweilen auf's Neue auf.

Wiſſet Ihr, daß ich hier wohne? fragte er ſchnell. Seyd Ihr vielleicht nicht fremd hier? —

Friedrich erröthete und erſchrack, daß er unwillkührlich eine Kenntniß verrathen, die er hätte verbergen ſollen. Es war ihm faſt unmöglich, eine Lüge zu ſagen, und doch mußte er es jetzt, ſollte nicht ſein Geheimniß fallen. Mit Widerſtreben verneinte er die Frage, und dankte es dem Geſchicke, daß die Nacht die Schaamröthe verhüllte, die auf ſeinen Wangen brannte, als er den Scheingrund angab, er habe ſeiner warten und nach ſeiner Wohnung fragen wollen.

Brigitte empfing ſie am Thore.

Rima's erſte Frage war nach Claren. Sie ſchläft noch immer ruhig, ſagte ſie mit froher Miene, die die Hoffnung der Beſſerung ihres Zuſtandes hervorrief. Jetzt ſah ſie den Laboranten, den ſie neugierig betrachtete.

Wer begleitet Dich denn da? fragte ſie den Bruder. Als dieſer das Nöthige bemerkt, hieß ſie ihn froh willkommen, geleitete ihn in eine Stube, wo ſie ihn bat, ſich's bequem zu machen. Bald brachte ihm die Sorgliche Wein und Speiſe, daß er ſich erquicke.

Aber Friedrich fühlte keine Ermüdung, kein Bedürfniß nach Speiſe. Der Gedanke, da zu ſeyn als Fremdling, wo er als Kind gerne geſehen, ſo oft geſpielt, ſo nahe dem Mädchen zu ſeyn, das ihm als Kind ſo theuer war, bewältigte ſein ganzes Gemüth, und recht innig betete er noch einmal um Kraft und Segen für die kommende Zeit,

die ſo ernſt, ſo bedeutungsvoll zu ihm herantreten zu wollen ſchien. Sein Herz pochte faſt hörbar, als Rima bald darauf eintrat, um ihn an Clara's Lager zu leiten.

Er trat in ein Gemach, das eine Lampe nur ſchwach erleuchtete. Vor der Lampe ſtand ein Schirm, daß kein Lichtſtrahl das geſchloſſene Auge der Kranken treffe. Friedrich zitterte heftig, als er nahe an das Bette trat. Seine ganze Seele trat in das Auge. Da lag Clara vor ihm — ein ſchlummernder, leidender Engel. Bleich waren dieſe Züge; aber obgleich die friſche Röthe der Geſundheit ihnen fehlte, ſo waren ſie doch voll eines milden, das Herz anſprechenden Liebreizes. Von dieſem rührenden Reize gefeſſelt, ſtand er eine lange Zeit vor ihr, als wolle er das ſchöne Bild tief in ſeine Seele prägen, daß es nimmer aus ihr weiche. Leiſe hob der Athem die Bruſt. Die Locken ringelten ſich dunkel um das feine Geſicht. Die eine zarte Hand war über das Haupt gebogen, die andere ruhte auf der Decke. Mit faſt ſichtbarem Beben ergriff er die Hand, den Puls zu fühlen — und er konnte ſie nicht mehr laſſen. Es war ihm, als müſſe er ſie ewig in der Seinen haben. Rima's Bruſt war zu enge. Er wollte des Jünglings Urtheil, und dieſe Beobachtung währte zu lange. Endlich zupfte er ihn leiſe am Arme. Friedrich fuhr wie aus einem Traume auf. Rima zog ihn zum Fenſter und fragte angſtvoll:

Wie findet Ihr ſie?

Faſt hätte Friedrich geantwortet: Unendlich ſchön! — wenigſtens ſchwebte das Wort, als ſeiner Gefühle Erguß, auf der Lippe, als er ſich zu rechter Zeit noch beſann, mit wem er rede und wie ganz anders der Frage Sinn ſey.

In Wahrheit nicht ſo ſchlimm, als ich nach Eurer Rede erwartet, entgegnete der Jüngling. Ihr Puls geht ſanft und regelmäßig, nur matt — aber der Schlaf iſt ſehr erquickend. Treten nicht unerwartete Umſtände ein, ſo hoffe ich, ſie bald geneſen an Euer Vaterherz legen zu können.

Da verbreitete ſich eine unausſprechliche Seligkeit über Rima's Geſicht. Klang ihm doch faſt dieſes Wort wie ein Orakel. Er hob die gefalteten Hände gen Himmel und betete leiſe, dann faßte er Friedrich's Hand. Ich habe Gott gedankt, ſagte er mit Rührung, denn er hat Euch mir zur guten Stunde geſandt. O, ich beſchwöre Euch, bietet Eure ganze Kunſt auf, ein Leben zu retten, an das das Meine gekettet iſt. Gelingt es Euch, mein Kind zu retten, ſo ſoll ein fürſtlicher Lohn des Vaters Dankbarkeit Euch bekunden. — Doch — ſetzte er hinzu: Ihr ſeyd gewandert heute. Genießet der Ruhe, bis ſie erwacht, daß ſie Euch ſelbſt ſage, wie es ihr iſt. Ihr ſeyd mein Hausgenoſſe, ſo lange Ihr weilen wollet.

Er rief nun leiſe Brigitten, gebot ihr, ſogleich ſie zu rufen, wenn Clara erwache, und ging mit dem widerſtrebenden Friedrich auf deſſen Kammer, wo noch unberührt Wein und Speiſe ſtand. Hier mußte er eſſen und trinken, und Rima that es gleich ihm und trank ihm aus ſilbernem Becher den Willkommentrank zu. Brigitte brachte unterdeſſen, da Clara noch ſchlummerte, andere Speiſen, und als ſie ſah, wie mit urkräftigem Behagen der Jüngling zulangte, wurde er ihr noch um Eins ſo lieb, da er ihre Speiſen gut fand.

Während des Eſſens fragte dann auch Rima genauer nach Namen und Herkunft des Laboranten.

Ich heiße Friedrich Eiländer, ſprach mit innerem Widerſtreben der Jüngling, und bin droben im Odenwalde daheim.

Und Euer Vater und Mutter?

Sind todt. Ich ſtehe allein in der Welt, fuhr Friedrich fort, und eigentlich iſt auch meine Heimat überall, wo ſich der blaue Himmel wölbt; denn mich haben gute Menſchen im Odenwalde erzogen und mich die Kunſt gelehrt und in Heidelberg lehren laſſen, die mich jetzt nährt.

Rima hatte Luſt, noch mehr zu fragen, aber Friedrich wich den Fragen dadurch aus, daß er ſeinen Kaſten öffnete und Näpfchen und Phiolen, Kräuter und Eſſenzen herausholte, um einen Trank für die Leidende zu bereiten. In dieſem wichtigen Geſchäfte wollte ihn Rima nicht ſtören und ging darum an Clara's Lager, auf daß Brigitte dem Jünglinge an die Hand gehe.

Sie half ihm, ein Kohlenfeuer anfachen, und ſtand ihm treulich bei, als er nun das Tränklein kochte.

Mit unendlicher Zungenfertigkeit prieß ſie Clara's Tugenden und bat ihn, ja Alles aufzubieten, um ſie wieder herzuſtellen.

Zuletzt ſagte ſie unter vielen Thränen: Es wäre Schaden um das jugendliche Leben; denn beſſer als ſie, glaubt mir's, Meiſter Friedrich, lebt keine; und ſchöner, das werdet Ihr mir geſtehen, habt Ihr gewiß noch kein Mädchen auf Euren Wanderungen geſehen. Nicht wahr? —

Erröthend bejahte der Jüngling, der froh war, daß das Tränklein ſein Gehöriges hatte, damit er aus dieſer Zungentortur erlöſt werde; denn wie gerne er auch Clara's Tugenden und Reize preißen hörte, ſo appellirte dabei doch Brigitte ſo oft an ſein eigenes Urtheil, daß er in die größte Verlegenheit gerieth.

IV.

Clara war erwacht. Der betrübte, jetzt erſt wieder zu froherer Hoffnung gelangte Vater ſaß an ihrem Bette. Sie ſah ihn lächelnd an und ſagte ihm, wie ſie gut geſchlafen und ſich wohler als ſeit langer Zeit fühle. Sie bat den Vater, doch nun auch der Ruhe zu genieſſen, damit er nicht am Ende den allzugroßen Anſtrengungen des Wachens und inneren Kummers erliege. Jetzt erzählte ihr der Vater von dem jungen Laboranten, den er gefunden und der ihm verheißen habe, ſie bald herzuſtellen. Clara lächelte den Vater holdſelig an; aber in dem Lächeln lag eine Wehmuth, als glaube ſie ſelbſt nicht daran und wolle nur dem Vater die Freude der Hoffnung gönnen. Sie erzählte ihm, wie ſie ſo ſchön geträumt. Die Mutter und ihre Freundin, der ſie ſo bald gefolgt, ſaßen im Garten vor dem Holzthore, und Clara und Friedrich ſpielten wieder als glückliche Kinder, und pflückten Blumen, Kränze zu winden gemeinſamer Luſt. Dieſe ſchönen Bilder aus glücklicher Jugendzeit ſchienen wohlthätig auf ſie eingewirkt zu haben.

Der Vater hielt ihre Hand. Sein Auge ruhte im vollen Gefühle des Vaterglückes auf den Engelszügen, die jetzt ein mattes Roth überflog und gleichſam verklärte. Sie verlangte zum erſtenmale, daß der Schirm entfernt werde, damit ſie klar um ſich ſehen könne.

Da ging die Thüre auf und Clara ſah hin — und faſt hätte ſie laut aufgeſchrieen vor Freude — denn da ſtand ja der geliebte Geſpiele der Kindheit vor ihr, von dem ſie geträumt, aber männlicher, kräftiger, ſchöner.

Friedrich ging es nicht anders. Als er das holde Geſicht erblickte, das jetzt vom Auge belebt wurde, in dem die Freude aufblitzte, und der Freude Roth die blei-

den Züge malte, da wäre ihm faſt der Becher entfallen, der den ſtärkenden Trank enthielt, von dem er ſich den erfreulichſten Erfolg verſprach; aber er durfte ſich nicht bloßgeben. Er mußte jedoch ſeine ganze Kraft, ſeine ganze Beſonnenheit mit krampfhafter Anſtrengung zuſammennehmen, um ſich gleich zu bleiben.

Rima nannte ihn Eiländer. Friedrich benahm ſich feſt und ruhig, und wachte mit Rieſenkraft über ſich ſelbſt. Obwohl Clara erkannte, daß nur eine Aehnlichkeit ſie getäuſcht, ſo konnte ſie ihr Auge doch kaum von ihm entfernen; denn ihr ſtand ja der liebe Geſpiele hier, wenn auch nur im Bilde, vor der Seele, und ſie wiegte das Herz gerne wieder in den ſchönen Traum, von dem ſie eben erſt erwacht war.

Willig nahm ſie das Tränklein aus ſeiner Hand, das er kunſtfertig bereitet. Noch lange ſprach ſie muntrer, als nach langer Zeit, und ſank dann wieder in einen ſanften Schlaf, und der Traumgott führte das kaum entflohene Traumbild zurück — aber — Friedrich war zum Jünglinge gereift in voller Mannesſchönheit, und es war der Laborant und ſie genaß durch ſeine Medikamente, und er ſchied nicht mehr von ihr. So träumte ſie, und als ſie erwachte, fühlte ſie friſche Lebenskraft in ihren Gliedern.

Friedrich's Medikamente hatten nun den geſegnetſten Erfolg. Frohe Hoffnung kehrte in jedem Herzen ein, und ſelbſt Clara gewann im freudigen Gefühle rückkehrender Kraft aufs Neue den Glauben, ſie werde genesen. Rima's Glück war unnennbar, ſeine Liebe, ſeine Dankbarkeit für Friedrich ohne Gränze. Brigitta's Lob ſtrömte ſo reich, als es ihre Zunge nur vermochte, ſtrömte bei Claren tauſendfach über, die ſelbſt nur ihn dachte, nur heiter und glücklich ſich fühlte,

wenn der wackre Jüngling bei ihr war. Die meiſte Zeit brachte er aber auch an ihrem Siechbette zu und redete mit ihr, ließ ſich erzählen und erzählte. Wenn ſie aber bei dieſen Geſprächen auf den Jugendgeſpielen zu reden kam, wenn ſie mit glühender Wärme die glücklichen Tage ihres Jugendlebens ſchilderte und es ſich ſo klar ausſprach, mit welcher Liebe und Innigkeit ſie ſein Andenken feſthielt, o dann hätte er mögen an ihr Herz ſinken und ſagen: Ich bin's ja ſelbſt; kennſt du mich denn nicht mehr, Clara? — Aber er mußte nun einmal ſeine Rolle feſthalten. Ja, es dünkte ihn ſelbſt nothwendig, da er klar in des Mädchens Herz ſah. Hätte er ſich zu erkennen gegeben, ſie würde mit heißer Liebe ihn umfaßt haben — und Rima gab wohl nie ſeine Einwilligung zu ſolch einer Verbindung. Dann war ſie, dann er elend für das ganze kommende Leben. Obwohl ihn Rima wie einen Sohn behandelte, ſo ſah er doch oft den Stolz durchleuchten; obwohl nie mehr der religiöſen Ueberzeugung gedacht wurde, ſo dünkte ihm Rima's Fanatismus entſchieden genug, um die gerechteſten Zweifel in ſeine Zuſtimmung zu ſeiner und Clara's Verbindung zu ſetzen. Er kämpfte oft, er kämpfte ſchwer; denn ſein Herz gehörte Claren, hatte ihr gehört, ſeit er Kind war; aber er hatte gelernt, in einer an Sorgen und Mangel nicht armen Jugend, ſich ſelbſt beherrſchen. Hier galt es, dieſe Selbſtbeherrſchung zu üben; hier, wo die Liebe ihm entgegenkam und im eignen Herzen loderte. Oft ſprach die Stimme ſeiner Vernunft: Wandere von dannen! Aber wenn er einen Gedanken dieſer Art äuſſerte, flehte Clara ſo ſüß, bat Brigitte ſo herzlich, drückte ihm Rima ſo warm die Hand und ſagte: Seht Ihr denn nicht, wie wir Euch ſo lieb haben? — daß

er wie in einen Zauberkreis ſich gebannt fühlte und nicht vermochte, was ihm ſeine Vernunft als nothwendig anrieth. — Wie konnte es fehlen, daß die beiden jugendlichen Herzen ſich in reiner, heiliger Liebe zu einander neigten? Sah doch Clara in ihm den Geſpielen der Jugend, dem er ſo ähnlich ſah, den Retter ihres Lebens. War doch in ihm das Bewußtſeyn, ſie gehöre ihm näher an aus eben dem Grunde, und weil er ihr Geſpiele war. Und ſie war ja ſo lieblich, ſo rein, ſo edel, ſo dankbar; ſie hatte ja kein Hehl vor ihm — ihr Herz, ihre Denkart lag ſo klar vor ſeinem Auge, und Brigitte, die ihm ſo oft auf Clara's Vorzüge erſt recht aufmerkſam machte, arbeitete eben dieſer erwachenden Liebe recht in die Hand. Knüpft ſich leicht und ſchnell zwiſchen Gleichdenkenden der Liebe Band, wieviel ſchneller da, wo Dankbarkeit, Vertrauen und eine ſüße, heimliche Erinnerung das Gewicht zu dem des Wohlgefallens in die Schaale legt?! —

Wie ſtark aber auch in Beiden dies Gefühl war, ihr Verhältniß wurde dadurch nicht verändert — nur herzlicher, inniger wurde es. Gleich fern ſtand der ſich ſelbſtbeherrſchende, beſcheidene, ſittige Jüngling von der züchtigen Jungfrau jetzt, als da er als Arzt zuerſt zu ihr trat. Kein Wort von Neigung wurde geſprochen, und doch legte jedes Wort, jede Handlung, jede Miene das klarſte Bekenntniß der Liebe ab.

Nur zu Rima war das Verhältniß ein anderes geworden, und zu den Leuten außerhalb dieſes engen, ſchönen Familienkreiſes. Gegen Rima wohnte in Friedrich's Herzen eine Abneigung. Er ſah in ihm des geliebten Vaters Feind, den Räuber ſeiner Habe, den fanatiſchen Verfolger ſeiner Glaubensbrüder. Er wollte anfangs nur ſo lange bleiben, als Clara's Krankheit

und ſein Beruf heiſche. Seit er ihn aber näher kennen lernte, ſeit er ihn in ſeinem ruhigen, ſtillen, gerechten Walten geſehen und beobachtet; ſeit er ihn wohlthätig gegen Arme bis zur Verſchwendung geſehen, und ohne Unterſchied des Bekenntniſſes; ſeit er die Achtung wahrnahm, mit der er von ſeinem vertriebenen Vater ſprach, und die tiefen Seufzer, die ſolche Rede begleiteten, deren Bedeutung nur er verſtand; ſeit er ſah und täglich mehr erfuhr, wie er ihn nicht als Fremdling, ſondern als Glied der Familie anſah, ihm auch in der Stadt zahlreiche Kundſchaft verſchaffte, wurde ſein Urtheil ein anderes, und die Beobachtung des Mannes, auf deſſen Handlungen ein ſo räthſelhaftes Dunkel lag, gewann an Intereſſe für ihn. Wie oft fühlte er den Trieb, zu ſagen: Ich bin Inſelius, des Verfolgten Sohn, gieb mir Rechenſchaft von deinem Thun! aber er unterdrückte ihn wieder.

Bald riß ihn ſeine Praxis ganz von ſolchem Nachdenken weg. Clara war geneſen. Dieſe glückliche Heilung der von berühmten Aerzten Aufgegebenen erwarb ihm einen glänzenden Ruf, und Rima's Empfehlung erhöhte ihn. Nicht nur in der Stadt ſelbſt, auch in den Nachbarorten Lorch, Caub, Weſel und in den Thälern ſprach man mit Ruhm und Achtung von ſeiner Kunſt, und ſuchte Hülfe in dem tauſendgeſtaltigen Weh, dem der arme Sohn des Staubes hingegeben iſt. Und wie auch ſein Ruf wuchs, dennoch blieb er beſcheiden und demüthig; denn ſolche Tugend zu üben, hatte ihn frühe der fromme Vater gelehrt. Vorzüglich war er der Armuth treuer Freund. Da half Clara erquicken, ſtärken, tröſten. Hatte er die Arzneien geſpendet, ſpendete ſie Wohlthaten andrer Art, und ſo theilten ſie ſich in das edelſte Werk. Dieß, ſo wie ſeine offene, herzliche Weiſe, mit

der er Jedermann begegnete, befreundete ihn den Bürgern, allermeist den Protestanten, die den Glaubensgenossen in ihm verehrten. So lernte er die Quellen ihres Wohles und Wehes kennen, und kam nothwendiger Weise in den vertrautesten Verkehr mit Vielen. Vor allen aber war es die Heileß'sche Familie, deren nähere Bekanntschaft er machte; denn Heileß war einst seines Vaters treuester, erprobtester Freund gewesen, und hier lebte er im liebevollsten, gesegnetsten Andenken. Auch den gleichaltrigen Jugendgenossen nahte er sich vorsichtig; denn er bemerkte oft, wie ihn Zinkgräff, Lauer und Andere, die mit ihm konfirmirt worden, mit fragenden Blicken betrachteten, wie sie so oft die Rede auf Friedrich Juselius brachten, dem er so sehr ähnlich sah, blos um zu erforschen, ob er nicht Mummerei treibe. Doch blieben diese Versuche fruchtlos. Sie zerschellten an Friedrichs Besonnenheit und Selbstbeherrschung.

War auch der Jüngling von allen geliebt, die ihn kannten, so haßte ihn doch Einer aus dem Grunde seiner schwarzen Seele — der Kommandant Bedrangle.

Er liebte Claren, wie ein Mensch lieben konnte, in dem der Funke vom Himmel längst im rohen Kriegsleben erloschen war — weil sie schön war gleich einem Engel. Als aber ihre Rosenwangen erblichen, des schönen Auges Glanz erlosch, das frische, fröhliche Leben und Weben blühender Gesundheit schwand, da wurde das Herz des Kriegers kühl und der Weinhumpen wurde seine Geliebte, von der er sich nimmer trennte. Als aber nun die vom Sturme geknickte Blume schöner, und im Frühlingshauche der Liebe herrlicher sich entfaltete; als die Jungfrau mit all ihrem Liebreize geschmückt dem Siechbette entstieg, und der gierige Blick des Wüstlings auf diese

Reize fiel, da loderte die alte Gluth nur wilder wieder auf und schien, gleich verzehrendem Feuer, in seinen Adern zu wühlen. Er fand sich täglich bei Rima ein. Er suchte mit allen Künsten sich Clara's Gunst zu erwerben. Wie aber die Taube bebt in der Nähe des Geiers, auch wann sie ihn nicht sieht, so erfüllte Bedrangle's Nähe Clara's Gemüth mit einem widrigen Gefühle. Sie konnte keines Grundes ihrer entschiedenen Abneigung sich bewußt werden, denn Bedrangle war ein schöner Mann; aber sie war so mächtig, daß sie sich nicht zurückhalten konnte, sie ihn überall empfinden zu lassen. Mit tiefem Widerwillen wieß sie seine Bewerbungen zurück. Sie hatte kein Lächeln für den darum Buhlenden. Sie gab ihm kein wohlwollendes Wort auf seine Reden zurück, und es kostete sie Ueberwindung, ihm nicht schnöde zu begegnen. Der Widerwillen Clara's brachte bei ihm die entgegengesetzte Wirkung hervor. Statt, daß er dadurch sollte zurückgeschreckt werden, wurde er kühner; statt, daß dieß seine Gluth dämpfen sollte, loderte sie brennender, heftiger auf. — Aber er wurde aufmerksamer. Er forschte, von Argwohn unterstützt — und das nie schlafende Auge des Argwohns sieht schärfer, als jedes Andere. Was dem Vater Dankbarkeit schien, jene innige Zuneigung Clara's zu Friedrich, das erkannte er bald als Liebe; und der Haß gegen den, der ihm im Wege stand, gohr mit aller Kraft in Bedrangle's entmenschter Brust. Mit schneidender Verachtung behandelte er fortab den Jüngling, der stets in Rima's Nähe war, und von diesem mit Auszeichnung behandelt wurde. Statt aber, daß diese Behandlung Friedrichen einschüchtern sollte, gab sie ihm vielmehr, dem Rohen gegenüber, das ganze Gefühl sei-

nos Werthes, einen Ernst, eine Würde des Benehmens, eine stolze, ruhige Haltung, die Bedranglen fast ausser sich brachte, und oft traf ihn die gleiche Verachtung, die er ihm bewieß. Dieß reizte den rachsüchtigen Flammänder, und gerne hätte er eine Gelegenheit wahrgenommen, dem Verhaßten zu schaden, ihn zu verderben, hätte sie sich ihm dargeboten. Darum aber gab er es nicht auf. Vorsichtig wollte er seinen Plan anlegen, und an Lamego, seinem Lieutenante, einem schlauen, ränkevollen Andalusier, hatte er einen Helfershelfer, dem es in ähnlichen und schwierigern Fällen nie an Rath und Mitteln gebrochen, das zu vollführen, was Bedrangle wünschte.

Die schweren Bedrückungen, unter denen die Bürgerschaft seufzte, waren in den Tagen des Sommers 1631 bis zu unglaublicher Höhe gestiegen. Bedrangle hatte den Befehl erhalten, Stahleck zu verproviantiren, so wie Stahlberg und Fürstenberg. Keine Veranlassung konnte willkommner seyn, als diese, das Volk, das ihm zu kühn, zu männlich stark war, zu demüthigen. Mit fühlloser Härte verfuhr der Unmensch. Taumelnd vom Weinrausch, gab er an seinen Untergebenen Lamego die teuflischen Befehle, und dieser — unmenschlicher noch, als sein Gebieter, säumte nicht, sie in's Werk zu setzen. War ein Bürger widerspenstig, so kam er in Haft in den Kummerhof. Zwar waltete hier ein milder Engel, Clara, die der Bürger Noth milderte, wie und wo sie konnte; aber sie konnte doch den Vater den Kindern, den Gatten der Gattin nicht frei geben — das Geschäft lag, und das Brod, des Fleißes Frucht allein, fehlte. Einige Male hatte sie es versucht, zu bitten bei dem Befehlshaber, doch — die Folge war — daß Bedrangle

dadurch ein Anrecht auf ihre Gunſt zu erhalten wähnte, und — ſie mußte dem Muthe Schranken ſetzen, und nur darin ihrem gefühlvollen Herzen Raum geben, daß ſie die Gefangenen erquickte.

Tief ergriff des Volkes Noth Friedrichs Seele. Alle Fibern bebten, ſein Auge rollte, und die männliche Fauſt ballte ſich unwillkührlich, ſah er die Grauſamkeit, die — er nicht wehren konnte. Häufiger aber traf es ſich, daß die Bürger zuſammentraten, von der Noth enger vereint, über die Rettung zu berathen. In dieſen Verſammlungen bildeten ſich zwei Parthieen, eine gemäßigte und eine heftige. An der Spitze jener ſtand der alte, wackre, beſonnene Heileß, auf der andern Seite der raſche, kräftige Zinkgräff und Lauer. Des Volkes Noth rief auch Friedrichen, der ſich zu ihnen zählte, da Bacharach ſeine Vaterſtadt war, in dieſe Verſammlungen, und ihn zog — das lebendige Gefühl jugendlicher Kraft, das raſche Blut auf die Seite der Heftigern, deren Grundſatz war, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Noch waren aber jene Verſammlungen das nicht, was ſie mehrere Monate ſpäter wurden — die Ausſaat offener Empörung gegen den Druck unmenſchlicher Tyrannei. Man pflegte im Hauſe des Wirthes Götz ſich zu finden und dort das Thema des Tages abzuhandeln. Wohl mochten Männer, wie Zinkgräff und Lauer, voll Kraft und Feuer und Liebe zur Freiheit, Pläne haben, die auf das hinzielten, was ſpäter geſchah — jetzt ſchwiegen ſie davon noch und äußerten ſich nur im engern Kreiſe. Daß der junge Laborant bisweilen in dieſer Geſellſchaft war, fiel Rima um ſo weniger auf, da es ehrenwerthe Bürger waren, die ſich hier trafen. Nur Clara ſah es mit ſtiller Trauer. Wie überhaupt der

weibliche Blick tiefer und ſchärfer iſt, denn der männliche — ſo hatte auch ſie bisher das Krampfhafte in der Stimmung des Volkes wahrgenommen, hatte wohl bemerkt, welch ſeltſam tiefen Eindruck es auf Friedrichen gemacht, und ihre Seele ahnete nichts Gutes. Er war ſo zerſtreut, ſo wild aufgeregt, wenn er zu Hauſe kam, daß ſie mit banger Ahnung erfüllt wurde, wohl wiſſend, des Weines Frucht ſey ſolches bei dem Jüngling nicht, weil er ihn nicht trank.

Dieſer Verſammlungen Geiſt mußte Lamego gewittert, den Antheil, den der feurige Friedrich daran hatte, herausgebracht haben. Er trat eines Tages mit wichtiger Miene zu ſeinem Gebieter ein, und ſprach: Jetzt, Don Paul, habe ich endlich die Handhabe gefunden, vermittelſt welcher Ihr mit einem Stück den Laboranten über die Stadtmauer ſchleudern könnet, wenn Euch nicht mehr damit gedient wäre, ihm ein andres Plätzlein über oder unter der Erde anzuweiſen.

Bedrangle, der eben erſt aus den wollüſtigen Träumen ſeiner Sinnlichkeit erwacht war, fuhr mit glänzendem Blicke auf: „Sprich ohne Hehl, Lamego!“ rief er, begierig, zu vernehmen, was der Spürhund gewittert.

Der lächelte ſataniſch und ſprach: Die kleinen Aufopferungen, die Ihr den ketzeriſchen Hunden dieſer Stadt vermittelſt bewaffneter Schröpfköpfe abnöthigt, bringen die ſeltſame Erſcheinung hervor, daß der Haſe ſich gegen den Löwen aufzumerken nicht übel Luſt hat. Sie geben mit nichts Geringerm um, als Empörung vorzubereiten, und dieſer Mitbart von Laborant ſteht mit an, iſt wahrſcheinlich der Urheber der Komplotte, wie ich denn überhaupt ihn faſt für einen ſchwediſchen Spion möchte anſehen. Was hindert Euch nun, ihn dafür zu erklären und

einſtweilen Euch ſeiner zu verſichern? — Dann iſt er aus dem Wege, und für's Weitre ſorgt eines Theils Ihr, andern Theils Lamego.

Ich verſtehe Dich, Lamego, antwortete ſinnend Bedraugle, doch Du vergißt, daß ich es hier mit einem ſpitzfindigen Juriſten zu thun habe, der mehr Gewalt hat, als ihm gebühret. Offen dem Raben zu Leibe gehen, iſt unthunlich — doch laß mich ſorgen.

Falls Ihr nicht ſollter zum Ziele kommen, ſo weiß ich ein beſſeres Mittel, meinte Lamego, indem er ſeinen Dolch faßte, und eine Handbewegung machte, die über das Mittel ſelbſt keinen Zweifel übrig ließ.

Nein, ſprach Bedraugle, in dem der Soldat ſich regte, man fällt mit Ehren keinen Feind im Rücken an. Ehrlicher Kampf führt auch zum Ziele.

Wie Ihr wollt! verſetzte Lamego, und ein ſpöttiſches Lächeln flog ſchnell über die markirten Züge des Andaluſiers.

Bedraugle ſchnallte ſein Schwert um und verließ das Gemach, indem er den Federhut in die Stirne drückte, um zu Rima zu gehen, den er in ſeinem Gemache beſchäftigt fand.

Freundliche Grüße wurden gewechſelt, und vom Unbedeutenden zum Ernſtern im Verfolg des Geſpräches geſchritten. Bedraugle bedauerte die Plagen, die er der Stadt und den Thälern machen müſſe.

Es iſt wahr, ſagte jetzt ernſt Rima, die Bürgerſchaft vermag kaum mehr Eure Forderungen zu befriedigen, Herr Kommandant. Sagt ſelbſt, wovon ſollen ſie leben, im Falle eine Belagerung dieſer Stadt eintreten ſollte? — Schadet Ihr Euch doch dann ſelbſt, weil nichts ſo leicht zum Verrathe führt, als Hunger und Elend!

Darnach darf der Soldat nicht fragen, entgegnete scharf Bedrangle. Seine Ordre weiß er, und sie zu befolgen, ist seine Pflicht, mag auch kommen, was da will. Dem Verrathe werde ich zu begegnen wissen, das glaubt mir!

Das Menschenauge sieht nicht Alles, versetzte Rima.

Oft mehr, als es soll, fuhr gereizt der Spanier fort. So dürften Euch vielleicht die heimlichen Komplotte entgangen seyn, die man hier schmiedet, und die ihre Nahrung aus Eurem Hause ziehen.

Aus meinem Hause! rief Rima, und sprang zornig auf. Womit wollt Ihr die frevelnde Rede darthun?

Erzürnet Euch nicht, Herr Doktor, fuhr vertraulicher Bedrangle fort, wenn ich Euch sage, daß Ihr eine Schlange im Busen nähret, deren giftigen Stich Ihr früher oder später im Herzen fühlen dürftet.

Sprecht deutlicher! rief Rima, in dem der Zorn kochte. —

Es kann Euch doch nicht unbekannt geblieben seyn, wie der Laberant Eyländer, den Ihr noch beherberget, im geheimen Verkehr mit den feyerlichen Bürgern steht!

Er ist Protestant, das weiß ich, sprach ruhig Rima, aber ich finde keine Spur, ihn für verdächtig zu halten, im Gegentheil ist er ein wohlgesitteter Mensch, der viele Gaben hat, den ich zudem bei meinem herannahenden Alter bei mir zu behalten denke, indem er in den Geschäften nicht unerfahren, und des Schreibens, wie viel andrer Künste in hohem Grade kundig ist. Was wollt Ihr mit ihm?

Es sollte mir leid thun, versetzte mit verstellter Theilnahme Bedrangle, wenn ich vielleicht irgend einen Euch noch bevorstehenden Plan durchkreuzen sollte; allein wisst's, dieser Mensch ist's, der Empörung brütet, und ich habe

Grund, zu vermuthen, daß nicht seine Kunst ihn in diese Gegend trieb, sondern andere Gründe — da ich ihn für einen schwedischen Spion zu halten gezwungen bin. —

In diesem Augenblicke trat Friedrich mit Clara in das Gemach. Er hatte sie in den Garten außerhalb des Holzthors begleitet, mit ihr dort der Blumen gepflegt und in süßem Gekose eine selige Stunde verlebt. Hier war die beglückende Gewißheit ihm geworden, daß Clara ihn liebe. Von seiner nahen Abreise hatte er gesprochen, da er Rima's Plan noch nicht kannte, und die Thräne, die in Clarens schönes Auge trat, hatte sein Herz überwältigt, und an seiner Brust hauchte das züchtige Mädchen, nach schwerem Kampfe mit dem eignen Herzen und der jungfräulichen Schüchternheit, das süße Geständniß ihrer Liebe aus. Aus dem Himmel dieser Gefühle riß ihn der Anblick der beiden Männer furchtbar heraus.

Ihr kommt mir zu gelegener Stunde, sagte Rima zu ihm, denn hier mögt Ihr Eure Ehre retten gegen eine Beschuldigung, an die meine Seele nicht glauben kann.

Des Jünglings Wange wurde in diesem Augenblicke bleich — nicht von dem Gefühl der Schuld, denn er war überzeugt von der Gerechtigkeit seines Thuns und Strebens, sondern vielmehr, weil diese Worte wie ein herber Frost in die Maiblüthen seines Gefühls zerstörend niederfielen. — Bald sammelte er sich jedoch, und das ganze Gefühl männlicher Würde und Stolzes nahm seine Brust ein. Freimüthig und gefaßt trat er näher heran zu den Beiden, die am Fenster lehnten, und fragte, weß man ihn beschuldige?

Ihr sollt ein schwedischer Spion seyn —

Nöthige Lüge! Schmach dem, der sie ersann! fiel Friedrich ein.

Bedrangle's Auge blitzte, seine Hand griff nach dem Schwerte. Schweig! rief er, oder ich zermalme Dich!

Send Männer, sprach Nima, der seine Ruhe wieder gewann mit der ringenden Leidenschaft der Beiden, und laßt uns ohne Zorn glimpflich die Sache erörtern: Ihr sollt, fuhr er, zu Friedrich gewendet, fort, Theil haben an aufrührerischen Komplotten in dieser Stadt, die Euch gastlich aufgenommen! Vertheidigt Euch! Der Capitainlieutenant Sr. katholischen Majestät beschuldigt Euch dessen. Auf die letzten Worte legte der Saalschutzdiener ein besonderes Gewicht, um Friedrich's Bewußtsein durch die Rücksicht auf die Gewalt, die Bedrangle hatte, zu mäßigen.

Friedrich's Auge haftete auf Bedrangle, dessen höhnische Miene ihn reizte. Kühnen Muth sprachen seine Züge aus.

Wenn ich mit gerechtem Unwillen die Bedrückungen und Mißhandlungen der Bürgerschaft sah, wenn laut wider das Gesetz des Rechts, das ich in meiner Brust trage, spricht — wer will mich darob verdammen? fragte er, und sah kühn den Capitainlieutenant an. Könnt Ihr's läugnen, daß diese Lasten unerträglich sind? Und wenn ich, nach innerm Gefühl in meiner Brust, und dem Mitleid, das ich mit der gedrückten Bürgerschaft empfinde, ihrer Beschwerden anhörte, mit der auf Abhülfe von einer Gewalt, die de facto, aber nicht de jure da ist, sann, so mag ich das so wenig verbieten, als ich es Unrecht finden kann! Er sprach

das, und wandte ſich zu Rima, der, erſtaunt über des Jünglings kräftiges, mannigfaches Wort, ihn anſah, und ſagte: Euch, Herr Doctor, gilt dieß Geſtändniß. Ihr habt mich gaſtlich geherbergt. Ihr ſeyd meine Obrigkeit, der ich unterthan bin. Entſcheidet!

Bedrangle knirſchte vor Wuth. Das hatte er nicht erwartet von dem Jüngling, und faſt hätte er beſchämt niedergedrückt von der Würde, mit welcher er ſich bekleidet und ſprach, dageſtanden, wäre nicht ſein Grimm aufgeflammt.

Er hat geſtanden, rief er ſchäumend aus. Er iſt mir anheimgefallen, und das Kriegsrecht mag entſcheiden über den Empörer!

Mit Glimpf, Herr Kommandant, fiel Rima ein. Der Jüngling hat nichts geſtanden, als daß ſein Gefühl, wie das jedes Ehrenmannes, empört iſt von den Foltern der Bürgerſchaft, an dem Ihr unſchuldiger Weiſe Theil habt. Was Ihr aber da von Anheimfallen an Euer Forum ſagt, werdet Ihr wohl zurückzunehmen geſonnen ſeyn, ſobald ich Euch erinnere, daß ich die Ehre habe, die Perſon meines Herrn, des Churfürſten, zu vertreten, daß dieſe Stadt über altem Privilegia hat, kraft deren in ſolchen Händeln zu entſcheiden dem Thälerrath in erſter Inſtanz zukommt! Für's Erſte habt Ihr in meinem Hauſe Sicherheit Eurer Perſon, ſagte er, zu Friedrich gewendet, und Euch, Herr Capitainlieutenant, bin ich Bürge für ihn.

Nein, das ſollt Ihr nicht! rief Friedrich aus, bei Gott, das ſollt Ihr nicht. Bin ich ſchuldig, ſo treffe mich der Strafe! aber mein Gewiſſen ſpricht mich frei, und ich verlaße die Stadt zur Stunde und ihr Gebiet!

Bedrangle ſtand bleich da. Im Innern wühlten alle feindſeligen Leidenſchaften, deren das Menſchenherz fähig iſt; aber er konnte Rima's Gründen nichts entgegenſtellen, konnte freilich keine Beweiſe liefern, die ſeine Anſchuldigung rechtfertigten, und war alſo der Freiſprechung des Jünglings gewärtig. Ihm galt's ja auch nur, den verhaßten Nebenbuhler zu entfernen, darum bekämpfte er für den Augenblick ſeine Leidenſchaften, und wollte eben auf die Entfernung Friedrichs antragen, und damit ſich zufrieden geben, als die hereintretende Brigitte, einen lauten Schrei des Entſetzens ausſtoßend, auf Clara zuſtürzte, die, Zeuge des Auftrittes, Schlimmes für den Geliebten fürchtend, bei der durch die vorhergegangenen Auftritte erregten Spannung ihres Weſens, ohnmächtig in einen Lehnſtuhl geſunken war.

Auch das noch! rief ſchmerzlich der Saalſchultheiß aus und ſtürzte zu der Jungfrau hin, bei der ſchon Friedrich beſchäftigt war.

Seyd ohne Sorge, Herr Doctor, ſagte er ruhig zu Rima; es iſt blos eine vorübergehende Ohnmacht! Darauf flog er hinaus und kam bald mit einer Phiole zurück, die er Brigitten gab.

Reibt ihr damit die Schläfe, ſagte er, und löſet des Mieders Schnüre — dann wird ſie alſobald das Auge aufſchlagen.

So ruhig er auch ſprach, ſo hatte doch der Schrecken ihn bleich gemacht und die Sorge um das geliebte, theure Weſen.

Die Sitte fordert, ſo wandte er ſich zu Bedrangle, daß wir Männer uns entfernen!

Alle Drei verließen nun das Gemach, um in ein anderes zu treten.

So ſehr auch der Schrecken Friedrichen beengt, die Ruhe war bei der Gefahrloſigkeit des Umſtands wieder in ſeine Bruſt zurückgekehrt, und im andern Gemache angelangt, ſagte er mit Würde zu dem Spanier: Ich habe vorhin bei der ſchimpflichen Beſchuldigung, die Ihr auf mich geladen, vergeſſen, Beweiſe zu fordern. Ihr ſeyd ein Ehrenmann, und werdet ſie hoffentlich nicht ſchuldig bleiben, da Ihr wißt, wie die Lüge in den Augen des Rechtſchaffnen brandmarkt!

Dieſe Worte waren Donnerſchläge für den Spanier. Seine Ehre ſtand auf dem Spiele, und — Beweiſe konnte er doch im Grunde nicht liefern. Sein Haß, ſeine Wuth war grenzenlos.

Es bedarf bei Eurer eignen Erklärung keiner Beweiſe, rief er aus. Zudem bin ich einem Menſchen, wie Ihr ſeyd, keine Rechenſchaft ſchuldig. Euch aber, Herr Saalſchultheis, mache ich verantwortlich für jede Folge, die daraus entſteht, und ich muß bei Euch darauf beſtehen, daß Ihr einen gefährlichen Menſchen aus der Stadt ſchaffet! Mit dieſen im höchſten Zorne geſprochenen Worten verließ er das Gemach, daß ſchallend die Thüre in das Schloß fuhr.

Das ſind ſchlimme Händel, ſagte Rima. Wenn Ihr nur nicht unvorſichtiger Weiſe Euch in Verlegenheit geſtürzt habt? —

Seyd ſorglos, ſprach Friedrich, ich verlaſſe die Stadt heute noch, ſo ſchwer es mir wird, den Ort zu verlaſſen, der mir theuer geworden iſt. Eure Tochter iſt hergeſtellt, nichts hält mich mehr. Laßet mich ziehen!

Aber der tiefe Seufzer, der ſich bei dieſen Worten des Jünglings Bruſt entſtahl, der feuchtwerdende Blick ſtrafte das Wort ſeines Mundes Lügen.

Nima ſah ihn lange und wehmüthig an. Er hatte ihn ja liebgewonnen, war ihm ſo hoch verpflichtet, und nun wollte der Trotzkopf von dannen, nun, wo er ihm ja hatte ſagen wollen, er, der heimathloſe Laborant, ſolle weilen bei ihm, ſein Brod mit ihm theilen, ihm in ſeinen Berufsgeſchäften helfen gegen ſchönen Lohn, den er reichlich beſtimmt.

Fort wolltet Ihr, hob er nach einigem Schweigen an — fort von hier — da doch Clara's Geſundheit noch nicht völlig befeſtigt iſt? Fort wolltet Ihr in dieſen ſtürmiſchen Zeiten, einem ungewiſſen Erwerb nachgehen, unter fremden Menſchen umherziehen, und ſo Ihr erkrankt, ohne Pflege ſeyn? — Ach, ich hatte es anders im Sinne mit Euch. Hört mich an: Ich bin alt und ſchwach, ohne Hülfe in meinem ſchweren Berufe, ohne theilnehmenden Freund (er ſeufzte tief) in meiner Einſamkeit. Da dachte ich, Ihr ſolltet bei mir bleiben, und da Ihr in ſo manchen Künſten und Wiſſenſchaften bewandert ſeyd, mir beiſtehen gegen einen Jahresgehalt, wie Ihr nur immer wünſchen möget, könntet Eure Kunſt nebenbei üben nach Eurem Gefallen, theiltet mein Dach und mein Brod, und hättet ſo eine Heimath und dankbare Freunde, ſo lange Gott mir die Tage hienieden friſtet. Zudem, ich ahne es, kommen ſchlimme Zeiten für dieſe Gegend und Stadt. Näher zum Rheine wälzet der Krieg ſeine verheerenden Feuerſtröme. Es wird vielleicht nicht der Morgen des Jahres 1632 anbrechen, und — das Belagerungsgeſchütz wird um unſre Ohren donnern. — Der Sturm vielleicht die Stadt dem Be-

drangle entreißen, Plünderung und Raub unſre Habe bedrohen — Friedrich, ich bin alt — wer wird bei Clara, bei Brigitten mit freundlicher Theilnahme ſtehen zu Schutz und Schirm — wenn ich zur Grube fahre? Seht, auf Euch hatte ich gerechnet, Euch und mir zum Frommen, hatte mir ſo ein ſtilles, harmloſes Leben gedacht in unſerm kleinen Kreiſe, und heitre Stunden am Kamine in den kommenden trüben Wintertagen — und nun wollet Ihr trotzig von dannen ziehen? Ich biete Euch meine Hand — bleibt bei mir, ſo lange ich lebe!

Er reichte ihm die Hand dar.

Der Jüngling war von des Mannes Rede ergriffen, erſchüttert. Rima war und blieb ihm ein Räthſel. Dieſer wohlwollende Mann war ein Feind der Proteſtanten, ein Verfolger ſeines Vaters, ein Räuber ſeiner Habe geweſen. Wie konnte, wie ſollte er das reimen? Er wußte, daß der Quardian oft ihn zu bereden ſuchte, den Ketzer aus ſeinem Hauſe zu verbannen, und jetzt wollte er ihn bei ſich behalten? — Solcherlei unvereinbare Zweifel entſtanden in ſeiner Seele — aber Clara, die Geliebte — ſollte er verlaſſen, jetzt, wo er bleiben konnte in ihrer Nähe? — — Er ſchlug ein in Rima's dargebotene Rechte und ſagte: ich bleibe bei Euch, ſo lange Gott und Ihr es wollet.

Da leuchtete des Greiſes Auge voll ſtiller Freude.

O, ſagte er leiſe vor ſich hin, ſo gibt es doch noch Menſchen, die mir wohl wollen?!

Noch ſtanden die Männer Hand in Hand — da öffnete ſich die Thüre, und Clara, bleich wie eine Lilie, trat, auf Brigitten ſich ſtützend, herein. Ihr forſchender Blick glitt über des Vaters Züge auf die Fried-

richs hinüber. Sie ſchien leſen zu wollen darin, ob dieſer Handſchlag der des Lebewohls, oder der Vereinigung auf längere Zeit ſey. — Die zurückgekehrte Heiterkeit in beider Mienen gab ihr bald dieſe Hoffnung, doch das Andenken an den frühern Auftritt, deſſen ſie Zeuge geweſen, das Beſtimmte in Friedrichs Worten: „Ich verlaſſe die Stadt und ihr Gebiet!“ flößte neue Zweifel ihrem Herzen ein.

Verlaßt ihr uns wirklich? fragte ſie, und die Stimme bebte, die Bruſt hob ſich, wie unter einer ſchweren Laſt.

Nein, mein Kind, antwortete ihr der Vater, Friedrich bleibt bei uns, bis des Krieges dräuende Stürme vorüber ſind und ſein Donner. Er will mit uns theilen die Leiden der kommenden Zeit.

Da flog ein friſches Roth über die bleichen Züge der Jungfrau — da ergoß ſich neuer Strom des Lebens durch ihr Weſen, die Wolke, die auf der ſchönen Stirne gelegen, verſchwand, und ein bezauberndes Lächeln begleitete die Worte: Dank Euch, Friedrich, daß Ihr uns dieß Opfer bringet! — aber ängſtlich werdend in dieſem Augenblicke, wandte ſie ſich zu ihrem Vater: Glaubt Ihr, daß der wüthende Spanier ſich zufrieden gebe? —

Das wird ſich bald zeigen, ſprach ruhig der Schultheiß. Am Felſen bricht ſich der Welle Gewalt. Er wird an meiner Feſtigkeit ſtranden. Er fühlt ſich zu ohnmächtig hier noch zur Zeit, als daß er einen ſolchen Schritt, wie Du Dir ihn vielleicht denkſt, wagte.

O daß es ſo wäre! ſeufzte Clara leiſe.

V.

Ehe noch die Sonne unterging, jagten zwei Eilboten zu den Thoren hinaus, den Einen ſandte Bedrangle nach Frankenthal, wo damals der wilde Frangipani gebot, um Verſtärkung bittend, den andern Rima an den Kurfürſten, perſönliche Sicherheit für Friedrich zu erwirken. Beiden wurde Gewährung; doch Rima'n ſchneller, als dem Spanier, der vielmehr durch den rückkehrenden Eilboten die Weiſung erhielt, eine außerordentliche Brandſchatzung an Früchten, Wein, Vieh und baarem Geld in den Thälern zu erpreſſen. Auf den Fall hin, daß ſich das Volk empören ſollte, wurde dem Capitainlieutenant ein Fähnlein Reiter zur Verſtärkung verſprochen, die binnen drei Tagen eintreffen ſollten. Die Brandſchatzung war ungeheuer, nicht nur an Gelde, ſondern auch an Naturalien. Es war faſt unmöglich, daß ſie konnte geleiſtet werden von dem Volke, das durch Bedrangle bereits methodiſch ausgeſogen war. Dieſem ſtieg auf dieſe Kunde hin der Kamm. Noch immer tobte Eiferſucht und verſchmähter Liebe Groll im wilden Herzen. Lamego war auf allen Wegen, wo er Friedrich zu treffen hoffen konnte, umhergeſchlichen — ohne ſein Ziel, ihn als Opfer ſeines Haſſes zu meucheln, erreicht zu haben. Jetzt forderte der Kommandant ſeine Auslieferung von Rima mit diktatoriſcher Strenge. Er fürchtete doch, des Bogens Sehne werde zu ſehr geſpannt, als daß ſie nicht reißen ſollte, und grade dieſer kräftige Jüngling konnte ihm hier gefährlich werden. Obwohl Furcht ſeinem Soldatenherzen fremd blieb, ſo war es ihm doch keineswegs darum zu thun, das Volk zum Aufruhr zu reizen, weil dieß für ihn ſelbſt und ſeine Sache von den nachtheiligſten Fol-

gen ſeyn konnte. Darum ſchwieg er noch von der neuen Lieferung, zumal der heiße Sommer einen guten Wein verſprach, der nun bald geerndet werden ſollte.

Rima beachtete die Forderungen des Kommandanten nicht.

Aufs heftigſte erzürnt, ließ noch am Abend deſſelben Tages Bedrangle den Saal umſtellen mit ſeinen Leuten, und trat gewaffnet in das Gemach Rima's, Friedrichs Auslieferung zu ertrotzen, im Nothfall zu erzwingen.

Was erkühnt Ihr Euch? fragte ihn mit zornglühenden Augen der Saalſchultheis. Wer giebt Euch das Recht, einen Mann gefänglich einziehen zu wollen, gegen den keine Anklage vorliegt? Wer ermächtigt Euch, mein Haus zu umſtellen, und den Burgfrieden zu brechen?

Ich! erwiederte mit Hohn der Kommandant. Ich fordre den Unruheſtifter!

Ihr verlaßt zur Stunde mein Haus! fuhr mit Hitze Rima, oder ich werde die Sturmglocke läuten laſſen, und auf Euer Haupt falle jeglicher Nachtheil, der entſteht!

Bedrangle blieb ſich gleich. Thut, was Euch beliebt, antwortete er, allein ich fodre zum letzten Male den Verbrecher — oder wollt ihr etwa ſein Thun unterſtützen? —

Da hielt ihm Rima die Akte des Kurfürſten entgegen, die Friedrichen Sicherheit und Unantaſtbarkeit ſeiner Perſon verlieh.

Das brachte den Capitainlieutenant ein wenig auſſer Faſſung.

Er begann allmählig einzusehen, in welche Verlegenheit er sich gestürzt, und stand eine Weile unschlüssig da.

Das Gerücht dessen, was am Saale geschehen, war indessen wie Feuerlärm durch die Straßen geflogen. Der Rath eilte auf das Rathhaus. Die Bürger standen Kopf an Kopf drohend um die spanischen Soldaten, denen es unheimlich zu werden begann.

Lamego eilte hinauf zu Bedranale, ihm den Stand der Sachen zu melden. Während dieß geschah, drängte sich der Schiffer Lauer durch den Haufen. Hoch schwang er ein eisenbeschlagenes Handruder über dem Haupte. Schnell sprang er auf die steinerne Bank an der Thüre des Saales, und haranguirte die Bürger. Was stehet Ihr da, rief er mit einer Mark und Bein durchschneidenden Stentorstimme, müßig und feig, wie Memmen? Seht Ihr nicht, daß eine Eurer bürgerlichen Freiheiten nach der andern von frecher Söldner Hand zertrümmert wird? Wollt Ihr Euch vollends zu Sklaven machen lassen? Was man mit dem wackern Laboranten will, das ist Euer Loos früher oder später. Auf! Brüder, Einer für Alle, und Alle für Einen!

Einer für Alle, und Alle für Einen! riefen vierhundert Männerstimmen mit aufgehobenen Händen.

Rasch sprang Lauer herab, und wollte eben mit wüthender Wucht einen Spanier niederschmettern — als das Volk sich theilte, und der Rath langsam und ernst daherschritt.

Um Gottes Willen! beginnt keine Thorheit! rief der Rathsbürgermeister Heileß dem Lauer zu, der alsobald sein Ruder sinken ließ.

Laßt uns auf gütlichem Wege Frieden ſtiften, Mitbürger, redete er das Volk an. Geht heim zu Euren Geſchäften, und laßt den Rath walten, der Euch vertritt.

Eine augenblickliche Stille trat ein — doch das Volk ſtand.

Mit Gunſt! hob Lauer jetzt zu reden an — wir wollen gerne heimgehen zu unſerm Heerde, wenn Ihr fortan kräftiger uns vertreten wollt, wenn Ihr uns die Gewähr leiſtet, daß der Unſchuldige droben nicht in des Spaniers Gewalt kommt! —

Ihr habt das Wort des Raths, ſagte Heileß, und ſchritt mit den Gliedern des Rathes hinauf, wo Bedrangle mit Rima in heftigem Wortwechſel war.

Andere Geſtalt gewann jetzt die Sache. Die Unterhandlung war kurz und ernſt, und nach einer Weile zog bleich Bedrangle dem Tempelerhofe zu, vor den er eine doppelte Wache aufſtellte. Der Rath blieb verſammelt unter Rima's Vorſitz bis tief in die Nacht.

Auf Claren hatte der Vorfall nachtheilig gewirkt. Sie lag ohnmächtig an Friedrich's Herzen, über deſſen Gefahr ſie erſchrocken. Sie ſchlang erwachend ihre Arme um ſeinen Nacken mit unendlicher Freude, daß er nicht in Bedrangle's Gewalt ſich befand; allein das unſelige Ereigniß hatte ſie ſo ſehr angegriffen, daß ſie ſich zu Bette begeben mußte. Friedrich wachte die Nacht mit Brigitten. Er belauſchte jeden ihrer Athemzüge, und Brigitte ſchlief, wenn ſie mit ſtillem Flüſtern ihre Gedanken einander mittheilten und von der Zukunft ſprachen. Nach Mitternacht begab ſich Friedrich in ſeine Kammer, da keine Gefahr da war. Kaum war vom Lichte ſeine Kammer erhellt, als erſt

leiſe und ſelten, dann öfter und ſtärker kleine Steinchen gegen die runden Scheiben des Fenſters flogen. Friedrich horchte. Es kam wieder eins, daß die Scheiben raſſelten. Er trat nun zum Fenſter. Der Mond war von Wolken bedeckt, die im langſamen Zuge nur ſelten einen Blick deſſelben zur Erde fallen ließen. Bei einem derſelben war es ihm, als ſähe er unter den Kaſtanienbäumen eine ihm winkende vermummte Geſtalt. Anfänglich hielt er's für Täuſchung — da er aber das Fenſter öffnete, und deutlich ſeinen Namen ausſprechen hörte — wollte er in der Meinung, es ſey ein Kranker vielleicht irgendwo in der Stadt, der ſein begehre, ſchnell hinabeilen — doch an der Thüre begegnete ihm Brigitte, die noch etwas zu fragen gekommen war.

Wohin wollt Ihr doch? fragte ſie erſtaunt.

Man ruft mir unten, ſprach der Jüngling. Wahrſcheinlich ein Kranker.

Das ich nicht wüßte, entgegnete die Stadtkundige — Alles iſt wohlauf. Seht Euch aber vor — dem Spanier iſt nicht zu trauen! Fragt erſt einmal, was er wolle?

Friedrich lächelte über die Beſorgniß, allein es ſchien ihm zuletzt ſelbſt gerathen. Er trat an's Fenſter und fragte, wer es ſey?

Lauer! hallte es vernehmlich herauf.

Aha! ſprach Friedrich zu ſich, und wollte ſchnell hinab. Doch abermals hielt ihn Brigitte. So nehmt doch eine Waffe oder etwas zur Vertheidigung mit, ſagte ſie, ſich umſehend in der Kammer. Als ſie nichts Anders entdecken konnte, reichte ſie ihm den Wanderſtab, der zum Unterſuchen der Steine und Mineralien oben mit einem derben Eiſenhammer verſehen war. Fried-

rich nahm ihn lächelnd, ſich der liebevollen Beſorgniß freuend, und ging, von der leuchtenden Brigitte begleitet, die breiten Stufen hinab, öffnete die eichene Thüre und trat hinaus. Die Geſtalt näherte ſich langſam. Es war Lauer nicht — denn der war rieſengroß. Friedrich, ſelbſt argwöhnend, zog ſeinen Stock an.

Was wollt Ihr in ſo ſpäter Stunde? fragte er.

Das! krächzte eine Stimme, die ihm wildfremd war, und im Glanze des eben herabfallenden Mondlichts ſah Friedrich den hellen Strahl eines Dolches, der auf ſeine Bruſt gerichtet war.

Eine raſche Wendung — und der Stich glitt ab — und ein fürchterlicher Schlag ſeines Hammerſtocks traf des Meuchlers Haupt. Mit einem ſpaniſchen Fluche ſtürzte er zuſammen — ehe aber der betäubte Friedrich ihn zu faſſen dachte, raffte er ſich auf, warf den Dolch nach ihm, und eilte von dannen. — Brigitte, von böſen Ahnungen getrieben, hatte gelauſcht, und war Zeuge der That. Mit einem Schrei des Entſetzens ſtürzte ſie heraus.

Seyd Ihr verwundet? fragte ſie mit Zittern.

Friedrich riß den Dolch aus dem Kaſtanienbaume, in deſſen Rinde er tief eingedrungen war, und wieß ihr ihn. Es iſt kein Blut daran, ſagte er.

Dank der Heiligen, die Euch beſchützt, ſagte ſie, vergeſſend, daß er Proteſtant war, und zog ihn herein, indem ſie ſchnell die Thüre abſchloß.

Auf Euch alſo iſt es abgeſehen, ſprach ſie, noch immer zitternd, Ihr dürft nicht mehr aus dem Saale.

Um aller Heiligen Willen, was iſt geſchehen? fragte jetzt Rima, der durch Brigittens Angſtgeſchrei erweckt, aus ſeinem Gemache ſtürzte.

Friedrich wieß ihm den Dolch und erzählte ruhig den Vorfall.

Schändlich! ſchändlich! rief empört der Saalſchultheiß. Alſo dieſe Wege ſchlägt der Schändliche ein, wenn offne Gewalt nicht zum Ziele führt!

Herr Doktor, hob jetzt Friedrich an, es wäre beſſer, ich wäre jenſeits den Mauern dieſer Stadt. Ich fürchte, daß ich Euch noch Unangenehmes zuziehe. Entbindet mich meines Wortes, und laßt den Fremdling ziehen.

Fremdling? antwortete Rima, nein, fremd iſt mir der Retter meines Kindes nicht; vielmehr mir und meinem Herzen nahe verwandt; aber die Pflicht der Dankbarkeit heiſcht es, daß ich ſelbſt auf Eure Entfernung denken muß. Euer Leben iſt nun nicht mehr ſicher. Faſt ahne ich, was den Schändlichen ſo feindſelig macht. Laßt uns noch dieſe Nacht überlegen, was zu thun iſt.

Sie giengen hinauf. Clara ſchlief ſanft. Sie ahnete nicht, wie nahe der Tod dem Geliebten geweſen war.

Der Tag begann eben zu grauen. Bleich ſtand der Vollmond am klaren Firmamente, da ſchlich Lauer, vom Stadtknechte gerufen, in den Saal, und mit ihm Zinckgräff, beide als entſchloſſene Männer dem Saalſchultheißen bekannt.

Dieſen theilte er das Vorgefallene mit und verſprach reichen Lohn, wenn ſie den Jüngling dieſe Nacht heimlich aus der Stadt brächten.

Lohn? fragte Lauer. Nein, Herr Schultheiß, für Lohn thue ich nichts. Aber mein Leben ſetze ich ein für den Jüngling, den ich lieb gewann — als er mit Euch in die Stadt kam — weil — weil er eine ſo treffende Aehnlichkeit mit Friedrich Inſelius, unſres

unglücklichen Predigers Sohne hat, den ich herzlich liebte, und weil er als Fremdling so viel Antheil an unserm Geschicke nahm.

Bei der Nennung des Namens Juselius fuhr schnell der Saalschultheiß herum und sah Friedrich an. In der That, Lauer, Ihr habt Recht. Wußte ich doch nicht, wodurch er mir gleich anfangs so bekannt vorkam.

Friedrich wußte kaum seine peinliche Verlegenheit zu verbergen.

Der Saalschultheiß lenkte geflissentlich, wie es schien, das Gespräch wieder auf Friedrichs Entfernung.

Laßt uns sorgen, sprachen die Männer, wir bringen ihn sicher aus der Stadt.

Ich bitte Euch, sagt mir wie? bat Rima, damit mein Herz die bange Besorgniß beschwichtigen könne.

Wir steigen zur Mitternachtstunde in den Münzbach hinab, waten in seinem Bette leise unter dem Bogen am Münzthore hindurch, schlagen uns dann links durch den Ketzer*) und suchen die Vogtswiese**) zu gewinnen. Der Hunnsrücken ist uns dann offen; aber wohin wollt Ihr denn, Meister? fragte nun den Laboranten der wackre Lauer.

Der war mit seinen Gedanken bei Claren und fuhr bei der Anrede wie aus tiefen Träumen auf. Das weiß ich noch nicht, antwortete er verwirrt.

---

*) Eine Gegend am Stromufer unterhalb der Stadt, wo, wie die Sage geht, einst ein Ketzer verbrannt wurde. Altes Manuscript.

**) Der Berg nordwestlich von der Stadt. Heute ist der Name in Vogelswiese verändert.

Könntet Ihr Euch doch in unsrer Nähe halten — doch nein, verbesserte sich Rima, dann seyd Ihr nicht sicher.

O, rief hier in überwallendem Gefühle der Jüngling, weit weg kann ich nicht, — doch plötzlich schwieg er beschämt, als habe er etwas geantwortet, was nicht recht sey.

Die Männer schieden nun wieder durch die Hinterpforte, wie sie gekommen. Die Sonne war schon aufgegangen. An's Ruhen war nicht mehr zu denken; darum blieben Rima und Friedrich auf und sprachen noch über den Mordanfall, Gott dankend für die glückliche Rettung.

Ihr werdet wohl thun, wenn ihr Euch in Simmern aufhaltet, meinte Rima, dort seyd Ihr geborgen und dort weiß ich dann Euch zu finden zur Stunde der Noth. Friedrich versprachs, ob er gleich im Herzen einen andern Plan hegte, den er indessen, um den Greis, um Clara nicht zu beunruhigen, sorgfältig verschwieg.

Noch saßen sie im Gespräche vertieft, als Clara frisch erblüht, wie die junge Maienrose, die der Thau erquickt, in das Gemach trat. Sie wußte nichts von dem, was im Laufe der letzten Nacht sich zugetragen. Der Dolch machte sie aufmerksam. Sie ergriff ihn und las: Lamego. Wo ist dieser Dolch her? fragte sie erbleichend — als ahne sie etwas Entsetzliches.

Da erzählte ihr der Vater die Schandthat und wie es nöthig sey, daß Friedrich die Stadt verlasse.

Da fiel eine Zentnerlast auf ihr Herz, und der Liebe Weh empfand sie mit aller Bitterkeit. Sie zerdrückte die Thräne, die den Blick verfinstern wollte und schloß in ihre Brust ihren tiefen Schmerz. So groß auch

beider Sehnsucht war, eine Stunde zu kosen in stiller Einsamkeit, so war dieß dennoch heute nicht thunlich, da der Vater stets in Friedrichs Nähe blieb. — Blicke nur konnten sie wechseln, aber diese Sprache ist reicher noch, als jede andre und gab ihren Herzen süßen Trost.

Blitzschnell flog der Tag. So heiter er angebrochen, so trübe wurde der Abend. Aus Nordwesten trieb der Sturm dicke Wolkenmassen am Himmel hin und peitschte sie zu flüchtiger Eile. Noch ehe der Schlaf die Welt in seine Fesseln legte, heulte der Sturm entsetzlich und schlug den Regen gewaltig an die Fenster. Seufzend blickte Clara in die Sturmnacht, die bisweilen von einem fernen Blitz erhellt wurde, hinaus, und bedauerte den Geliebten, der in ihr wandern sollte, wie ein Verbrecher. Rima freute sich des Wetters. Die Thurmwache am Münzthore sucht Obdach, sprach er, denn da oben hält es Niemand aus; so könnt Ihr allein sicher entkommen. Friedrich meinte das auch, und versank bald wieder in das wehmüthige Schweigen, dem sich der Mensch so oft bei'm Scheiden von theuern Wesen hinzugeben pflegt, fürchtend, der Stimme Bewegung offenbare des Gemüths Stimmung. Gegen zehn Uhr kamen die Führer. Es ist alles sicher bis jetzt, sprachen sie, denn Bedrangle liegt berauscht im Templerhofe am Boden, und seine Leute thun sich gütlich. Das Wetter ist erwünscht, drum laßt uns nur noch eine kleine Frist zögern.

Man brachte nun Friedrichs Medikamenten-Kasten, den Lauer zu tragen sich nicht nehmen ließ. Man trank zum Lebewohl einen Becher Feuerwein, in den aus Clara's Auge eine Thräne rann, als sie lebend

ihn Friedrichen kredenzte, und bald darauf war die Scheidestunde, die bitt're, da. Der Jüngling lag an Rima's Brust. Gott segne dich, mein Sohn, sprach gerührt der Greis. Vergelten kann ich dir nicht, was du an mir thatst. Ich bleibe dein großer Schuldner.

Er führte ihn zu Clara. Du dankst nächst Gott ihm dein Leben, Clara; vergiß es nicht, sprach er zu ihr; und das Mädchen schlang ihren Arm mit Heftigkeit um seinen Nacken, drückte einen Kuß auf seinen Mund und flog dann schnell aus dem Gemache. Friedrich stand betäubt. Rima wußte nicht was er sagen sollte. Ihm dämmerte jetzt eine Ahnung in der Seele — der Grund des Hasses von Bedrangle trat klarer vor sein inneres Auge. Sie liebt ihn — sagte er zu sich selbst. Sah ich dann das nicht? — Gut, setzte er dann hinzu, daß er scheidet; denn einem Protestanten soll Clara ihre Hand nicht reichen, und einem Laboranten! — Nein. —

Friedrich schied, kühler entlassen von Rima, als es nach seinen frühern Gefühlsäußerungen zu erwarten stand, von Brigitten aber mit den wärmsten Segenswünschen begleitet.

Ohne bemerkt zu werden, verließen die drei Männer den Saal, schlichen über den Markt, und stiegen neben der Münzbrücke in den ziemlich ausgetrockneten Bach hinab und wateten in seinem Bette abwärts, glücklich das Freie erreichend.

Gottlob! rief Lauer, als der Ketzer hinter ihnen lag, und sie von der Vogtswiese herab die Stadt tief unter sich sahen, nun sind wir außer dem Bereich spanischer Kugeln, und können nach unserer Bequemlichkeit die Straße nach Simmern einschlagen.

Mit nichten, Freunde, nahm Friedrich das Wort, indem er vom Kamme des Berges zurücktrat, wo er der Geliebten noch einmal einen Kuß zugeworfen, mein Weg führt in's Dickigt des Sonnwalds. Am Fuße des Kanderich*) wohnt eine Köhlerfamilie, treu wie Gold, dort habe ich früher, ehe ich zu Rima kam und meine Vaterstadt wieder sah, mehrere Wochen gelebt und die wohlthätigen Pflanzen gesammelt, die dort wild wachsen. Wißt Ihr den Weg dahin? —

Lauer stand vor ihm und sah ihn an, so viel es die Dunkelheit zuließ, starr und stumm. Dann brach er in die Worte aus: Eure Vaterstadt sahet Ihr wieder? — Bacharach Eure Vaterstadt? — Dann hat mich mein Auge und mein Gefühl nicht getäuscht, dann seyd Ihr Friedrich Juselius, unsres vertriebenen Predigers Sohn!

Friedrich erschrack. Es war das Wort ihm entschlüpft, ohne daß er es bedacht. Was sollte er thun? Läugnen mochte er nicht und auch nicht lügen; darum sagte er: Da mir denn das unbewachte Wort entschlüpft, so mögt Ihr denn die Wahrheit wissen, die ich geheim halten wollte, ja, ich bin Friedrich Juselius!

Da faßten die Männer seine Hand und drückten sie mit Rührung.

Segne Euch Gott! sagte Zinckgräfi. Wo ist Euer Vater? Lebt er noch?

Jetzt mußte Friedrich erzählen. Der Regen hatte allmählig nachgelassen, was ihnen sehr zu statten kam.

---

*) Eine Höhe des Sonnwaldes, ohnweit des Dorfleins Dichtelbach, der mit dem Donnersberg und den Höhen des Taunus korrespondirt.

O darum nahmet Ihr Euch unſrer ſo an! ſagte Lauer, weil Ihr uns liebtet und ein Badenacher Kind waret, wie wir.

Da Ihrs nun wißt, ſchwört mir, das Geheimniß zu bewahren, bat Friedrich ſeine Führer, bis zu dem Punkte, wo ich ſelbſt Euch des Verſprechens durch Nennung meines Namens entbinde.

Sie gelobten es ihm heilig und theuer, und ſchritten nun fröhlich fürbaß.

Siehſt du nun, Zinckgräff, warf unterweges Lauer dieſem vor, wohin deine Klugheit führt? Du ſiehſt das Gras wachſen und hörſt die Flöhe nießen, und rufſt höflich dein: Proſit! aber das, was klar vor Augen liegt, ſiehſt du nicht. Damals als Friedrich mit Rima in die Stadt einzog, ſah und erkannte ich ihn trotz dem kleinen Nebel, der vor meinem Blicke lag. — Du aber führteſt mich mit Hohn und Spott ab von der Fährte.

Hätte ich mir's doch auch nicht träumen laſſen, entſchuldigte ſich dieſer. O, daß Ihr nun flüchten müßt vor dieſem Teufel — das will mir nicht zu Kopfe.

Ich bleibe in Eurer Nähe, beruhigte ihn Friedrich. Fällt etwas vor, ſo dürft Ihr auf meinen Arm rechnen. Dann ſteckt nur dort am Rabenkopfe ein Feuer an — ich ſehe es von der Köhlerhütte aus und ich fliege in Eure Mitte. Hofft und vertraut; die Stunde der Erlöſung iſt näher als Ihr denket. Er wird kommen, der Schwedenheld, der unſres Glaubens Stütze iſt.

Mit dieſer Hoffnung und der freudigen Gewißheit, daß Juſelius einſt wiederkehren und Rettung bringen werde, mit der Freude im Herzen, Friedrich, den Sohn des geliebten Predigers, wieder gefunden zu ha-

ben, kehrten die Männer heim; Friedrich aber trat in die Köhlerhütte, wo er einſt dem Häuflein Kinder den Vater von einer ſchweren Krankheit geheilt, und ein jauchzendes „Willkommen!“ tönte ihm entgegen. Mit unbeſchreiblicher Freude nahmen ihn die guten Naturmenſchen auf, die noch erhöht wurde, als ihnen Friedrich ſagte, er weile dießmal länger bei ihnen. Er richtete nun ſein Kämmerlein ein, kramte ſeine Sachen aus, um einen unſcheinbaren Anzug daraus hervorzunehmen. Siehe, da lag eine Rolle blankes Gold, welches Rima hineingelegt. Friedrich ſchob es auf die Seite. Da fiel ſein Auge auf eine kleine Kapſel — er öffnete ſie bebend — und — eine von Claras Locken lag in ſeiner Hand, und auf das ſie umſchlingende himmelblaue Band war geſchrieben: „Treu bis zum Tode.“ Da jauchzte der Jüngling hoch auf und drückte ſtürmiſch das unſchätzbare Kleinod an ſeine Lippen, und Thränen der Wonne benetzten es. Dann kniete er begeiſtert nieder, hob ſeine Hand empor und rief: Treu bis zum Tode!

VI.

Der Sommer flog dahin; die gelben Blätter fielen auf die Erde; die Felder blieben öder und öder, da auch die letzte Erndte eingeſammelt war. Rauh pfiff der Wind durch die Stoppeln. Die Zugvögel verließen die Sommerheimath, ein fernes Vaterland zu ſuchen. — Die Weinleſe mit ihren Freuden war in den Thälern längſt vorüber, der Moſt ſchon Wein geworden. — Jene Zeit war da, wo mit Wehmuth das Gemüth das Scheiden der ſchönern Jahreszeit wahrnimmt und mit Sorge die Wintertage kommen ſieht. Einzelne recht

kalte Tage waren ſchon da geweſen. Friedrich weilte noch immer in der Köhlerhütte, und bereitete aus den geſammelten Kräutern ſeine Salben und Eſſenzen. Oft hatte ihn die Sehnſucht nach der Geliebten mit aller Gewalt ergriffen — aber er drückte ſein theures Kleinod an's Herz und ſagte leiſe: Treu bis zum Tode, und trug ſtille die bittre Nothwendigkeit. Oft war indeſſen Lauer bei ihm geweſen, und hatte ihm berichtet, wie es ſtehe in der Stadt, und was Clara mache. Sie war bleich und traurig. So lautete jedesmal die Botſchaft. Einſt aber kam Lauer wieder. Auf ſeinen Zügen las Friedrich eine ſeltſame Bewegung. Was bringt Ihr? fragte er ihn ſchnell.

Hadert nicht mit mir, ſagte demüthig der Schiffer, ich habe meinen Schwur gebrochen.

Um Gott, rief Friedrich, wie konntet Ihr das?

Verdammt nicht unerhört, bat er. Clara hatte ich ſeit acht Tagen nicht geſehen. Die Angſt trieb mich zu ihres Vaters altem Diener. Ich frage und — höre, ſie liege wieder kränkelnd darnieder, weil ein ſchweres Leid ihr Herz preſſe. Da konnte ich's nicht mehr ertragen, denn ich wußte, welch' ein Leid es ſey, das Leid um Euch, aus Liebe zu Euch. Und ich nahm mir ein Herz und ging zu ihr, als Rima im Rathe war und ſagte ihr, wo Ihr wäret, wie Ihr allemal nur nach ihr fragtet, wie ich Euch Kunde brächte. Herr, da hättet Ihr ſehen ſollen, wie das Leben friſch erſtand, wie die Röthe auf die bleichen Wangen zurückkehrte und das trübe Auge ſich aufklärte! Sie richtete ſich raſch auf und ſah' mich forſchend an, ob ich ſie nicht auch täuſche. Sprecht Ihr wahr, Lauer? fragte ſie ſo weich, ſo wehmüthig, daß es mir tief in das Herz drang. So wahr, ſagte

ich, als Ihr mein Weib und Kind pflegtet mit Erbarmung, als ſie dem Tode nahe waren. Ich verſprach ihr ein Zeichen von Euch zu bringen. — ach, da lief mir, als ich die Freudenthräne des Engels ſah, der ſo mild iſt, der Verſtand davon und ich redete mehr, als ich verantworten konnte, ich nannte Euren Namen, Friedrich! da erſchrack ſie freudig. Sie ſtarrte mich an — aber es war Wonne des Himmels in dem Geſichte. Sie faßte meine rauhe Hand und drückte ſie mit Innigkeit, und ich mußte ihr erzählen, wie ihr Euch verrathen und Alles was ich wußte. Sie war geſund, völlig geſund. Habe ich nun gefehlt, ſo ſtraft mich. Ich konnte nicht anders, und die Freude, die ich noch jetzt im Herzen fühle, wo ich Euch dieß erzähle, ſagt mir, ich habe nichts Uebels gethan.

Friedrich konnte nicht zürnen, ſo ſehr er auch wünſchte, es möge des Räthſels Löſung ihm ſelbſt geblieben ſeyn. Und wird es Ihr Vater auch wiſſen? fragte er Lauer'n. Nein; antwortete der beſtimmt. Darauf dürft Ihr Euch feſt verlaſſen, denn ſie hat mir's geſchworen.

Lauer ging nun ſchnell auf die Lage der Stadt über. Er gab Friedrich eine ſchaudererregende Beſchreibung der Bedrückungen, denen das unglückliche Bacharach faſt erlag und ſagte ihm, wie wieder eine neue Brandſchatzung befohlen ſey, fürchterlicher als alle, da die Mittel erſchöpft ſeyen.

Und werdet Ihr ſie zahlen? fragte Friedrich.

Nein, rief Lauer, und ballte die nervige Fauſt. — Nein, ſo wahr uns Gott helfe. Lieber ſoll alles auf's Spiel geſetzt werden! Iſt es denn nicht eins am Ende, ob ich im ehrlichen Kampfe falle oder verhung're? —

Falle ich, ſo ſehe ich doch nicht der Meinen ſchauderhaften Tod!

Wohlan! ſprach Friedrich. Vergeſſet das Feuerzeichen nicht, und mein Arm ſoll Euch nicht fehlen in der Stunde der Gefahr.

Er verabredete nun mit Lauer beſtimmte Maaßregeln, und entließ ihn dann mit der Weiſung, durch die Thäler zu gehen, um hier mit den Gleichgeſinnten das Nöthige zu beſtellen.

Auf ein Blättlein aber ſchrieb er: Treu bis zum Tode! und ſandte es der Geliebten.

Eine Woche nach der andern verſtrich, Lauer ließ ſich nicht ſehen. Friedrich's Unruhe kannte keine Gränzen. Ungewöhnlich frühe war der Winter eingetreten. Faſt ohne Uebergang war auf die milderen Herbſttage der ſtrengſte Froſt gefolgt. Ein tiefer Schnee deckte Forſt und Höhen. Alles Leben war erſtorben in der Natur, während in den Thälern und in der Stadt alle Kräfte in feindſeliger Gährung waren. Die hohen Bäume des Waldes krachten unter der Laſt des Schnees und Reifes zuſammen. Gewaltige Eismaſſen hemmten bald des Rheines Lauf, den ein trock'ner Nachſommer ſeicht gemacht. In der Schlucht am Lurlai, wo, ſeit Gvarius hier des Herrn Wort predigte, die Fiſcher dem ſteigenden Salmen auflauerten, hatte bereits das Eis ſich gethürmt, und des Stromes Lauf gehemmt. In wenigen Tagen ſetzte ſich das Eis feſt bis zum Mäuſethurm, ſo feſt, daß die kecken Uferbewohner über die Decke weggingen, herüber und hinüber. Die ſtrenge Kälte dauerte anhaltend fort bis in den Dezember. Da trat ſchnell

und heftig Thauwetter ein, einen ſchweren Eisgang verheißend. Es war in dieſen Tagen, als bei einem ſtarken Südwinde gegen Abend der Knabe des Köhlers in die Hütte ſtürzte, wo Friedrich nun ſchon ſo lange im Schooße dieſer friedlichen Familie lebte, und ausrief: Das Feuerzeichen lodert auf dem Rabenkopfe!

Das traf wie ein elektriſcher Schlag den Jüngling und den treuen Köhler.

Glückauf! riefen beide kampfluſtig. Der Köhler ergriff eine rieſige Keule, und Friedrich ſeinen Hammerſtaab, und, einen flüchtigen Gruß den Zurückbleibenden bietend, flohen ſie mit Blitzesſchnelle dem Rabenkopfe zu. Das Feuer glimmte noch — aber Niemand war dabei. Es hat Eile! rief Friedrich. Raſch jetzt die Steeger Thalſchlucht hinab, zur Mönchrinne bei Raubeim,*) dort treffen wir Jemanden!

Und im Fluge gings die Thalſchlucht hinab. In Steeg ſah man Niemanden. Die Furcht hatte die Bewohner eingeſchüchtert. Ihre Erfahrungen waren zu ſchrecklich, um ſich leichtlich neuen Bedrückungen bloszuſtellen.

Unaufhaltſam eilten ſie vorwärts im Thalgrunde, bis ſie endlich die Mönchrinne erreichten.

Eine Mannesgeſtalt trat daraus hervor. An der rieſigen Größe erkannte Friedrich den Schiffer.

---

*) Die Mönchrinne bei dem Weiler Raubeim iſt (etwa 1500 Schritte von Bacharach entfernt) ein herrlicher Brunnen, der aus einer hohen Ummauerung hervorfließt. Der Name Mönchholz für eine nahe Berggegend läßt vermuthen, daß vielleicht in ganz frühen Zeiten hier ein Kloſter ſtand. Spuren finden ſich jetzt keine mehr. Nachrichten fehlen.

Er gab das Loſungswort, und Lauer zog ihn in die Vertiefung, wo die Quelle rann.

Es hat ſich Schreckliches ereignet in unſrer Stadt, hob er mit gedämpfter Stimme an. Ihr wißt, daß wir uns aufgelehnt gegen die harte Brandſchatzung. Heute früh rückten durch das Oberthor zwei Fähnlein Reiter in die Stadt. Bedrangle forderte zum letzten Male das Unerſchwingliche von dem Rathe, mit dem Zuſatze: „wenn nicht bis zur Veſperſtunde Alles an Geld, Vieh, Wein und Früchten geliefert ſey, was er heiſche, ſo werde er den Rath gefangen nehmen und, ihn züchtigend, als Geißel nach Stahleck führen; auch ſämmtliche Truppen als Exekution in die Häuſer der Bürger legen mit voller Freiheit, zu thun, was ihnen gut dünke.“ Mit Entſetzen erfüllte dieſe Drohung die Bürgerſchaft. Zum erſten Male ſtellte ſich Doctor Rima an die Spitze der Bürgerſchaft, während der Quardian und der pfälziſche Vogt die Bürger ermahnten, unterthan zu ſeyn der Obrigkeit, und erklärten, es könne und werde der unerſchwinglichen Forderung nicht genügt werden — und brauche der Commandant Gewalt, ſo müſſe Alles auf ſeinen Kopf fallen, was ſich ereig'ne. Der Rath war, als er dieſe Bothſchaft nach Stahleck ſandte, verſammelt geblieben, über die ferneren Maaßnahmen zu berathen. Da erſchienen plötzlich die Reiter, die bis jetzt in der Kellerei herbergten, und umringten das Stadthaus. Bedrangle tritt mit bloſem Schwerte in den Saal des Rathshauſes und erklärt dem Rathe, er ſey ſein Gefangner. Umſonſt proteſtirt Rima. — Der ganze Rath wird auf das Schloß abgeführt, ehe die Bürger ſolche Unbill ahnen und zu hindern im Stande ſind. Wie ein Donnerſchlag trifft ſie die Nachricht. Alle

ſtehen für Einen und Einer für Alle. Die Oberthäler harren und ſind des Winkes gewärtig. Es fehlt der Bürgerſchaft ein Haupt, ein Führer. Ihr ſeyd unſer Mann, auf Euch beruht unſre Hoffnung. Die Spanier ſind ſchwach, die Reiter im engen Raume unbrauchbar, und wenn ſie abſitzen, ſind wir überlegener. Euch ruft die Stadt zur Rettung, Euch ruft Clara zur Rettung des Vaters, der in den Händen des Wütherichs iſt. Hört, wie er ſich gegen die Wehrloſe benahm: Kaum iſt Rima in Haft, ſo beſetzt Bedrangle die Zugänge des Kummerhofes und eilt in Clara's Gemach. Er macht der Geängſteten die frechſte Liebeserklärung, und nennt ihre Gunſt das Mittel der Befreiung ihres Vaters. Mit Hohn und Verachtung weißt ihn die Jungfrau ab. Da faßt er ſie in ſeine Arme und will lüſtern den keuſchen Mund entweihen. Mit Rieſenkraft ſchleudert aber das heldenmüthige Mädchen den Verworfenen zurück, und enteilt den umſtrickenden Armen. Plötzlich ſteht ſie auf dem Geſimſe des Fenſters: drohend, ſich hinabzuſtürzen, wenn er es wage, ſich ihr zu nahen. Das ſieht das Volk. Clara, die es wie eine Heilige verehrt, iſt in Gefahr! Das iſt genug, alle in einen Willen zu einigen. Wir ſtürmen den Saal, ſchlagen die Spanier heraus, befreien Clara. Es gab blutige Köpfe — aber — Dank dem Herrn! ſie iſt gerettet im Heileß'ſchen Hauſe. Ich bin ſtolz auf meine Stirnwunde, ſchloß er, denn ich habe ſie für den erworben, der meines Hauſes Schutzengel war!

Friedrich drückte dankbar ſeine Hand. Gott lohn's Euch! ſagte er mit Wärme.

Er hatte erbleichend Bauers Erzählung angehört. Jetzt rief er aus: Was zaudern wir? Jede Stunde

iſt unendlicher Verluſt! Wohlauf, das Recht muß ſiegen!

Mit dieſen Worten wollte er über den Mühlendamm dem Thore zueilen. Lauer hielt ihn zurück.

Durch unzeitige Haſt könnt Ihr Alles verderben! ſprach er. Höret erſt unſern Plan. Die Schweden nahen. Guſtav Adolph iſt vor Mainz, und wird bald Meiſter der Stadt ſeyn, dann iſt die Hülfe nahe und die Rettung. Wir ſenden Eilboten an ihn und er verläßt uns nicht. Darauf gründen wir unſre Hoffnung. Unſer Plan iſt, auf allen Punkten zugleich anzugreifen, wo Spanier ſind, mit Ausnahme des Schloſſes, für das wir zu ſchwach ſind, bis die Thäler uns zu Hülfe eilen. Für's Erſte gilt es, Euch unbemerkt in die Stadt zu bringen. Noch deckt das Eis den Münzbach am Thore, wo er durch einen Bogen in die Stadt fließt. Laßt uns vorſichtig ſeyn, denn auf dem Holzthorthurme befinden ſich dreißig Mann Beſatzung. Der Corporal iſt aus Alba's Schule und ſchlau. Einer nach dem Andern muß auf dem Bauche über das Eis rutſchen und ſo unbemerkt in die Stadt zu kommen ſuchen. Die Nacht iſt finſter, und Aller Aufmerkſamkeit iſt auf das krachende Rheineis gerichtet, das dieſe Nacht noch brechen muß, da die Waſſermaſſe die Decke ſchon gehoben und der Druck von oben herab es ſchon dreimal ſeit Sonnenuntergang in Bewegung geſetzt hat. Die Bewegung in der Stadt iſt natürlich, da die Bewohner des untern Stadttheils ihre Habe in den obern flüchten, indem ein hohes Waſſer zu befürchten ſteht. Auf der Stadtmauer ſind alle Verbündeten verſammelt. Steckt dieſe weiße Feder auf Euren Hut, daran erkennen ſie Euch. Wir wiſſen der Spanier Feldgeſchrei. Es lautet:

Jeſus, Maria! Das unſre iſt: Juſelius! Ihr ſchlüpft zuerſt hinein. Bei dem alten Holunderſtamme, an den Gerbereien, erwartet Ihr den Köhler und mich. Zu gleicher Zeit muß der Zollthurm, der Sonnenthurm, der Krahnenthorthurm, der Dielsthurm und der am Marktber erſtürmt werden. Der Holzthorthurm zuletzt. Der wichtigſte iſt der Münzthurm. Er hat vierzig Mann Beſatzung und Lamego hat den Befehl.

So ſtürme ich den! rief Friedrich, und in ſeiner Seele glühte der Wunſch, Clara zu ſchützen, da das Heleß'ſche Haus neben der Münze, in der Nähe dieſes Thurmes lag.

Doch — wo iſt Bedranale? fragte er Lauern. Könnten wir den gefangen nehmen, ſo wäre die Sache ſchnell entſchieden.!

Der hat wohlweislich den Templerhof verlaſſen, ſagte grimmig Lauer, und ſich hinter Stableck's Baſtionen zurückgezogen, wo ihn ſeine Feldſchlangen und Falconets ſchützen vor des Volkes Wuth.

Friedrichs Auge flammte. Thatendurſt erfüllte ſeine Bruſt. Er eilte jetzt raſch vorwärts, doch ſo leiſe und vorſichtig, daß man kaum in geringer Entfernung ſeine Schritte vernahm. Jetzt war er bei dem niedern Bogen, wodurch der Münzbach in die Stadt ſich ergoß. Noch war hier das Eis nicht geſchmolzen. Hohl dröhnend wälzte ſich das Waſſer drunter weg in die Stadt. Hier warf er ſich auf das Antlitz nieder und gelangte, über das Eis rutſchend, glücklich ohne bemerkt zu werden, in die Stadt zu dem bezeichneten Holunderſtamme, wo er der Folgenden mit Ungeduld erwartete, die bald auf gleiche Weiſe ihm folgten.

Lauer führte sie nun auf schlüpfrigem, gefährlichem Pfade hinter den Häusern des Holzmarktes weg auf den Friedhof der Petri- und Paulskirche. Hier stand der alte Küster Bernhardi, der Friedrich mit Freudenthränen begrüßte und sie durch das Seitenthor in die Stadt ließ. Vom Tempelhofe her dröhnte das wilde Bacchanal der Spanier. Unangefochten gelangten sie die Marktgasse hinab zur Stiege, die zum Mauergange neben dem Marktthorthurme führt. Kopf an Kopf standen die Bürger oben, aber nur Männer, alle zum Kampfe bereit und gerüstet. Die Spanier ahneten nichts. Sie sahen von den Thürmen dem schauerlichen Schauspiele zu, das ihnen der, seiner Fesseln sich entledigende Strom so bedeutungsvoll gab.

Gegen zehn Uhr trat der Mond aus dem zerrissenen Gewölke hervor, das ihn bisher gänzlich verhüllt hatte. Die Luft war lau und mild. Der weiche Südwind jagte die Wolken mächtig vor sich her gegen Norden. Das Wasser brauste hohl und schrecklich über und unter der starken Eisdecke, die unter seiner Gewalt krachte, als sollte eine Welt in Trümmer gehen. Das Schmelzwasser trat schon über die Ufer ein durch die Abgangskanäle in die Ihere. Das Brechen des Eises mußte bald erfolgen. Ueberall gespannte Erwartung! Da lief's leise von Munde zu Munde — Er ißt da! Und es theilten sich, wie verabredet, die Haufen, und begaben sich auf ihre Posten ohne Aufsehen. An Friedrich, Lauer und den Köhler drängten sich zwanzig bis dreißig Männer, die ihnen leise über den Mauergang zum Münzthorthurme folgten, wo eine mittelgroße Anzahl ihrer harrte. Jetzt vermehrte sich das Krachen des Eises; der Wind sprang nach Westen um

und wurde zum brausenden Sturme. Von Lorch her erschallten jetzt die Signalschüsse. Von Fürstenberg her meldete ein Falconetschuß den Einbruch, und der am Kessler aufgestellte Spanier löste sein Geschütz, das die warnende Nachricht nach Caub trug. Furchtbar brauste das Wasser, das jetzt über die Hügel drang, die als Deichdamm dienten, und sich gegen die Stadt wälzte. Das Eis krachte entsetzlich und setzte sich in Bewegung, ungeheure Blöcke gegen die Stadtmauer schleudernd, daß es schauerlich dröhnte. Der Sturm raste wild, und pfiff zwischen den Häusern seine grausigen Weisen.

Friedrich's Herz pochte. Er warf einen Blick nach der Münze, wo sein Theuerstes war und sagte zu Lauer, der dicht neben ihm stand: Nun mit Gott! — Keck trat er gegen den Spanier heran, der, an der Thurmthüre Wache haltend, ihm die Partisane entgegen hielt.

Jesus, Maria! sagte Friedrich. Die Partisane senkte sich — aber in demselben Momente traf den Spanier ein betäubender Hammerschlag, daß er taumelte.

Halt, Halunke! rief halblaut Lauer, und faßte ihn mit nervigter Faust, du wolltest einst mein Weib entehren — nimm hier den Lohn!

Er stürzte ihn über die Brustwehr hinab in den schäumenden Mühlbach.

Hinauf nun! rief Friedrich.

Inselius!! ertönte das Feldgeschrei, und im Augenblick entspann sich eben der Kampf mit den Ueberraschten. Der Kampf war heftig. Die Spanier feuerten ihre Pistolen ab — aber die Angst ließ sie nicht treffen. Es waren Reiter, die des Fußkampfes unge-

Du bist

dig, leicht überwunden wurden. Nur Lamego wehrte sich wie ein Rasender; doch ein Schlag Lauers lähmte seinen Arm. Er ergab sich. Ein Spanier war von des Köhlers Keule erschlagen worden, den die Bürger hinabstürzten; die Andern fielen alle lebendig in ihre Hände.

Fast ohne einen Schwertstreich fielen die übrigen Thürme in der Stürmenden Gewalt; denn längs der Linie des Rheines überraschten sie alle, die in dem ihnen neuen Schauspiele des Rheinaufgangs versunken waren, und in dem schauderhaften Kampfe der Elemente alles überhörten. Nur am Holzthorthurme war der Kampf heftiger, wilder. Dort floß das meiste Blut, dort herrschte die grimmigste Erbitterung, aber der dahinströmenden Uebermacht mußten die Spanier weichen. Sie ergaben sich Alle.

Die ersten Schüsse vom Münzthorthurme gaben das Signal des allgemeinen Aufstandes in der Stadt. Schnell waren die Gefängnisse am Marktthorthurme erbrochen und die Gefangenen dort befreit. Ebenso brachte man Freiheit denen, die in den Verließen des Kummerhofes saßen. Dorthin schleppte man die Spanier, die vor Wuth brüllten. Lamego wurde auf den Marktthorthurm in Haft gebracht. Er meinte verzweifeln zu müssen, als er den Laboranten als seinen Ueberwinder erkannte. Noch dachte er seines Hammerschlages, und gerne hätte er noch einmal den Dolch, und diesesmal sicherer, nach ihm geschleudert; aber es war umsonst, und Friedrich allein war es, der den Siegerübermuth des Volkes hemmte und den Ausbruch ihres Grimmes gegen Lamego. Er in seinem Edelmuthe vergab dem Krampfigen Andalusier jenen Meuchlerversuch an ihm.

Der Sieger dachte zu edel, als daß er sich jetzt hätte rächen können. Nur der Blick der Verachtung traf den Elenden.

Noch hatten die Sieger nicht Alles vollendet. Aus der Kellerei waren die Reiter nach dem Templerhofe geeilt, und hatten sich dort mit den übrigen, die hier lagen, vereinigt und sich durch Wagen und andres Geräthe in Eile verschanzt. Friedrich ertheilte seine Befehle. Er ließ die Wernerskirche mit ihrem freien Raume besetzen, von wo man den Templerhof von der Rückseite bestrich, den Kirchhof von Sanct Peter und Paul, und gebot, den Haufen von der Vorderseite zu stürmen. In Lauer's Hand legte er auf kurze Frist das Commando; denn das Blut rieselte stark aus einer Armwunde und bedeckte fast seine ganze Kleidung. Der treue Köhler zog ihn zurück. Folgt mir, bat er, daß Ihr verbunden werdet. Er zog ihn durch das Gedränge auf dem Markte hin zur Münze zum Heileß'schen Hause.

Angst und Entsetzen herrschte hier in hohem Grade. Clara kniete bleich bei den weiblichen Gliedern der Heileß'schen Familie. Im Gebete hatten die Frauen Kraft, Muth, Hülfe gesucht. Wo dem Manne die That geziemt, da bleibt dem Weibe nur das Gebet; denn ohnmächtig steht es im wilden Männerkampfe, ohnmächtiger als im Kampfe der Elemente, wo oft der Mann den Gleichmuth, die Fassung des Geistes einbüßt und das Weib sich ermannend stärker ist als er.

Als sich die Thüre öffnete und der blutige Jüngling hereintrat, stürzte Clara mit lautem Angstruf auf ihn zu und sank übermannt von ihren Gefühlen an seine Brust. Nur aber einen Moment seligen Vergessens; dann kehrte die weibliche Besonnenheit zurück. Du bist

verwundet? rief sie, das süße Du dem theuren Gespielen der Jugend gebend — und schnell eilte sie mit der wackern Gattin des Rathsbürgermeisters hinweg, Verband zu suchen. Ruhig, alles Andre vergessend, kehrte sie wieder und leistete dem Geliebten Hülfe.

Lächelnd sah der treue Köhler der Liebe Sorgfalt. Als aber die leichte Wunde verbunden war, sank sie in einen Stuhl und fühlte jetzt erst, wie die Angst ihre Kräfte untergraben hatte.

Da drang der fürchterliche Ruf der Sturmglocke in Friedrichs Ohr. Die Pflicht ruft! sagte er, drückte einen Kuß auf die reizenden Lippen der Geliebten und sagte: Es gilt die Rettung Deines Vaters und des wackern Heileß! Und nur mit ihnen kehre ich wieder. Gott schirme Euch! Bis zum Tage ist Alles vollendet!

Und davon eilte er zum wilden Kampfe am Templerhofe. Die Sturmglocke heulte furchtbar in den nächtlichen Kampf, in den Kampf der Elemente, in das wilde Rufen der Streitenden, und die Falconete des Schlosses brüllten schrecklich auf die arme Stadt.

Voran! Gott ist mit uns! drang jetzt Friedrich's kräftige Stimme durch den Aufruhr, und kaum sah man die weiße Feder auf dem Hute des hohen Jünglings, als neues Leben Alle durchdrang.

Inselius! schrieen sie lauter, und unaufhaltsam drangen sie vorwärts. Die Verschanzungen fielen unter den Schlägen des Köhlers und zweier Schmiede. — Das Thor des Templerhofes wurde gesprengt. Zugleich drangen von Sanct Werner's Höhe durch die Weinberge des Schloßbergs Andre ein.

Da ergaben sich die Spanier, wurden entwaffnet, und der Kampf ruhte einige Augenblicke.

Es war um die Stunde, wo der Tag über die Nacht siegte. Die Kanonen des Schlosses schwiegen. Aber nur kurz. Man schaffte die Verwundeten weg; dann rief man eben vom Sankt Werner her:

Sie nahen!

Ein heftiges Gewehrfeuer begrüßte die Bürger, die dort standen. Bedrangle rückte mit einem bedeutenden Theile seiner Leute herab zum Entsatz derer, die er noch belagert glaubte im Templerhofe. Ein mörderisches Gewehrfeuer begrüßte die Bürger, die wohl glaubten die Anrückenden wären. Sie stutzten einen Augenblick — als aber einige fielen, da glich die Wuth der Uebrigen nichts Menschlichem mehr. Brüllend stürmten sie die Höhe. Bedrangle konnte dem heftigen Andrang nicht Stich halten, er schritt langsam zurück, jeden Schritt mit Muth vertheidigend.

Halt! rief plötzlich Friedrich in einer Pause des Feuers und Schreiens und Brüllens. Laßt uns nicht unnütz Blut vergießen. Gebt uns die Glieder des Raths frei, rief er Bedrangle zu, stellt Eure unmenschlichen Maßregeln ein, erlaßt die Steuer, und wir kehren friedlich in unsre Häuser! Wir haben Eure Leute auf den Thürmen, nebst Lamego gefangen — laßt uns sie auswechseln!

Bedrangle traute seinem Ohre kaum, als er die Bitte vernahm, und von dieser Stimme. — Allem Anschein stellte er Alles zusammen — die Stelle auf den Thürmen, der Mangel des Angriffs der Rebellen im Rücken, und nahm hinzu die Reihen, die dies Ereigniß haben konnte, und — grimmknirschend rief er: Zugestanden! legt die Waffen ab!

Die zweite Bedingung ist, rief Friedrich, Straflosigkeit der tapfern Bürgerschaft!

Zugestanden! rief abermals Betrangle, aber sein Sinn war es nicht, Wort zu halten.

So bracht Euch zum Schlosse und stellt das Feuern ein, bis morgen am Tage wir unsern Handel völlig beenden, und zieht in das Schloß zurück, sogleich den Rath frei zu geben!

Zugestanden! rief zum dritten Male Betrangle.

Langsam zogen sich die Bürger zurück — ebenso Betrangle, sich gegenseitig mit Argwohn beobachtend.

Jetzt wurde es ruhiger. Das wilde Rasen, Schreien, Fluchen hörte auf, die Verwundeten wurden weggebracht. Zwei Todte hatte man zu beweinen, beide redliche Bürger der Stadt — ein Strumpfwerker und ein Hufschmied. Lautes Lob wurde jetzt Friedrich's Mäßigung gezollt. Alles drängte sich um ihn, des Bauers Züge in denen des Sohnes wieder zu finden beim Scheine der Fackeln. Es war eine allgemeine Bewegung. Jeder drückte ihm die Hand, nannte ihn Retter in der Noth. Aus dem nahen gölzischen Schenkhause brachte der tapfere Lauer, der stets an Friedrichs Seite gefochten hatte, einen Labetrunk dem Erlöseten. Er selbst hatte nur noch. Er hatte einen herzhaften Zug gethan bis auf des großen Humpens Boden. Das war seine schwache Seite, so gut und wacker auch sonst der Mann war. Friedrich mußte, so sehr ihn auch sein Herz hin zu Claren zog, dennoch hier weilen, bis die Punkte des Vertrags erfüllt waren. Lauer aber suchte sich in einer Tonne ein Plätzchen, und schlief seinen Rausch aus in Gemächlichkeit.

Eine unaussprechliche Angst hatte beim Donner des Geschützes auf Stadteck und den [illegible] Clara's Herz ergriffen. Bald sah sie den Geliebten todt hinsinken, bald wähnte sie, man bringe den Schwerverwundeten in ihr Haus. Die Glieder der Heileß'schen Familie, die alte Frau des Rathsbürgermeisters und seine zwei Töchter, theilten ihre Angst. Alle führte das gleiche Gefühl zum Gebete. Und so wurde denn hier inbrünstig gebetet zu dem Herrn der Heerschaaren um einen glücklichen Ausgang für ein theures Leben.

Unser Gebet ist schon zum Theil erhört! rief freudig Clara — hört Ihr's, das Feuern hört auf! Man vernahm nur noch das ferne Gewühl. — O gib Ruhe und Frieden uns zurück! beteten sie weiter. Angstvolle Stunden schlichen mit bleiernem Fuße heran. Schon begann der Tag zu grauen, da erhob sich ein Jubelgeschrei in der Ferne. Es wälzte sich allmählig näher heran zum Hause — Tritte vernahm man jetzt auf der Stiege — die Thüre ging auf, und an Friedrichs Händen traten Rima und Heileß in das Gemach. Ungemessener Jubel erfüllte das Haus. An des theuren Vaters Brust hing die selige Clara — dann aber fiel sie Friedrichen entgegen, als wollte sie ihn umfassen — aber einige Schritte von ihm besann sie sich, blieb stehen und reichte ihm ihre Hand mit unendlichem Liebreiz. O wieviel verdank' ich Euch! sagte sie leise, Alles! Alles! Friedrich faßte ihre Hand, drückte sie an seine Brust und flog hinaus.

Wohin? rief ihm Rima nach und wollte ihn halten.

Nein! rief Friedrich, mein Werk ist noch nicht vollendet. Haltet mich nicht auf. Ich bringe Euch Freiheit und Heil!

Nima verstand ihn nicht, und meinte er wolle die Burg stürmen. — er wollte ihm nacheilen. — Da faßte ihn eine starke riesige Hand.

Laßt ihn — sprach eine rauhe fremde Stimme, der Herr ist mit ihm, er geht in seinem Schirm. Gedenket dessen, was er für Euch that. Sein Blut floß für Euch, vergesset das nicht.

Und nach diesen Worten schritt eine riesige schwarze Gestalt, mit einer ungeheuern Keule bewehrt, an ihm vorüber, Friedrichen nach.

Der treue Köhler traf ihn unten. Er stand da und hatte die Hand auf das Herz gelegt, dem stürmischen Ruhe zu gebieten.

Glück auf! rief ihm der Köhler zu; ein Tagewerk ist vollbracht, nun laßt uns nicht säumen, denn hier ist keinen Augenblick mehr Sicherheit für Euch.

Er ergriff den Träumenden bei der Hand und zog ihn zum Münzthore hinaus und zum Zweitenmale ging Friedrich flüchtig den Weg über die Vogtswiese und kam glücklich in der Köhlerhütte an; als eben die Sonne im herrlichsten Glanze in Osten heraufstieg.

Aber über der Stadt lag eine Stille, angstvoll und peinigend, wie die Erwartung eines schrecklichen Ereignisses. Der Rath war frei, der Capitainlieutenant hatte Friedrich's Conditionen angenommen; allein was war gewonnen? War doch die Stadt in seiner Gewalt. Man glaubte nicht an die Erfüllung seines Versprechens, und sah nun mit Angst der nächsten Zukunft entgegen. Viele bereuten schon den gefährlichen Schritt — Andre dagegen erwarteten trotzig Bedrangle's Thun, noch Andre suchten ihr Heil in schneller Flucht.

Bedrangle ſaß, bleich vor Wuth, im großen Saale der Burg. Vor ihm ſtand Lamego.

Er war's, der Laberant, den ſie Juſelius nannten. Ihr könnt mir's glauben, Don, ſprach Lamego. Er riß mich mit rieſiger Fauſt zur Erde. Der Teufel ſteckt in dem Hunde!

Und in dieſen Ketzerhunden allzumal! ſetzte Bedrangle hinzu. Und ſie haben mein Wort!

Den Ketzern ſoll man keine Treue halten! das wißt Ihr ja wohl noch von Eurem Beichtvater aus Sevilla? argumentirte Lamego.

Du haſt Recht, Lamego, verſetzte Bedrangle. Die Rädelsführer laſſe ich greifen und erſchießen, und ſchonungslos die Steuer eintreiben. Geh, ſammle die Leute, wir rücken in die Stadt und in die Thäler, und Tod dem, der ſich widerſetzt! —

Das Wort war geſprochen. Freudig eilte Lamego, den Befehl zu vollziehen.

Noch war es nicht Mittag, da zogen die Schaaren in eingeſchloſſenen Gliedern den Berg herab. Tödtliche Angſt überfiel die Bürgerſchaft, die nach der Ueberſpannung dieſer Nacht ſich in einem Zuſtande von Lethargie befand. Bedrangle beſetzte ſofort den Saal.

Rima war noch bei Heileß. Kaum erfuhr er die Nachricht, als er eilte, Bedrangle an ſein gegebenes Wort zu mahnen.

Dieſer lachte höhniſch. Glaubt Ihr, ich laſſe mir durch ein abgetrotztes Verſprechen eine Feſſel anlegen? Dankt Gott, wenn ich Euch und den Rath nicht als Anſtifter des Complottes feſtnehme, und geht hin in Eure jetzige Wohnung, Euch ruhig zu verhalten!"

Hierauf erwiederte mit männlicher Würde der Saalſchultheis: Der Gewalt muß der Einzelne weichen, der ihren Andrang nicht zu hemmen vermag; aber das Recht habt Ihr nicht; Ihr uſurpirt es auf die tyranniſchſte Weiſe! — Stolz wandte er ſich nun um, und ſchritt wieder der Münze zu.

Bedrangle ſah ihm nach mit einer Miene, die deutlich genug kund gab, er fühle die Wahrheit von Rima's Bemerkungen; allein — der Schritt war gethan — zurückzugehen war ihm unmöglich.

Trommler durchſtreiften nun die Straßen der Stadt, und forderten die Bürgerſchaft auf, ſogleich auf dem Markte zu erſcheinen.

Lautes Wehklagen der Weiber und Kinder erfüllte die Stadt. Unſchlüſſig ſtanden die Männer unter den Thüren ihrer Wohnungen.

Lauer trat zuerſt heraus. Laßt uns ſehen, was er will! ſprach er. Gutes iſt es nicht, das weiß ich — doch Gott wird uns nicht verlaſſen!

Ihm folgten alle Bewohner der Untergaſſe. Es war ein langer Zug, über den Furcht und Entſetzen in reichem Maße ausgegoſſen war. Bei Sanct Eliſabeth vereinigten ſich mit ihnen auch die Obergäſſer, und ſo traten ſie auf dem Markte zuſammen, mit Zittern das Urtheil aus dem Munde des Mitleidloſen zu erwarten.

Nachdem alle da waren, ſchloſſen die Soldaten einen Kreis um ſie, und Bedrangle begann ein fürchterlich ſtrenges Verhör abzuhalten, und ließ ſodann eine große Anzahl feſtnehmen und binden. Lauer war unter den Erſten.

Iſt das Eure Parole? fragte er. Iſt das Offiziers Wort und Ehre? Iſt das Kriegsrecht bei Euch Spa-

nicrn? Schmach über Euch, Ihr Treuloſen! Freut Euch nur, es dauert kurze Zeit, der Rächer naht, ſchon ſteht er vor Mainz!

Legt ihm Handſchellen an und ſchließt ihn krumm! rief ſchäumend Bedrangle.

Und es geſchah alſo. Bebend ſtand der übrige Theil der Bürgerſchaft. Todtenſtille herrſchte ringsum.

Und Ihr, herrſchte ihnen jetzt Bedrangle zu — ſtellt Eure Brandſchatzung binnen zweimal vier und zwanzig Stunden, oder ich laſſe Euer Neſt an vier Ecken anſtecken, und Euch ſammt Eurer Brut in die Flammen ſchleudern!

Kaltes Entſetzen durchrieſelte die Gebeine der Bürger — denn dieſer Menſch drohte nicht umſonſt; ſie hatten ihn kennen gelernt, als den Fühlloſen.

Die Gefangenen ſchafft in die Tiefe der Burg! befahl er, und ritt dem Templerhofe zu mit einer Kälte, Ruhe und Gleichgültigkeit, die fürchterlicher war, als ſeine Wuth.

Der Rath verſammelte ſich. Boten eilten in die Thäler, die ſchreckliche Kunde zu bringen. — Ueberall verbreitete ſich Kummer und Schrecken. Bacharach, Oberlahnſtein und Manubach leiſteten die geforderte Contribution. Steeg zögerte. Der letzte Tag des Termins war ein Sonntag. Die Gemeinde war in der Kirche, Rache ſchnaubend umſtellten Frangipani's Reuter die Kirche, während das Fußvolk hineindrang. Der erſte Schuß ſtreckte einen Bürger nieder. Viele wurden verwundet, alle mißhandelt an heiliger Stätte — und das Doppelte mußte der Ort geben gegen die andern. Mit rückſichtloſer Grauſamkeit ſchaltete fortan Bedrangle. Seine Leute hatten alle Freiheit, nach ihres Herzens Gelüſten

zu danken. Furchtbare Strafe war die Folge der Widerſetzlichkeit. Alle geſetzliche Ordnung war aufgelöſt. Der Rath beſtand nicht mehr. Rima mußte ſeine Ohnmacht bekennen, dem Wütherich gegenüber. Ja, er konnte nicht einmal Botſchaft aus der Stadt bringen zum Kurfürſten, da alle Ausgänge geſperrt und ſtark beſetzt waren.

Die Stadt ſchien ausgeſtorben. Sie glich einem großen Grabe, in dem kein Leben ſich mehr regt. Sah man ein Geſicht, ſo war es bleich von Kummer, denn es hatte gewiß etwas Schweres zu tragen, Mangel zu leiden, oder es ſaß Eins der Seinigen in gefänglicher Haft auf Stahleck.

Indeſſen ſchwelgten und praßten die Peiniger aufs Ungeſtörteſte, und kümmerten ſich nicht um das Loos der Bürgerſchaft — ſorgten nicht für die Zukunft. Die Lebensmittel wurden muthwillig vergeudet und verdorben, ſo daß des Schloſſes Vorräthe gewaltig zuſammenſchmolzen.

Stille und kummervoll ſchlichen die Tage herum für Rima und Clara, und ſelbſt Rima wünſchte die Nähe und Ankunft der Schweden.

VII.

Ein kalter, finſterer Dezemberabend legte ſeinen nebligten Rabenmantel über die Ebene zwiſchen Mainz und Oppenheim. Letztere Stadt war bereits in den Händen der Schweden, und vor der andern lagerte das Heer des Heldenkönigs, von Verlangen brennend, die Stadt zu erobern, um der reichen Beute willen, die die reichen Handelsherren, Klöſter und Juden in ſo lockender Fülle zu bieten verhießen. Aus dem Kriegsrathe

war eben der Rheingraf Otto Ludwig zurückgekehret in sein Zelt, das weit entfernt, seines Herrn erlauchter Würde durch Glanz und Ueppigkeit zu entsprechen, vielmehr ganz den Charakter der Einfachheit und Schmucklosigkeit trug, die von dem Erhabenen ausging, der aller Heeresthaten Seelen war. Einige hölzerne Feldsessel, ein kaum die nothwendigste Bequemlichkeit bietendes Feldbette, ein ebenso einfacher Feldtisch, worauf eine Landtafel (Karte) des Hunsrückens und der Moselgegenden lag — das war der ganze Inhalt des Zeltes, wozu noch das Gepäck, Waffen und dergleichen Dinge mehr gerechnet werden mußten.

Der Rheingraf trat jetzt in dieses Zelt. Es war ein hoher stattlicher Mann, mit einem kräftigen Willen, kühnem Muth, und doch hehres Wesen und sanftes Wohlwollen ausdrückendem Gesichte. Er war dicht in seinen Mantel gewickelt, den er jetzt ab und auf das Feldbette warf, rückte einen Sessel zu dem in der Mitte des Zeltes lustig brennenden Feuer, und rief dem Diener, daß er den Tisch mit der Landtafel auch dahin setze. Das Gesicht des Rheingrafen war nicht heiter. Eine finstre Wolke lag auf der gerunzelten, sonst so freien, heitern, hohen Stirne. Es war im Kriegsrathe nicht nach seinen Wünschen gegangen. Gerne hätte er der Erstürmung von Mainz beigewohnt, und den Ruhm getheilt, der hier seine Kränze den Helden winden zu wollen schien; allein anders war der Wille Gustav Adolphs gewesen. Er sollte schnell in das Mosselland — dort den anrückenden Franzosen entgegentreten, sie verjagen, und Kirchberg, Simmern, Bacharach und die an der Mosel und dem Rheine, so wie hin und wieder auf dem Hunnsrücken von den Spaniern be-

ſehten Orte einnehmen. Obwohl gewohnt, als braver Soldat, dem Befehle des großen Geiſtes Guſtav Adolphs zu gehorchen, war ihm dieſesmal der Befehl doch unwillkommen geweſen aus dem angegebenen Grunde. Eine Weile ruhte ſein Auge auf der Landtafel, den Weg verfolgend, indeſſen der Arm das Haupt ſtützte — dann rollte er dieſe auf den runden Staab, an welchem ſie befeſtigt war, und befahl, den Feldprediger ſeines Regiments, den aus Bacharach vertriebenen Theologiae Doctor, Philippus Inſelius, zu ihm in's Zelt zu beſcheiden.

Inſelius beſaß des Rheingrafen volles Vertrauen, ſeine Liebe, ſeine Hochachtung. Er war ſein liebſter Geſellſchafter. Wenn des Berufes Werk ihn nicht feſſelte, ſo hatte gewiß der Rheingraf den Prediger in ſeiner Nähe, mit ihm über religiöſe oder andere gelehrte Gegenſtände, in denen Inſelius bewandert war, ſich beſprechend.

So flogen dem Rheingrafen die leeren Stunden ſchnell und ſchön dahin; und er gewann Manches von dem ehrwürdigen Greiſe, der ſo viel erfahren im Leben, ſo viel geprüft durch Leiden, und in Kämpfen ſtark geworden war. Kam Unmuth in Otto Ludwigs Seele, ſo kannte Inſelius allein den Zauber, womit der böſe Geiſt zu bannen war, und die Fiſchleber, die er auf den Kohlenroſt legte, den Geiſt zu vertreiben — war — die Geſchichte und ihre Irrgänge und Labyrinthe, die er dann vor den geiſtigen Augen des Rheingrafen, einer Phantasmagorie gleich, mit reger Phantaſie faſt handelnd vorüberſchreiten ließ. Heute aber gedachte dem lieben Greiſe der biedre Rheingraf eine große Freude zu bereiten durch die Nachricht ſeines Zuges in ſeine Heimath

und die Hoffnung der Wiedereinsetzung in seine Rechte und Gerechtsame allerorten.

Es währte nicht lange, so trat im schwarzen Predigerrocke, wie ihn seit der glorreichen Zeit der Reformation Lutheri die Geistlichen der erneuerten Kirche zu tragen pflegten, der aber, ob des Mannes hohem Alter und der Winterkälte, mit Pelz verbrämt war, der Pfarrherr in das Zelt, ehrerbietig den erlauchten Freund begrüßend. Die Zeit, die Strapatzen seines jetzigen Lebens, und der Harm des Herzens hatte eine gewaltige Veränderung in ihm hervorgebracht. Sein Nacken war gebeugt von der Jahre Last, sein Haar gebleicht und selbst der Bart, den er, der Sitte der Zeit gemäß, bis auf die Brust herabwallen ließ, war schneeweiß. Nur das Auge, voll Feuer und Leben, verrieth noch Jugendkraft.

Freundlich stand der Rheingraf auf, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zum Feuer, wo er ihm einen Sessel zurecht rückte.

Ihr müßt es mir schon zu Gute halten, Herr Doktor, hob lächelnd der Rheingraf an, daß ich Euch so spät noch zu mir bescheide, wo ein Mann Eures Alters der Ruhe genießen sollte.

Des Alters Erbe ist Wachen — sprach der Pfarrer, der Jugend beneidenswerthes Gut allein ist der ruhige, feste Schlaf. Zudem ist es Eurer Erlaucht hinlänglich kund, wie ich die Stunden, die ich in Eurer Gesellschaft hinbringe, immer zu den angenehmsten zu rechnen pflege, die ich verlebe.

Ich entschädige Euch hoffentlich auch für dieß späte Stören, fuhr in gleichem Tone der Rheingraf fort, indem ich Euch eine angenehme Kunde gebe. — Doch

ſagt mir, waret Ihr nicht Diener des Evangelii in der Stadt Bacharach, ſo am Rheine liegt, etliche Stunden von Simmern?

Ich war's —! erwiederte mit einem tiefen Seufzer der Greis — ich war's eine ſchöne Reihe von Jahren, habe dort die ſchönſten Tage meiner Kraft gelebt und gewirkt, bis ich vertrieben wurde und an Euch den Erſatz fand.

Und wie war, verzeiht mein Examen, wie war Eure Verhältniß zur Gemeinde? War es ſo, daß Ihr wünſchen mögt, je wieder dieſe Stelle anzutreten?

Die Gemeinde liebte mich und ich ſie. Wiedervereinigung iſt mein und ihr Wunſch. — Ach, Herr Rheingraf, wenn die Jahre kommen, von denen man ſaget, ſie gefallen uns nicht, wenn der Feierabend nahe iſt, wo der Herr des Weinbergs ſeine Diener zur Ruhe ruft, dann ſehnet ſich das Menſchenherz da zu ruhen, und das kühle Bettlein zum letzten Schlafe zu finden, wo auch die es fanden, die es geliebt. —

Sehr wahr! fiel der Rheingraf ein, und ein Seufzer hob auch ſeine Bruſt, und eine verwandte Saite in ſeiner Bruſt ſchlug an, daß der Ton lange nachzitterte.

Wer ruht von Euern Lieben dort? — fragte er mit wehmüthigem Tone.

Mein Weib — ſagte Inſelius, und im Auge des Greiſen bebte eine Zähre, dem Andenken der Theuern geweiht, mein Weib, in der mir der Herr einen ſanften Friedensengel gegeben, mit der ich dreißig Jahre eine Ehe geführt, die man eine Engelsehe hätte nennen dürfen, wenn Irdiſches himmliſche Namen verdiente.

Seyd Ihr denn nun noch allein in der armen Welt, alter Mann? fragte bewegt der Rheingraf.

Nein, antwortete freudig Inselius, ein theures Pfand ließ sie mir. — Ach und doch muß ich es entbehren, von Kindes Hand geflegt zu werden, denn mein Sohn ist Laborant geworden, und lebt bei meinem Bruder im Odenwalde, allwo er dessen Kunst praktisch erlernen muß, ehe denn er Doctor werden soll.

Habt Ihr denn lange nichts von ihm gehöret? fragte wieder der Rheingraf, der herzlichen Antheil am Alten nahm.

Seit Jahren nicht. Ihr wißt's, Erlauchter Herr, wie des Krieges Laune uns herumtrieb in allen Gauen des Vaterlandes. Bei solcher unsteten Lebensweise ist's schwer, Kunde aus der Ferne zu erhalten, zumal Unordnung und eitel böses Wesen herrschet allüberall durch die Brandfackel des Kriegs und sein Schwert, das alle Bande willkührlich löst.

Seine Lehrzeit ist aber vorüber, und mein Herz hoffet, ihn bald wiederzusehen — denn schon viele Jahre ist's, seit ich ihn nicht mehr gesehen. O mich verlanget sehr nach ihm!

Als dieß Wort der Prediger gesprochen, trat ein Diener des Rheingrafen in das Zelt und meldete: Es ist ein Fremdling draußen, der da wünschet Euch, hochwürdiger Herr, zu sprechen.

Es trat nun auf des Rheingrafen Geheiß der Fremdling ein unter eben so höflichen als anständigen und gefälligen Begrüßungen. Es war ein hochaufgewachs'ner, blühend schöner Jüngling, dessen Antlitz vielfach die Sonne gebräunt. Ein braunes Wams lag nett am Leibe an, mit Pelz verbrämt gegen die Kälte des Winters. Ein ziemlich weiter Mantel hüllte die Figur ein, weite Stulpstiefel sahen unter Pluderhosen von brau-

ner Farbe heraus, in der Hand trug er einen breitgekrempten Hut; braune, reiche Locken umwalten den schönen Kopf.

Er stand fest und ruhig da, und sah den Prediger an; allein mit jeder Secunde wurde es ihm weicher ums Herz — er vermochte kein Wort zu reden — sein Auge, das allmählig sich mit Thränen füllte, war auf Inselius geheftet. Dieser sah ihn ebenfalls starr eine Weile an — dann sprang er mit jugendlicher Munterkeit auf und rief jubelnd: Mein Sohn!

Mein Vater! rief der Jüngling, und sank an des Vaters Brust, und das Gefühl beider lößte sich in Thränen auf.

Der Rheingraf, der aufmerksam die Scene beobachtet, wischte sich jetzt auch eine Thräne weg, und sprach leise: O, welch ein Glück für das Vaterherz, wenn es die Kinder, wohlgerathen, nach langer Trennung wiedersieht. Wann wird mir die Stunde schlagen? —

Er ging eine Weile auf und nieder und überließ Vater und Sohn so ganz ihren Empfindungen und deren Erguß nach so langer Trennung.

Ach, sagte Inselius zu Friedrich, wie bist Du groß geworden, mein Sohn! Und nun sah er ihn an und der geliebten Mutter Bild sprach ihn aus diesen Zügen an und wieder perlte ein Tropfen nach dem andern in den silberweißen Bart.

Acht Jahre lagen dazwischen, seit Vater und Sohn sich nicht gesehen. Acht Jahre hatten vieles verändert. Kein Wunder, daß sich beide kaum wieder erkannten. Des Herzens, des Gefühls, der Natur allmächtiger Zug führte das Kind an's Vaterherz. Und wenn auch das Auge ungewiß war, das Herz sprach: Er ist's!

und ſeine Stimme trog nicht. — Inſelius war, vom ziemlich kräftigen Manne noch, zum Greiſe im Silberhaare gealtert, Friedrich vom ſchönen Knaben zum ſchönern kräftigen Jünglinge heraufgeſchoſſen in jugendlicher unverkümmerter Kraft und Fülle. Jener an der Pforte ſtehend, die zum Leben hinaus — dieſer an der, die in das Leben führet — der Vater im holden Winter, der Sohn im blüthereichen Frühling des Lebens. So ſahen ſie ſich wieder, und alle Wonne, die in ſolchem Wiederſehen vom Schöpfer huldvoll vereinigt iſt, erfüllte ihre Herzen. Wie leuchtete des Greiſes Antlitz von hoher, reiner Freude, als er jetzt dem Rheingrafen den Sohn vorſtellte, und dieſer ihn, wohlgefällig die ſchöne Geſtalt betrachtend, willkommen hieß. O dieſe Aelternfreude iſt die reinſte, beglückendſte, die das Leben beut! ſagte der Prediger zu dem Rheingrafen, ſie hebt über Jahre voll Harm hinweg, und gießt Honig in den Wermuths-Kelch des Weh's!

Friedrich mußte ſich nun an des Vaters Seite ſetzen, der ſeine Hand nicht aus der ſeinen ließ, und nun erſt ihn fragete: Woher kommſt Du doch ſo ſpät? —

Ich habe Euch lange geſucht, ehe ich Euch fand, mein Vater, antwortete der Jüngling. Schon ſeit drei Stunden bin ich im Lager.

Aber woher kommſt Du?

Von Bacharach, und zwar als Vertriebener, als Flüchtling.

Von Bacharach? fragte Inſelius mit höherm Intereſſe. Dann hat dich Rima —

Nein, mein Vater, fiel der Jüngling in die Rede, ladet nicht neue Laſt dem Manne auf, der mir freilich ein Räthſel iſt. Es kam anders. Ein Handel mit dem

ſpaniſchen Kommandanten des Schloſſes Stahleck hat mich vertrieben, und die Noth der Bürgerſchaft führt mich hierher.

Aufmerkſam hörte der Rheingraf dieſe Worte an.

Ihr kommt alſo von Bacharach? fragte er den Jüngling.

Als dieſer bejaht, fuhr der Rheingraf fort: Dann könnt Ihr mir weſentliche Dienſte leiſten, wenn Ihr recht ausführlich erzählet, wie es dort ſtehet.

Friedrich, der dieß um ſo lieber that, als ſchon in dem Worte des Rheingrafen gewiſſermaßen die Verſicherung der Erfüllung ſeiner Wünſche lag, begann nun beiden, ſeinem Vater und dem Rheingrafen, umſtändlich den Hergang ſeiner letzten Schickſale zu erzählen. Beſonders ausführlich verweilte er bei dem Aufſtand und ſeinen einzelnen Umſtänden. Aber mit vieler Beſcheidenheit verſchwieg oder ſtellte er ſeinen Antheil an der Sache in den Hintergrund.

Auch hier folgte ſeiner Rede der Rheingraf mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit.

Es iſt entſetzlich, rief er dann aus, wie dieſe Spanier ſchalten und walten, wie ſie ſo ganz ihren Vortheil aus dem Auge verlieren, und ſich ſelbſt Gefahren ſchaffen, wo keine für ſie wären. Aber, mein junger Freund, faſt ſcheint mir's, ſprach er zu Friedrich, als wäret Ihr der Wahrheit nicht ganz treu geblieben. — Ihr habt mehr Antheil an dem Kampfe, und ſehe ich recht, ſo iſt Euer rechter Arm etwas ſteif, was auf eine empfangene Wunde deutet? —

Friedrich erröthete und mußte nun Alles genauer erzählen.

Dem Rheingrafen gefiel des Jünglings Bescheidenheit. Ihr solltet Soldat werden, sprach er, da Ihr solchen Muth habt. Wie wäre es, wenn Ihr eine Lieutnantstelle bei meinem Regimente nähmet?

Friedrich dankte bescheiden für so viel Huld. Mein Beruf ist heilen, sagte er, nicht verwunden, gnäd'ger Herr!

Wohlgesprochen, antwortete der Rheingraf darauf, bleibt dabei, Ihr nützet so mehr der Welt, als treibet Ihr unser blut'ges Handwerk! — er forschte nun nach der Anzahl der Besatzung, nach den Werken der Stadt, des Schlosses. Friedrich konnte überall genügende Auskunft geben.

Ihr wolltet also hier um Erlösung der Stadt bitten? fragte nun, nachdem er Alles ausgefragt über Bacharach, der Rheingraf.

Das Loos der armen Bürgerschaft, vor allem unsres Glaubensgenossen, ist sehr hart, fast unerträglich. Ihr verdientet einen wahren Gotteslohn, Erlauchter Herr, wenn Ihr dazu hinwirken wolltet, daß des Königs Majestät Rettung sendete den Unglücklichen, ehe größeres Unheil der Wüterich stiftet. Also sprach mit Feuer der Jüngling.

Was dächtet Ihr, ehrwürd'ger Doctor, sprach der Rheingraf, sich zu Inselius wendend, wenn wir hinzögen und die Stadt eroberten? Wäre es Euch wohl lieb?

Könnt Ihr zweifeln nach dem, was ich Euch vorhin gesagt? erwiederte der Greis.

Nun so will ich's Euch nicht länger vorenthalten, fuhr der Rheingraf fort, übermorgen brechen wir nach dem Hunsrücken und der Mosel auf. Wir wollen, so es dem Herrn der Heerschaaren gefällt und

wir leben, die Gegend reinigen von dem ſpaniſchen Ausſatz, und Freiheit bringen von dem drückenden Joche unſern Glaubensgenoſſen, und — Euch wieder einſetzen in Eure Rechte zu Bacharach, aus denen Ihr wider Recht und Gerechtigkeit ſeyd vertrieben worden. Ehe ein neues Jahr beginnt, ſoll's mit Gottes Hülfe vollendet ſeyn.

Dann ſegne Euch Gott! riefen jetzt Vater und Sohn, und die reinſte Freude erfüllte ihre Herzen. Und als ſie nun freudig geſchieden vom Grafen, und im Zelte des Predigers angekommen waren, da fielen ſie auf ihre Kniee nieder, Gott dankend und zu ihm flehend um einen glücklichen Ausgang. Dann ſanken ſie noch einmal in die Arme, und genoſſen das Glück des Wiederſehens noch einmal ungeſtört.

Neu flackerte jetzt das Feuer in des Predigers Zelt, als des Rheingrafen Diener einen Flaſchenkeller ſeines Herrn brachte, mit dem Bemerken, auf ein frohes Willkommen zu trinken.

Friedrich labte ſich nun. Dann aber begannen des Vaters Fragen nach Alt und Jung in Bacharach, und Friedrich mußte erzählen von Allem. Beſonders intereſſirte den Greis die Krankengeſchichte und Heilung Clara's, obgleich des Sohnes Liebe zu ihr, die aus jedem Worte ſich verrieth, dem Vaterherzen darum nicht willkommen war, weil er nach Rima's fanatiſcher Denkart nie auf eine Vereinigung hoffen zu dürfen glaubte. Doch er empfahl des Sohnes Glück dem Herzen- und Schickſallenker, und erſt als nach der langen Winternacht der Tag graute, ſuchten ſie des Lagers Ruhe und des Schlafes Erquickung.

VIII.

Mit einer anſehnlichen Heeresabtheilung zog Rheingraf Otto Ludwig nach der Moſel, und nahm eine feſte Stellung ein, da Kundſchafter ihm die geheime Nachricht gebracht, daß unter dem Obriſten Movillet zwei Regimenter Franzoſen, die bisher ſchrecklich auf dem Hunnsrücken gehauſt, ſich Veldenz bemächtigt hatten, nahe ſeyen. Ein fürchterlicher Kampf entſpann ſich nun, der mit der gänzlichen Niederlage und Zerſprengung der Franzoſen endete. Eben ſo ſiegreich war Otto Ludwig gegen die Spanier, die er von Trarbach und aus der ganzen Moſelgegend vertrieb. Er rückte hierauf vor das hochliegende, von den Spaniern ſtark befeſtigte Kirchberg, und nahm es nach wenig Tagen mit Sturm. Sieg folgte ſeinen Schritten überall. Bald war der Hunnsrücken wie das Moſelland von dem Feinde befreit, und der evangeliſche Gottesdienſt hergeſtellt. Die vertriebenen Prediger kehrten zurück, und in dem Namen Königlicher Majeſtät zu Schweden ſetzte ſie Doctor Juſelius mit unausſprechlichem Hochgefühl in ihre Aemter wieder ein. Ueberhaupt war der Greis wie verjüngt, ſeit er die heimathliche Luft wieder athmete. Jugendmuth und Jugendfreude belebte ihn. Friedrich's Herz pochte ſtürmiſch der Rettung Bacharach's entgegen. Rheingraf Otto Ludwig hatte den Jüngling liebgewonnen, weil er in jedem Treffen wacker mitfocht, und dann ſich mit unermüdeter Thätigkeit nach der Schlacht der Verwundeten annahm.

Neue Hoffnung belebte die Herzen der Bürger Bacharachs, als die Nachricht kam, wie nahe die Schweden ſeyen, und wie der Sieg ihnen auf der Ferſe folgte. Bedrangle erfuhr's früher ſchon. Ihm war's nicht

heimlich bei der schwachen Besatzung, die er hatte für Stadt und Schloß. Die zwei Fähnlein Reiter von Frankenthal hatten bereits seit längerer Zeit die Stadt verlassen, und mit der Brandschatzung nach dem Orte ihrer Bestimmung zu Frangipani's Truppen sich zurückbegeben. Die Flüchtlinge von Simmern und Kirchberg, die sich bei ihm auf Stahleck sammelten, waren unbedeutend, und schadeten ihm mehr, als sie ihm nützten, da sie eine panische Furcht vor den Schweden mitbrachten, und diese in eben dem Maaße auch seinen Truppen mittheilten. Seine ganze Besatzung bestand, da er nun auch Fürstenberg und Stahlberg bei Steeg besetzen und in Vertheidigungszustand setzen mußte, aus kaum achtzig streitbaren Männern. Auf die Bürgerschaft konnte er, wie er jetzt zu spät einsah, sich nicht verlassen. Ein minder muthiger Krieger wäre muthlos geworden, nur Bedrangte nicht. Er traf alle möglichen Vorkehrungen zur Sicherung der Stadt, und wartete nun mit dem ihm eigenen besonnenen Trotze das feindliche Nahen ab.

Doch spannte er gegen die Bürger gelindere Saiten auf. Daß er, ohne Hoffnung der Verstärkung oder des Entsatzes, die Stadt auf die Dauer nicht halten könnte, das sah er zu gut ein — darum begann er mit dem zusammengebrachten Gelde sich genügen zu lassen. So fest auch der Tod der in Haft sitzenden Bürger beschlossen gewesen — er unterließ das Urtheil zu exequiren, obwohl er sie noch immer darum in fester und enger Hast hielt, weil sie gerade die unruhigsten Köpfe der Stadt waren. Rima war mit Claren in den Saal wieder eingezogen, und fanden zu ihrer Verwunderung das Ihrige unverletzt. — Clara sah mit sehnsüchtigem

Hoffen der Zeit entgegen, wo ſie den Geliebten wieder zu ſehen hoffen durfte, denn ihr Herz ſagte es ihr, er komme mit den Schweden.

Man hoffte auf der Schweden Ankunft, und dazu hatte man die triftigſten Gründe, in bürgerlicher, wie in kirchlicher Hinſicht; allein es war auch die Kunde von wilden Räubereien ihnen vorangegangen, nicht eben als ſonderliche Empfehlung. Manche Mutter lullte ihr Kind mit den Verſen ein:

Bet', Kindlein, bet',
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Drenſtern,
Der wird dich, Kindchen, beten lehr'n.

Und viele Bürger gedachten des Sprüchlein's, welches der Gaſtwirth und Bendermeiſter Gölz mit von ſeiner Wanderſchaft in Sachſen gebracht:

Gustavus Adolphus Rex,
Wer was hat, der verſteck's.

In der That hauſeten mitunter die Schweden grimmiger noch, als des Friedländers Horden, oder Tilly's Mordbrenner — ſie waren was jene — Soldaten, aus allen zwei und dreißig Winden zuſammengetrommeltes Geſindel, dem es weniger um eine gute Sache, für die man ſtritt, als um die Beute zu thun war. Selbſt die Beſſern wurden, zudem durch die lange Zeit, in der ſie das wilde Kriegsleben führten, rauh und wild, gefühllos und unmenſchlich. Daß es unter dieſen Umſtänden denen, die in der Stadt einen Sturm erwarten mußten, unheimlich wurde und werden mußte, war ſehr natürlich. Je näher die Schweden rückten, deſto banger wurde es ihnen um's Herz. Aus den Oberthälern brachten die Marktleute die Kundſchaften mit, und ihr

Mund vergrößerte ſelbſt der Retter ſchlimme Namen oft nur aus Gewohnheit, etwas neues zu erzählen im Hauſe des Kunden. Es herrſchte eine allgemeine Furcht vor den Dingen, die da kommen ſollten, ein Zuſtand der Spannung — den nur diejenigen nicht theilten, die in Stahleck's Burgverließen die mephitiſche Luft athmeten. In ihnen war nur Hoffnung, die nichts von Furcht kannte.

Bedrangle ließ in aller Eile nun noch das Schadhafte, was ſich irgend an den Mauern fand, ausbeſſern, erpreßte noch Vorräthe für Stahleck, und überließ ſich dann wieder der ſchwelgeriſchen Lebensweiſe, die ihm zur andern Natur geworden war, ſo lange nämlich nicht die Trommel wirbelte, die Kanone oder der Schießſpriegel knallte, und die Trompete ſchmetterte. Wenn er ſeinen Koller trug, dann gab es keine Strapatze des kriegeriſchen Lebens, die er nicht freudig ertragen hätte. Sobald aber des Lagers oder Standquartiers Ruhe ihm zu Theil geworden — dann gab's keinen größern Schlemmer, als ihn. Mit der Stadt war ſein Verkehr unterbrochen. Rima's Feind war er geworden, und die Empfindungen, die er für Claren trug, welchen er den Namen Liebe, den ſchönſten, den die Sprache kennt, zu geben keinen Anſtand genommen, waren in bittern Haß gewandelt. So heftig indeſſen auch ſeine Gemüthsart war, ſo getraute er doch fürder gegen Rima nicht feindſelig zu verfahren.

Er mied allen Umgang mit ihnen. In der letzten Zeit lehrte ihn ſeine Politik, ſich etwas anzunähern. Dieſe Annäherung wurde aber ſo ſchroff von der andern Seite zurückgewieſen, daß ihm dazu die Luſt verging.

So ſtanden die Sachen in der Stadt gegen die zweite Hälfte Dezember's hin — als eines Morgens frühe ſchmetternde Hörner auf den Höhen erſchallten, vom Kühlberg her gegen das Schloß ein Falconetgruß donnerte, und die Berggipfel von Schweden bedeckt wurden, die ſich langſam an das Ufer des Rheines, in angemeſſner Entfernung von der Mauer und dem Schloſſe, herabzogen und ihre Zelten aufſchlugen. Bald darauf erhoben ſich rings um das Schloß Schanzen in ungewöhnlicher Schnelligkeit in ſo ſpäter Jahrszeit, wo doch das Erdreich felshart gefroren war. Kanonen wurden nun aufgefahren, und Alles nahm die drohendſte Stellung gegen Stadt und Feſtung an.

Wie pochten die Herzen in der Stadt von Furcht! — Nur Eins bebte noch in freudiger Erwartung, in ſüßer Hoffnung!

In dem Dörflein Neurath nahm der Rheingraf ſein Hauptquartier und leitete von hier aus die Operationen. Bei ihm waren Juſelius und Friedrich.

Schwer wäre es, die Empfindungen zu beſchreiben, die des Greiſes Bruſt erfüllten, als er, aus dem Walde herausreitend, nun die Gipfel der lieben Heimath und ihre Thäler vor ſich liegen, den ſchönen Strom da liegen ſah unter ſeiner ſchweren Eisdecke, die, in ſeltſamen Formen, wild durch- und übereinander geſchoben, von der Höhe ein eignes Schauſpiel darbot. Nichts aber ergriff ihn ſo mächtig — als der Anblick der Stadt, des Thurmes zu Sanct Peter und Paul. Es ſtand der Greis an des Sohnes Seite, auf einem jener weit gegen das Rheinbett hervorſpringenden Felszacken, zwiſchen denen ſich kleine Thäler hinabziehen zum Ufer. So kalt es auch war — er nahm das Baret von dem Sil-

verhaare — kniete nieder auf die harte Erde, und dankte dem Weltenregierer für des heißes Wunsches Erfüllung, einst dieser Stadt die Retter aus Drangsal und Elend zu bringen. — Jetzt, schloß er in heiliger Begeisterung, jetzt, Herr, laß deinen Diener in Frieden zur Grube fahren, er hat erlebt, was er gehofft und gewünscht! —

Auch Friedrich's Herzen entströmten Dankgebete, Bitten um ein fröhliches Gelingen. Doch wie so verschieden waren seine Empfindungen von denen seines Vaters! — Aus dem Fensterlein seines kleinen Stübchens in dem Bauernhause war der Rheingraf Zeuge dieser Scene gewesen. Er ging hinab zu den beiden, sich umzuschauen von dem freien Standpunkte. Kaum aber bei ihnen angelangt, sauste eine Falconetkugel über ihren Häuptern ganz niedrig vorüber. Erschrocken blickte Juselius auf.

Das war ein Gruß von unsern Freunden auf Stahleck! rief lachend der Rheingraf, aber auch eine Warnung, vorsichtig im Wählen unsrer Standpunkte zu seyn. Laßt uns zurückgehen, da ich zudem mit Euch, Friedrich, jetzt eine Berathschlagung halten muß, indem Ihr der Einzige seyd, der mir die günstigsten Orte zum Angriff bezeichnen kann.

Mit Freuden, erwiederte der Jüngling. Doch muß ich mir eine Bedingung ausbalten mit Eurem Wohlnehmen, Erlauchter Herr!

Zugestanden! rief der Rheingraf mit heitrer Miene. Euch darf man schon seine Worte ohne Sorge verpfänden. Redet!

Meine Bedingung ist — daß ich beim Sturm der Vorderste seyn darf, daß ich, einige Häuser der Stadt zu schützen, Leute von Euch überwiesen erhalte!

Der Rheingraf ſah ihn ſcharf an, doch lächelnd.

Habt Ihr Verwandte drinnen, Herr Doctor? fragte er den Greis.

Nein, erwiederte dieſer.

Freunde? —

O die ganze Stadt, mit wenigen Ausnahmen, ſprach mit erhebendem Gefühle der Greis.

Dann habt Ihr vielleicht ein Liebchen dort? fragte jetzt, ſich raſch zu Friedrich wendend, der Rheingraf.

Da ſtand Friedrich hocherglühend da, und wußte kein Wort zu finden.

Der Rheingraf ſah ſeine peinliche Verlegenheit, und ließ ihn nicht lange darin.

Wie es auch ſey, ſagte er, Ihr habt mein Wort!

Darauf wandte er ſich zu dem Hauſe, das ſie jetzt erreicht hatten, und trat heitern Sinnes hinein.

Der Abend war gekommen mit ſeiner Dunkelheit, und brachte Schneegewölke an den Horizont. Gegen zehn Uhr war ſchon alles mit einer hohen Schneelage bedeckt, und die Gegend hatte jenes eintönige, öde, traurige Ausſehn, was einer gebirgigen Landſchaft eigen iſt.

Draußen war es ſtill. Nur der Ruf der Wachen und Vedetten hallte durch die Stille der Nacht weit her, und die Wachtfeuer brannten luſtig auf den Gipfeln und Felskuppen. Um das erwärmende Feuer ſaßen der Rheingraf, nebſt den Hauptleuten ſeiner Truppen und Friedrich. Der Greis war zu ſehr erſchüttert von den Eindrücken dieſes Tages. Er hatte die Ruhe geſucht, die er in dem Hauſe eines ſeiner ehemaligen Kirchſpielgenoſſen fand.

Der Rheingraf hob alſo an: Niemand, Ihr Herren, kann uns hier weſentlichere Dienſte leiſten, als

dieſer junge Mann, der in Bacharach gelebt und des Ortes Lage und Verhältniß, ſo wie ſeine Thore und Mauern gehörig kennt. Laſſet uns ihm alſo unſer Ohr leihen. Welche Seite der Stadt haltet Ihr für die am leichteſten zu erobernde? Welches Thor iſt das ſchwächſte? —

Das Münzthor, gnädiger Herr, verſetzte Friedrich, ſcheint mir das zu ſeyn, wo es am leichteſten iſt, einzudringen. Grade dieß iſt der Ort, wo die eindringenden Truppen ſich am leichteſten ſammeln und aufſtellen, und in Maſſe vorrücken können; denn rechts vom Thore bis zum Diebsthurm hin, zieht ſich der Gottesacker, und von da aus rücket ihr vor auf den Markt, nehmt zuvor den Diebsthurm und Zehndethorthurm weg — und die Stadt iſt Euer. Es kommt Alles darauf an, daß ſich die Mannſchaft ſtille der Münzpforte naht; am Abend vorher ſchleiche ich verkleidet in die Stadt. Im Hauſe des Nachtwächters verberge ich mich — er iſt treu und dankbar, dann ich habe ihn in ſchwerer Krankheit geheilt, und ſo Ihr Euch dem Münzthore naht, ziehe ich das Fallgatter auf, das den Bogen der Münzbrücke ſchließt; über das Eis kommt ihr leicht herein, und die Stadt iſt gewonnen.

Vortrefflich! rief der Rheingraf, aber höchſt gefährlich für Euch. Wie nun, wenn Ihr entdeckt werdet?

Dafür laßt mich Sorge tragen, gnäd'ger Herr, lachte Friedrich. Ich fürchte das Wagſtück nicht. Es iſt das erſte nicht, das ich in Bacharach vollbringe, wie Ihr wißt.

Die Offiziere ſahen den kühnen Jüngling mit Verwunderung an.

Schade, ſprach Hauptmann Rößler, ein eisgrauer Krieger, daß Ihr nicht Soldat ſeyd, Ihr verdientet eine Fahne, wenn nicht mehr.

Der Kriegsrath ging auseinander mit der Weiſung des Rheingrafen, ſich bereit zu halten, damit er, ſobald die Stadt nicht gutwillig übergeben würde, den Angriff ordne. Plünderung wurde, denn das hatte der edle Rheingraf Inſelius verſprochen, ſtrenge unterſagt.

In der Frühe des kommenden Morgens, es war am erſten Januar 1632, neuen Styls, ritt ein Trompeter mit weißer Fahne gegen das ſüdweſtliche kleine Thor des Schloſſes Stahleck, und bließ eine luſtige Fanfare.

Kaum wurde Bedrangle ſeiner anſichtig, als das Thor ſich öffnete, die Fallbrücke niederraſſelte, und Lamego mit ſchlauer Miene heraustrat, nach dem Begehren deſſelben zu fragen.

Er verlangte zum Kommandanten. Nachdem ihm die Augen ſorgfältig verbunden worden, führte ihn Lamego auf den Söller, wo Bedrangle ſtand, die Stellung der Schweden ſo viel als möglich zu erkundſchaften.

Mein Obriſter, der Rheingraf, ſprach der Trompeter, läßt Euch ſeinen Gruß entbieten, und Euch im Namen königlicher Majeſtät zu Schweden auffordern, Schloß und Stadt zu übergeben, auf daß nicht beides durch Bombardirung Schaden nehme.

Bedrangle ſtieß eine gellende Hohnlache aus. Sag' Deinem Obriſten, rief er, daß ich kein ander Handwerk erlernt, denn Soldatenhandwerk, was ich ſo ziemlich verſtünde; daß es mir eine Schande wäre, ſo

leichtlich eine feste Stadt und wohlverproviantirtes Schloß zu übergeben. Sag' ihm, ich wolle mit Freuden die Schweden erwarten, und mein Bestes thun; daß Du aber auch ein Trinkgeld für Deine Mühe habest, so nimm diesen Königsthaler.

Die Augen wurden ihm wieder verbunden, und Lamego führte ihn in das Gewölbe, wo eine Masse Munition und Proviant lag. Hierauf kehrte er zurück.

Kaum zurückgekehrt, begann ein heftiges Feuer auf das Schloß von Seiten des Kühlbergs, das jedoch in eben dem Grade von Stahleck erwiedert wurde.

Heftiger dauerte das Feuer den folgenden Tag fort; allein der Schaden, den es anrichtete, war unbedeutend.

Am Morgen des dritten Tages ritt der Trompeter abermals zum Schlosse, brachte indessen dieselbe Antwort und Lohn zurück.

Güte und Warnung hilft nicht! sprach der Rheingraf. Nun soll denn Euer Plan, Friedrich, ins Werk gesetzt werden! Sogleich konnte es indessen nicht geschehen, da der Rheingraf erst Verstärkung von Simmern an sich zog.

IX.

Der Wächter, Hans Adam Bernhardi, blies eben die eilfte Stunde auf dem Markte von Bacharach, und hüllte sich enger in seinen weiten, warmen Rock, denn die Kälte war schneidend, und ein heftiger Ostwind schärfte sie noch. Der Himmel war mit dickem Gewölke bedeckt, durch das nur selten ein Strahl des Mondes fiel, der eben im Abnehmen war, und spät erst aufging.

Die spanische Wache auf dem Holzthorthurm verließ den hohen, freien Standpunkt, um tiefer unten bei den

Kameraden in der Thurmwachtſtube ſich zu erholen. Alles war ruhig auſſerhalb der Stadt. Oben auf den Bergen, und weithin bei Nauheim ſtanden die ſchwediſchen Bedetten. Ehe der Soldat ſeine Stelle verließ, ſandte er einen forſchenden Blick in die nahe Umgebung — konnte aber nicht das mindeſte von Gefahr entdecken. Und doch war ſie näher, als jener ahnete; denn in einen weißen, weiten Reitermantel gehüllt, den breitkrempigen Hut mit einem weißen Tuche bedeckt, damit er nicht von der Grundfarbe der ſchneebedeckten Gegend zu unterſcheiden ſeyn möge, ſchlich eine hohe, edle Mannesgeſtalt über den Mühldamm von der Mönchrinne her, zwiſchen den alten Weidenſtämmen dem Holzthore zu.

Sein Auge ſpähete unabläſſig nach dem Wachtpoſten auf dem Thurme. Er mußte jetzt entdeckt haben, daß dieſer unbeſetzt ſey; denn er ließ das Schleichen, und lief ſchnell herzu; wendete ſich aber rechts hinab in das Bette des zugefrornen Münzbaches. Als er an den Bogen kam, der in die Stadt den Bach einließ, fand er ihn faſt ganz zugefroren, ſintemal es ein ſehr gedrückter Bogen war. Er unterſuchte betaſtend die noch gebliebene Oeffnung, zog ein kurzes Schwert heraus, und begann ſo leiſe als möglich die Oeffnung zu erweitern.

Während er ſo arbeitete, ging die Wache wieder einmal oben hin, nachzuſehen, ob noch Alles ſicher ſey. Des Spaniers Auge, vom Lichte geblendet, konnte nichts entdecken, doch war ſeinem ſchärfern Ohre der Ton nicht entgangen, der durch die Arbeit des Mannes am Bogen hervorgebracht wurde. Mißtrauiſch gemacht, rief er hinab:

Diaz, bring mir eine Büchſe, drunten ſcheint es nicht ſicher!

Schnell ſprang der Gerufene herbei. Der unten legte ſich, in der Stille der Nacht jede Sylbe vernehmend, derweile der Länge nach auf das Eis, ſo dicht als möglich an die Stadtmauer.

Eine Weile horchten die oben, worauf der Eine zum Andern ſagte: Wer auch gleich den Schweden wittern möchte, wie Du! Wahrſcheinlich war's eine Beſtie, die der Geruch des Fleiſches in die Gerbereien anlockte. Hätteſt Du Lärm um Nichts gemacht, Bedrangle würde Dich zu den Spießbürgern in das Verließ geſteckt haben. Mit dieſen Worten gingen beide beruhigt hinab. Der am Bogen arbeitete nun rüſtiger. Es gelang ihm bald, die Oeffnung ſo weit zu vergrößern, daß er hindurchſchlüpfen konnte. Er warf nur den Mantel ab, kroch hindurch, und ſah ſich alſobald innerhalb der Ringmauern der Stadt. Schnell hing er den Mantel wieder um, und ſchlug den Weg am Berge weg hinter den Lohhaufen und Gerbehäuſern ein, und ſah ſich, mit den Oertlichkeiten vollkommen vertraut, bald am Häuslein des Wächters, der, ein alter Hageſtolz, ganz allein auf dem Holzmarkte hinten am nördlichen Berge unmittelbar an der Stadtmauer wohnte. Die Thüre war nur angelehnt, und er trat in ein, matt von einer Lampe erleuchtetes, ärmliches Kämmerlein. Der Ankömmling warf die Verkappung ab, und ſtand nun in ſchwediſcher Uniform, wohlbewaffnet mit Piſtolen und Schwert, da.

Nicht lange nachher trat der Wächter herein und fuhr mit Entſetzen vor dem Ankömmling zurück mit dem Ausruf: Großer Gott, die Stadt iſt verrathen!

Stille, ſtille, rief ihm der Andre zu; Hans Adam, kennt Ihr mich denn nicht! Ich bin ja der Laborant

Friedrich, der Euch vor einem Jahre vom Fieber heilte und den Zahn ausriß!

Gott segne ihn! sprach der Alte, und auch Euch, wenn Ihr's seyd.

Ich bin's, sprach Friedrich, ihm die Hand reichend, Gott grüß Euch!

Wahrhaftig! rief freudig der Nachtwächter aus. Gott lohn's Euch, daß Ihr bei mir einsprecht; bin ich doch nur ein armer Mann. Wo aber kommt Ihr her? Habt Ihr Hunger? Ich theile freudig mein Brod mit Euch.

Laßt das, erwiederte Friedrich, ich habe Wichtigeres mit Euch zu reden. Diese Nacht kommen die Retter noch; ich führe sie in die Stadt.

Ihr?

Ja, Hans Adam, und Ihr sollt mir behülflich seyn, sollt mir Euer Amt ein Paar Stündchen abtreten —

Das darf ich nicht, ich habe dem Rathe geschworen.

Brecht Ihr Euren Eid, wenn Ihr die Stadt befreien helft von dem unerträglichsten Joche?

Bernhardi besann sich — dann sagte er: In Gottes Namen. Wird aber auch die Stadt nicht geplündert?

Nein, bei Gott nicht! betheuerte Friedrich.

Kennt Ihr aber auch das Verslein: Hört, Ihr Herrn ꝛc.

Seyd nur ohne Sorgen, gegenredete Friedrich, ich will schon Alles gut machen.

Der alte Mann beruhigte sich nun, und Friedrich erzählte ihm, daß sein alter Prediger, dessen Küster er gewesen, mit den Schweden wiederkehre, und er wieder sein Küsteramt erhalten solle bei Sanct Peter und Paul. Diese Hoffnung warf einen neuen Licht-

ſtrahl in das arme Leben des Einſamen, und erfüllte ihn mit hoher Freude.

Noch eine Weile beſprachen ſie ſich — ne dem Friedrich vernahm, daß Lauer, Zinkgräff und die Uebrigen noch im Verließe von Stahleck ſeyzen, und manche neue Mähr von den Leiden, die die Stadt erduldet ſeit jenem Aufſtande — aber auch die frohe Kunde von Clara's Wohlbefinden. Bald aber mahnte der Wächter, nun ſey es Zeit, die Mitternachtsſtunde zu rufen.

Friedrich hüllte ſich nun in des Wächters Rock, bedeckte ſein Haupt mit der Pelzmütze, hing das Horn um, ergriff den ungeheuern Knotenſtock, und ging unter Segenswünſchen des Wächters, ſeines neuen Amtes zu warten.

Alles ging vortrefflich. Er wußte Hans Adams Stimme ſo täuſchend nachzumachen, daß ihn Niemand erkennen konnte und unterſcheiden von dem Wahren.

Deſſen pochte indeſſen doch ſein Herz, als er, die Reingaſſe herabkommend, ſich dem Münzthorthurme näherte. Doch auch hier fand er die Wache nachläſſig. Er ſtieg die Stiege auf die Stadtmauer hinauf, und unterſuchte nun ſorgfältig den Haſpel, der das Fallgatter am Münzthorbogen herauf und herab ließ. Zu ſeiner größten Freude entdeckte er kein Schloß daran, eine auch kein Hinderniß, es auf zu winden. Leichtern Herzens ſtieg er wieder herab, ging über die kleine Brücke hinüber, an den Gotteshäuſern *) vorbei, und

*) Gotteshäuſer hießen und heißen noch die Armenanſtalten, welche dem von den Wittelsbachern geſtifteten Hoſpital zum heiligen Geiſte gehören, die in dem Gegend liegen.

wandte sich, nachdem er die Stunde geblasen, die Fleischgasse hinauf. Jetzt stand er vor dem Saale, und sollte hier die Stunde blasen. Dort war Clara's Kämmerlein. — Sie hatte noch Licht. — Ist sie krank geworden? — Er vergaß die Stunde zu blasen, — achtete nicht seiner fast erstarrten Hände, und kletterte flüchtig, wie das Eichhörnchen, am Stamme der alten Kastanie hinauf, die vor Clara's Fensterlein stand. — Aber ein neidischer Vorhang verbarg das jungfräuliche Heiligthum.

Friedrich brach ein Aestchen ab und warf es gegen das Fenster. Innen entstand jetzt ein Geräusch. Es trat Jemand gegen das Fenster. Noch ein Aestchen flog dem ersten nach. Jetzt wurde geöffnet. — Es war eine schlanke Gestalt — es war Clara. Friedrichs Herz pochte hörbar.

Leise rief er hinüber: Sey wacker, mein Mädchen, Dein Treuer mit den Rettern ist nahe. Erschrick nicht, wenn Kriegsgetümmel die Stille unterbricht.

Clara fuhr erschrocken zurück. Das ist Friedrich's Stimme! rief sie leise.

Ich bin's, Clara! sprach er, bald sehe ich Dich wieder; jetzt ruft die Pflicht.

Pfeilschnell glitt er am Stamme hinab, und bließ nun unten die Stunde und sang das Verslein.

Clara zitterte. — Denn das war ja doch derselbe, wie sie deutlich sah, der mit ihr geredet, und das war doch Niemand anderes, als Hans Adam, der Wächter.

Sie konnte dieß Räthsel nicht lösen, aber eine unbeschreibliche Unruhe bemeisterte sich ihrer. Ihre Phantasie war lebhaft erregt. Der Schlaf floh sie. Sie saß und sann. Nach vielem Sinnen schien es ihr doch wahrscheinlich, daß es Friedrich gewesen. Sie eilte nun

ihrem Vater zu wecken, dem ſie Alles umſtändlich erzählte. Zwar ſchüttelte der Alte den Kopf, doch unwahrſcheinlich fand er es nicht, daß die Schweden mit Liſt die Stadt zu nehmen trachteten. Er kleidete ſich an, um nun mit Clarens und der Schweſter die Dinge, die da kommen ſollten, zu erwarten. —

Indeß Friedrich heimlich ſich in die Stadt geſchlichen, waren etwa zweihundert Männer aus des Rheingrafen Regiment unter Anführung des Hauptmanns Rößler, in weitem Umkreis um das Schloß Stahleck gezogen, um ſich über die Vogelswieſe von der nördlichen Seite durch den Keyer, der Stadt zu nahen. Dieß geſchah mit ſolcher Vorſicht und Stille, daß ſie ſchon vor der Stadt waren, am Münzthore in den Gärten, ohne daß nur Jemand von der ſpaniſchen Beſatzung etwas gewahrt.

Der Wächter bließ Eins. Sanft ſchliefen auf dem Münzthurme die Spanier. Friedrich ſchlich die Stiege hinauf auf die Stadtmauer, wand das Fallgatter auf und in aller Stille, ohne irgend ein Hinderniß, kamen die Schwarzen in die Stadt. Friedrich warf das „Nachtwächtersgewand ab, und trat an Rößlers Seite. Dieſer theilte ſeinen die Mannſchaft. Friedrich nahm zwölf rüſtige Dalekarlier mit ſich auf den Münzthurm. Die Spanier taumelten auf und legten kein Hinderniß in den Weg, meinend, es ſey die Runde. Kein Schuß fiel. Zitternd legten ſie die Wehr ab und ergaben ſich. Der Thurm war genommen.

Bleibt hier und haltet ihn beſetzt, rief Friedrich den Dalekarlen zu, und eilte mit Blitzesſchnelle hinab.

Ueber den Kirchhof nach dem Dechanthurm war Rößler gezogen, die Beſatzung war wachſam. Bald entſtand

ein Gefecht und ein lebhaftes Feuer von oben herab. Allein der Schwecken Uebermacht siegte.

Friedrich warf sich indessen auf die Stadtmauer und eilte dem Marktthurme zu. Hier fand er den stärksten Widerstand. Hartnäckig vertheidigten die Spanier den Thurm. Sie wurden alle niedergehauen bis auf Einen, der Quartier nahm.

Die Stadt ist unser, jubelte Friedrich, und stürmte weiter. Nach Verlauf einer halben Stunde waren alle Thortthürme erobert, ihre Besatzung niedergehauen oder gefangen. Nur die nördlichen und westlichen Thürme, der Holzthorthurm, der Sonnenthurm, der Katzenthurm und Postenthurm waren noch in der Spanier Gewalt. Diese fielen durch die Reisengasse den Schwecken in die Flanke und suchten den Markt zu gewinnen. Bedrangale hörte das Lärmen und Schießen in der Stadt nicht sobald, als er auch persönlich sich an die Spitze eines Haufens stellte und über den Sanct Werner herab eilte.

Auf dem Markte entspann sich jetzt ein lebhafter Kampf. Friedrich kehrte eben vom Zollthorthurme zurück, wo er zugleich die Hauptwache gefunden und gefangen gemacht hatte. Er stürmte die Marktgasse zurück, theilweise die Besatzungen der eroberten Thürme mit sich vereinigend. So fiel er den Spaniern in den Rücken und entschied schnell und glücklich den mörderischen Kampf, der hier wüthete. Die Spanier zogen sich fechtend auf die Burg zurück, da sie der Uebermacht der nachdrückenden Schwecken, die indessen das Münzthor aufgehauen hatten, nicht Stich zu halten vermochten.

Kaum aber sah Friedrich dieses Ziel des Kampfes, als er auf den Saal zueilte, und mit banger Sorge die

Thüre untersuchte — noch war sie unverletzt. Er nahm hier mit sechs Schweden seine Stellung zu Schutz und Schirm der Geliebten.

Lauter Jubel erfüllte jetzt die Stadt. Alle Thüren öffneten sich, und die Bürger brachten gefüllte Pokale zum Willkommen den Soldaten zu. Kein Exceß fiel vor. Strenge hielt man das Gebot des Rheingrafen, kein Eigenthum der Bürger anzutasten. Die gehoffte Beute versprach er durch eine Brandschatzung des Klosters den Soldaten zu ersetzen, womit diese sich begnügten.

Bebend hörte man im Rima'schen Hause den Kampflärm. Oft dünkte es Claren, sie höre Friedrich's gewaltige Stimme. Furcht und Hoffnung bewegten wechselnd das liebende Herz. Sie betete leise und inbrünstig für Friedrichs Erhaltung. Allmählig entfernte sich das Kampfgewühl vom Markte, und ließ endlich, nach einer Stunde, die die Dauer einer Ewigkeit hatte, ganz nach.

Freier athmete sie nun. Aber ach, die Furcht quälte ihr Herz wieder. Lebt er noch? Wird er nicht verwundet seyn? — Wo sollte sie Ruhe finden bei solchen quälenden Gedanken? —

Da sprang plötzlich die Thüre auf, und mit dem Ausruf: Der Sieg ist unser! trat der Geliebte herein — in schwedischer Uniform, die ihm außerordentlich gut ließ.

Rima eilte ihm entgegen. Seyd mir willkommen, Retter in der Noth und Gefahr! rief er und schüttelte des Jünglings Hand mit freudigem Gefühle.

Clara stand ferne mit wonnestrahlendem Blicke und hochklopfendem Herzen. Es war ihr, als müsse sie ihm entgegeneilen, ihn an das treue, liebende Herz drücken — den Retter, den heldenkühnen Jüngling — und doch

konnte sie nicht. Ein unterdrücktes Etwas hielt sie zurück.

Friedrich naht sich und drückte ihre kleine Hand mit stürmischem Gefühle an seine Lippen. Noch erglühte die Jungfrau. Rima bemerkte es, jetzt erlosch sich seine Ahnung ihrer Liebe zur vollen Gewißheit. Aber grämen konnte er nicht. Er verdankte ihm ja so viel.

Nun aber mußte Friedrich erzählen. Sie stammten ob seiner Kühnheit, seines Muthes — sie bebten bei dem Gedanken an die Gefahr, in der er geschwebt.

Und war Ihr's wirklich? fragte Rima, der, als Nachtwächter verkleidet, Clären warnte.

Ich war's, sagte Friedrich. Ich wollte Euch den Schrecken ersparen, der Euch ergreifen müßte, wenn unvorbereitet das Kriegsgetümmel die Stadt erfüllt hätte. Clara eilte auf des Vaters Wink hinaus, mit warmem Weine den vom Kampfe Ermüdeten zu erquicken, und als nun die Becher blinkten — mußte Friedrich seine Erlebnisse, die Rotten erzählen bis heute. Dann fragte er nach ihren Schicksalen. So tauschte man in alter Vertraulichkeit das Erlebte gegen einander aus, bis plötzlich Friedrich sich eines Auftrags erinnerte.

Verzeiht, Herr Doctor, sprach er, wenn ich nun mit einer Bitte hervorrücke: der Rheingraf bittet um Obdach bei Euch!

Rima nahm die Bitte mit Freuden auf. Natürlich, fuhr Friedrich fort — nehmet Ihr auf kurze Zeit noch Jemanden — mich und meinen alten Vater bei Euch auf? —

Freudig bejahte dieß Rima. Wo mögt Ihr sonst sein? ergänzte er. Seid Ihr ja eben mein alter Hausgenosse, und ich denke, jetzt sollt Ihr's bleiben.

und unser früher beiderseitiges Verhältniß nichts weiter stören!

Clara vernahm mit freudepochendem Herzen ihres Vaters Rede, und Friedrich schlug mit Entzücken in die dargebotene Hand ein.

Jetzt tönten von der Mündung der Trompeten und Trommeln.

Ha, der Rheingraf! rief Friedrich aus, und eilte hinab. Auf der Straße begegnete ihm der ganze Rath, der sich in Feierkleidern zu Roß begab, den Rheingrafen zu empfangen.

Der Tag war angebrochen. Friede herrschte in der Stadt. Die Todten und Verwundeten waren untergebracht.

Die Schweden standen in Reih' und Glied — Kopf an Kopf die Bürgerschaft.

Der Rheingraf! hallte es überall wieder. Sehet doch, riefen jetzt Viele zugleich — ist das nicht unser Pfarrherr Justinus? — Er ist's! jubelte die Menge, und Alles drängte sich zu dem Roße, das der Greis ritt, der, weinend der Freude Zähren, in die liebe Heimathsstadt einzog und die Liebe der Bürger sah. Alles streckte die Hand nach ihm aus, und tief gerührt segnete er die Menge, die mit Inbrunst seinen Segen empfing.

Herr Doctor! sprach der Rheingraf zu ihm. Ihr feiert einen schönern Sieg, als ich, und einen schönern Einzug — denn Ihr zieht in die Herzen dieser Menschen ein — ich aber nur in die Mauern!

Jetzt aber ertönte dem Rheingrafen ein donnerndes Lebehoch! Er aber zog den Hut vom Haupte und sprach: Dem Herrn allein die Ehre! Und ab stieg er vom Pferde und mit ihm seine Begleiter und

Inselius. Ein weiter Kreis bildete sich jetzt, und Inselius sprach, als eben die winterliche Sonne hinter Nassau's Gebirgen hervortrat, ein Dankgebet mit jugendlichem Feuer, ungeschwächter Kraft und inniger Begeisterung, und alle Herzen beteten mit. Dann stimmte die schwedische Soldatesca mit der Bürgerschaft ein dankbares, volltöniges: Herr Gott dich loben wir ꝛc. an. Die innigste Rührung spiegelte sich auf allen Gesichtern. Soldaten und Bürger umarmten sich und die frohe Hoffnung einer schönern Zukunft nach all den Leiden und Trübsalen, zog in die Herzen der Bürger ein, mit der Freude, den geliebten Seelsorger wieder in ihrer Mitte zu haben nach achtjähriger Trennung.

X.

Die letzten Töne des herrlichen, alten Corals waren verklungen. In der Nachfeier des heiligen Moments ruhten noch die Gemüther mehr oder weniger, je nachdem sie für fromme Eindrücke empfänglich waren, als mit einem Male die Volksmenge sich theilte, eine Gasse bildend, durch die mit ernster Würde der Rath, mit Rima an der Spitze, der auf sammtnem Kissen den silbernen Schlüssel der Stadt trug, einhertrat. Vor dem Rheingrafen neigte er sich tief, den Schlüssel ehrerbietig darreichend mit den Worten: Heil dem Retter von unerträglichem Joche! —

Heil! Heil! tönte es nach im vielstimmigen Echo.

Der Rheingraf nahm den Schlüssel im Namen Königlicher Majestät zu Schweden, und verkündigte laut die freie Religionsübung der Protestanten und die Wiedereinsetzung des ehrwürdigen Inselius in seine Stelle als Prediger des göttlichen Wortes.

Da erschallte ein abermaliges Jubelgeschrei von den Protestanten.

Rima sah jetzt erst seinen alten, vielgekränkten Freund Inselius. Sein Anblick erschütterte ihn. Die Furchen des Harms, die silberweißen, in der Verbannung gebleichten Haare, die ganz vom Alter gebeugte Gestalt erfüllte seine Brust mit inniger Wehmuth, mit Reue, ob der ihm dermaleinst zugefügten Kränkungen und das Gefühl der Nothwendigkeit, gut zu machen alles Verschuldete, ergriff ihn mit aller Stärke. Er folgte dem unwillkührlichen Drange seines Herzens, trat zu ihm und faßte seine Hand, indeß Thränen über seine Wangen rieselten, Zeugen der innern tiefen Bewegung. Er war keines Wortes in diesem Augenblicke mächtig. Auch Inselius war erschüttert. Die ganze düst're Vergangenheit lag unverhüllt vor ihm und der grelle Abstand der Gegenwart. Doch sein Herz kannte keinen Haß, keine Rache. Er breitete seine Arme aus, und mit dem Ausruf: Vergebung! lag Rima an seiner Brust. Jedes Herz schien der Greise Empfindung zu theilen — denn Stille herrschte, und manches Auge wurde feucht.

Rima wurde zuerst seiner Meister. Unsre Tage sind gezählt, sprach er, der Weg zum Frieden kurz, laßt ihn uns in Liebe und Eintracht, als Brüder, gehen und vergessen das Vergangene. Die Schule der Leiden hat mich weise gemacht und mich erkennen gelehrt, daß, wie auch immer der Glauben uns scheide — wir alle doch Brüder sind und Eines seyn sollen in der Liebe.

Inselius vernahm mit leuchtenden Blicken die Worte, die aus dem Herzen kamen. Gottlob! rief er aus, nun scheint's, als solle mein Feierabend noch freund-

ſich werden! Glaube, Liebe, Hoffnung — dieſe drei — aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen! Ja, ſo ſey's, wie Mund und Herz ſpricht — Liebe eine uns! Fortan wollen wir in Liebe dem Herrn dienen und unſre Fehler tragen mit Geduld, und nie mehr trennen durch Meinung das Band der Liebe!

Er ſprach dieſe Worte mit wankender Stimme. Ueberhaupt ſah man dem Greiſe an, wie ſehr die letzten Auftritte nachtheilig auf ihn eingewirkt. Darum nahm der Rheingraf ſeine Hand und ſagte:

Ihr bedürft der Ruhe, Herr Doctor, laſſet uns ſie ſuchen.

Da nahm Rima die andre Hand, und ſie führten ihn in den Saal.

Als die Thüre aufging, bot ſich den Eintretenden ein neues Schauſpiel dar. In ſeligem Vergeſſen lag Clara an Friedrichs Herzen, und ſeine Arme umſchlangen das liebliche Mädchen.

Todesſchrecken ergriff die Jungfrau. Sie ſank faſt ohnmächtig in den Stuhl, und bedeckte die Augen mit den Händen. Auch Friedrich erſchrack. Er wollte reden — konnte aber nicht.

Rima zürnte nicht. Er lächelte. Mit ihm war ja eine gänzliche Umwandlung vorgegangen.

Der Rheingraf aber trat näher und ſprach: Wahrlich, Friedrich, Ihr könnet erobern beſſer als mancher Feldherr — Städte und — Herzen. Doch recht ſo! dem Sieger gebührt der Preis, und Minneſold iſt ſüßer denn Ruhmeskränze.

Juſtinus ſah ihn mild und freundlich an. Auch er konnte nicht zürnen. Forſchend blickte der Rheingraf die Väter an — dann trat er zu dem Paare, legte ihre

Hände in einander und sprach zu Friedrich: der Lohn ist herrlich wie die That, die ihn errang! Segnet das Paar, ihr Väter! bat er dann.

Väter? fragte Rima.

Inselius sah ihn erstaunt an: Wisset Ihr denn nicht, daß es mein Sohn Friedrich ist?

Euer Sohn? fragte mit größerm Erstaunen Rima. Und Ihr konntet mir das verhehlen? fragte er mit dem Tone des Vorwurfs Friedrichen. Ihr konntet so lange in meinem Hause leben und mir verhehlen, daß Ihr meines treuen, vielgeprüften Freundes Sohn wäret!? — Das war nicht fein! Und hättet Ihr Euch nicht als Fremdling meine Liebe und Dankbarkeit erworben, ich müßte, ob der Lüge, hart seyn — doch — er hat sie vom Tode errettet — sie sey sein. Seyd glücklich, rief er mit Thränen aus, meine Kinder, seyd glücklich, wie es Eure Väter waren!

Da zog Friedrich Clarens auf ihre Knie vor den Vätern und sie segneten sie — und umarmten sich mit inniger Liebe.

Der Rheingraf aber trat zum Fenster und trocknete sich das Auge, und ein seliges Gefühl, wie er es lange nicht empfunden, schwellte seine Brust.

Der erste Januar 1632 (alten Styls) war gekommen. Am klaren Winterhimmel stand die Sonne, herrlich leuchtend. Der Himmel lächelte einem schönen Feste. Um 9 Uhr früh erklang vom Pfarrthurme zu St. Elisabeth das volltönige harmonische Geläute. Den ersten Tag des neuen Jahres dem Herrn zu heiligen, für die Rettung ihm zu danken, um seine Huld ihn anzuflehen, strömten die Protestanten und mit ihnen viele ihrer katholischen Glaubensgenossen zur Kirche, denn heute hielt

Juſelius ſeine erſte Predigt wieder. — Gefühle hoher, heiliger Freude, unausſprechlichen Dankes wogten in des Greiſes Bruſt bei dem Gedanken, heute wieder die heilige Stätte zu betreten, auf welcher er ſo oft im Dienſte des Herrn, frommen Eifers voll, gelehrt, getröſtet, gewarnt und mit des lebendigen Wortes Kraft die Herzen erſchüttert hatte, bei dem Gedanken, heute des Sohnes Liebebund einzuſegnen.

Die Stunde ſchlug — die Glocken riefen mit ehernem Munde. Der Rheingraf faßte Friedrichs Hand, die Offiziere umgaben ihn. Dahin wandelten ſie, und die verſchämte Braut mit der Myrthe Grün im Haare wurde von des alten Heileß Tochter geführt. Die Bürger ſchloſſen ſich an, unter ihnen die ihrer Haft durch Auswechslung ledigen, entſchloſſenen Männer, an ihrer Spitze Lauer und Prätorius. Gedrängt voll war das hohe herrliche Gebäude. Wunderbar ergreifend rauſchte der herrliche Geſang Paul Gerhards „Befiehl du deine Wege" daher in den Hallen des Herrn. Er war verhallt. — Auf der Kanzel ſtand der ſilberhaarige Greis und jedes Auge hing an ſeinem Munde.

Jetzt öffnete er ihn und brachte dem Herrn die Opfer des Dankes im inbrünſtigen Weihegebete; dann begann er mit Jugendkraft die Predigt; und dieſes Wort, das zu neuem Leben, neuer Liebe mahnte, dieſes Wort, das das Alte vergeſſen hieß und fortan ein Leben im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung zu führen ermahnte, ergriff Aller Herzen wunderbar, und ſtreute eine Saat, aus der Duldung und Milde gegen anders Denkende in der folgenden Zeit herrerwuchs und reiche Frucht trug.

Als die Predigt geendet war, trat der tiefgerührte Greis vor den Altar.

Die Jungfrauen führten die schöne Braut, der Rheingraf den Jüngling herzu und der Vater segnete ihren Liebebund fürs Leben.

Das waren heilige Augenblicke in ihrem Leben, deren Nachklang bis ins hohe Alter währte.

Als sie beim frohen Mahle saßen im Saale, da trat Rima herein mit einem Packe Pergamente.

Es ist Zeit, daß der üble Schein sinke, sprach er. O, die Welt hat hart gerichtet und ich trug's als Strafe meiner Verblendung. — Doch — der über den Sternen sah mich und mein Herz. Ich habe Deine Saabe eingezogen, Inselius, ich war Dein Haushalter. Sieh', ob ich treu war. Hier hast Du Alles mit Zinsen wieder.

Er legte die Pergamente in die Hand Inselius's.

O Du Vielverkannter, rief der Greis, seine Hand fassend und drückend, Du hast im Stillen Gutes gethan und Schmach erduldet unschuldig — möge Dir's Gott vergelten öffentlich.

Jetzt wird mir's immer klarer, sprach Friedrich, wie unrecht ich gehandelt, daß ich meinen Namen verleugnet. Auch ich habe Euch in bösem Verdachte gehabt. — Gott vergebe mir's, verzeiht auch Ihr, mein Vater!

Konntest Du anders? fragte wehmüthig Rima. War nicht der Schein gegen mich? —

Jede Wolke verzog sich an ihrem Himmel und im heitern Sonnenscheine der Liebe und des Glücks flogen die Tage. Noch zwei ganze Wochen weilte der alte

Rheingraf in ihrer Mitte. Er konnte das Schloß nicht nehmen, bis er von Guſtav Adolph Verſtärkung von Kreuznach aus erhielt. Nur wenig wurde es beſchoſſen. Bedrangale kapitulirte und zog ab. Zu neuen Siegen rief ſein Beruf den Rheingrafen und mit Wehmuth ſchied er aus dem Kreiſe der Glücklichen, die er ſo ſehr liebte.

Ihr habt Alle des Lebens Stürme erfahren — ſagte er ſcheidend — aber ſie ruhen nun und der Friede Gottes iſt heimiſch geworden bei Euch. Möge er bleiben und nie weichen bis zum ſpäteſten Ziele. Und ſollte es auch wieder ſtürmen um Euch, vertraut dem, der des Menſchen Schickſal lenkt. Durch Dornenpfade — zum Glücke, durch Nacht zum Tage — zur Freude durch Leid — das ſind ſeine Wege. Und wenn Ihr Eurer Ruhe, Eures Lebens Euch freut, gedenket meiner, der ich die blutige Bahn gehe und weit vom heimiſchen Heerde bin, und getrennt von allem, was ich liebe — gedenket meiner in Liebe! — Und Ihr, ſprach er zu Friedrich und Clara'n, wehmüthig lächelnd, wenn Ihr einſt einen kräftigen Knaben an's Vater- und Mutterherz drückt, nennt ihn: Otto Ludwig — und ich bin Pathe! Lebet wohl!

Er riß ſich los. — Gott ſegne Euch! riefen ihm die Dankbaren, die Glücklichen nach. Gott ſegne Euch!

Der Hageſtolz.

Eine Doppelkomödie.

Von den sieben Haupt-Kalamitäten, die einen Reisenden über die Maßen toll, ja bisweilen komplett rasend machen können, zumal wenn er ungeduldiger Gemüthsart ist, wie ich, trafen mich in O..., einem — sieben Landstädtchen drei; nämlich, mein Wagen zerbrach — der Posthalter war das dümmste Vieh, was je in einer schwarzen Stutzperücke steckte, und die Gegend hatte auch für mich durchaus nichts, was mich hätte anziehen können. Der Gegenstand meiner Reise war zudem der Art, daß ich nur mit dem heftigsten Widerwillen mich dazu entschließen. Das Höfchen, in dessen Residenzchen ich lebte, in dessen Diensten ich stand, hatte einen Knäul alter Händel zu entwirren. Mich Unglücklichen erkor des Fürsten rechte Hand zu seiner Rechten, und nun mußte ich, wohl- oder übelwollend, daranangehen, diesen Augiasstall zu misten. Die hundert Meilen der Reise hätten mich keineswegs geärgert, denn reisen gehörte zu meinen Lieblingsbereien von den Zeiten her, wo ich in Jena mein Bier trank — aber am Ziel der Reise eine solche Herkulesarbeit zu wissen, bei der ich zu schanzenzein angewiesen war, laut meiner, von der Exzellenz empfangenen Instruktion — das war eben die harte Nuß und die saure und bittre Arzenei, die mir die Lust zu allem, was mich sonst erheitern konnte, benahm. Jene

oben berührten Kalamitäten machten mich jetzt total falsch. Ich schnauzte meinen neugierigen, eckelhaften Wirth einigemale gehörigst ab, stopfte mir eine Pfeife, setzte mich in die Ecke des Zimmers und blies dicke Rauchwolken in die Stube. Lesen konnte ich nicht, des Tumultes wegen, den die liebe Jugend, des Wirthes hoffnungsvolle Nachkommenschaft, auf höchst naive Weise zu machen beliebte. Im höchsten Unwillen warf ich endlich meine Pfeife weg, und rannte ins Freie. — Aber wohin willst du denn? fragte ich mich, und gab mir über kurz die Antwort: Narr Du, der Du fragst, wohin? Ist denn nicht des Herrgotts beste Welt überall, wohin ich laufe? Und ist es denn nicht überall besser, als dort in der brillanten Kneipe, wo keine vernünftige Seele lebt? — Ich trabte zum Thore hinaus. Vor mir öffnete sich eine weite Ebene, von Fruchtfeldern bedeckt, gleichförmig, ohne die kleinste Abwechslung. Kein Baum, kein Strauch, kein Bach. Rechts hin meinen Kopf wendend, gewahrte ich aber bald eine kleine Anhöhe, mit Bäumen bedeckt. Die Sonne stand fast im Zenith. Glühend, ja beinahe sengend, traten ihre Strahlen, meiner ziemlichen Korpulenz höchst unlieb, da der Schweis rann. Stärker trabte ich nun dem schattigen Orte zu, und ließ mich wehklagend im kühlen Schatten nieder.

Meine Blicke schweiften über das Städtchen hin und weilten auf einem stattlichen Gebäude, das, von ungemein großen und schönen Gärten umzogen, in einer kleinen Entfernung vor mir lag.

Noch weilten meine Blicke darauf — da raschelte es über mir im Baume, es krachte ein Ast, und ließ sich alsbald ein Schrei des Schreckens vernehmen. Meinen raschen Blicken begegnete ein Knabe von etwa neun Jah-

ren, der oben an einem Aſte hing. Der unter ihm, der ihm zum Standpunkt gedient hatte, war gebrochen. Die Gefahr war augenſcheinlich und groß.

Halte dich feſt! rief ich dem Knabe zu, und kletterte, ſo gut es gehen mochte, den Baum hinauf. Oben angelangt, faßte ich feſten Fuß, nahm meinen kleinen Schützling bei'm Schopf, ſchwang ihn untern Arm, und rutſchte am Stamme hinab. Daß meine halbe Hoſe hängen blieb, nahm ich nicht wahr.

Teufelsjunge! rief ich, nachdem ich den allerliebſten Jungen in Sicherheit hatte, was wollteſt Du denn da oben treiben?

Er ſah mich verſtört, aber doch lächelnd an, und ſagte: Ein Staarmatz hat ſein Neſt da oben. Es ſind Jungen darin, die wollte ich ausnehmen!

Der Junge war gut gekleidet. Seine Art, ſich zu nehmen und zu reden, zeigte, daß er gebildeter Aeltern Kind war. Seine kindliche Naivetät war unbeſchreiblich lieb.

Ah, rief er aus, Du haſt Deine Hoſen zerriſſen; was wird Dein Vater ſagen?

Ich lachte. Seine Gefahr war vergeſſen.

Was würde aber Dein Vater ſagen, wenn er wüßte, Du ſeyſt in Gefahr geweſen, den Hals zu brechen?

War ich denn das? fragte er, und maß mit dem Blicke die Höhe.

Freilich, antwortete ich. Sieh, wenn Du da herabgeſtürzt wäreſt, Du hätteſt Dich todtgefallen. Dein Vater, Deine liebe Mutter würde ſich zu Tode geweint haben!

Er ſah mich groß an. Sein Geſicht wurde ernſt. Sein Auge, ein ſprechendes blaues Auge, füllte ſich mit Thränen. —

Ich darf wohl nicht mehr hinaufſteigen? Nicht wahr? — fragte er.

Wenn Du gerne Deine lieben Aeltern kränken wollteſt!

Ach nein! ſagte er ſehr weich. — Aber — die Staarmatze —

Ich ſetzte mich und zog ihn zu mir, denn der Knabe hatte mein ganzes Herz gewonnen.

Wie heißt Du denn? fragte ich.

Adolph!

Nun Adolph, denk' einmal, wenn nun ein böſer Menſch käme und raubte Dich Deiner guten Mutter, Deinem guten Vater, nähme Dich mit ſich hinweg, und ſie wüßten nicht, wo Du ſeyeſt, ob es Dir gut oder übel ginge, ob Du lebteſt oder geſtorben ſeyeſt — was würden ſie thun, wie würde ihnen ſeyn? —

Er ſah mich ernſt an und ſagte: Das wird kein Menſch!

Und wenn er es aber dennoch thäte, wie?

Ich glaube ſie würden ſterben vor Leid! ſagt' er faſt weinend.

Sieh' nun, Adolph, und Du, Du wollteſt doch dem armen Thierchen da oben, dem Staarmatz, ſeine Kinder holen, wollteſt ſie mit Dir nehmen. Ihre Aeltern haben ſie ja auch ſo lieb, wie die Deinen Dich. Würden ſie ſich nicht auch zu Tode gehärmt haben? — Sieh, wie ſie ſchreiend vor Angſt um den Baum ſchwirren und kreiſen, weil ſie Dich ſahen, wie Du unbarmherzig und unmenſchlich ihre Kinder rauben wollteſt. War das recht, war das ſchön von Dir?

Er reichte mir seine Hand. Ein Paar helle, große Thränen rieselten über die blühende Wange herab. Nein, sagte er, ich will es nie mehr thun! Er wandte sich nun an die, um uns noch immer herumgreifenden Vögel. Seyd nur ruhig, ihr Vögelchen, sagte er. Eure Jungen hätten's gut gehabt, ich hätte sie mit Semmel und Fleisch gefüttert; aber nun — weil ihr so klagt, will ich sie euch daraus nicht nehmen. Bist Du mit mir zufrieden? fragte er mich.

Ich drückte das herzliche Kind an meine Brust, und küßte es mit dem innigen Wunsche, daß des Schicksals und der Liebe Sonnenblicke diese herrliche Knospe möchten zur herrlichern Blüthe werden lassen, und nie der Wurm des Bösen an ihr nage.

Willst Du nicht mit mir gehen! bat er mich jetzt. Mütterchen macht Dir Deine Hosen wieder!

Ich aber mochte nicht zudringlich seyn, obgleich ich von dem Kinde auf vortreffliche Aeltern schloß.

Er versprach mir noch, nie mehr ein Nest auszunehmen, und hüpfte dann fröhlich den Pfad entlang. Bald aber blieb er stehen — besann sich und kam wieder. Wie heißt Du denn? fragte er. Vater wird mich doch fragen, wie der gute Mann geheißen. —

Wie Du, Adolph! sagte ich, küßte ihn noch einmal, und bald verschwand er hinter dem Städtchen.

Ich saß noch eine Weile in süßen Rückerinnerungen meiner Kindheit, in wehmüthigem Andenken an meine vortreffliche Mutter, die nun auch schon lange unter dem Rasen schlummerte. O, sie hatte ja auch, wenn des wilden Knaben Lust an den kleinen gefiederten Geschöpfen, mich zum Ausnehmen eines Nestes treiben wollte, mein Gefühl angeregt; hatte mit der vollen, fast zauberhaf-

ten Ueberredungskunst der Mutterliebe der Vögel Weh und Leid geschildert, und mich nicht selten bis zu Thränen gerührt, zu dem Entschluß und Schwure gebracht, nie ein Nestchen auszunehmen. O, mit der innigsten Liebe dachte ich ihrer, mit der innigsten Wehmuth, daß sie nicht mehr war, daß ich ihre Liebe nicht mehr vergelten konnte! — —

Ich mußte lange mit meiner Seele in den Paradieses-Auen jener Unschuld- und Liebe-Welt geweilt haben — wie lange, das wußte ich nicht. Die Bäume aber warfen schon lange Schatten, die Heerden kehrten heim, die Leute verleißen die Felder. Ich knüpfte meinen Reisecoberrock fest zusammen, daß das ziemlich große Fensterlein, durch welches meine Unterhosen so recht naseweis in die Welt hinauslugten, unbemerkbar wurde, und schlenderte auf einem Umwege dem Posthause zu.

Zu meinem nicht kleinen Erstaunen stand der Reisewagen fix und fertig vor der Thüre. Wer war froher als ich? Die Erlösung war ja nahe!

Gekrümmten Rückens kam mir der Posthalter entgegen. Er grinzte freundlich unter der schwarzen Perücke hervor und sagte: Haben lange auf sich warten lassen!

Wen? fuhr ich ihn an.

Nun, den Herrn Justizamtmann. —

Hol' ihn der — was habe ich hier mit Eurer Justiz zu verkehren?

Thut nichts, fuhr der Mensch fort; der Herr Justizamtmann warten bereits eine gute Stunde. —

Hat er Gensd'armen bei sich? fragte ich lachend, denn ich meinte, die feinnasige Justiz oder Polizei wittre vielleicht in meiner Person ein eminentes demagogisches Genie. Ich freute mich auf das Quid pro quo. Was

mußte der Herr Juſtizamtmann für eine Naſe machen, wenn er ſtatt eines Capitalreformers einen philiſtröſen Rath von etwa dreißig Jahren traf? — Mir das ausmalend, trat ich in die Zimmerthüre.

Aber — mein ſpöttiſch lächelnder Mund öffnete ſich weit, und verweilte in dieſer liberalen Stellung eine lange Weile — denn vor mir ſtand — — — — doch ich muß ein wenig zurückgehen in meine Jugendjahre, und bleibe derweilen in der beſchriebenen Stellung in der Thüre des Poſthauſes zu O... ſtehen. —

Meine gute Mutter war frühe, zu frühe für die glückliche Ehe, die ſie mit meinem Vater geführt, Wittwe geworden. Sie hatte keine verwandte Seele mehr — außer der geiſtigen Verwandtſchaft mit allen Edeln und Guten, auf der weiten Erde. Ich war ihre einzige Hoffnung, damals dreizehn Jahre alt. Der Fürſt, gerührt von dem Unglück der Vermögenloſen, gab ihr eine Penſion, die ſie wenigſtens vor Mangel ſchützte, und auch die Mittel bot, mich auf dem Gymnaſio zu erhalten, das ich in A..... ſchon mehrere Jahre beſuchte. Sie verließ die Reſidenz und zog zu mir nach A..... — Wir wohnten dort in einem Hauſe, das hinten hinaus einen ſchönen Garten hatte, an den ſich mehrere Nachbarsgärten reiheten. Dieſer Garten war der Ort, wo in der milden Jahreszeit meine Mutter den ganzen Tag zubrachte, wo ſie arbeitete, weinte, wo wir aßen, und ich in der Laube meine Aufgaben fertigte. Wir lebten ſo uns ſelbſt, glücklich vielleicht, wenn nicht der Schmerz um den Gatten meine Mutter troſtlos gemacht hätte, und kalt gegen jede Lebensfreude. Nie werde ich vergeſſen dieſe Tage, wo ihre Liebe ſo ungetheilt an mir hing. Ein Jahr darauf zog in das Haus neben an

uns ein seltsamer Kauz. In A..... nannte man ihn nur den Hechtgrauen, weil sein Kleid von dieser Farbe war. Es war ein Fremder, ein Mann von vierzig Jahren, der blos, um seinen Neffen auf das Gymnasium zu bringen, hierher gezogen war. Sein Aeußeres wäre sehr einnehmend gewesen, hätte nicht die finstre Miene, die gefurchte Stirne, das menschenscheue oder menschenfeindliche Wesen jeden von ihm abgeschreckt. Er pflog mit Niemanden Umgang. In seinem Garten war er immer beschäftigt, seine Aurikeln zu pflegen, die er, unbeschreiblich schön, besaß. Sein Neffe, meines Alters — ein Junge, der viel von der Art seines Oheims an sich trug und in sich aufgenommen hatte, wurde bald mit mir bekannt, und es traf sich in uns eine Seelenharmonie, wie sie selten gefunden wird. Obwohl der Alte sehr reich war, lebten beide und kleideten sich so einfach, wie mich die Noth lehrte. Auch das brachte uns näher. Der Alte sah es sehr ungerne, wenn Albert, so hieß sein Neffe, Gemeinschaft mit Knaben seines Alters hatte. Das that aber nichts. Die Freundschaft hatte uns verbunden, und dieß Hinderniß gab ihr einen geheimnißvollen Charakter, der um so mehr reizte. Zu mir kam Albert selten ins Haus. Draußen aber fanden wir uns in der herrlichen Gegend, und unsre Herzen wuchsen zusammen wie zwei Schosse einer Wurzel. Der Alte mußte es zuletzt doch erfahren haben. Er sah mich freundlicher an, wenn ich über die Mauer, die unsre Gärten schied, seine Aurikeln bewunderte. Durch mich wurde er aufmerksam auf meine Mutter. Der stille, tiefe Schmerz, der ihr so leserlich auf dem Gesichte stand, zog den Griesgram an. Es traf sich wohl, daß er mit mir sprach, mit meiner Mutter wohl auch einmal ein

Wort, außer dem nachbarlichen Gruß. Der Kinder Freundſchaft brachte die Aeltern ſich näher. Noch ein Jahr entſchlief im Mutterſchoos der Zeit, und wir waren befreundet. Harpel, ſo nannte ſich der alte Jägrimm, war nun ein ſehr wohlwollender Mann — aber nur gegen meine Mutter und mich. Allen Andern kehrte er die Nordſeite ſeines Weſens zu, die rauh und unfreundlich war, wie die der Waldbäume. Eine recht lautre Freundſchaft umſchloß uns alle. Glücklicher war Niemand als Albert und ich.

Harpel hatte viele Bildung, große Beleſenheit, feinen Geſchmack. Seine Unterhaltung war geiſtvoll. Es diente zu meiner Mutter Zerſtreuung, mit ihm ſich zu unterhalten. Drei Jahre noch dauerte dieſes ſchöne, ſeltne Verhältniß. Wir waren reif zur Univerſität, Albert und ich. Die Trennung war nahe, ſehr nahe. Wir ahneten's nicht.

Ich kehrte eines Tages heim von einem Spaziergange, und fand meine Mutter, vor dem Bilde meines Vaters knieend, in heftigem Weinen. Ich trat ſanft tröſtend zu ihr, und umſchloß ſie mit meinen Armen, ſie zu ihrem Sinn zurückführend.

Wir reiſen erſter Tage nach Jena ab, ſagte ſie, nachdem ſich ihre Thränen gemildert hatten. Albert geht nach Heidelberg.

Heidelberg? ſtammelte ich.

Ja, Adolph!

Und warum nicht auch wir, theure Mutter? — Was hindert uns? Warum ſollte das ſchöne Band, was uns vereint, getrennt werden?

Es muß ſeyn, Adolph!

Muß? Theure Mutter, ich begreife Sie nicht! —

Da fiel ſie mir um den Hals und klagte weinend: Harpel habe ihr ſeine Hand geboten, und ſie habe ſie ausgeſchlagen, da ſie nie mehr die Gattin eines Andern werden könne; Harpel würde des andern Tages wahrſcheinlich abreiſen.

Ich habe einen der edelſten Menſchen von mir geſcheucht! ſeufzte ſie, einen Freund für Dich.

Das traf mich ſeltſam und zugleich ſchwer. Ich eilte zu Albert. Er wußte es.

Aber warum will Dein Oheim fort? — Albert! — fragte ich.

Laß ihn! ſagte er. Er iſt ein ſehr edler Menſch, der aber ſeltne Grillen hat.

Die Wege ſeines Schickſals ſind keine Roſenpfade geweſen, Adolph, glaube mir's. Er fühlt es, daß das bisherige ſchöne Verhältniß zwiſchen Deiner Mutter und ihm nicht mehr ſo fort beſtehen kann, wie es bisher war. Er achtet ſie ſehr hoch. Ueber die Tage jugendlicher Liebe iſt der Mann hinaus. Noch innigere Achtung für Deine Mutter nimmt er mit ſich hinweg — denn in ihrer Seele lebt Dein Vater — in ſeiner eine alte Liebe — eine unglückliche. —

Wir müſſen ihm ein Opfer bringen! Wir ſehen uns ja wieder.

Wir ſchieden. Er ging nach Heidelberg — wir nach Jena. Harpel aber nahm Abſchied von meiner Mutter in ſeiner alten Art. Verſtellung kannte er nicht. Das Scheiden war mir unausſprechlich ſchwer geworden. Ich lebte in Jena als Einſiedler ein halbes Jahr. Da klopfte es eines Sonntagsmorgens an unſrer Thüre; und — Harpel trat herein mit Albert.

Wir ſuchen die alten Freunde wieder! rief er freudig aus. Nun, liebe Freundin — dort in Heidelberg hat der liebe Gott ein Paradies geſchaffen, aber ich war wieder allein, und der Junge da, auch. Wir kommen wieder, um hier zu bleiben und Freunde zu finden! —

Amen! ſagte mit einem recht fröhlichen Geſichte die Mutter. — Das Misverhältniß war vergeſſen, aber die alte Freundſchaft nicht.

Im glücklichſten Vereine lebten wir, bis das ominöſe Triennium an ſeiner Grenzmarke ſtand, die Testimonia der Sitten, des Fleißes et caetera in ſichern Händen lagen: da fiel zum zweitenmale die Trennung ſchwer auf's Herz. Es mußte ſeyn. Harpel reiſte mit Albert in die weite Welt hinein — ich ins kleine Miethſtübchen in die Reſidenz, alldorten im Schweiße meines Angeſichts mein Corpus juris zu tractiren, und mich ſo zum Examen vorzubereiten, das mir gerade vorkam, wie die Teufelsbrücke, die Albert jetzt über Kurz oder Lang ſelbſt in natura zu paſſiren das Glück haben ſollte.

Der Tag der Trennung war ein ſehr wehmüthiger und ſchwerer Tag. Es lag ein dumpfes, düſtres Schweigen über uns, und eine Beklommenheit auf unſern Herzen, die faſt unerträglich war. Es war, als gälte es einen Abſchied am Grabesrande! Und theilweiſe war es wirklich an dem. Es war jetzt das Erſtemal, daß ich Harpel'n weinen ſah.

Ich hoffe Sie wiederzuſehen, ſagte er, die Hand meiner Mutter drückend. Iſt's hier unten nicht mehr, ſo iſt es oben im Vaterlande! Mich drückte er an's Herz und ſegnete mich wie ein ſterbender Vater. Albert wollte mich nicht laſſen. Faſt mit Gewalt riß ihn

Harpel los und rief, ſelbſt mit wankender Stimme: Albert, ſey ein Mann!

Wir ſchieden ſchweren Herzens.

Das Schickſal riß mich hin und her, bis ich endlich ein Stücklein eig'nes Brod aß. Meine gute Mutter erlebte dieſe Freude noch — aber nicht lange. Die Leiden des Alters, Frucht eines Lebens voll ſchwerer Prüfungen, betteten ihr endlich das letzte Ruheplätzchen. Ich ſtand allein. Oft hatte ſie gewünſcht, Enkel auf ihrem Schooſe zu wiegen — der Wunſch blieb unerfüllt, weil ich kein weiblich Weſen bisher gefunden, das mich hätte beglücken können. In meinem Aemtchen wirkte ich ſtill und ſorglich. Von Albert kam ſelten Kunde. Die letzte vor dem Ausbruche des Freiheitkampfes war aus Neapel, wo er mit dem Gedanken umging, an der Hand ſeines wackern Oheims Sicilien, dann Griechenland zu durchwandern.

Da kam die ſchwere Zeit des Gerichts über den Gewaltigen, den die Welt läſterte und jetzt erſt ehren lernt. Deutſchlands Binde fiel, ſeine Feſſeln brachen, ſeine Jugend griff zum Schwerte, ſeine Siegesfahnen wehten. Konnte ich im warmen Neſte bleiben und die Feder führen, während Tauſende den Flammberg ſchwangen? —

Nein, es war unmöglich. Ich zog mit den Schaaren in's Feld. Das Kriegsleben gefiel mir. Eine Weile ſchwankte meine Wahl zwiſchen Schwerdt und Kiel. Das Erſtere behielt den Sieg. In den letzten Gefechten vor Paris war ich ſo glücklich, den Prinzen eines fürſtlichen Hauſes aus den Händen der Feinde zu retten. Paris fiel — der Friede kam — ſeine Palme blühte wieder in Deutſchlands Gauen. Wir kehrten heim.

Die alte Fabel von Fürſtendankbarkeit blieb keine Fabel bei mir. Jahre wohl zog ich am Joche des Aktenwagens auf der holprichten Bahn des Geſchäftslebens. Ich hatte den Prinzen vergeſſen. Da las ich in öffentlichen Blättern, daß er die Herrſchaft ſeines Ländchens angetreten — und bald kam ein Brief mit ungeheurem Siegel, der mich in die Ferne zu ihm berief, und mich höher ſtellte, als ich je in den ehrgeizigen Jugendtagen geträumt.

Sonächſt fünf Jahre waren hingegangen, und von Albert war keine Kunde mehr zu mir gelangt. Ich hielt und betrauerte ihn für todt. Er lebte ſtets in meiner Seele. Ich fand Freunde wohl, dem Namen nach, im Leben oft, aber den Jugendfreund erſetzte mir keiner. Die Verbindungen wurden weder ſo innig, noch ſo dauerhaft, noch ſo edel wie jene geweſen, zumal auf meiner ſpätern Stelle, wo ſo oft, wo ſo Viele meiner bedurften. Da ſchloß der kahle berechnende Verſtand die Menſchen an mich — aber das warme Herz nicht. — Zu meinem Glücke fehlte mir Albert. Ich hatte alle Anlage zu einem alten Junggeſellen, wie man ſich ſprachwidrig ausdrückt. Die Weiber, die ich jetzt ſah, benahmen mir die Luſt, ein ähnliches Schickſal mir zu bereiten. Zwar war ich eben kein Aeſop der Figur nach, wiewohl auch kein Adon — item ich konnte wohl als ein ſtattlicher Heirathskandidat gelten, und es ſchien mitunter, wenn ich recht in den Augen las, als hätten die Mädchen nichts gegen ſolches Eigenlob einzuwenden. Sie gefielen mir aber nicht, und ſo blieb ich — Junggeſelle, bis zum dritten Male die Null in meinem Alter prunkte.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß Eingangs erwähntes Geſchäftchen mich aus der fürſtl. Kammer in den Wa-

gen trieb, und ich nach O.... in das Poſthaus kam — wo geſchah, was erzählt worden bis dahin, wo ich in der Thüre offnen Maules und ſtarr vor freudigem Erſtaunen ſtand — denn vor mir — ſtand — Albert, mein Albert im hechtgrauen Kleide, wie ſein Oheim Harpel, blühenden Anſehns, heitern Blicks — mit einem honetten Schmeerbäuchlein, und an ſeiner Hand der Teufelsjunge, der mir zur zerriſſ'nen Hoſe half.

Wie geſagt; wir beide ſtanden ſprachlos vor einander, ein Jeder hatte das Wort auf der Zunge: Steh'n die Todten auf!? allein keiner konnte es verlautbaren.

Der Kleine aber niſtelte ſich an mich, ſchlug meinen Reiſerock auseinander und rief: Siehſt Du, Vater, ſo hat er die Hoſen zerriſſen!

Dieſes Wort riß den Starrkrampf von der Zunge.

Adolph! Albert! Wir lagen uns am Herzen, und das Maulaufſperren war nun an den Herrn Poſthalter reſpektive übergegangen. —

Du lebſt noch? fragten wir uns Beide, und ſchloſſen uns auf's Neue in die Arme, gleich als wollten wir's fühlen mit dem Taſtſinn, und ſo die theure Wahrheit zu Kopf und Herzen führen.

Wie es in ſolchen Silberblicken des Lebens iſt, ſo war es hier. Unſre Rede war evangeliſch: Ja, ja, und nein, nein. Drüber, ob's gleich nicht vom Uebel geweſen, brachten wir nichts heraus.

Soll ich anſpannen laſſen? fragte pfiffig lächelnd der Poſthalter.

Ja! rief Albert, und aufpacken dazu Alles, was der Herr hat; und in mein Haus fahren! Hören Sie wohl? — !

Zu Befehl! brummte der und ging.

Wir aber faßten uns unter dem Arme und gingen, und kamen zu dem Prachtgebäude, das in eliſiſchen Gärten lag, und der Kleine hopfte jubelnd vor uns her.

An der hohen Treppe des Hauſes kam uns ein junges Weib entgegen mit einem Säuglinge auf dem Arme, ſchön, wie eine von Raphaels Madonnen.

Mutter! rief der kleine Adolph, wie haben ſich die ſo lieb! Er deutete auf uns.

Eine Thräne glänzte in des Weibes ſchönem Auge.

Sie trat auf mich zu und reichte mir die ſchöne Hand.

Sie ſind der Retter meines Kindes! Gott ſegne Sie! ſagte ſie — mein Dank iſt unausſprechlich!

Mutter! rief der Bube, ſieh hier das Wahrzeichen! Und wieder gab er meine ruinirte Hoſe den Blicken preis.

Er iſt mehr noch, Amalia, ſagte in ſchöner Begeiſterung Albert; er iſt mein Adolph, den ich als todt beweinte. Er iſt's, Amalia, zweifle nur nicht! Lege ihm den Jungen auf den Arm, daß er ihn ſegne! Fall ihm um den Hals, Weib! Was zögerſt Du? Es iſt ja mein Adolph!

Ich mußte weinen, wahrhaftig, weinen wie ein Kind.

Das ſchöne Weib legte das Kind auf meine Arme, das ich in tiefer Rührung an's Herz drückte; dann flog ſie ſelbſt in meine Arme.

Gieb ihm einen Kuß, Amalia! rief Albert aufs Neue. Es iſt mein Alter ego!

Und meine Lippen berührten zitternd den ſüßen Mund.

Willkommen! ſagte ſie dann ſo herzlich, ſo innig, wie ich das Wort nie gehört.

Ich war wie berauſcht. Albert drehte ſich auf dem Abſatz und rief einmal über das andremal: Juchheiſa!

So kamen wir in das Haus, wo Geſchmack herrſchte ohne Pracht und Prunk.

Jetzt erſt, als wir ſaßen auf den Polſtern des Kanapee's, ging das Fragen an, das keine Antwort abwarten kann.

Amalia führte mir den Geretteten vor.

Wunderbare Fügung! ſagte ſie mit dem Engelslaut der Stimme, Sie haben Ihren Pathen gerettet.

Ja, ja, Adolph, rief wieder Albert, es iſt wirklich Dein Pathe.

Aber höre, Amalia, daß Du mir nicht wieder Sie zu dem alten Knaben ſagſt! Das iſt dein Bruder jetzt. Du, nicht wahr?

Da reichte ſie mir noch einmal Hand und Mund, und Du und Du hieß es jetzt, und eine Freude zog in meine Bruſt, wie ich ſie nie empfunden, die mich faſt übermannt hätte.

Noch heute, wo ich an jene Tage zurückdenke, rufe ich aus voller Seele aus: Menſch, nenne das Erdenleben nicht arm! Mag Trübſinn deinen Blick umnebeln, du kannſt es dennoch nicht arm nennen! Leid, Weh, Schmerz, Elend, ſie ſind die Schatten, die die Lichteffekte in dem Lebensbilde deſto lebendiger erheben, und eben erſt die Harmonie hervorbringen. Solche Tage, wie ich ſie damals gelebt, ſie überwiegen Jahre voll Weh und entſchädigen dafür.

Wo iſt Dein Oheim, Albert? fragte ich, als der duftende Thee ſeine chineſiſchen Wohlgerüche zu meiner Naſe führte, und der Knaſterdampf mit einer nie gefühlten Wonne mir über die Lippen glitt.

Der Herr hat ihn zu den Edelſten aller Zeiten verſammelt! ſagte er weich, vor einem Jahre ſtarb er.

Und Deine Mutter? fragte er mich.

Auch ſie ſchläft!

Frieden ihrer Aſche! ſprachen wir dreie, und unſre Thränen brachten ein Todtenopfer.

Wir ſaßen jetzt allein. Die Kinder waren von der lieblichen Mutter zur Ruhe gebracht worden.

Erzähle, beichte! gebot mir Albert. Ich habe Dich gefunden, Du mußt zuerſt erzählen.

Ich thats. Vor ihren Blick führte ich die Kreuz- und Querwege meines Lebens, die Blüthentage der Freude und die dornenvollen des Leidens, die mühe- und gefahrvollen des Krieges, und die einförmigen des papierenen Geſchäftslebens.

Und nun biſt Du? — fragte Albert.

Reſpekt, Herr Juſtitiarius zu O....! Hochfürſtlich — — ſicher Geheimer Kammerrath!

Er machte einen Krazfuß, nahm ſein Weib in den Arm und fragte: Und die Frau Kämmerräthin? Nicht wahr ein Engel, wie meine Amalia? und Taugenichtſe ein halbes Dutzend? —

Ich ſeufzte tief auf. Nein, Albert, ſagte ich, ſo glücklich bin ich nicht. Noch ſtehe ich allein im Leben; ſtehe und falle mir ſelbſt; habe Niemanden, der meine Laſt tragen hilft; Niemanden, der mir meine Freuden theilen hilft — kurz, ich bin ein Hageſtolz in optima oder beſſer in pessima Forma.

Armer Teufel, Du, klagte er. Nein, ſo darf es nicht bleiben! Heirathen mußt Du, denn ein Hageſtolz lebt, hol mich dieſer und der, nur halb. Hätte mein

alter Oheim dieſen Engel nicht gehabt (er drückte Amalien an ſein Herz) ich hätte ihn innig bedauert.

Ich wieß die Sache von der Hand.

An Albert war nun die Reihe. Er erzählte, daß er mit Harpel Griechenland beſucht, dann, zurückgekehrt nach Neapel, von dort England und Frankreich durchreiſet, endlich heimgekehrt in's Vaterland, eine Stelle in L...., einer bedeutenden Stadt, angenommen habe. Harpel hatte bei ihm gelebt.

Endlich wurde er nach O.... als Juſtizamtmann verſetzt, wo Harpel dieß Gut gekauft, ihn zum Erben eingeſetzt habe, dann, nachdem er noch wenige Jahre gelebt, im zufriedenſten Alter geſtorben ſey. Ueber die Geſchichte ſeiner Heirath ging er ſchnell hinweg.

Ich fragte danach.

Laß das, Alterchen, ſprach er; Amalie darf nicht dabei ſeyn.

Warum denn nicht? fragte ſie lächelnd. Glaube mir, Albert, ich gehe gerne geiſtig in jene bittre und dann ſo ſchöne Zeit zurück.

Nun Mädchen, Morgen iſt ja auch noch unſer, beruhigte er.

Aber warum ſchriebſt Du mir nicht, Albert? ſtrafte ich.

Habe ich nicht? — Amalie, gib Zeugniß, wie ich ſtündlich von ihm ſprach, und oft von Dir den Vorwurf hören mußte, Adolph ſey mir mehr, als Du? War's nicht ſo?

Sie erröthete. Ja, ſagte ſie, Du darfſt es glauben Adolph, ſo war es. Er ſchrieb oft, und erhielt nie Antwort. Er forderte Dich in öffentlichen Blättern auf, und Alles blieb ſtille.

Er lief weg und holte die Blätter. Glaubst Du, Thomas? fragte er mich.

Nur so konnte ich es mir erklären, daß grade in der Zeit des Feldzugs es geschah, wo ich in Galliens Gefilde lebte.

Noch lange plauderten wir traulich. Da schlug es zwölfe und die Hausfrau trieb uns zu Bette.

Wie war mir jetzt O.... so lieb geworden! Wie war ich so glücklich. Meinen Albert hatte ich wieder. Blickte ich auf sein häusliches Glück, dann drängten sich Seufzer in meiner Brust. Konnte ich es nicht auch so haben? Hatte ich nicht durch des Fürsten Gnade mein reichliches Auskommen? War ich denn schon alt? Ich trat vor den Spiegel und besah mich, und mußte mir selbst das Zeugniß geben, ich sey noch eben jung genug zum Heirathen. Dreißig Jahr sind ja nur zehn mehr als zwanzig! Graue Haare habe ich noch nicht! Meine Zähne waren noch gut! Eine Brille brauchte ich auch noch nicht! Kurz, ich wurde an diesem Abende, wo ich Zeuge einer Engelsehe geworden, bekehrt von der Hagestolzerei. — Doch — sagte ich zu mir selbst: Nicht Alles ist Gold, was glänzt. Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht. Das war der kleine Asmodi, der mir das in's Ohr raunte, der Schalk. Mein Verstand erhob auch seine Stimme im hohen Rathe und sprach: Apropos! Freund Adolph — zum Heirathen gehören zweie. Wie denn nun, wenn ihn Niemand mag? He? — Der Bengel kam just zur Unzeit. Ich kratzte mich hinterm Ohre, und legte mich zu Bette, und sah mich im Traume im Schlafrock, in einer weißen Baumwollmütze, eine alte Anneſybille um mich herum keifen, einen alten Kater neben mir in be-

haglicher Ruhe liegen, die Pfeife dampfend, das Podagra zwickend in den Füßen, kurz, den ganzen Jammerſalt eines Hageſtolzen comme il faut. — Dieß Bild mußte mich tief ergriffen haben. Ich erwachte, und im Erwachen hörte ich den letzten Seufzer, der meiner Bruſt entſtieg, und — die Sonne des Frühlings ſah freundlich durch die hellen Fenſter, und der klare Himmel verſprach einen heitern Tag.

Und er wurde es im vollſten und ſchönſten Sinne des Worts, denn über uns und in uns war's ein heiterer Frühlingstag voll Luſt und Licht, und Duft und Freude.

Da, wo ein klares Baſſin, von grünem, mit Veilchen und Vergißmeinnicht reich durchwirkten Raſen umgeben, von himmelanſtrebenden Pappeln und deh- und wehmüthigen Trauerweiden beſchattet, erquickende Kühle auf eine duftige Geisblattlaube ausgoß, hatte die liebliche Amalie das Frühſtück bereitet. Albert und mein herziger Vetter riefen mich ab, und wir fanden die Gaſtliche in aller emſigen Thätigkeit einer wackern Hausfrau.

Ihre Freundlichkeit würzte das Frühmahl. Es mundete köſtlich.

Nach dem Frühſtück beſahen wir den ſchön und geſchmackvoll angelegten, in ſeinen abwechſelnden Partieen überraſchenden Garten. Ich konnte nur bewundern.

Erſt nachdem wir lange umhergewandelt, führten die glücklichen Gatten mich zu einer der reizendſten und ſinnigſten Partieen des Gartens. Dicht von Jasmin und Roſen umgürtet, aus denen Trauerweiden und Cypreſſen ſich erhoben, lag ein Gärtchen, wo die herrlichſten Auriceln, ſorgſam gepflegt, blühten. Eine Moosbank, von einem Laubdache beſchattet, lud, zum Anblick in Ruhe, ein.

Das iſt unſer und Harpels Heiligthum, ſagte Amalie.

Albert zog mich auf die Moosbank nieder.

Hier, Adolph, hob er an, iſt der Ort, wo Du erfahren ſollſt, was Dir in Harpels Leben dunkel blieb, wo Du hören ſollſt, wie und durch welche Wege mich die Hand des Himmels in das Paradies meines ehelichen Lebens einführte.

Höre alſo: Harpel war der Sohn überaus reicher, aber auch ebenſo edler Menſchen, meiner Großältern mütterlicher Seite. Hier in dieſen herrlichen Umgebungen wuchſen er und meine vollendete Mutter am Buſen der Natur und der Elternliebe, geleitet von einer innigen Religioſität, auf.

Die Eltern Harpels ſtarben früh. Meine Mutter kam zu entfernten Verwandten, lernte meinen Vater kennen und verband ſich mit ihm. Harpel beſuchte mehrere Univerſitäten, ohne ſich zu irgend einem Berufſtudio entſchließen zu können, was er bei ſeinem Vermögen auch nicht nöthig hatte.

Einige Zeit weilte er darauf bei meinen Eltern und fing dann an, die Welt zu durchſchweifen nach Oſt, Süd, Weſt und Nord. Und wo der Himmel das Füllhorn ſeines Segens ausgegoſſen, da blieb er, oder wo Wiſſenſchaft und Kunſt ihren Tempel hatten. So lebte er vier volle Jahre ein heimathloſes Leben.

Er ſuchte endlich ſein Vaterland wieder. Dresden mit ſeinen Schätzen und herrlichen Umgebungen feſſelte ihn. Er miethete ſich eine Wohnung, die ihm die Ausſicht auf die ſchöne Elbe bot, und führte, obwohl an keinen Ort gefeſſelt, das alte Leben, wenig Geſellſchaft ſuchend, ſich ſelbſt und die Wiſſenſchaft und Kunſt.

Wieder einmal, wo er den Winter in Dresden war, erkrankte er schwer. Grade um diese Zeit kehrte die älteste Tochter des Raths R....., in dessen Hause Harpel wohnte, aus der Ferne heim. Sie war bei einer Tante erzogen worden, deren Tod sie der Heimath und dem älterlichen Hause wiedergab.

Harpel hatte noch nie geliebt. Einmal hatte ein Mädchen, welches er in Töplitz sah, einen Eindruck auf sein Herz gemacht; allein Harpel konnte, bei seiner einfachen Art zu seyn, bei seiner, trotz der vielen Weltersahrung und Weltkenntniß, großen Schüchternheit, in der Nähe des weiblichen Geschlechts, keine Gelegenheit finden, sie genauer kennen zu lernen. Er sah sie oft in der Nähe, ohne ein Wort mit ihr gewechselt zu haben. Lange noch schwebte, nachdem sie längst, unbekannt wohin, Töplitz verlassen hatte, das Bild vor seiner Seele — allein die Zerstreuungen seiner Lebensweise stellten es zuletzt wieder ganz in den Hintergrund.

Jetzt sieht er das Mädchen plötzlich als seines Hausgenossen Tochter wieder, und ihr Bild nimmt den Raum wieder ein, den es einst inne gehabt.

Aber er erkrankt. Ein heftiges Fieber zerrüttet sein Wesen. Er schwebt, sich gänzlich unbewußt, am Rande des Abgrundes.

Mit eifer Aufopferung nehmen sich die Hausgenossen des Kranken an. Er genießt wahrhaft älterlicher Pflege von den Menschenfreundlichen, mit denen er nie in genauerm Verkehre gestanden.

Die eig'ne ungeschwächte Natur, im Bunde mit der Kunst von Dresdens berühmtesten Aerzten, rettet ihn. Er genest wieder und an seinem Siechbette findet er

die edle Mutter und die noch lieblichere, jetzt zur vollendeten Jungfrau herangewachsene Tochter.

Das Band der Dankbarkeit fesselte ihn an die achtungswürdige Familie, das Band einer tiefen und innigen Hinneigung an Theodoren. Die Zeit beginnt jetzt für ihn, die unbeschreiblich selige für das liebende Herz, wo die Liebe sich, der Blume gleich, entfaltet, und plötzlich, den Gärtner überraschend, in ihrer vollen Blüthe prangen, vor ihm daliegt. Er ist des Raths täglicher Hausgenosse. Er kann ohne die geist- und gemüthvolle Theodore nicht mehr leben. Auch er ist ihr theuer. Sie gesteht es ihm in einer schönen Stunde, daß sie ihn im Stillen bemerkt; sie erröthet bei dem Bekenntniß, als sey es eine Sünde. Da kann Harpel sich nicht mehr halten. Er bekennt ihr seine Liebe. Im Mädchen kämpft die Jungfräulichkeit und die Liebe den unendlich reizenden Kampf. Die Liebe siegt — sie liegt an seinem Herzen.

Nun gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf.
Nun war die Welt gewonnen
Für seinen Lebenslauf.

Wärest Du nicht ein Hagestolz, und das ein eingeschränkter, bemerkte Albert, ich würde Dir ein Bild der Tage malen, die Harpel jetzt, an der Zahl dreihundert fünf und sechzig, genoß; ich würde den Pinsel tauchen in die Farben der Erinnerung aus dem eignen Jugendglücke; — aber so etwas kopirt der Herr Kammerrath nicht, sind auch Allotria, da in den Akten und Rechnungen Hochdesselben niemals ähnliche Exempla gefunden werden; darum schreibe ich drunter: Latus per se — weil er das am Besten versteht, und gehe in meiner Historie weiter vorwärts, indem ich à la Fortu-

natus einen Siebenmeilenschritt über ein ganzes Jahr hinaus thue.

Harpel hatte sein ganzes baares Vermögen in London angelegt. Wollte er sich häuslich niederlassen, so bedurfte er jetzt bedeutender Gelder. Verschiedene, mir unbekannte Verhältnisse nöthigten ihn, selbst die Reise nach England zu unternehmen. Theodore und er waren eins. Nur bei dem Vater hatte Harpel noch nicht förmlich geworben. Er haßte die Formalitäten des altfränkischen Lebens seiner Zeit und ihre steifen reifröckigen Formen. Ueberdieß schien dieß ihm auch überflüssig. Der Rath R..... liebte ihn ungeheuchelt, und war nur in dem Einen Punkte nicht mit ihm einverstanden, daß er kein Amt annehmen wollte, wozu sich ihm schon oft die schönste Aussicht dargeboten hatte. Er war Kind der Familie. Seine Liebe zu Theodoren war kein Geheimniß; denn jedes Geheimthun war ihm, bei der offenen Biederkeit seines Charakters, verhaßt.

Dem Wunsche des alten wackern Geschäftmannes zu entsprechen, that Harpel Schritte wegen einer Anstellung, und wollte, da sie einem so kenntnißreichen Manne nicht fehlen konnte, den alten Rath bei seiner Zurückkunft aus England damit überraschen.

Nach oft gefaßtem und immer wieder aufgeschobenem Vorsatze riß sich Harpel endlich aus dem Arm der Liebe und reiste ab. Sein Geld gab seiner Reise auf dem Festlande Blitzesschnelle. Nicht so war es auf dem ungetreuen Elemente. Aeolus und Neptuns Launen konnten Dukaten nicht beherrschen.

Eine langsame Seefahrt war ihm peinigend. Albions weiße Küste wurde ihm ein Paradies, das seine Wünsche

erstrebten, indeß seine Gedanken nur rückwärts eilten zu der Geliebten.

Schnell glaubte er in England sein Ziel zu erreichen. Er hatte sich bitter getäuscht. Das Geschäft zog sich in die Länge — der Winter kam. Großbrittaniens ungesundes Klima schwächte seine Kräfte. Er erlag ihm endlich. Ein schleichendes Fieber warf ihn dort im fremden Lande, mit dem Heimweh der Liebe im Herzen, auf's Krankenbette. Lange, lange litt er. Schreiben konnte er nicht, und hatte Niemanden, der für ihn hätte schreiben können, mochte auch Theodoren nicht den Schmerz machen, ihn in der Fremde, in der weiten Entfernung krank zu wissen. Den ganzen Winter hindurch war er krank. Der Frühling kam; seine Gesundheit nicht. Spät im Frühling, an der Gränze des Sommers erst, erholte er sich.

Im August war endlich sein Geschäft beendet. Er schrieb, er eilte, die Geliebte wieder zu finden. Er kommt in Dresden an. Er eilt zu R..... Hause, klopft — man öffnet. Es sind fremde Gesichter, die ihn kalt begrüßen.

Ich suche den Rath R.....! sagte er.

Wir bedauern, Ihnen sagen zu müssen, daß er seit drei Vierteljahr todt ist! das ist die Antwort, die ihn niederschlägt.

Und die Räthin?

Auch todt! — Wir haben das Haus erstanden.

Und seine Kinder? Theodora?

Können leider nicht dienen!

Harpel taumelt und sinkt in einen Stuhl.

Mitleidig sieht man ihn an.

Er läßt sich Alles noch einmal erzählen, und eilt dann zu dem Präsidenten F.....r, einst des Rathes treuestem Freunde.

Man meldet ihn.

Es währt lange bis er vorgelassen wird.

Stolz, kalt, mit dem Blicke der Verachtung, tritt ihm der Präsident entgegen, und fragt mit schneidender Bitterkeit: Womit kann ich dienen?

Harpel starrt ihn an und ist keines Wortes mächtig.

Womit ich dienen kann? fragt noch einmal ärgerlich der Präsident.

Um Gotteswillen! stammelt Harpel, was ist geschehen? Erbarmen Sie sich meiner, Herr Präsident, und lösen sie mir das entsetzliche Räthsel!

Räthsel! hohnlacht der. Die Lösung können Sie sich selber geben!

Noch nicht völlig genesen, greift das alles Harpeln fürchterlich an. Er sinkt ohnmächtig nieder.

Den Präsidenten ergreift eine sanfte Regung. Er ruft Hülfe. Man bringt den Ohnmächtigen zu sich.

Der Präsident entfernt sich. Nach einer Weile kommt er wieder.

Wo ist Theodore? stammelt Harpel.

Der Namen erweckt wieder alle Bitterkeit in dem Präsidenten. Nennen Sie den Namen nicht wieder! ruft er aus. Er ist entweiht in Ihrem Munde. Sie haben niedrig gehandelt, Sie sind ein Bösewicht, denn sie haben das Herz eines Engels betrogen, meinen Freund in's Grab gestürzt, die Mutter getödtet, die Kinder zu hülflosen Waisen gemacht. Ihr Aussehn ist der Beleg zu dem, was das Gerücht sagte. Kehren Sie in die Arme von Londons Buhldirnen zurück. Das aber sage

ich Ihnen, daß Sie nicht triumphieren können: Theodore ist glücklich verheirathet, sehr glücklich. Und — ich habe zu viel Zeit an einen Nichtswürdigen verschwendet — gehen Sie und treten Sie mir nicht einem Ehrenmanne unter das Auge! — Er merket Harpin den Rücken und läßt ihn stehen.

Der ist starr. Das Gelächter der rohen Dienerschaft erweckt ihn wieder. Er zerrauft sein Haar und stürzt hinweg.

Armer Harpel! seufzte ich. So wurdest Du verkannt! — Und wie war's mit dem? fragte ich, aufs Höchste gespannt. —

Er flieht nach O.... hierher, und lebt in stummer Verzweiflung lange Zeit von aller Welt gehalten. Ihm konnte das Leben ja nichts mehr geben. Aber die Zeit mälderte seine Verzweiflung. Das Gefühl der Unschuld erhebt ihn wieder und zieht ihn sich selbst zurück. Er versöhnt sich R.....s Manen. Er sagt ihnen, ohne daß es Jemand ahnet, weder es kommt, Jahrgelder aus. Sie sind wackere Diener des Staates, glückliche Väter geworden durch ihn. Von Theodoren hört er, sie lebe glücklich und sey Mutter von fünf Kindern. Er liebt sie noch eben so wie einst. Seine Seele war nicht zum Vergessen geschaffen. Ich erinnere mich dunkel, daß wir Kinder ihn nur den traurigen Oheim nannten. Er lebte lange Zeit bei meinen Eltern. Indeß, als meine Geschwister von den Müttern hingerafft wurden, verließ er sie nicht mehr. Und als auch mir der Mutter des Himmels die Eltern nahm, da ging er mit mir hierher und erzog mich mit väterlicher Liebe. Zwischen seinem Herzen und mir war kein Leben getheilt und kein Herz. Herzlein meines Theodorens Lieblingsblumen.

Es liegt ein dunkler Schatten auf Theodoren, hob mit Thränen im Blicke Amalie an; ihn aufzuhellen, ist meine Pflicht. Du verzeihst es mir, Albert, nicht wahr? — Ich habe es ja aus ihrem Munde!

Er nickte wehmüthig.

Harpels Reise brachte die Trennungsstunde. Seine Rückkehr war ihrer Wünsche, ihrer Gebete, ihrer Hoffnungen, ihrer Reden und Träume Inhalt und Ziel. Aber sie verzögerte sich von einer Woche, von einem Monat zum andern, und selbst kein Brief brachte Kunde von ihm. Da erfüllte stille Besorgniß, Gram ihr Herz. Ihre Thränen flossen in stiller Nacht, dann auch im Kreise der Ihren. Der Vater schwieg; aber die Wehmuth, mit der er sein Kind betrachtete, die Liebe, mit der er sie umfaßte, die Kälte, womit er von Harpel sprach, stießen einen Dorn nach dem andern in ihr Herz.

Als nun gar der lange, öde Winter kam, und immer noch nichts von Harpel verlautete, als selbst auf des Vaters Briefe nach London die Antwort kam, man wisse nichts von Harpel, als daß er da gewesen, sein Geschäft zu besorgen, dann aber verschwunden sey — da bleichten die Rosen ihrer Wangen, und das bitterste Weh zog in ihre Brust ein. Sie hielt ihn für todt. Treulos — nein, treulos glaubte sie ihn nicht, denn sie kannte den Edelmuth seines Charakters zu gut, um nur im entferntesten den Gedanken zu hegen. Sie entzog sich jeder Freude.

Die Eltern aber hielten ihn für treulos. Ein junger Mann, der bei der Gesandtschaft in London angestellt gewesen, ein Wüstling, hatte Harpeln dort gekannt, und entblödete sich nicht, das Unwürdigste, dessen er fähig war, dem Edeln anzudichten.

Der alte Rath R....., deſſen Geſundheit ohnedem wankte, wurde von dem Schickſal ſeines geliebten Kindes ſo tief gebeugt, daß der Gram ſeinen Lebensfaden zerriß.

Man hatte geglaubt, R..... ſey ein wohlhabender Mann; allein nun wieß es ſich aus, daß er arm, ſehr arm war; ja daß eine bedeutende Schuldenlaſt alles aufzehrte, was die unglückliche Familie beſaß.

Die Lage der Armen war ſchrecklich. Theodorens Elend zwiefach. Sie lebten von den Unterſtützungen edler Freunde und von ihrer Hände Arbeit. Das Mädchen war groß in ihrem Schmerz. Sie trug ihn mit wahrer Heldenſtärke. Sie lebte nur für die Mutter und die jüngern vier Geſchwiſter.

Da raubte der Tod ihr die letzte Stütze. Die Mutter bekam ein ſchleichendes Fieber, das ein nahes Ende erwarten ließ. Theodorens klarer, nüchterner Blick aber ſah ganz das Schreckliche ihrer Lage. Ihre Seele war groß und ſtark. Der Himmel giebt in ſolchen Prüfungen der weiblichen Seele eine Heldenkraft, deren ſelbſt der Mann nicht fähig iſt.

Um dieſe Zeit warb ein armer, aber ſehr rechtſchaffener Mann (er war bei Theodorens Vater Regiſtrator geweſen) um ihre Hand. Theodore ſah, wie der Mutter Auge in neuer Freude noch einmal glühte. Sie ſah ja die Möglichkeit, ihre Kinder vor Noth zu retten. Theodore überwand das eigne Herz. Sie errang den ſchwerſten Sieg. Lieben konnte ſie den Mann nicht, aber ſie achtete, ſie ſchätzte ihn, denn es war einer von den ſeltenen Menſchen vom altem deutſchen Schrot und Korn. Sie reichte ihm am Krankenbette der Mutter die Hand. Dieſe ſtarb heiter und ruhig. Das war der

Lohn des Opfers für Theodoren. Ein reicher Lohn! Und die Vorsehung gab ihr einen höhern in dem stillen harmlosen Glücke einer gewiß zufriedenen Ehe. Treue Freundschaft verband die Gatten, und eine innigere Zuneigung kam mit den Jahren, den Leiden und Freuden ihres ehelichen Lebens. — Sie hat auch vollendet! seufzte Amalie, und ihre Thränen rieselten.

Albert drückte sie an's Herz.

Beruhige Dich, Theure, sagte er liebevoll. Laß mich vollenden!

Mit dem immergrünen Gefühle der ersten Liebe im Herzen, fuhr jetzt Albert wieder fort zu erzählen, konnte nie eine andre Neigung in seinem Herzen Eingang finden. Meiner Erziehung widmete der Edle alle Kraft und alle Zeit. Als er mich reif hielt, begleitete er mich nach A....., weil er mich nie wollte allein, nie in böse Hände gerathen lassen. Wir fanden uns dort, Adolph, und die seligsten Stunden der Jugendfreundschaft genossen wir dort. Der Kinder Freundschaft befreundete die Eltern. Harpel hatte im Stillen Deine Mutter beobachtet. Sie gefiel ihm sehr wohl. Nie, so sagte er später, hat ein Mensch so meine Achtung und Hochschätzung genossen, als Adolphs vortreffliche Mutter. Aus dieser Achtung, aus dem Gefühle, nur in der Nähe einer so herrlichen Frau könne sein Alter erheitert werden, aus dem edlen Antrieb, für Dich zu sorgen, da er der Mutter keine Unterstützung zu bieten wagte, ging es hervor, daß er ihr seine Hand bot. Er achtete Deine Mutter wo möglich noch höher, da sie ihn abgewiesen, als früher, da er, der an aller weiblichen Treue zweifelte, hier die treue Liebe so herrlich vorfand. Es war natürlich, daß doch durch diesen Schritt, den Har-

pel oft bereute, ein Mißverhältniß eintrat. Er ging mit mir nach Heidelberg — dann aber, weil er sich allein fühlte selbst in diesem Paradiese Badens, wieder nach Jena, wo er wieder so heiter war, als er es in A..... gewesen. Darauf wanderten wir, wie einst der berühmte Spaziergänger nach Syrakus, mit dem Ränzel auf dem Rücken, dem Staabe in der Hand, durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Sizilien, die Levante, von hier zurück nach England durch Frankreich in die Heimath. Zum zweitenmale, freilich mit sehr schmerzlichen Erinnerungen, wählte Harpel Dresden zum Wohnorte. Er drang in mich, ein Amt anzunehmen. Ich machte mein Examen und bald wurde mir eine Stelle gegeben, wo ich die breiten Sandwege der Justiz und die Lastwagen menschlicher Narrheit und Schlechtigkeit, welche die Advokaten, für prunkende Staatswagen sie ausgebend, der ehrsamen Dame mit der wächsernen Nase ziehen helfen, kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Eine Versetzung führte uns nach Leipzig. Die Schätze der Weisheit thaten sich jetzt wieder dem alten Manne auf. Rüstig wie ein Jüngling, benutzte er, was die Universität bot und studirte unermüdet. Oft bat er mich, mir ein trautes weibliches Wesen zu suchen, daß nicht mein Leben öde werde wie das seine; aber er rieth mir sorgsame Prüfung an, und hob oft die Kraft seiner Bestimmungsgründe durch die bittern Bemerkungen über das weibliche Geschlecht wieder auf, so daß mir bangte vor jeglicher Verbindung. Da führte ein einfaches Ereigniß — doch nein, es war ja eine Schickung dessen, der Alles wohl macht, in dessen Weltregierung nichts unbedeutend ist, eine gänzliche Umwandlung unsres Lebens herbei.

Harpel war ſtets ein Freund mechaniſcher Kunſtfertigkeiten geweſen. Neben der Wohnung, die wir in Leipzig inne hatten, wohnte ein Juwelierer, ein ſehr braver Mann, einſt ein Schulgenoſſe von meinem Oheim. Es that ihm wohl, eine bekannte Seele aus der Jugendzeit, die ihm ſo ſehr befreundet war, wieder zu finden, und andrerſeits zog ihn des Jugendgeſpielen Geſchäft ſehr an.

Eines Tages, wo er wieder in der Werkſtätte ſaß, trat eine alte Frau herein und bot dem Juwelierer ein Ringlein zum Verkaufe an, auf deſſen Schilde die Buchſtaben T. P. eingegraben ſtanden. T. P., ſagte der Juwelierer nachläſſig, ohne zu wiſſen warum, und beſah den Ring, der ſehr wenig Werth hatte.

Theodore Pfeifer, ſo hieß ja die untreue Geliebte. Der Gedanke durchzuckte Harpels Seele. Er nahm den Ring — und — er bebte — es war ein ihm wohlbekannter Goldreif, den einſt Theodore getragen.

Der Juwelierer bemerkte die Bewegung Harpels. Was iſt Ihnen? forſchte er ängſtlich. Kennen Sie den Eigenthümer?

Harpel fragte die Frau, woher ſie ihn habe? —

Er gehört einer armen, kranken Wittwe, die mit ſieben Kindern am Hungertuche nagt, ſagte die Frau.

Und ſie heißt? —

Theodore Pfeifer.

Heiliger Gott! wo wohnt ſie?

Die Frau bezeichnete ein abgelegenes Gäßchen, das Harpel nicht kannte.

Er nahm den Ring, und bat die Frau, ihn zu der Kranken zu führen.

Albert ſah auf Amalien. Sie ſaß da mit einem Geſichte, auf dem ſtille Wehmuth und doch eine freudige Erhebung der Seele geſchrieben ſtand. Willſt Du mich ablöſen? fragte er ſanft.

Sie nickte.

Ehe ich den Faden aufnehme, wo ihn mein Albert fallen ließ, ſagte ſie, muß ich etwas ausſprechen, was Du, Adolph, vielleicht ſchon ahneteſt — Theodore war — meine Mutter.

Deine Mutter?! rief ich erſtaunt aus. O ich bitte Dich, fahre fort, liebe Amalie!

Mein Vater war ſeit drei Jahren todt, nahm ſie das Wort, als das Erkennen des Ringes in Harpels Seele die alten Empfindungen weckte. Mit Armuth hatte er gekämpft alle die Tage ſeines Lebens. Armuth war unſer Erbtheil, als er ſtarb. Der Mutter kunſtfertige Hand ernährte uns kümmerlich, bis ich, herangewachſen, ſie unterſtützen konnte. Da wurde unſre Lage in etwas beſſer. Allein der Brüder Unterricht, der Miethzins, die vermehrten Bedürfniſſe meiner heranwachſenden Geſchwiſter foderte mehr, als wir leiſten konnten. Die trübe Ausſicht in die Zukunft erfüllte der Mutter Seele mit Kummer. Der Kummer nagte an ihrer Geſundheit. Sie erkrankte. O, ſie werde ich nie vergeſſen, dieſe Tage einer unausſprechlichen Noth! Nur der feſte Glaube an den allwaltenden Vater im Himmel, den die Mutter ſo feſt in meine Seele gepflanzt, hielt mich aufrecht in dieſer ſchweren Zeit. Der Arzt, der meine Mutter behandelte, war kein Menſchenfreund. Möge es ihm Gott vergeben, wie er an uns Armen handelte! Ich mußte ein Stück unſres kleinen Beſitzthums nach dem andern verkaufen, um ſeine Foderungen

zu befriedigen. Und doch war er ja das Werkzeug, durch deſſen Härte der Weltregierer uns die Hülfe ſandte. Der Ring der Mutter war das Letzte, was ich zu verkaufen hatte. Sorgfältig hatte ich es ihr verhelt, denn mir hatte ſie den Ring am Tage meiner Confirmation gegeben. Er war mir heilig, und doch — o, es koſtete mich bittre Thränen — mußte er verkauft werden, um Brod für die kleineren Geſchwiſter anzukaufen.

Die Dämmerung, die Zeit des Tages, wo das kummerbelaſtete Herz tiefer ſein Weh fühlt, war gekommen. Die Mutter ſchlummerte im Kämmerlein. Ich ſaß in Thränen mitten unter meinen Geſchwiſtern und wartete mit pochendem Herzen auf die Wiederkunft unſrer braven, aber gleich uns armen Hausfrau. Da öffnete ſich die Thüre, und ein Mann in einem hechtgrauen Kleide ſtand auf der Schwelle.

Er ſah mich an — er zitterte — er rief mit bebender Stimme: „Theodore!“ und breitete die Arme gegen mich aus.

Eine unbeſchreibliche Angſt ergriff mich. Was wollte der Fremde? Was ſuchte er? — Meine Verlegenheit war ohne Gränzen.

Erbleichend ſtand ich auf.

Da ließ er die Arme ſinken — es ſchien, als erwache er aus einem Traume — Thränen rollten aus ſeinen Augen. O mein Gott, mein Gott, ſagte er weich, ich habe mich ja getäuſcht! Er wiſchte die Thränen weg, fuhr mit der Hand über das Geſicht und ſuchte ſich zu faſſen. Es mochten ſo einige Minuten vergangen ſeyn, da richtete er das auf die Bruſt geſunkene Haupt empor, trat mir näher, reichte mir die Hand und ſagte

mit rührendem Ausdruck: Erſchrick nicht, Kind, ich komme in guter Abſicht. Wo iſt Deine Mutter? —

Ich erzählte ihm, ermuthigt, was er wiſſen wollte. Er zog mich neben ſich auf einen Stuhl. Kind, ſagte er, ſey offen, was bedarf ſie, was Ihr? Sprich, ich bitte Dich!

Brod, ach, Brod! baten die Kleinen.

Er ging wankenden Schrittes hinaus zu der Frau, die ihn geführet. Dann kam er wieder.

Haſt Du nie den Namen Harpel gehört? fragte er.

Harpel? rief ich, und fuhr entſetzt zurück.

Du erſchrickſt? ſagte er wehmüthig. Ich bin der Harpel. O erſchrick nicht. Glaube an das Edle und Heilige im Menſchen.

Ich konnte mich nicht erholen von meinem Schrecken; aber doch flößte mir der Mann Vertrauen ein.

Da rief die Mutter.

Schweig' noch! bat er, und ich ging.

Ach, ſagte ſie zu mir, ich habe ſchön geträumt. Gott ſandte einen Engel zur Hülfe für Euch. Es war Harpel. Ich hörte ihn meinen Namen rufen.

Ich zitterte; das ſah ſie.

Sey ruhig, Amalie, ich rede nicht irre!

Das nicht, liebſte Mutter, rief ich. Der Engel iſt da. —

Da? fragte ſie und richtete ſich auf. Harpel da?

Da ging die Thüre auf und Harpel ſtand vor ihr.

Ich vermag nicht, die Scene zu ſchildern, deren Zeuge ich war; aber es war ein heiliger Moment, wie Harpel vor dem Bette niederkniete und in ſtummer Rührung ihre Hand küßte und mit ſeinen Thränen benetzte. Auch meine Mutter weinte.

So nah am Ziele? sagte sie endlich. So nah am Ziele!

Harpel richtete sich auf. Sein Auge glänzte in einer heiligen Begeisterung. Ich danke Dir, Gott, sprach er, ich danke Dir; die Stunde ist da, wo Du zum Lichte führest!

Jetzt setzte er sich nieder. O, meine Mutter lebte neu auf.

Ich war zu tief ergriffen, ich mußte hinweggehen, und im Gebete mein Herz erleichtern, indeß die Geschwister aßen und sich leise zur Ruhe begaben.

Als ich zurückkehrte, ruhte der Mutter Haupt an Harpels Herzen, und beide weinten.

Harpel zog mich zu sich.

Er ist rein und edel, meine Amalie, wie ich an ihm geglaubt! sagte die Mutter.

So munter, so stark war sie lange nicht gewesen.

Harpel ging spät weg.

O wie danken wir alle dem Helfer in der Noth, der keines bedrängten Herzens Gebet unerhört läßt.

Am andern Morgen kam er wieder. Er brachte zwei Aerzte. Er sorgte für Alles. Er gab so reich, daß ich fast niedergedrückt wurde von einem namenlosen Gefühl. Aber er gab wie ein Vater. Meine Kinder seyd Ihr jetzt, sagte er. Ich sorge für Euch.

Und er that's wie ein Vater; aber nicht lange genoß die gute Mutter die Freude, Harpeln gereinigt von aller Schuld zu wissen. Sie starb an seinem Herzen.

Albert unterbrach die weinende Amalie. Sie ging hinweg. Ja, Adolph, sagte er, sie starb an seinem Herzen. Vergeblich wäre es, den Schmerz zu schildern, den er empfand. Doch in den Schmerz mischte sich das

ſüße Gefühl, daß er rein vor ihr geſtanden, daß ſie ihm ein Herz voll heiliger Liebe bewahrt, daß ſie an ſeinem Herzen geſterben war.

O nun habe ich droben noch einen Engel, der meiner in Liebe harret, ſagte er zu mir. Sein Schmerz war ſtill, darum deſto tiefer.

Obwohl er mich von allem unterrichtete, ſo war ich doch nicht zu der Familie gekommen. Ich hatte ihn darum gebeten; allein ich ſahe, daß er es nicht gerne gethan. Warum? das konnte ich nicht ergründen. Am Tage vor der Beerdigung nahm er die Kinder und führte ſie hierher, und trauerte mit ihnen. Ich ehrte ſeinen Schmerz und blieb noch einige Zeit in Leipzig. Ich hatte dort Alles beſorgt was nöthig war. Vierzehn Tage darauf fuhr ich hierher. Vor dem Thore des Städtchens begegnete er mir. Er führte zwei Knaben mit ſich, herrliche Jungen.

Sehr froh begrüßte er mich. Komm, Albert, ſagte er, und begrüße die Kinder. Sie ſind meine Söhne. Es iſt Frieden in meiner Bruſt, theurer Albert. Ein neues Wirken eröffnet ſich vor mir.

Wir kamen im Hauſe an.

Amalie! ruft er, und — meine Amalie tritt herein, geſchmückt mit allen Reizen der neunzehn Jahre.

Eine Flammenröthe übergießt ihr Geſicht wie das meine. Das iſt Albert, ſagte er zu ihr.

Sieh Albert, hier deine Schweſter Amalie!

Ich trat zögernd auf die Liebliche zu.

Gieb ihr den Bruderkuß, Albert, rief der Oheim.

Ich that's, Adolph. Aber der Kuß entſchied über mein Leben. Ich blieb vierzehn Tage in O..... Es waren ſelige Tage, denn Amalens Herz neigte ſich

zu mir in keuſcher heiliger Liebe, und nun ging mir das Licht auf, das das Leben verherrlicht und mir ſeine wahre Bedeutung erſchloß. Harpel war ſehr, ſehr glücklich.

Ich mußte nach Leipzig zurück. Harpel eilte nach Dresden. Es gelingt ihm, die Verſetzung des Juſtizamtmanns hier zu bewirken, der längſt darum angeſucht.

Kaum iſt er wieder in O....., ſo erhalte ich Briefe, ſchnell Leipzig zu verlaſſen und zu ihm zu kommen.

Ehe ich jedoch abreiſe, kam der alte Juwelierer und beſah alle meine Mobilien.

Im Auftrage des Oheims! ſagte er.

Was das ſollte, wußte ich nicht.

Ich kam hier an, Amaliens Liebe war mein Himmel.

Da kommen Wagen mit Effekten — es ſind die meinigen aus Leipzig.

Was ſoll das, lieber Oheim? frage ich.

Er lächelt, zieht ein Papier heraus, reicht es mir — und — es iſt meine Beſtallung als Juſtizamtmann hier.

Na, ruft er, mich an ſeine Bruſt drückend, wie iſt's? Gratulire! Aber Du Kerl biſt ja toll, was ſtarrſt Du das Papier ſo an? —

Ich konnte nicht reden. Allein bald fand ich mich.

Ich flog an ſeine Bruſt. Eins fehlt mir noch, theurer Vater, rufe ich aus.

Fehlt? ſpricht er lachend. Iſt doch der Menſch die unzufriedenſte Seele, die ich kenne. —

O theurer Oheim —

Na, was fehlt Dir denn? —

Meine Amalie! platze ich heraus.

So? — ſcherzt er — aber die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen, die Freudenthränen, Adolph — So? — Iſt das Dein Ernſt? — Und wie ſtehts denn

bei Dir — Malchen? fragt er ſie, die nicht weiß, wo ſie iſt. —

Kommt, Kinder, rief er aber plötzlich, übermannt von ſeinem Gefühle, Ihr liebt Euch. Gott ſegne Euch!

Da lag ſie an meiner Bruſt, Adolph, und er umſchlang uns, und die Seligkeit des Himmels wohnte in unſrer Bruſt. Sie wurde meine Gattin — der Schutzgeiſt meines Lebens, der Engel, der mir täglich neue Blüthen auf den Lebenspfad ſtreut. Sieh, ſo kam mein Glück mit Rieſenſchritten, und blieb Gottlob bis heute. Noch zwei Jahre lebte Harpel. Er und Du, ihr waret Pathen bei meinem Aelteſten. Er wurde wieder jung, Adolph. Er trug den Knaben, er ſpielte mit ihm, er war glücklich wie ein Kind.

Ach, ſagte er oft, mir iſt's, als könne ich nun in Frieden von dannen ziehen — und doch Eure Liebe feſſelt mich an's Leben, daß ich mit Seufzen an die Stunde denke, wo des Herrn Stimme ruft!

Amalie trug ihn aber auch faſt, wie man ſagt, auf den Händen. Ihre Brüder verſorgte er, und was er nicht vollenden konnte, iſt jetzt meine Sache.

Drei Jahre lebte er im Schooße unſrer Familie, dann entſchlief er, um zu einem beſeligenden Wiederſehen jenſeits zu erwachen, und dort geläutert vor Allen in der Liebe Aller beglückt zu werden.

Frieden ſeiner Aſche! ſprach ich gerührt, als Albert geendet hatte.

Laß uns Amalien ſuchen, bat er. Wir gingen. In einer ſtillen Laube ſaß ſie und weinte der Erinnerung Thränen, und der kleine Adolph küßte ſie ihr weg.

Auch ihre Ruhe und Heiterkeit kehrte wieder, und in der Mitte dieſer Menſchen, in der Erinnerung der

glücklichen Jugendzeit schwanden mir drei Wochen wie drei Tage.

Mit Mißbehagen vernahm ich den Ruf der Pflicht. Hier war ja so gut seyn. O, hätte auch ich mir da eine Hütte bauen können!

Ich mußte ziehen.

Schweren Herzens schied ich von dem Wiedergefundenen, dem Treuen. Nur der Gedanke, daß ich auf der Rückreise länger weilen könne, machte mir den Abschied weniger schwer. Thränen und Segenwünsche begleiteten mich.

Meine Reise war einförmig und ohne großes Interesse. Ich hatte aber so viel zu sinnen, zu erwägen, zu bedenken — daß ich dennoch vergnügt in dem Orte meiner Bestimmung eintraf. Es kostete mich schwere Kämpfe, bis ich die Scheintraulichkeit der politischen Gemüther mir beilegen konnte. Es mußte seyn. Mein Glück war es, daß ich mit redlichen Männern zu thun hatte. Ich war so glücklich, schnell, sicher und erwünscht meinem Ziele nahe zu kommen, und mir nebenbei die Gunst des Ministers, mit dem mich mein Beruf zusammenbrachte, zu erwerben. Dies brachte mir Einladungen die Fülle.

Nur eine nahm ich gerne an — bei dem Staatsrath v. H...., und das aus einem besondern Grunde — den ich — jetzt ohne zu erröthen, bekennen darf; die Tochter des Staatsraths hatte eine Gesellschafterin — mehr eine Busenfreundin, die mir mein Hageſtolzenthum zu verleiden anfing. Dieses Mädchen, ein Inbegriff der Liebenswürdigkeit, hatte mein Herz gewonnen beim ersten Anblick. Vielleicht trug es viel dazu bei, daß sie mit Alberts Amalie in ihren Zügen eine ent-

fernte Aehnlichkeit, in ihrem Thun und Laſſen, in der Art, ſich zu benehmen, eine entſchiedene hatte. Ob ſie mir gut war? — Ihr Blick ruhte oft lange auf mir, wenn ſie ſich unbeachtet glaubte. — Redete ſie mit mir, ſo war ſie ſehr beklommen, und der ſonſt ſprudelnde Witz ſtockte — dieſe und viele andere Zeichen wollten mir faſt Muth zum Glauben geben, ſie ſey mir gut. Was ſollſt Du lange auf's Liebeln warten — dachte ich — friſch gewagt, iſt halb gewonnen. Ich kleidete mich gut und ging zum Staatsrathe, in der Abſicht, entſcheidende Schritte zu thun. Ich mußte auch eilen, denn meine Geſchäfte waren beendet; ich hatte erreicht, was ich wollte, vollkommener, als die Excellenz daheime geglaubt, und meine Abreiſe war nahe.

Ich fahre vor des Staatsraths vor.

Excellenz ſind nicht zu Hauſe! ſagt der Portier.

Und wohin denn? —

Auf's Land!

Und Frau Gemahlin?

In's Bad mit Fräulein Julie!

Donnerwetter! fluchte ich und ließ umkehren. So macht mir das Schickſal einen Querſtrich!

Jetzt war ich ärgerlich. Fort! rief ich. Hier iſt nichts. Du biſt zum Hagenſtolzen verdammt. Alter Narr, wie konnteſt Du auch glauben, das blühende Mädchen liebe dich? Pah! Laß fahren!

Den Tag darauf rollte mein Wagen zum Thore hinaus. In O..... hoffte ich Erheiterung. Ohne Fährlichkeiten erreichte ich es. Albert wußte nicht, daß ich kam. Ich wollte ihn überraſchen. Leiſe ſchlich ich zur wohlbekannten Gartenpforte hinein durch die ver-

ſchlungenen Gänge zu Amaliens Lieblingslaube am Teich. Dort dachte ich beide Gatten zu finden.

Als ich mich leiſe nähere, höre ich Stimmen, die ich nicht recht unterſcheiden konnte. Ich ſchlich näher. Amaliens Stimme erkannte ich, die andere nicht. Horchen iſt verboten! ſprach mein Gewiſſen, aber — jetzt erkannte ich die andere Stimme auch, und mein innerſtes Weſen erbebte. Es war ja die Engelsſtimme Auguſtens, die ich bei dem Staatsrathe geſehen — geliebt — — die Gedanken vergingen mir, denn ich hörte folgendes abgebrochene Geſpräch:

Und er zeichnete Dich aus? fragte Amalie.

Ja, liſpelte Auguſte.

Er iſt ein edler, guter Menſch, Schweſter (man vergebe das Selbſtlob, das jedoch rebus sic stantibus, kein Selbſtlob iſt) der ein Weib glücklich machen wird. Du wirſt ihn bald wiederſehen. Freueſt Du Dich?

Ach ja, liſpelte der Engel wieder, und umſchlang die Schweſter.

Da aber konnte ich mich nicht mehr faſſen. Ich ſtürzte in die Laube zu ihren Füßen und bekannte meine Liebe. Die Ueberraſchung, der Schrecken war groß — aber ich hatte ja gelauſcht und Amalie legte ſie an mein Herz — und — der Hageſtolz wurde — was er noch iſt — der glücklichſte Gatte, ja, bei Gott, der glücklichſte! —

Mit dem Ausruf: Ja, bei Gott, einer der glücklichſten! ſchloß ich meine erſte Hiſtorie, und wollte damit nur ſagen, wie unendlich glücklich ich mich als Gatte von Amalia's Schweſter, die in allem ihr Ebenbild iſt,

fühle. Daß ich aber am Schluſſe der Historia Vieles überſprang, was zwiſchen dem Tage meiner Abreiſe aus O..... und meiner Verheirathung lag, ahnete vielleicht Niemand, zumal man geneigt ſeyn möchte, zu glauben, was ich erzählt, ſey eine bloße Aufſchneiderei, oder, mich techniſch auszudrücken: ſo eine Art von Romänchen. Dagegen muß ich doch mit dem ehrlichſten Geſichte von der Welt und der Hand auf dem Herzen proteſtiren! Ich bin keineswegs der Mann, der den lieben Leuten etwas aufbindet. Ich habe aus meinem Leben jene Lichter und Schatten treu und redlich abkonterfeiet, und wer mich kennt, glaubt mir's auf's Wort ſchon.

Was ich aber dort zu erzählen verſäumt, hole ich gewiſſenhaft nach, ſo wie es ſich ereignet, ohne daß ich der Putzmacherin Phantaſie erlaube, auch nur Eine ihrer gemachten Blumen dem Kindlein in die Locken zu ſtecken.

Ob ich in O..... bei meiner Holden, bei meinem Albert, meiner Amalie und all' den Herrlichen glücklich war? — Darnach wird wohl Niemand fragen, weil es Latus per se wäre. Ich war's im Superlativ. „Bräutigam!" du Wort voll Seligkeit! du Namen, der nur allein die Seele meines Freundes, des Medizinalraths Friederici, des eingefleiſchteſten aller Hageſtolze, ohne Wonne laſſen kann! — Dich hörte ich von den Lippen, den Roſenlippen meines Mädchens ſäuſeln, und jeder Nerv bebte, und mein Herz ſchlug in lauter Vierundſechzigſteln. Ich ſchäme mich gar nicht, es zu ſagen, daß das liebliche Weſen tauſendmal mir den ſüßen Namen geben mußte. O, lachet nicht, Ihr Alltagſeelen, die Ihr Euren Bund ſchloſſet mit Kratzfüßen und „Erlauben Sie's!" Ihr begreift der Liebe Seligkeit nicht,

weil ſie eben nicht zu begreifen, nicht Sache des Verſtandes, ſondern des Herzens, des Gefühls iſt; aber wenn ein Glücklicher es lieſt, dem die Roſentage noch lächeln, oder der eben noch mit ſtiller Luſt in ſie zurückblickt, wie — in ein verlornes Paradies — der wird mich verſtehen und nicht lachen, und entweder ſagen — Ja, ja, ſo iſt's! oder mit einem tiefen Seufzer: Fuimus Troës! Blitzſchnell flogen die Tage hin, und meine Urlaubzeit eilte ihrem Ende zu. Der Bräutigam fluchte auf den Kammerrath wie ein Bootsknecht, und konnte ihn doch nicht abſchütteln, weil der Ehemann in spe ihn gar zu nöthig hatte. Die Thränen im Auge meiner Braut drückten mir faſt das Herz ab — und doch mußte ich weg, um daheim alles vorzubereiten, einzuleiten et caetera.

Der Abſchied bleibe ungeſchildert. Jeder, der einmal glücklich geliebt, greife in ſeinen Erinnerungkaſten, und er wird gewiß ein treues Conterfey finden.

Erſt nachdem die Thürme des Reſidenzchens mir wieder entgegen ſahen, wurde ich ruhig, denn der Kammerrath gebot eine Weile dem Liebenden Ruhe.

Es war ein heiterer Sommermorgen, da ich zum Thore hineinrollte und tauſend Willkommen empfing von allen Seiten.

In ganz andrer Stimmung trat ich über die Schwelle meines Hauſes, als ich über ſie hinausgeſchritten war vor wenig Monaten. Mein alter Konrad wußte gar nicht, was er ſagen ſollte, denn ſein Herr lächelte, und ſah ihn doch nicht an, erwiederte doch ſeinen herzlichen Gruß nicht. Er beſchwerte ſich nachher darüber. Der alte Narr wußte nicht, daß ich jetzt im Geiſte meine Braut in mein Haus führte! —

Kaum umgekleidet war ich, da trat ſchon der Secretär Sr. Excellenz herein.

Excellenz haben des Herrn Kammerraths Ankunft vernommen — ſagte er pathetiſch, und —

Werde ſogleich die Ehre haben — erwiederte ich, und das Männlein huſchte hinaus.

Excellenz lagen auf der Ottomanne und ſahen recht lüſtern nach den Novitäten aus.

Grüß Sie Gott, lieber Kammerrath! Endlich? — Na ſetzen Sie ſich zu mir und referiren Sie haarklein — ich brenne vor Begierde.

Ab ovo begann ich, die lange Brühe anzurühren, legte die Dokumente vor — und von Minute zu Minute wurde das gelbe hohe Antlitz freudiger.

Als ich geendet, drückte er mir die Hand, und ſagte mit dem allergnädigſten Geſichte: Ihre Geſandtſchaft iſt herrlich geendet. Das errungene Ziel macht Ihnen Ehre. Sr. Durchlaucht vollſte Zufriedenheit und mein Dank ſpricht ſich in dieſem aus —

Wie wurde mir's? — Eine goldne Tabatiere — und — ein Patent im größten Format lag in meiner Hand. —

Se. Excellenz geruhten ſich an meiner Verlegenheit zu ergötzen.

Nun, wie ſtehts, mein werther Geheimde-Regierungsrath? fragte er fein lächelnd. Gratulire! — Ihr eifriger Dienſtfleiß wird Ihnen die Bahn der Ehre noch öfter öffnen!

Ein gnädiger Wink — und ich — ging — ? — Nein, ich rannte wie beſeſſen von dannen.

Kann ich Dir gratuliren, Brüderchen? fragte der Medizinalrath Friederici, ein Univerſitätsfreund von mir und Albert, indem er in meine Stube trat und mir die

Hand reichte, mich herzlich willkommen zu heißen; aber die Antwort auf ſeine Frage konnte er nicht abwarten. Haſt's infam lang gemacht, Adolph, ſagte er; da bin ich herumgezogen die lange Zeit her, von einem Siechbette zum andern, habe das Volk auf die Beine und unter die Erde operirt und kurirt, und war immer mißfidel, denn die ledernſte Langeweile plagte mich, weil Du nicht da warſt, und — hol' mich der — ich habe ſeitdem keine Pfeife mit Luſt, keine einzige philoſophiſch geraucht.

Sey ruhig, lieber Doctor, fiel ich ein, nun bin ich auch wieder da. Stopfe Dir ſogleich eine in dieſen Meerſchaum — den ich Dir mitgebracht!

Adolph! rief er, biſt Du geckig? Donnerwetter, das iſt ein Köpfchen! Nein, Du biſt doch ein Goldjunge! Den will ich Dir aber auch anrauchen, daß die Leute ſich ſcheel dran ſehen aus lauter Neid.

Er drehte ſich auf einem Fuße herum vor Freude.

Nun ſtopf' Dir eine, und dann ſitz' nieder und gieb Acht. Du ſollſt Wunderdinge hören.

Er beſah den Kopf ohne mich zu hören, und brummte in den Bart: Das iſt ein Köpfchen! Wie zart! Wie fein! Wie leicht! Und welche Form? —! Und welch' geſchmackvolles Beſchläge — Silber mit Gold? Höre, rief er dann, ich wollte, Du hätteſt ein Bein zerbrochen, und ich könnte Dir's gleich wieder heilen, ohne daß Du hinkteſt! — Du wäreſt gewiß froh, und ſagteſt, Doctor, ich danke Dir! Aber ſo froh wie ich mit dem Kopfe könnteſt Du nicht ſeyn, und ſo herzlich nicht ſagen, ich danke Dir, wie ich jetzt! Er ſchüttelte mir die Hand.

Setz' Dich doch, um Himmelswillen, und höre —

Aber was haſt Du denn? —

Mancherlei, lieber Friederici, was Dich freuen wird. Höre und ſtaune! Ich fange bei'm Kleinſten an. —

Und das iſt? —

Dieſe Tabatiere, die mir Se. Exc. als Zeichen der Zufriedenheit Serenissimi ſo eben eingehändigt!

Pah', die iſt hübſch; aber höre, Adolph, Du ſchnupfſt doch nicht? —

Warum denn nicht? Zuweilen eine Prise de contenance — iſt das denn was Uebles? Wie manche Grille nießt man weg. Wie oft erheitert eine Priſe den verworrenen Kopf!

Schweig! rief Friederici, der Schnupfer iſt — eins von den Thierchen, die Moſis Kinder ſcheuen. Pfui! Rauchen iſt eine andre Sache. Sieh wie gravitätiſch, wie ehrwürdig ſieht der Raucher aus, wenn er ſeine treue Freundin an den Lippen hängen hat! —

Friederici? Freundin? Iſt das nicht eine Idee, die ein Weiberfeind wie Du durchaus gar nicht herbergen ſollte?

Du haſt recht, Adolph — allein Du verſtehſt mich und hätteſt mich nun einmal durch dieſe Diverſion nicht aus dem Concepte bringen ſollen. — Der Raucher iſt der ächte Philoſoph, ſage ich, denn dem iſt das Irdiſche nichts. Der Dampf ſeiner Pfeife mahnt ihn an die Nichtigkeit der Dinge in dieſer Welt, und wie er aufwärts ſteigt, führt er den Geiſt aufwärts in die höheren Regionen, und der Dampfring, der ſeiner Pfeife entſteigt, das Sinnbild der Ewigkeit, eröffnet durch die Aſſociation der Ideen dem denkenden Geiſte des Rauchers die Sphären des Ewigen. Der Raucher hat nur

die unverkennbarſte Anlage zu der Schule des Zeno von Cittium, und wenn Bedürfnißloſigkeit Seligkeit iſt, ſo iſt der Raucher allein der Selige, weil er, wenn ſein Pfeifchen dampft und glüht, und der Rauch von Blättern duftend ſeine Nas' umzieht, ſelbſt nicht tauſcht mit Göttern. Mir iſt's immer, als ſey ich der Herr der Welt, wenn ich meine Pfeife rauche. Ich brauche nichts. Hunger und Durſt flieht. —

Amen! ſagte ich, die Standrede unterbrechend; ich habe in der That nicht Luſt, jetzt Dein Sancho Panſa zu ſeyn, Doctor, drum halt's Maul in Gottes Namen! Du haſt noch ſo viel zu hören, daß Du Deine fünf Sinne zuſammen nehmen mußt!

So rede! rief er ärgerlich.

Daß ich geheimer Regierungsrath geworden bin, iſt das zweite.

Gut, Adolph, bei mir ſoll's geheim bleiben — denn ich habe keine Frau. — Aber ich wünſche von Herzen Glück!

Das Dritte iſt, — ich habe meinen und Deinen Albert wieder gefunden.

Albert? — Biſt Du geckig? — der iſt ad patres verſetzt; wer weiß, wie lange ſchon dem kein Zahn mehr weh thut.

Auf Ehre, Friederici, ich habe ihn gefunden!

Iſt Dein Ernſt? —

Er lebt und iſt ſehr glücklich.

Da ſtarrte er mich an, und ich mußte ihm die Begebenheit in O..... erzählen. Seine Freude war groß.

Wir müſſen hin, Adolph, den muß ich ſehen, ehe denn ich die alte Mode mit mache und ſterbe.

Du wirſt Dich glücklich bei ihm fühlen. Er hat ein treffliches Weib, das Ideal einer Hausfrau und Gattin.

Weib?! rief er. Iſt er denn auch des Teufels? — Und Du ſagſt mir — ein gutes Weib? Gutmüth'ger Narr, der Du Dich nun wieder einmal von einem Weibe haſt über den Löffel barbiren laſſen!

Sey zufrieden, Doctor, und ſuche Dich zu faſſen. Nimm jetzt ein niederſchlagendes Pulver, daß Dich meine vierte Eröffnung nicht allzuſehr alterire. —

Er ſah mich lange forſchend an. Du kommſt mir ganz anders wie ſonſt, ſo — ſo — wie ſoll ich ſagen? — ſo eheſtandskandidatiſch vor! Du wirſt doch nicht komplett verrückt geworden ſeyn? —

Das hieße in Deiner Sprache ſo viel als „heirathen wollen?"

Die Interpretation iſt richtig.

Gut, Freund, ſo bin ich verrückt, denn wiſſe — Alberts Schwägerin iſt meine Braut! —

Er wurde jetzt kreideblеich, trat nach einer Pauſe zu mir, faßte meine Hand, und legte, ſehr ernſt, den Finger an den Puls — dann ſagte er beſorglich: Kein Delirium! — doch es iſt Scherz, Du willſt mich bloß foppen? —

Nein, bei Gott nicht, Freund! Ich liebe und werde geliebt, und fühle mich unbeſchreiblich glücklich.

Da faßte er Hut und Stock, und rannte donnernd und fluchend die Treppe hinab.

Ich aber lachte herzlich, und dachte: er wird ſchon wieder kommen! —

Friederici war ein vortrefflicher Menſch, aber ein Grillenfänger und Brauſekopf. Er hatte in ſeiner Jugend geliebt mit all' dem Feuer ſeines Weſens, und ihn

traf das herbe Geſchick, daß er eine Unwürdige liebte, die — ihn betrog, die dem Mittelloſen einen reichen alten Sünder vorzog. Seitdem war ſein Herz leer, und nur noch ein heiliges Gefühl war ihm geblieben, die Freundſchaft. Amt, Beruf hatte in ſpäterer Zeit, nebſt den mannichfachen Verbindungen, ihn in das Innere vieler Familien, beſonders höherer Stände, eingeführt. Manches Weib hatte um den ſchönen Mann kokettirt — ſein ſcharfer Blick hatte die Weiber von keiner ſchönen Seite kennen gelernt, und mit dem Vorurtheile ſah er ſelbſt im hellſten Lichte dunkle Schatten — er haßte und verachtete aus Grundſatz die Weiber. Und wie denn jeder Hageſtolz gewiſſe fixe Ideen, Eigenheiten, Narrheiten beſitzt, die eben in ſeiner Vereinzelung ihren Grund haben — ſo war Haß des andern Geſchlechts bei ihm fixe Idee geworden, die er ſo weit trieb, daß kein Thier weiblichen Geſchlechts in ſeinem Hauſe ſeyn durfte. Ihm mußte der raſche Entſchluß, den ich gefaßt, greuelhaft erſcheinen, wie er denn aufrichtig Jeden bedauerte, der ſich verheirathete, weil er ihn nun keiner hochherzigen Idee mehr fähig, nur für einen Sklaven hielt, der im allergemeinſten Partikularismus untergehe. Das waren ſeine Anſichten; allein ich zweifelte oft daran, daß es wirkliche Ueberzeugung ſey — ich hielt es mehr für eine gewiſſe Bizarrerie. Wenigſtens thaten dieſe Anſichten ſeiner Menſchenliebe keinen Eintrag. Dieſe war aufopfernd und umfaſſend. Rief ihn der Arme, ſo gab er ſicher, und die Linke wußte nicht, was die Rechte that. Man ſah ihn oft eifrig und mit ſich ſelbſt redend über die Straße ſchreiten, und ſeine Säcke weit abſtehen und ſtrotzen von Gaben für den Dürftigen, dem er Linderung bringen wollte.

Die allgemeine, ungetheilte Achtung, die er genoß, die unverkennbare Liebe gegen ihn, die ſich bei Hohen und Niedern ausſprach, gab den ſicherſten Maasſtab zur Beurtheilung ſeines Charakters. Seine Eigenheiten überſah man. Seit einer langen Reihe von Jahren war er mein täglicher Umgang. Oft, und das konnte nicht fehlen bei ſeiner Art, kämpften wir hitzig für und wider eine Sache; oft war er ärgerlich von dannen gerannt, immer aber nach Verlauf weniger Stunden wiedergekommen, und ſeine heitere Miene wies deutlich aus, ſein Aerger ſey verraucht. So wird es auch jetzt ſeyn, dachte ich, und ſetzte mich freudig an den Schreibtiſch, der Geliebten alle die fröhlichen Nachrichten von Tabatiere, Geheimde-Regierungsrath cum annexis zu melden und zu ſchwatzen — wie ein — achtzehnjähriger Verliebter. Notabene! In der Liebe und ihrem erſten Beginne wird der Menſch nicht alt. Das herrliche Gefühl äuſſert ſich überall gleich — nur wenig modificirt. Der Brief wurde lang. Zeile an Zeile reihte ſich. Die Zeit verſtrich, der Brief wurde geleſen, geſiegelt, expedirt — Friederici kam nicht.

Ich nahm meinen Hut, um ihn aufzuſuchen.

Als ich mich ſeiner Thüre nahte, lauſchte ich, denn ich hörte ihn fulminiren. Er ſchritt heftig auf und nieder. Ich konnte nur die Worte: Narr — Eſel, und dergleichen Ehrentitel vernehmen.

Indem zupfte mich Jemand am Rockſchoos.

Es war Sebaſtian, des Doctors buckliger Famulus, ein Kabinetſtück, deſſen Aeußeres einem Teufel auf Breughel's Bildern ähnlich ſah.

Er gestikulirte, ohne zu reden. Seine Pantomimen waren verständlich. Er deutete auf die Stirne, schüttelte mit der Hand und wies auf die Thüre.

Nicht bei Trost? fragte ich leise, mit Mühe das Lachen unterdrückend.

Er nickte bejahend.

Was widerfuhr ihm denn?

Gott weiß es! sagte er leise. So tobt er schon seit heute Vormittag! 'S ist nicht auszuhalten.

Sebastian! Sancho! Wo hat Dich der Teufel? — rief des Doctors Stentorstimme jetzt.

Er ist bei demselben, seiner Frau Großmutter und Sippschaft auf Hochderselben Witthum bei einem Thé dansant! sagte ich und trat zu ihm hinein.

Halb ärgerlich, halb lachend sah er mich an.

Was willst Du? fragte er.

Eine Pfeife Knaster rauchen und ein Glas Doppelbier mit Dir trinken, Patron!

Potz Element, Bastianchen, lauf, hole Bier! Aber der Kobold ist bei einem teuflischen Thee! —

Sey ruhig, Freund, so eben ist er auf einer Mistgabel angeritten.

Gut, so komm' und setz' Dich!

Alles war vergessen.

Gottlob! ächzte Bastian und humpelte fort, Bier zu holen.

Das Bier schäumte, die Pfeifen glühten und die leidige Politik, diese Mumie ohne Seele, hatte uns auf ihre Schlachtfelder und Sandsteppen gelockt. Ich wußte meinen Murrkopf zu behandeln. Die Politik war sein Steckenpferd. Saß er im Sattel zurecht, dann vergaß er Alles.

Um ihn jedoch wieder auf das Heirathsthema zu bringen, ſuchte ich einzulenken. Ruhiger ſprach er jetzt. Der Vulkan war durch eine ſtarke Eruption ruhiger geworden. Kleine Lavaſtröme erinnerten nur noch an ſeinen frühern Ausbruch.

Wie magſt Du, hob er an, Du alter Kerl, noch einmal ein Narr werden?

Mit Vergunſt, fiel ich ein, bin nur ein Jahr jünger als Dieſelben.

Das ſtörte ihn nicht. Sieh', Adolph, ich meyne es ſo gut mit Dir, wie, Gott iſt mein Zeuge! mit Niemanden mehr auf dieſer Welt! Darum ſey vernünftig, und höre nur diesmal meine warnende Stimme. Es iſt die Stimme Deines Schutzgeiſtes. Du weißt es, ich kenne die Frauen beſſer als Du. Du ſtehſt an einem Abgrunde, in dem Deine Selbſtſtändigkeit, Deine Zufriedenheit, ja, um kurz zu reden, Dein ganzes Glück und Deine Würde untergehen will, und Du ſiehſt nicht, daß Dich eine Finſterniß erwartet, wo da iſt Heulen und Zähneklappen. — Lache nicht. — Sieh' da den armen Finanzrath X.... Der arme Teufel beſaß ein Erkleckliches, war das fidelſte Haus, was nur konnte gefunden werden. Da fällt's dem Eſel ein, zu heirathen. Er nimmt ein glattwangiges Gänschen, das ſo ſanft zu ſeyn ſchien wie ein Lamm, ſo beſcheiden wie ein Veilchen et caetera, und — ſiehe — kaum ſind die ſogenannten Küßwochen vorüber, ſo entfaltete der Engel ſeine Xantippentugenden. Sie keift wie ein Hofhund, ſie putzt ſich wie ein Pfau. — Die Fidelität geht per. Der arme X.... darf kein Kaſſino mehr beſuchen! indeß die Dame von einer Sippſchaft in die andere rauſcht. Auſſen Prunk, innen Schmalhanns Küchenmeiſter. X.... ſieht

täglich ſeine Gelder von dannen ziehen in floribus, während er in einem abgeſchabten Gottfried von Anno [illegible] umherſchleicht, und ſeufzt und arbeitet wie ein Plantagenſklave, und doch Schulden machen muß: — Ein Beiſpiel für Viele.

Pro secundo: Da iſt mein College, der Doctor medicinae Rumpel, ein treuer, ehrlicher Kauz, der noch nie ein Waſſer getrübt. Er heirathet ein Mädchen von den reinſten Sitten, wie man ſagt. Sie liebt ihren Mann furios. Es geht eine Weile gut. Da aber führt der gute Doctor das ſchöne Lärvchen ſeiner Frau zur Schau. Wo Honig iſt, da ſummen die Bienen. Die jungen Gelbſchnäbel wittern gut. Der Doctor freut ſich königlich, daß mehr Leute, Leute von ſeinem Geſchmack, Theaterkritiker, Poetaſter u. dgl. ſeinen Geſchmack gut finden. Dem Frauchen gefällt's. — Die treue Seele ahnets nicht; allein lange blieb es ihm nicht verborgen. Man beſpöttelt ihn, und iſt endlich ſo gutmüthig, ihm den Staar zu ſtechen. — Er ſieht's ein, und ſein Glück iſt hin. Die Scheidung macht ihn nicht mehr glücklich. Er ſchleicht umher wie ein Gerippe. Wenn er den nächſten März erlebt, ſo will ich, mit John Fallſtaff zu reden, ein ausgenommener Häring ſeyn! — Ein Beiſpiel für Viele.

Pro tertio: Du kennſt den Aſſeſſor Dorr? — Er iſt ein edler, wackrer Mann. Seine Eltern ſtarben früh, ihm blieb Niemand hier unten als ſeine Schweſter, eine Zwillingsſchweſter, die er liebt wie ſeine Seele. Dieſe Schweſter iſt in L..... hier in der Nähe an den Amtmann verheirathet. Zu ihr lief er, ſo oft er konnte. Ich habe ihn nie glücklicher geſehen, als wenn er von ſeiner Schweſter kam. Dieſer Schweſter einziger Troſt

ist er — da ihre Ehe eine Hölle auf Erden ist, denn sie und ihr Mann taugen nicht zusammen. Vor einigen Jahren nun gewinnt die Amtmännin eine Freundin, die sich recht innig an sie schließt, wahrscheinlich um ein Netz nach dem Bruder zu werfen. Es gelingt. Dorr findet der Schwester Freundin schön, liebenswürdig, weil sie der Schwester Freundin ist. Er heirathet Sie. Wie immer, geht's im Anfang gut. Bald aber zeigt es sich, welch' ein Schätzchen die Assessorin ist. Ihre Anmaaßung muß des Assessors Schwester in die Schranken weißen. Da entsteht Hader. Sie verbietet dem Assessor, die Schwester zu besuchen. Der Gutmüthige will Frieden stiften, bringt seine Schwester zu seiner Frau. Diese aber empfängt sie mit den pöbelhaftesten Reden. Kurz, der Skandal wird stadtkundig und Dorr ist von seiner Schwester getrennt, darf sie nicht mehr sehen, und hat daheim einen Teufel. Ein Beispiel für Viele!

Bis hierher hatte ich ruhig zugehört, allein meine Geduld war nun auf der Neige.

Bist Du zu Ende? — fragte ich mit Satyre.

Nein, Adolph! erwiederte er; störe mich nicht!

Schöpf' ein wenig Athem, Freundchen, und laß mich auch einmal reden, ein Wörtchen reden. Deine Exempla sind in der That odiosa; allein Du übertreibst bei all Deiner bewundernswerthen Kunde der Chronique scandaleuse dieser ehrenhaften Residenz, und schadest dadurch offenbar Deiner Sache. Du giebst nur Ausnahmen von der Regel glücklicher Ehen. Bei dem ersten Deiner Exempel ist der Mann ein Tölpel, bei der zweiten ein Rülps, und bei der dritten ein armseliger Wicht. Daß es recht viele böse Sieben unter den Weibern giebt, ist nicht zu bestreiten; allein eben so wenig, daß es [illegible]

ich viele der herrlichsten Geschöpfe, an jeder Tugend reich, unter ihnen giebt.

Hattest Du nicht eine Mutter, Friedrich? —

O, eine vortreffliche!

Du bist geschlagen, Freund!

Nein, Adolph, leere noch Eins! —

Er trat zu mir, ernst und feierlich. Seine Miene war kummervoll, sein Auge feucht. Er faßte meine Hand und sagte: Auch ich habe geliebt, treu und rein. Auch ich glaubte einen Engel gefunden zu haben — sie betrog mich. Adolph, das Glück meines Lebens ist dahin für jener Zeit.

Armer Freund, Dir fiel ein schwarzes Loos. Fällt es darum aber Jedem?

Laß uns abbrechen, Adolph, bat er. Ich habe eine Wunde berührt — sie blutet noch, und wird bluten, so lange ich leben werde, und jeder Tropfen dieses Bluts ist ein ätzendes Gift für mein Herz.

Ich ergriff seine Hand und zog ihn mit hinweg. Wir lustwandelten in den Alleen des fürstlichen Gartens bis tief in die Nacht.

Ich mußte ihn bedauern. Schade, daß diese edle Seele nicht das volle Glück des ehelichen Lebens genießt! seufzte ich, und schlief in süßen Träumen meines Glückes ein.

Friedrich kam oft, wie immer. Noch oft handelte er sein Lieblingsthema ab, aber er konnte nun einmal mich Mohren nicht rein waschen, und wurde zuletzt müde. In seiner Gesellschaft durfte ich jedoch nicht mehr meine Herzenssache berühren. Mit Kummer sah er meine neue Einrichtungen.

Indeſſen hatte ich den Conſens von meinen Vorgeſetzten erhalten. Alles war verbereitet. Ich reiſte nach O..... ab, um dort der glücklichſte Gatte zu werden.

Von liebenden Herzen ſehnlichſt erwartet, kam ich in O..... an. Unſre Vermählung wurde vollzogen, und Albert und Amalie begleiteten das junge (?) glückliche Paar heim.

Albert freute ſich ſehr, den kurioſen Cumpan wieder zu ſehen; ſelbſt Amalie und meine liebe Frau waren ſehr auf die Auftritte begierig, die es ſetzen würde, wenn wir in unſrer Reſidenz einträfen.

Wir kamen an. Ich führte die Geliebte in mein Haus ein, wo ſie ſchalten und walten ſollte. Albert hielt ihr eine Standrede in Friederici's Geiſte, die komiſch genug ausfiel. Nachdem Alles gehörig eingerichtet war, ließen wir uns alle bei Friederici, der ſich noch nicht hatte blicken laſſen, melden.

Wider Erwarten nahm er den Beſuch an.

Meine Frau war etwas verlegen.

Sey nur ruhig, ſagte Albert, er wird ſchon artig ſeyn.

Friederici kam uns heiter entgegen. Als er aber die Frauen ſah, machte er ein etwas ſauertöpfiges Geſicht.

Der Willkommen zwiſchen Albert und ihm war herzlich. Lange redeten ſie zuſammen von der alten Zeit.

Laßt doch, rief ich, dazu habt Ihr noch immer Zeit. Friederici, ſieh hier meine liebe Frau! —

Er verbeugte ſich ziemlich linkiſch und brummelte einige abgenutzte Formeln daher.

Nun aber ſtockte die Unterhaltung.

Albert wunderte ſich, ihn lebig zu finden.

Das stimmte ihn fast wehmüthig, und verletzte ihn zugleich, weil es wie Spott ihm vorkam.

Doch Albert glättete die Falten seiner Stirne, da er von Politik zu reden anfing.

Die Staatsvisite endigte endlich. Mein Weibchen lud Friederici ein, uns ja oft zu besuchen, und wir schieden.

Ein kurioser Kauz, Dein Special, sagte mein Weibchen.

Aber ein sehr edler Mensch, Liebe, fiel ich in die Rede. Du wirst ihn kennen und achten lernen.

Ich erzählte ihnen sein Schicksal, und sie bemitleideten ihn innig.

Am Abend kam Friederici, wie er es gewohnt war. Sein Anzug eben so nachlässig als sonst, seine Pfeife in der Hand. Ohne anzuklopfen trat er singend ein. Wahrscheinlich hatte er in seiner Zerstreutheit mein Verheirathetseyn wieder rein vergessen.

Ich konnte das Lachen nicht halten, als er verblüfft an der Thüre stehen blieb, sich linkisch verbeugte, und, sich vor die Stirne schlagend, ausrief: ich wusste, es wäre noch wie sonst!

So soll es auch seyn und bleiben, sagte mein Weibchen, fasste ihn freundlich bei der Hand und führte ihn zu Albert und mir auf's Sopha. Dann hüpfte sie hin, holte meinen Tabakkasten, setzte ihn vor ihn und sagte: Jetzt ein Pfeifchen, mein lieber Herr Medizinalrath, ungenirt wie immer, ich bin jetzt die Dritte in Eurem Bunde.

Da starrte sie Friederici an, lange, lange; dann schien's als beschleiche ihn eine leise Wehmuth. Sein Gesicht wurde heiter. Er drückte mir die Hand, stopfte,

und das heiterste Gespräch fing an, unsern kleinen lieben Zirkel zu beleben.

Zur Nachtlampe mußte er bleiben, denn braute mein Weibchen Punsch und kredenzte ihn. Es war des Doctors Lieblingsgetränk. Einmal über das andremal sah er mich an und in seinem Gesichte lag etwas, das so viel zu sagen schien — als — ich verrne; das ist eine Ausnahme von der Regel!

Ich mußte mein Weibchen bewundern. Es lag in ihrem Thun eine Grazie, die mich entzückte, eine jedem volle Heiterkeit und Anspruchlosigkeit, die mir ein Leben voll Seligkeit verhieß. Friederici kam nun jeden Abend wieder; und immer heiterer. Er sagte nichts; aber ich sah's, mein Weibchen hatte ihn gewonnen. Nur einmal strömte sein Herz über. Adolph, rief er, meine Hand drückend, Dir ist der große Wurf gelungen; Dir ist keine Niete in diesem gefährlichen Lotto gefallen! —

Und so war's. Jeder Tag war ein Festtag des reinsten Glücks, der innigsten Liebe. Ich fing neu an zu leben, und lernte jetzt erst, was Leben sey. Unbeschreiblich lieblich war meines Weibchens Anblick in ihrem häuslichen Thun. Sie war so ganz im vollen und schönen Sinne des Wortes Hausfrau, und sie fand in diesem schönen weiblichen Berufe so ganz ihr Glück.

Ging ich in mein Collegium, so war ihr Lebewohl eine herzliche Umarmung; kam ich wieder, so empfing sie mich jubelnd. — O, wie ist das Junggesellenleben so arm, so elend, so entbehrlich und verkümmert! Ich blicke in die Tage meines Junggesellenlebens zurück, wie man, angelangt in einer freundlichen Gegend, in die öde Steppe zurückblickt, die man mit Seufzen durchwandert.

Monde schwanden in ungestörtem Glücke. Auch jenseits der Küßwochen blieb mein Weibchen, zu Friederici's Erstaunen, ein Engel wie vorher.

Mein Glück aber sollte noch höher steigen. Ich wurde Vater eines herrlichen Knaben.

Friederici und Albert wurden Pathen.

Bei Gott, Adolph, rief er aus, als er mein Vaterglück und meine Vaterfreude sah, nicht jeder Ehestand ist ein Wehestand!

Bist Du endlich bekehrt? fragte ich frohlockend. Willst Du nun auch freien?

Er wurde ernst. Nein, Adolph, sagte er, für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Freien ist vorüber.

Ich aber hoffte noch alles Gute und dachte: Sein Sründlein hat noch nicht geschlagen!

Ueber lange Zeit kam eines Abends Friederici früher als gewöhnlich. Sein Wesen schien stark aufgeregt zu seyn, sein Herz bewegt. Er sprach kein Wort und ging rasch im Zimmer auf und nieder.

Was giebt's, Patron? fragte ich.

Für Dich nichts, Adolph, rufe Deine Frau.

Sie kam.

Sie wollen mit mir reden, lieber Doctor? sprach sie mit seelenvoller Freundlichkeit. Setzen Sie sich, und lassen Sie mich hören.

Er that's, und begann: Heute früh werde ich in das Hospital gerufen zu einer kranken Frau. Ich gehe hin so schnell ich konnte, und finde eine Fremde, eine Frau von fünfzig Jahren in den letzten Zügen. An ihrem Lager kniten drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, die in Thränen zerfließen. Der Mutter war nicht mehr zu helfen. Das hypokratische Gesicht war

sten eingetreten, und alle Vorboten eines nahen Todes. Ich ließ die Kinder entfernen, um mit der Mutter zu reden. Sie war noch ganz klaren Geistes. Ich fragte nach ihrem Befinden. In einer Sprache, die ganz die vortreffliche Bildung ihres Geistes und Herzens kund gab, sagte sie: Ich fühle es, mir ist nicht mehr zu helfen. Meiner warten die Ruhe — aber — meine Kinder — o Gott, o Gott! — Sie sind hülflos. Sie haben Niemanden, der sich ihrer annimmt! —

Seyn Sie ruhig, entgegnete ich, es lebt ein Gott, der der Waisen Vater ist, und gute Menschen, die sein Geist regiert.

O ja, sagte die Frau: das allein ist mein Trost — aber das Mutterherz — ach — Herr, nun sagte mir, Sie seyen gut und edel — aber Sie fühlen nicht, was ein Mutterherz fühlt beim Scheiden von hülflosen Kindern.

Während sie so sprach, kam eine stärkende Mixtur, die ich verordnet. Sie nahm und wurde stärker. Ich forschte leise nach ihrem Herkommen. Sie war die Witwe eines Offiziers, der kurz erst gestorben war. Sie wollte in ihre Heimath, um dort, wo sie auch Niemanden mehr hatte, mit ihrer Hände Arbeit ihre Kinder zu ernähren; da erkrankt sie hier.

Des Weibes Schicksal, daß sie viel Aehnliches mit dem meinigen hatte, denn ich hatte ja auch Niemanden mehr auf Erden, sprach gewaltig zu meinem Herzen. Ich versprach ihr mit Hülfe edler Menschen für ihre Kinder zu sorgen. Mit diesem Troste wurde sie ruhiger und ihr Herz floß in Dank gegen Gott und mich über. Nun ließ sie die Kinder kommen, und gab ihnen die trefflichsten Lehren der Tugend. — Ich mußte hinausgehen, denn mein Herz war tief erschüttert. — Nun

komme ich zu Ihnen, um — — er stockte — um Sie zu bitten, die Leidende zu besuchen. Ihnen wird sie mehr [illegible] als mir. Wollen Sie?

Mit Freuden! rief mein edles Weib, und eilte, sich sogleich zum Mitgehn anzuschicken. Auch ich ging mit.

Wir fanden die Kranke um Vieles ihrer Auflösung näher. Mein Weibchen setzte sich zu ihr, sprach mit ihr lange und angelegentlich. Allerlei Stärkendes hatte meine Frau mitgenommen. Jetzt bediente sie sich dessen mit einer Geschicklichkeit, die Friederici auf's Neue in Erstaunen setzte.

Das ist ein selt'nes Weib! rief er begeistert aus.

Wir blieben bis sieben Uhr. Da entschlummerte die Kranke zum ewigen Frieden.

Friederici drückte ihr das Auge zu und sagte gerührt: Frieden sey mit Dir!

Der Jammer der Kinder war unbeschreiblich groß.

Wir nahmen sie mit in unser Haus, wo meine Frau sie zu trösten bemüht war.

Friederici ordnete das Leichenbegängniß.

Die Kinder blieben bei uns. Es waren zwei Knaben, einer von acht, der andre von zehn Jahren; das Mädchen, ein sehr liebliches Geschöpf, hatte vierzehn. Sie hieß Victorine.

Bei den Knaben war der Schmerz heftig, aber schneller vorübergehend, bei Victorine sanft, aber tief und innig.

Mit zärtlicher Liebe schloß sie sich an mein Weib an, die ihr Mutter im vollen Sinne des Wortes war.

Wir müssen mit den Kindern einen festen Plan fassen, sagte nach vierzehn Tagen Friederici.

Und welchen meynst Du? fragte ich.

Die Knaben müssen in einer Schule untergebracht werden. Ich habe sie geprüft. Sie haben gute Anlagen.

Gut, Doctor, so sorge Du für Eins, ich für Eins, das Dritte nimmt Albert gewiß mit Freuden.

Wir loosen um sie, sagte mein Weib.

Sie machte Loose.

Sie müssen zuerst ziehen, Doctor, sagte sie; Adolph zieht für Albert, ich für uns.

Friederici zog. Victorine! sagte er verlegen, was soll ich mit dem Mädchen machen? —

Sie Dir groß ziehen! sagte ich lachend.

Nein, rief mein Weib, der Doctor kann sie nicht brauchen, wir wollen sie an Albert vertauschen, meine Amalie wird sie besser bilden als ich; darum aber bleibt sie doch des Doctors.

Er mußte einstimmen.

Wir waren doch entschlossen, unsern Albert zu besuchen. Friederici wollte uns begleiten.

Die Knaben brachten wir in einer Bildungsanstalt unter. Victorine reiste mit uns nach O..... Zwar that ihr die Trennung von meinem Weibchen sehr wehe, da sie sie zärtlich liebte; allein auch Amalien neigte sich ihr Herz zu, und sie blieb gerne in O.....

Friederici beschäftigte sich viel mit ihr.

Amalie und meine Frau verkehrten heimlich viel mit einander. Erst als wir wieder in unserm häuslichen Stillleben waren, vertraute sie mir, was sie verabredet.

Der Doctor will dem kleinen Mädchen wohl, sagte sie. Er ist ohnedem ganz anders geworden seit einem Jahre. Amalie wird in Victorinens offnes Gemüth den Keim der Achtung und der Dankbarkeit für den Doctor legen. Er ist ein schöner Mann, wird ihr ge-

[illegible], [illegible] — sie muß seine Gattin werden. Das haben wir ausgemacht.

Wenn Ihr nur nicht die Rechnung vor dem Wirthe machtet? —

Laß nur Amalien gehen! sagte sie triumphirend, und brach ab.

So oft Friederici kam, redeten wir von den Pfleglingen. Von dem Director der Anstalt, in der die Knaben waren, kamen die besten Nachrichten.

Amalie schrieb oft. Ihre Briefe waren voll Lobes über Victorinen. Nicht vergnügt hörte es der Doctor an, und meine Frau, der kleine Schelm, wußte so viel zu sagen von ihrem Gemüthe, ihren Talenten, daß der alte Katz recht behaglich zuhörte, und unbewußt Victorinens Bild in seine Seele aufnahm.

Er darf sie nicht eher sehen, als bis sie sechszehn Jahre vorüber ist, sprach meine Frau, und dann — Adolph, Du wirst sehen, dann verliebt sich unser Hagestolz in schönster Art.

Ich zweifelte daran — aber Frauenlist geht über Alles, wie Ihr wißt! Sie legte ihren Plan methodisch an, und führte ihn methodisch fort.

Oft sagte der Doctor, wenn die beiden Knaben in ihren Ferien bei uns waren: ich wünschte doch auch Victorinen wieder zu sehen, wie die sich gemacht hat; aber mein Frauchen hatte immer etwas einzuwenden. Als aber endlich die zwei Jahre umwaren, und des Doctors Geburtstag, der 8. Oktober, nahte, da gerieth in meinem Hause Alles in neue Thätigkeit. Wir reisen nach O..... zu Albert und Amalien, sagte meine Frau zum Doctor; machen Sie sich fertig; allein gerade nehmen wir den Weg dahin nicht. Ich wünschte die herrli-

den Anlagen von Wörlitz zu ſehen. — Nicht wahr, Adolph, Du gewährſt mir die Bitte? Sie auch, Doctor?

Mit Freuden! riefen wir Beide. Wir hatten Wörlitz ſelbſt noch nicht geſehen, und wünſchten dieſes Paradies einmal beſuchen zu können.

In der letzten Hälfte Septembers reiſten wir zuſammen ab. Das herrlichſte Wetter begünſtigte unſre Reiſe. Heiterkeit und Frohſinn waren unſre Begleiter. Selbſt der Doctor war des fröhlichſten Humors. Mein Weibchen aber war ausgelaſſen munter. Sie mußte etwas in petto haben, das konnte ich nicht bezweifeln. Fragte ich, ſo legte ſie den Finger auf den ſchönen Mund und ſchlug ein Schnippchen.

In Wörlitz, wo Kunſt und Natur Hand in Hand gehen, um den Ort in ein Elyſium umzuzaubern, ſollten wir einige Tage weilen; ſo wollte es wenigſtens meine Frau. Was mir auffiel, war, daß ihr Mädchen ſo oft ausging, wiederkam, und mit ihr verkehrte. —

Endlich ſchlug die Stunde, wo auch ich eingeweiht werden ſollte in dieſe Myſterien.

Vergieb mir, lieber Adolph, bat ſie dringend, daß ich ſo lange Dich hinhielt! Albert iſt hier mit Amalien und Victorinen. Hier ſoll, ohne daß er es weiß, Friederici ſie ſehen, hier ſoll ſein Wiegenfeſt gefeiert werden.

Ich hatte Luſt zu ſchmollen — aber es ging nicht.

Wie ſoll denn das aber werden? fragte ich.

Ich habe Victorinen geſehen, Adolph, ſie iſt ſchön wie ein Engel geworden. Verliebe Dich mir nur nicht in ſie? Hörſt Du! Nun gehſt Du heute um drei Uhr in den Garten, führſt Friederici zum großen Teiche, dort wird Victorine mit Alberts Kindern ſpielen — und das Weitere wird der Himmel fügen!

Ich ging mit Friederici in die Gärten. Seine Seele war hier in dieser herrlichen Natur ungewöhnlich heiter.

Ich bin sehr glücklich, Adolph, sagte er, und bin Deiner Frau tausendfachen Dank schuldig, daß sie mir diese Freude bereitet hat.

Da nahten wir uns dem Teiche und mein Auge traf auf Victorinen, die uns nicht sah. Mit dem rechten Namen hatte meine Frau das Mädchen genannt, sie war schön wie eine Hebe, wie ein Engel.

Doctor, rief ich, sieh das herrliche Geschöpf dort!

Er sah hin. Bei Gott, sagte er, das Mädchen ist allerliebst — mir kommt sie bekannt vor — doch es ist eine Larve — ein Weib.

Er drehte sich um, sah aber doch wieder hin und konnte endlich seine Blicke nicht mehr abwenden. Gestehen mochte er es freilich nicht, und darum wollte er mich glauben machen, die Kinder interessirten ihn.

Laß uns weiter gehen! sagte ich.

Hier ist gut sein, erwiederte er, lasset uns Hütten bauen.

In diesem Augenblicke klopfte uns Albert auf die Schultern, und Amalie und mein Weibchen waren da.

Willkommen, Doctor, rief Albert laut.

Victorine erglühte und sah freudig auf.

Herzlichen Willkommen überall. Jetzt nahte das Mädchen. Eine brennende Gluth lag auf der sehr schönen Wange.

Doctor, rief wieder Albert, willst Du denn Deine liebe Victorine nicht sehen?

Da fuhr er schnell herum und war unbeschreiblich verwirrt, als das schöne Mädchen vor ihm stand, zit-

terud faſt und doch mit einem Blicke, ſo ſeelenvoll, ſo dankbar. —

Sie neigte ſich tief und wollte ſeine Hand faſſen, da fiel eine Thräne darauf, und Friederici zog das Mädchen, ſeiner ſelbſt kaum bewußt, an ſein Herz. Hier iſt Dein Ort, meine Tochter, ſagte er tief gerührt, und mein Vater! rief Victorine, und ihre Thränen rieſelten.

Wir waren alle gerührt.

Wohl verdient ſie an Deinem Herzen zu ruhen, Bruder, ſagte Albert, denn ſie iſt gut und Deiner werth.

Da drückte ſie Friederici noch einmal an ſeine Bruſt, küßte ſie auf die Stirne mit Innigkeit und ſagte, aufgelöſt in Wehmuth: Gottlob, ſo habe ich doch einen Menſchen, eine gute Tochter, die in meinem Alter meiner pflegt. Willſt Du das, und mir einſt, wenn ich ſterbe, die Augen zudrücken?

O Gott! rief weinend das Mädchen, und ſchlang ihre Arme in kindlicher Unſchuld und reiner Liebe zu dem edlen Mann, um ſeinen Hals. Nein, nein, Sie ſterben nicht!

Als aber dieſe Wallung vorüber war, erglühte das Mädchen in hohem Purpur. Sie hatte den Muth nicht mehr, ihr Auge aufzuſchlagen.

Friederici war ernſt, aber ſanft und weich geſtimmt. Oft traf ich ſeinen Blick, der auf Victorinen ruhte, und ein leiſer Seufzer ſeine Bruſt hob.

Victorinens Scheu verlor ſich. Schon am andern Tage ſaß ſie bei dem Doctor und ſprach mit ihm recht innig und ohne Scheu. Auch ging ſie mit ihm in den Garten des Hauſes, wo wir wohnten. In ihrem Weſen lag das engelreine, heilige Vertrauen der Unſchuld, der Dankbarkeit — der Liebe.

Weinchen und Amalie jubelten. O, rief sie, unser schöner Plan gelingt! Schon steht im Heiligthum der Seele Victorinens des Doctors Bild mit einem Heiligenscheine. Der schöne Mann wird vollenden.

Am Abend sprach der Doctor seine Freude über die geistige Bildung Victorinens aus und über ihr reines heiliges Wesen.

Also lassen Sie doch einmal unserm Geschlechte Gerechtigkeit widerfahren? fragte meine Frau.

Seit ich Sie und Amalien kenne und — Victorinen — vollkommen! antwortete der Doctor.

Wie aber, sagte ich am Abend zu ihm, wenn ein Engel wie diese Victorine Dein Weib wäre?

Schweig, Welph, ich bin alt.

Ein Narr bist Du, sagte ich, und das ein recht großer.

Damit endigte unser Gespräch, aber es hatte doch gezündet. Ich sah's an dem Ernst seines Wesens, daß er rathschlagte. Ich berührte nun diese Saite nicht mehr.

Täglich schloß sich Friederici enger und näher an Victorinen an, täglich neigte sich ihr Herz näher zu ihm.

Am Abend vor unsrer Abreise nach O..... flog sie an Amaliens Herz und weinte, und pries sich glücklich, daß der Himmel ihr solche edle Menschen geschickt. — Dann erzählte sie Amalien, was ihr Friederici von ihren Brüdern erzählt.

Er ist ein sehr edler Mann! sagte Amalie, und begeistert stimmte Victorine in sein Lob ein.

Wenn Friederici nicht verliebt iſt in unſre Victorine, ſagte Albert, ſo war ich es meiner Lebtage nicht; denn ſeht nur, ſeit er hier in O..... iſt, läßt er ja gar nicht von dem Mädchen, und wie ſein Auge ſie lebhaft ſtraft! —

Und Victorine, ſagte Amalie, iſt auch nicht mehr die alte; auch ſie iſt verändert, und mir ſcheint's, ſie liebt — aber ſie weiß es nicht.

Wie ſich der Weiberfeind gebehrden wird? rief ich lachend.

Da ging die Thüre auf, und der Doctor ſtürzte herein, bleich, entſtellt.

Was iſt geſchehen? — fragten wir alle erſchrocken.

Um's Himmelswillen, Hülfe! rief der Doctor außer ſich, und rannte wieder hinaus.

Wir alle ihm nach in Victorinens Stube.

Dort lag das herrliche Weſen, bleich und todtähnlich.

Entkleidet ſie, ihr Frauen, rief Friederici.

Wir entfernten uns. Aber etwas aus dem Doctor zu bringen, war vergebliche Mühe.

Erſt über eine Weile, da Victorine ſich in etwas erholt hatte, hörten wir, ſie ſey im Garten nahe an dem Fiſchteiche ausgeglitten und hineingeſtürzt, und Friederici habe ſie herausgeholt. Jetzt ſahen wir erſt, daß der Doctor naß war.

Victorinens erſte Frage war nach ihm.

Als er nun umgekleidet war, und zu ihr eintrat — da fielen alle Feſſeln, da ſtürzte er am Bette nieder, und preßte ſeine Lippen auf des Mädchens ſchwerige Hand und rief: Ich fühle es, ich kann ohne Dich nicht leben!

Und Pilgrime? — In unbeſchreiblich ſüßer Verwirrung umfing ſie Amalien; und dieſe legte ihre Hand in des Doctors Hand und ſagte: Ihr ſeyd für einander geſchaffen, und — an ſeinem Herzen lag das Mädchen, und der Kuß der Verlobung braunte auf ihren Lippen.

Am andern Tage, an des Doctors Geburtstage, war Verlobung. Friederici war ſelig. Feierlich that er dem weiblichen Geſchlechte Abbitte, und — nun ſind ſeitdem ſechs Jahre und drüber hingeſchwunden, und noch blüht unſer beiderſeitiges Glück. Unſre Kinder ſpielen zuſammen, und wenn Friederici in mein Haus tritt, ſagt er immer: Giebt's glücklichere Gatten als wir?

Alexius und Irene.

Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge.

I.

Unweit des Hafens von Constantinopel lag im Jahre 1200 nach des Herrn Geburt ein stattliches Gebäude, welches einem Pisaner, Namens Marco Gregori zugehörte, welcher hier eine reichbesuchte Wirthschaft hielt. Der Mann besaß ein ächtes Schenkentalent. Freundlich, artig, redselig war er gegen Jedermann. Er hielt die besten Weine, wußte sie noch über Verdienst zu preißen, war schlau genug, mäßig zu fordern und vereinte allen Luxus und die weichlichste Bequemlichkeit in seinem Hause. Sein Witz und seine Laune würzte die Erzählung seiner Abentheuer und Schnaken. Seine Verbindungen mit manchem angesehenen Griechen machten ihn mit den Hofintriguen genugsam bekannt, und bahnten den Kaufleuten seiner Vaterstadt den Weg zu gewinnvollem Absatze ihrer Waaren. Auch manches heimliche Schleichhändelchen wußte er schlau einzuleiten und — nicht zu seinem Schaden auszuführen — kurz er war ein Genie in seinem Fach — war reich und geneigt gegen erkleckliche Zinsen Vorschüsse in glänzenden Byzantinen denen zu machen, deren Casse im lebevollen Constantinopel hektisch geworden war. Kein Wunder, daß sein Haus selten leer war und selbst der stolze Grieche es nicht verschmähte, sich hier in der Gesellschaft der Abentheurer Pisa's, Amalfi's und Genua's gütlich zu thun.

Es war grade an einem noch sehr heißen Tage des Septembers, als, eine seltene Ausnahme, die Gaststube nur von drei Gästen besetzt war. In einer Ecke saß einsam ein alter Grieche, dessen Gesicht, eine seltene Ausnahme seiner Landsleute, den unverkennbaren Stempel der Ehrlichkeit trug. Es war ein Samiote, der aber einen ziemlich bedeutenden Posten in Constantinopel bekleidete — er war Aufseher im Staatsgefängnisse des Kaisers Alexius III. Stille und in sich gekehrt saß er da und trank seinen Cyprier mit der Miene eines Mannes, der nicht blos mit dem Munde die köstliche Gabe des Bacchus genießt, sondern dessen Seele selbst an dem Hochgenusse Theil zu nehmen schien.

Mehr im Mittelgrunde des bedeutenden Zimmers saßen, oder lagen vielmehr auf hohen Sammetpolstern an einem Marmortische zwei Pisaner, Kaufleute und Schiffsherrn, deren Schiffe mit reicher Ladung köstlicher Waffen, größtentheils Erzeugnisse Solinger und Brabanter Kunstfleißes, die sie in der reichen Stadt Cöln am Rheine geladen, erst vor Kurzem im Hafen angelegt und durch Gregori's Vermittelung bereits sämmtlich glücklich verkauft hatten. — Sie tranken glühenden Syrakuser aus silbernen Pokalen. Beide unterhielten sich lebhaft über Venedigs Handel und die Vortheile, welche ihm wieder die Vorbereitung zu einem Kreuzzuge in Frankreich zu bringen verhießen. Und wie denn überhaupt Brodneid ein Patrizier in der Krämerseele ist, so gab er denn auch in diesem Gespräche den Ton an, der als Grundton durch alle die mäandrischen Windungen des Redewechsels hindurchklang. Schon war Manches herüber und hinübergesprochen, als man auch auf die Lage des griechischen Reiches kam.

Es iſt himmelſchreiend, rief heftig Peſaroni, Einer der beiden Redenden, wie der feige Comnene gegen Iſaak handelt. Denke ich mir die entſetzliche Lage des Erblindeten, dem der Tyrann die Augen ausſtechen ließ, ſo muß ich ſchaudern. Es iſt ſchrecklich, des Augenlichtes beraubt ſeyn und in ew'ger Nacht leben zu müſſen. War auch Iſaaks Leben nicht makellos, ſo war er doch beſſer, als Alexius!

Während dieſer Worte war Gregori in das Gemach getreten. Er grüßte vertraulich den Kerkermeiſter und flüſterte ihm, auf die andern deutend, zu: Aus denen ſpricht der Syrakuſer, Herr; habt keine Ohren für ſie! — Hierauf trat er zu Peſaroni, gab ihm durch einen Druck auf die Schulter ein Zeichen nöthiger Vorſicht und ſagte lachend: Mit Gunſt, Herr, Ihr urtheilt nicht ganz richtig. Alexius, unſer kaiſerlicher Herr, dem Gott Gnade gebe — er rückte ſein rothes Mützchen — hat eigentlich Iſaak erſt recht fähig zum Throne gemacht. Der blinde Regent iſt der beſte. Er ſieht ſeiner Trabanten Schleichwege und Ränke nicht, und eben ſo wenig ſeines Volkes Elend; hält alſo jene für redliche Leute, dieſes für glücklich, und ſpart ſich Aergerniß und Herrſcherſorgen.

Peſaroni fuhr auf. Euer Witz iſt dieſesmal lahm, Gregori, und euer Scharfſinn blind, wie Iſaak.

Es käme darauf an, verſetzte Gregori mit Nachdruck, wer von uns der Blindeſte wäre. Ich meine z. B. in einem Wirthshauſe, wo der Ohren viele ſind, ſollte man ſich hüten, über Leute zu reden, die leicht das Werk, das ſie an Iſaak verrichtet, zu wiederholen Luſt bekommen könnten.

Die letztern Worte hatte er an Pesaroni gesprochen, indem er sich etwas zu ihm neigte.

Ach, laßt mich, rief er, mit Eurem ewigen Mahnen zur Vorsicht. Ich bin ein freier Pisaner und rede, wie es mir ums Herz ist. Könnte ich Isaak auf den Thron setzen, heute noch, obwohl mich die Sache nichts angeht, ich würde nicht bis morgen warten. Und zudem jammert mich am meisten der junge Alexius, der seine schönsten Tage im Kerker durchseufzt. —

Das ist leider wahr, erwiederte Gregori.

Und diese Feigen, rief hitziger Pesaroni, warum tragen sie das schmachvolle Joch des Tyrannen? Warum erbrechen sie nicht den Kerker und setzen Alexius auf den Thron, jenen — blendend, wie er es dem eigenen Bruder gethan?

Ihr geht weit, Herr, fiel Gregori in's Wort. Dort tadelt Ihr Alexius, weil er blendete, und hier wollt ihr, daß ihn das Volk blende! —

Es wäre ein Vergeltungsrecht, sprach etwas betroffen Pesaroni — freilich ein schreckliches — doch ein verdientes.

Der andere Pisaner hatte bisher geschwiegen.

Ich denke, wir entthronen Alexius III. nicht, setzen Isaak nicht auf den Thron und befreien auch den jungen Alexius nicht. Darum wäre es besser, wir ließen sie's ausmachen, sorgten für uns und schwiegen über Dinge, die uns nichts angehn.

Du hast wahrhaftig alle Anlage zum Podesta von Pisa! rief jetzt höhnisch Pesaroni, und Gregori lachte, daß ihm der Schmeerbauch wackelte, über Pesaroni's Einfall.

Nun, fuhr dieser fort, da lobe ich mir den alten Dandolo, den Dogen von Venedig, der ist rasch in Wort und That, und er schwingt das Panier des heiligen Marcus mit jugendlicher Faust. Suchte der junge Comnene, wäre er frei, Hülfe bei ihm, Gott verdamme mich, wenn ich nicht die Venetianer wie die Hölle hasse — aber sie hülfen ihm auf den Thron, und ich auch, wenn ich könnte.

Der andere Pisaner war gekränkt. Schade, sagte er, daß Du nicht aus Venedig's Signoria stammst, würde ich Podesta von Pisa und Du Doge von Venedig, so würde die Welt zwei Regenten sehen, die den Krieg mit dem Maule führten, so gut als jemals Tapfere mit dem Schwerte.

Pesaroni sah ihn wild an. Er fuhr mit der Hand nach dem Dolche, der im rothen Gürtel steckte — aber Gregori legte sich auf seine Weise in's Mittel, nämlich, er zog die Sache in's Lächerliche und beide Partheien waren bald völlig versöhnt, standen auf und giengen friedlich von dannen.

So sind die Leute, hob er jetzt an, indem er sich zu dem Kerkermeister wendete, der ein stummer aber sehr aufmerksamer Zuhörer des eben gepflogenen Gespräches war, ihr Geld macht sie stolz, der Stolz kühn und dreist, und diese Dreistigkeit schließt ihrer Vernunft vollends das Auge, das ohnehin nicht viel sieht.

Der Kerkermeister zuckte die Achseln. Ich denke, hob er endlich, sich im Saale umsehend, an, was Pesaroni sprach, war so kurzsichtig nicht! —

Ihr kennt ihn? fragte ängstlich der Wirth. Habt Erbarmen mit ihm, er ist ein braver Mann!

Ei, Gregori, fuhr jener fort, seit wann kennen wir uns denn nicht mehr? —

Gregori trat ihm näher und sah ihm forschend in's Auge. — Das ist noch nicht lange her, Isidor, versetzte, sich immer noch in den Augen des Andern orientirend, der Wirth. Murzuphlos wußte viel von Eurer Treue für Alexius zu reden und von Eurer Grausamkeit gegen die beiden Gefangenen.

Und du hast ihm geglaubt, dem gottverdammten Mohrengesichte? — fragte Isidor.

Sollte ich nicht, fragte Jener zurück: Sind doch die Menschenherzen wandelbar und lassen sich durch keine Ketten fester binden, als durch goldene! —

Marco Gregori, hast du jemals gehört, daß Isidor ein Falscher war? sagte der Greis empfindlich. Meine grauen Haare soll nicht die Schmach belasten, daß ich Unglückliche noch unglücklicher gemacht!

Vergebt! bat Gregori. Ich dachte so, daß die Samioten eben nicht durch ihre Treue zu Heiligen werden. — Doch das soll Euch nicht kränken. Ihr seyd eine Ausnahme aller Kerkermeister, das heißt, menschlich und brav.

Und Ihr ein Mann, der, wenn Gold in Haufen kommt, seine Thüre nicht verschließt. Hab' ich Recht? —

Ich glaube, man hat das Marco Gregori noch niemals nachgesagt, am wenigsten mit Grund, entgegnete der Wirth — aber was meint Ihr damit? —

Davon in Eurem geheimsten Stübchen! sprach der Kerkermeister mit Nachdruck und stand auf.

Freundlich lächelten Gregori's Züge. Er führte seinen Gast einige breite Stiegen hinauf, zu einem Kabinette, dessen Lichtseite nach dem Garten ging, welcher

hinwiederum eine Hinterpforte hatte, welche ſich an den Hafenplatz mündete.

Man konnte aus dem Fenſter Peſaroni's Schiff ſehen, das ſegelfertig vor Anker lag.

Der Kerkermeiſter ließ ſich auf den Divan nieder, der ſchwellend zur Ruhe einlud.

Meine Fragen, hob er an, die ich jetzt an Euch richte, beantwortet mir wahr. Schwört mir das, ſo wie ewige Verſchwiegenheit über das, was ich Euch mittheile, woraus Ihr den größten Vortheil ziehen könnt.

Gregori ſchwur einen gräßlichen Eid, den ihm der Grieche vorſprach, dann hob dieſer an:

Marco Gregori, liebſt du Alexius III.?

Gott verdamme mich, wenn ich darauf jemals ein ehrliches Ja ſagen könnte, war deſſen Antwort.

Marco Gregori, fuhr jener fort, glaubſt du, daß es beſſer würde, wenn ſtatt ſeiner ſein Neffe Alexius, der im Kerker ſchmachtet, auf dem Throne ſäße?

Ich hoffe es; Viel Gutes glaube ich von Keinem Comnenen!

Das iſt deine Sache, entgegnete der Kerkermeiſter. Glaubſt du aber, daß Alexius der Jüngere ſeinen Befreiern kaiſerlich lohnen würde?

Er hätte es wenigſtens Urſache!

Und wäreſt Du geneigt, wenn vierzig Tauſend Byzantinen zwiſchen Dir und mir und Peſaroni getheilt würden, Deine Hülfe zur Rettung des Jünglings zu leihen? — fragte aufſtehend, und ihm näher tretend der Kerkermeiſter.

Marco Gregori fuhr mit der Hand durch das pechſchwarze Haar und ſann eine Weile nach. Ja, ſagte er darauf, wenn nicht griechiſche Treue dahinter ſteckt.

Gut, versetzte freudig der Kerkermeister, nimm diesen Beutel voll Byzantinen als Abschlagszahlung, und sprich weiter: Glaubst Du, daß es Pesaroni mit den Worten, die er sprach, ernstlich meinte? —

Jetzt wurde Marco Gregori nachdenkend; doch schien er schnell mit sich einig und antwortete: Wenn ich Euch vorhin sagte, er sey trunken gewesen von süßem Syrakuser, so wollte ich ihn damit eigentlich nur in Euren Augen entschuldigen, weil — ich Euch nicht mehr trauen zu können meinte. Soll ich aber gerade heraus reden, so glaube ich, daß es ihm Ernst ist. Er ist einer von den Menschen, die nicht müßig seyn dürfen. Er will stets etwas zu thun haben. Je abenteuerlicher und einträglicher, je lieber. Sein Lebenslauf gleicht dem Mäander — tausend Windungen — ein Ziel — Geld. Er war Krieger, Seeräuber, Kaufmann — und zur Zeit ist er noch Letzteres. Dabei ist er jedoch wortreu, wie ein Deutscher, unternehmend, wie ein Franzose und — er lächelte — listig und schlau — wie ein Pisaner.

So wäre er ja ganz unser Mann und ich müßte den Heiligen danken, die mich heute in Euer Haus führten, daß ich seine Ueberzeugung vernahm. Euch, Marco Gregori, und Euerer Gewandtheit im Unterhandeln muß ich nun die Sache anheim geben, einzuleiten. Pesaroni wird wohl heute wieder zu Euch kommen. Sucht ihn in unsern Bund zu ziehen, und wenn Ihr sicher seyd, so komme ich wieder und die Sache wird abgeschlossen.

Daß er wieder kommt, dafür bürgt mein unvergleichlicher Keller und seine heiße Leber. Laßt mich gewähren.

Doch Ihr habt mich fürs Erste befragt, so gestattet mir dann jetzt auch einmal eine Reihe von Fragen an Euch.

Es sey, nur faßt Euch kurz, mir ist jede Stunde wichtig.

Wohl, ich will kurz seyn, hob Gregori mit schlauer Miene an: Wie wollt Ihr die Flucht bewerkstelligen? —

Dafür laß mich sorgen, Marco, es ist nicht der Erste, dem ich den Weg zur Freiheit gezeigt, versetzte Isidor.

Daran zweifle ich auch nicht eine Minute. Ihr laßt eine goldene Brücke sprengen und darüber geht man sicher. Aber habt Ihr auch schon an Euch, an Euer Weib und den Engel gedacht, der zu Euch Vater sagt? Glaubt Ihr denn, daß der blutdürstige Alexius es so ungestraft hingehen lasse, daß sein Neffe, der ihn zu entthronen strebt, frei werde?

Für diesen Fall habe ich auch schon gesorgt. Irene und ihre Mutter bleiben in Constantinopel. An den Weibern wird er keine Rache nehmen, zumal ich sie seinen Augen entziehen werde. Ich fliehe mit Alexius und weile in Samos, bis er wiederkehrt, oder Kaiser ist. Dann wird Isidor nicht mehr der Gefangenen Wächter seyn, das glaube mir! Bis zum Tage der Abfahrt Pesaronis verbergt Ihr mich.

Hm, ja; aber Alexius, wo weilt er? Bei mir auch?

Das wird sich zeigen. Leitet Ihr nur mit Vorsicht das Ganze ein. Heute erwarte ich noch die Botschaft von Euch selbst. Keine Seele ausser uns darf in das Geheimniß eingeweiht seyn. Noch ahnet der kaiserliche Jüngling nicht, wie nahe seine Rettung ist. Alexius III. ist so menschlich geworden, daß er Isaak und dem

Jünglinge gestattet, täglich im Garten des Gefängnisses der freyen Luft zu genießen. Er hält sich für sicher, der Tyranne, und grade dadurch hat er die Möglichkeit der Entweichung gefördert. Alexius flieht zu Philipp, Deutschlands Kaiser, der sein Schwager ist, und Irene, die Kaiserin, die treue Schwester, wird den schönen unglücklichen Bruder nicht verlassen. Ich sehe im Geiste ihn auf dem Throne. Ich sehe die Frucht meines Strebens reifen. Marco Gregori, meine Aerndte wird reiche Garben auch für Dich tragen. Sey thätig, sey vorsichtig und schlau.

Ich bin ein Pisaner, Isidor, verlaßt Euch auf mich! sagte freundlich der Wirth zu dem Scheidenden.

II.

Es war noch früh am Nachmittag, als der Gefangenenaufseher des Kaisers, in seinen Mantel gehüllt, stolz dem nägehenern Gebäude zuschritt, das seine und so mancher Unglücklichen traurige Wohnung war. Die Turkopulen, welche die Wache hielten, ließen die ungeheure Zugbrücke nieder — das eiserne Gitter rasselte auf, Isidor schritt stolz hinüber, nickte den Turkopulen zu, und die Brücke flog in die Höhe, das Gitter stürzte nieder und Isidor war geschieden von der Welt da draussen und ihrer Freiheit und in Mauern eingeschlossen, aus denen, ohne ihn, keine Flucht möglich war. Jedem der Turkopulen reichte er jetzt eine Münze. — Trinkt auch einmal Cyprier, sagte er zu ihnen. Bei Marco Gregori, dem Pisaner am Hafen, findet Ihr ihn köstlich — ich kann es aus Erfahrung sagen!

Die Söldlinge lachten und verſprachen Folge. Iſidor ging. Doch bald wendete er ſich um und kam zurück.

Suidas, rief er einem der Turkopulen zu, gieb ein wenig Acht. Es dürfte ſeyn, daß der Piſaner, der den guten Cyprier ſchenkt, heute noch herein wollte. Er hat noch eine kleine Rechnung mit mir. Laß die ehrliche Haut nicht lange warten.

Ehrliche Seele und ein Piſaner! lachte der Söldling. Verlaßt Euch drauf, ſetzte er hinzu, es ſoll Eurem Willen genügt werden.

Iſidor entfernte ſich jetzt in das Innere des Gebäudes.

Der iſt immer freundlich, wenn er vom Hafen kommt, lächelte der Turkopule, ich wette, er tritt die Marmorſtufen der Sophienkirche nicht aus.

Die Uebrigen ſtimmten in das Lachen ein und Einer ging hinweg, für Iſidors Geſchenk einen erquickenden Trank zu holen.

Indeſſen war Iſidor die Wendelſtiege hinaufgeſchritten, und trat in ſein Wohnzimmer, wo ſeine Gattin am Fenſter ſtand, das in den Garten wies. Wenn Scio ein ſchöneres Paar aufzuweiſen hat, als das da unten, ſo will ich meine Seligkeit verloren haben, Iſidor, ſprach die muntre Sciotin zu ihrem Gatten, indem ſie ihn zu ſich zog.

Lange weilte des Alten leuchtender Blick auf einem Punkte — dann ſagte er: Ja, Lais, die Heiligen wollen uns wohl. Es hat ſich heute Manchens unerwartet gefügt, was ich noch in Wochen nicht zu hoffen gewagt und dieſen Abend noch wird mir die Kunde, ob es ganz gelingen wird, woran ich nicht mehr zweifle. Dann iſt

binnen heute und übermorgen Alexius frei. O mein Kind! rief er aus, wenn einst die Krone von Byzanz Deine Locken ziert, wenn die edelsten Geschlechter Griechenlands vor Dir das stolze Knie beugen — dann wird die Vaterliebe ihren Triumph feiern!

Der Mutter traten Freudenthränen in das Auge. Hätte ich das gedacht, sagte sie mit seliger Wonne, als diese Hand Mastix sammelte und der schöne, aber arme Isidor mich heimführte!

Des Breitern ergossen sich nun die Herzen der Eltern über die Aussichten des Ehrgeizes, die ihnen der Tochter blendende Schönheit und des Kaisersprößlings Liebe zu ihr eröffnete.

Draußen im Garten, über dessen himmelhohe Mauern nur noch theilweise die Sonnenstrahlen eindrangen, spielte die Liebe ihr zauberisch süßes Spiel.

Auf einer Bank saß ein Mädchen, dessen rein griechisches Profil, dessen helle, große Augen, dessen frischer zarter Mund, dessen Rosenwangen, dessen unaussprechlich reizende Gestalt an jene Göttergebilde mahnte, die einst Pygmalions und Phidias lebengebende Meisel aus parischem Marmor schufen, und die dennoch herrlicher war, weil sie frisches jugendliches Leben in allen Pulsen beben fühlte. — Nein, Scio — Griechenland hatte Herrlicheres nicht mehr aufzuweisen! Das empfand, davon war sicher Niemand mehr überzeugt, als der schöne Jüngling, der sein, durch Kerkerluft gebleichtes, Antlitz tief herab beugte, um in das himmlische Gesichtchen des Mädchens mit alle dem unbeschreiblichen und dennoch so leicht erkennbaren Ausdruck der Liebe hineinzuschauen. Die kleinen Hände des Mädchens wanden einen Blumenkranz und der Jüngling

reichte ihr eine Blume nach der andern hin. Dabei neckten sich Beide unaufhörlich und des Mädchens momentanes Schmollen über die Störung hemmte auf Augenblicke den süßen Scherz, der in dem nächsten wieder anhob. Der Kranz war endlich vollendet. Das Mädchen setzte ihn auf des Jünglings Haupt.

Blitzschnell umschlangen sie seine Arme und er wollte einen Kuß auf die blühende Lippe pressen. Rascher aber, als er vermuthet, entwand sie sich den Schlingen und stand drohend einige Schritte von ihm.

Versucht das nicht wieder; sonst war ich das letzte Mal bei Euch im Garten! sagt die Erglühende zürnend und — schöner noch war sie jetzt.

Der Jüngling ließ das Haupt sinken und sah sie schmerzlich an.

Irene, sagte er, soll ich ewig darben? Willst Du mir auch jetzt noch den Kuß der Liebe wehren, wo ich bald vielleicht aus diesen Mauern scheide, die mir so schrecklich waren und doch mir so selige Stunden gaben? — Dann bin ich von dir auf lange, lange Zeit getrennt und dorthin zieht mich das Geschick, woher die Hoffnung besserer Tage matt herüberglänzt. Du hier — und ich im barbarischen Deutschland —!

Irene legte die kleine Hand auf's Herz. Für die Liebe, die rein im Herzen glüht, sagte sie, gibt es keinen trennenden Raum: Ich bin Euch nahe, und wenn Ihr im äussersten Thule weilt!

Alexius beugte sein Knie auf den Rasen. Irene, rief er mit dem süßesten Schmeichellaut der Liebe, verweigerst Du mir, der Trennung so nahe, den Kuß? —

Ja; sagte sie fest.

Nicht? fragte er aufstehend — auch dann noch, wenn ich einst die Krone von Byzanz auf Deine Locken drücke —

Das Mädchen erglühte und wandte sich ab. Nein! flüsterte sie kaum hörbar und flüchtig wie die Antilope flog sie den Laubgang dahin.

O Du himmlisches Wesen, rief der Jüngling aus und folgte ihr langsam. Ja, diese Locken sollen einst die Krone schmücken und Byzanz soll es laut sagen, daß nie eine Kaiserin würdiger war, die Krone zu tragen, als sie!

In die Thüre des Gartens trat jetzt Isidor. Er trug die Mütze in der Hand und nahte sich mit tiefer Ehrfurcht dem Gefangenen.

Verzeiht mir, dem Diener, den eine traurige Pflicht beherrscht, wenn ich meinen kaiserlichen Herrn an die Rückkehr mahnen muß!

O laß ihn noch, Vater! flehte das Mädchen. Sieh, der Abend ist so schön, so mild — und so düster ist's im Gefängnisse, laß ihn noch! Ach, wie lange hat er sie ja nicht geathmet, diese reine erquickende Luft!

Schmeichlerin! drohte der Vater.

Aber Irene flog an seinen Hals und herzte und küßte ihn und der alte Mann war besiegt.

Geh, sagte er, zu Deiner Mutter; ich habe mit dem Prinzen allein zu reden.

Irene sah ihn ängstlich forschend an — dann lächelte sie Alexius zu und entfernte sich.

Dieser nahm den Kranz von seinem Haare und trat Isidor näher.

Bald wird ein goldner Reif die Stelle dieſes Kranzes einnehmen, ſagte der Alte, würdiger als er, dies erhabne Haupt zu zieren.

Und doch nicht ſoviel werth, als er, entgegnete Alexius. Was bringſt Du mir, braver Iſidor? Gieb mir Alles, nur nicht trügeriſche Hoffnungen!

Dieſes Mal nicht, entgegnete Iſidor. Der Himmel und alle Heiligen ſind für uns, das Ziel iſt näher, als Ihr denkt. Geht die Sonne zum dritten Male auf: ſo mögt Ihr ſie begrüßen im Archipelagus.

Der Jüngling ſah ihn ſtarr an. Menſch, ſagte er dann, täuſche mich Unglücklichen nicht. Das Bild iſt ſchön, faſt zu ſchön, um daran zu glauben. Freiheit! Freiheit! rief er aus und breitete die Arme gegen den Himmel, wann, wann werd' ich dich begrüßen?

Schon liegt ſegelfertig das Piſanerſchiff am Hafen, das Euch aufnehmen wird. Ehe eine Stunde vergeht, haben wir Gewißheit.

Alſo noch nicht? O, Iſidor, warum ſchweigſt Du nicht? Warum legſt Du erſt die Hoffnung an mein Herz und dann den nagenden Zweifel!

Nein, zweifelt nicht, mein hoher Herr; betet um Segen zu Eurem Heiligen. Horch! — die Zugbrücke raſſelt. O, geht jetzt zurück! In kurzer Friſt ſollt Ihr Alles erfahren. Der Mann nahet, der mir Kunde bringt! Alexius ging wie ein Träumender hinweg.

Der Kerkermeiſter folgte ihm und ſchloß die Kerkerthüre — dann ging er in ſein Wohnzimmer, wo Irene, den ſchönen Kopf in die Hand ſtützend und ihre heißen Thränen trocknend, ſaß.

Er winkte Mutter und Kind, ſich zu entfernen, denn man vernahm in den gewölbten Gängen den Wi-

verhall der gewichtigen Tritte eines Mannes, dem ein langsamer Tritt nicht eigen war — oder der Wichtiges zu verrichten hatte.

Die Thüre öffnete sich und Marco Gregori, der Pisanerwirth vom Hafen, trat in das Gemach.

Aengstlich-neugierig blickte ihm Isidor nach den Augen, als wolle er schon ein Ja oder Nein darin lesen. Aber dieses Gesicht sagte Nichts und Alles, was man wollte.

Was bringst Du, Marco? fragte endlich Isidor, als Jener nicht mit der Sprache heraus wollte.

Was Ihr wollt, Herr, entgegnete Jener, Ja und Nein, nach Eurem Belieben.

Das ist eine seltsame, zweideutige Rede in so wichtiger Sache, fuhr Isidor auf, erkläre Dich rund!

Pesaroni ist bereit, Alles zu thun. Nur meint er, der ein guter Rechner ist, drei in vier ließe sich nicht gut theilen und mit Brüchen gäbe er sich ungern ab. Daher sey sein Sinn auf eine Rundzahl gerichtet.

Ich verstehe dich nicht, Marco!

Nun, man hat doch nicht nöthig, ein Euklid zu seyn, um das herauszukriegen. Ihr verspracht, 40,000 Byzantinen zu theilen zwischen uns Dreien. Das geht aber nicht zu gleichen Theilen. Daher meint mein Freund Pesaroni, 13,000 ihm, 13,000 mir baar und im Voraus, so wäre der Handel richtig. Er sticht dann morgen in See, in meinem Hause liegt eine alte Matrosenkleidung, die für einen Jüngling von 17 Jahren vollkommen paßt, und der Flüchtling kann kommen, wann er will.

Ihr Pisaner seyd doch wahrlich schlimmer, als Juden! rief ärgerlich der Alte.

Dafür aber auch zuverläſſiger, als ſie, ſprach ſchlau lächelnd der Wirth. Iſt es Euch ſo recht? —

Was ſollte Iſidor machen? Er hatte es einmal ſo weit kommen laſſen,. daß er nicht wohl mehr zurück konnte. Er mußte alſo in den ächtjüdiſchen Handel willigen.

Sie ſchloſſen ihren Akkord ab. Peſaroni ſollte am dritten Morgen ſchnell die Anker lichten, wenn Alexius auf dem Schiffe ſeyn würde. Marco Gregori entfernte ſich, ſelbſtzufrieden lächelnd über den trefflichen Handel, den er gemacht, von dem eigentlich Peſaroni nichts wußte, und dem er noch ein Tauſend Byzantinen abzuzwacken hoffte, als Lohn für ſeinen ſchlauen Streich.

Am andern Morgen kündigte Iſidor die nahe Wendung ſeines Schickſals dem Prinzen an, der vor Luſt und Angſt, daß es noch mißlingen könnte, wechſelsweiſe zitterte und bebte. Aber auf Irenen fiel ein Donnerſchlag mit aller Heftigkeit. Sie wurde todtenbleich und ſank ohnmächtig in der Mutter Arme.

Aufgewachſen in dieſen ſtillen Mauern, wie eine Himmelsblüthe entfaltet, rein und lauter das Herz und fromm und treu — ſo fand ſie Alexius. Das Mitleid mit dem Unglücklichen erfüllte ihr Herz mit Theilnahme, ehe ſie ihn ſah. Da geſtattete der Kaiſer dem Gefangenen die freie Bewegung im Garten. Iſaak war ſchwach und kindiſch geworden im langen Gefängniß. Ihn gelüſtete es ſelten nach dem Garten. Dort, wie in den Mauern, war ja ewige Nacht für ihn — dort, wie hier, verfolgten ihn die ſchrecklichen Bilder der Erinnerung aus einem grauſamen, gottloſen Leben. Ihm genügte das offene Fenſter. Aber Alexius nicht. Er fühlte

zuerſt wieder die kümmerliche Lebenswonne, die ihm gegönnt war in Iſidor's Garten. Dort ſah er Irenen, ſie ihn, und Beide liebten ſich. Schöneres als Irenen hatte Alexius nie erblickt, nie war ein ſchönerer Jüngling Irenen mit Liebe noch genahet. So war bald der Bund der Herzen geſchloſſen, mit aller Gluth ſinnlicher Erregtheit von Seiten des Jünglings, und mit aller Engelsreinheit von Seiten Irenens. Den Abſtand zwiſchen des Gefangenwärters Tochter und dem Thronerben von Byzanz ahnete das Mädchen nicht; auch war er nicht von der Erheblichkeit im griechiſchen Reiche, als in dem übrigen von Feudalweſen und Rittergeiſt durchſchwebten Europa.

Dort war es faſt unerhört, daß eine niedrig Geborene zur Kaiſerkrone emporſtieg; hier, wo der Wille des Tyrannen das Geſetz war, und ſeine Leidenſchaften Sitte und Brauch beſtimmten, war es nichts Neues, daß Schauſpielerinnen, Tänzerinnen, ja gemeine Buhldirnen auf den Thron erhoben wurden. Der Eltern Ehrgeiz förderte das Verhältniß mit Fleiß, und bald war der Garten des Gefängniſſes das Paradies der Liebe, deren Engel der Reinheit in Irenens Herzen wohnte. Sie träumte keine Trennung, denn ſie war ſo glücklich, und wurde der Gedanke in der leztern Zeit öfter ausgeſprochen, dann tröſtete ſie die unzertrennliche Vereinigung mit dem Geliebten nach kurzer Friſt, und ſie konnte ſich dennoch ſo recht das Leben ohne ihn, da ſeine Gegenwart als ſelige Gewohnheit ſie jetzt ſo glücklich machte — kaum denken. Jetzt traf das reine, liebende Herz unerwartet dieſer Schlag. Er drückte ſie nieder. Ihre Thränen rannen unaufhörlich. Angſtvoll ſah die Mutter dieſen drohenden Zuſtand der Tochter, deren Leben und

Liebe nur eins war. Ihrer Ueberredung, ihren Tröstungen mit der glücklichern Zukunft gelang es kaum, etwas mehr Ruhe dem Gemüthe der Erschütterten zu geben.

Isidor sah die Nothwendigkeit ein, die Trennung zu beschleunigen. Er ging darum früh am Morgen in die Stadt. Durch mehrere Straßen schlenderte er, als sey es sein Wille, in der Sopienkirche zu beten. Statt aber dorthin seinen Weg zu lenken, bog er plötzlich in eine Nebenstraße, klopfte dreimal auf eigenthümliche Weise an die kleine Hinterpforte eines herrlichen Palastes und trat, als die Thüre sogleich sich öffnete, hinein. Er fand in einem hohen Saale eine Anzahl der angesehensten Männer des griechischen Reichs, die freudig seine Botschaft vernahmen. Allerlei wurde hier, leise flüsternd, verhandelt. Zuletzt empfing Isidor ungeheure Beutel Geldes, die er sorgfältig an seinem Gürtel befestigte, seinen Mantel dicht um sich schlug und nach dem Hafen eilte. Hier fand er bei Marco Gregori dessen Landsmann Pesaroni. Schnell wurde das Geschäft abgethan, das Geld in blankem Golde bezahlt, das die beiden freundlich einstrichen und nun flog der Greis, der auf einmal neue Jugendkraft in sich fühlte, nach seiner Wohnung zurück. — Es war dieser Tag und der folgende hohe Heiligentage der griechischen Kirche, daher fiel es nicht auf, daß bald darauf Isidor mit seiner Gattin und Tochter, beide dicht verschleiert, wieder herausging. Er mußte Irene führen, denn sie wankte dahin, wie eine Todtkranke. Der Abschied von Alexius war schrecklich für sie gewesen. Unter den heiligen Schwüren wandelloser Liebe, besiegelt mit dem ersten Feuerkusse, hatten sie sich getrennt. Isidor führte sie in eine der fernsten Vorstädte, in ein Haus, wo seine

[illegible] als Wittwe lebte. Hier gab er ihnen reiche [illegible] und trennte sich dann zum ersten Male im [illegible] von den geliebten Seinigen auf lange Zeit und ungewisses Wiedersehen.

Dem Anscheine nach heiter, kam er zurück und setzte sich diesesmal zu den Turkopulen.

Wo habt Ihr denn Eure Frauen, Herr! fragte Suidas.

Ach, laß die frommen Betschwestern! rief er aus. Heute sind wir sicher und ich habe Lust nach lauterem Cyprier. Geh', Suidas, hole bei dem [illegible] für diese drei Byzantiner — Mauro kann Dir ihn tragen helfen. Wir wollen doch heute auch einen Festtag haben.

Diese Botschaft konnte willkommener nicht aufgenommen werden.

Die beiden Wasserträger gingen lustig fort und Isidor begab sich in das Innere, mit der Weisung, wenn sie zurück seyen, ihn zu rufen.

Droben schloß Isidor eine Truhe auf, nahm ein Fläschchen heraus, das er sorgfältig zu sich steckte, und begab sich dann zu Alexius.

Die Stunde ist da, sagte er vor Freude bebend, wo ich für immer Eure Kette lösen, Euch die Freiheit geben kann. O laßt uns jetzt denn auch des blinden Vaters Herz mit der Botschaft erfreuen! Beide, die es bisher nicht gewagt, ihr Unternehmen dem alten Vater Isaak Angelus mitzutheilen, weil er, schwachsinnig und oft kindisch, leicht durch ein Wort das ganze Unternehmen vereiteln konnte, begaben sich jetzt zu dem Greise. Der Augenblick war erschütternd, als Alexius an des blinden Vaters Brust sank, als er bei der Nachricht von des Sohnes naher Rettung die leeren Augenhöhlen weit öff-

ncte und sich von seinem Staunen kaum erholen konnte; dann aber Thränenströme aus den leeren Augenhöhlen flossen und der tief Erschütterte den geliebten Sohn segnend an seine Brust zog. Isidor ging weinend hinweg und holte einen Anzug Irenens, den er Alexius brachte und ihn bat, mit männlichem Muthe und Gottvertrauen sich von dem Vater zu trennen, dem Freiheit und Ersatz für seine Leiden zu bringen, ja auch Ziel seines Strebens sey. — Doch hier blieb die kahle Ermahnung fruchtlos. Beide fühlten des Augenblicks ernste Wichtigkeit, fühlten, daß es leicht eine Trennung für dieses ganze, düstre Leben, diese Umarmung die letzte seyn konnte an der Schwelle des Grabes — denn das war dieser Augenblick, dessen Beginnen so leicht entdeckt werden konnte.

Geh, mein Sohn, sprach Isaak endlich, geh' in Gottes Schutz und Schirm. Er segne und leite Dich, und wenn Du lebend mich wieder findest, o dann nimm zum letzten Mal die Ermahnung, halte es rein und schuldlos, Dein Herz — mag's dann um Dich stürmen, Du behältst Frieden in Deiner eignen Brust, den ich nicht habe! Gott segne Dich!

Er küßte ihn auf die Stirne und drängte ihn leise von sich. — Isidor zog Alexius mit Gewalt hinweg in seine Wohnung, wo er Irenens Gewänder anlegte und allmählig zur Besonnenheit kam. Leichter kehrte die Ruhe und schneller zurück in das Gemüth nach solcher Erschütterung, als es Isidor erwartet hatte. Er trennte sich jetzt von ihm, indem er ihn bat, wohl auf das Zeichen zu achten, das er ihm, durch dreimaliges Klatschen in die Hände, geben würde; alsdann solle er ein Körbchen nehmen, sich dicht verschleiern und, ohne

auf [illegible] zu achten, ruhig nach dem Hafen gehen, [illegible] in dem Hause des Pisaners Marco Gre[illegible] die Zufluchtsstätte finden würde.

Isidor verließ nun seinen Schützling, nahm einen ungeheuern silbernen Pokal und begab sich zu den Turkopulen hinab. Suidas begegnete ihm unterwegs, ihn zu rufen. Der Cyprier war da und den Durstigen blieb Isidor zu lange.

Isidor fand die andern mit seligen Gesichtern bei der ungeheuern Kanne voll des feurigen Getränkes. Ihre gierigen Blicke verschlangen schon fast das perlende Goldweiches Isidor in seinen Pokal goß, den er jetzt zum Munde führte, aber plötzlich absetzend, mit Erstaunen rief: Ihr habt ja keine Becher! Lauft, so schnell ihr könnt und holt sie, damit nicht meine dürstige Leber das Ganze aufsauge, wie ein Schwamm! — Diese Worte wirkten gleich einem elektrischen Schlage. Zugleich fuhren alle drei in die Höhe und enteilten, Becher aus ihrer Wachstube zu holen, um das Versäumte zu vergüten.

Isidor benutzte die wohlberechnete Entfernung, goß das Opiat schnell in die Kanne und sagte zu sich: So! Nun schlaft recht süß, bis wir gerettet sind!

Die drei durstigen Brüder kamen blitzschnell zurück und gossen sich nun die Becher voll, die sie hastigen Zuges leerten. Isidor ermunterte sie, die dessen gar nicht bedurften, immer mehr zum Genusse des herrlichen Trankes, und bald zeigte sich der erwünschte Erfolg. Die Augen wurden starr, die Zunge schwer, das Reden — Lallen, und trotz aller Anstrengung wirkte das Opiat so kräftig, daß sie taumelnd einen Schlafort suchten, und bald in einen todtähnlichen, bewußtlosen Schlaf sanken. So lange wartete Isidor, der sich der allmählig na-

henden Dämmerung freute. Er klatschte jetzt dreimal in die Hände und Alexius nahte — schlüpfte durch das Thor hinaus, das Isidor von Außen verschloß und den gewichtigen Schlüssel in die Tiefe des Grabens schleuderte, über den sich die Zugbrücke legte. Er folgte nun dem Entflohenen nach und erreichte ihn bald.

Marco Gregori's Haus leuchtete wie ein Feenpallast. Hunderte von Lichtern verbreiteten Tageshelle selbst auf der Straße vor dem Hause.

Halt! sprach Isidor, hier dürfen wir uns nicht nahen ohne Gefahr. Tretet hier in den Schatten und laßt mich vorausgehen.

In diesem Augenblick trat Marco's runde Gestalt in das Portal und blickte sich sorglich nach allen Seiten um. Isidor gab ihm ein verabredetes Zeichen.

Seyd Ihrs? — fragte er.

Isidor bejahte.

So geht hier die Gasse hinab an die Hinterpforte, flüsterte Jener, und die Beiden folgten seiner Anweisung.

Von Marco hereingeführt, nahm sie bald ein sichres Gemach auf, wo der Prinz schnell die bereitliegende Matrosentracht anlegte.

Pesaroni trat bald darauf ein. Er begrüßte ehrfurchtvoll den Prinzen und sprach ihm Muth und Hoffnung ein. Er stellte es ihm als nöthig vor, sogleich mit ihm an Bord zu gehen, wohin er sich jetzt zu begeben im Begriffe stand.

Pesaroni verabredete mit Isidor das Signal, da er vielleicht schnell absegeln dürfte, wenn der Wind umspränge, und begab sich dann mit Alexius hinweg.

[illegible] bestieg das Schiff mit beklommenem Herzen, welches ihn in die Freiheit tragen sollte. Kein Schlaf kam in seine Augen. Der unglückliche Vater, die trauernde Gattin, das Dunkel der Zukunft und die Gefahren der Gegenwart, das Alles bestürmte gleich mächtig das zerrissene Herz. Und wollte sich auch übermächtig der Schlaf auf das brennende Auge senken, so fuhr, durch [illegible] Träume geängstet, der Unglückliche empor. — Er bewunderte Pesaroni, der eines festen und ruhigen Schlafes genoß, trotz dem Schaukeln des Schiffes und der plätschernden Wellen. — Der Morgen kam endlich. Der Wind war ungünstig. Wir müssen heute noch landen, sprach Pesaroni zu dem Flüchtling. Wahrt Euch mit Muth!

Pesaroni hatte ganz richtig prophezeit.

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß früh am Morgen ein neues Opfer kaiserlicher Tyrannei in das Gefängniß sollte gebracht werden.

Es war ein Trupp Petschenegen, Miethsölder des Kaisers und grimmige Feinde der Turkopulen, die den Gefangenen zum Gefängnisse führten. Ihr Führer blieb staunend vor dem Thore stehen. Die Zugbrücke lag nieder, das Fallgatter war in der Höhe und keine Wache sichtbar. Er pochte an das verschlossene Thor. Kein lebendes Wesen regte sich. Das Pochen und Rufen wurde jetzt lauter und heftiger — der Verdacht mit jedem Momente größer. Endlich erwachte vom allgewaltigen Lärm ein Turkopule, der alsbald die Gefährten zur Besinnung brachte. Gräßliche Verwirrung!

[illegible] die [illegible] Schläfer, — dann ein Umherlaufen ohne Ziel, ein Suchen ohne Erfolg. Der Schlüssel war weg. Man rief nach Isidor — Niemand

antwortete. Endlich begab sich Suidas in Isidors Wohnung. — Alles leer! Die offene Thüre von Alexis Gefängniß und seine Blumenstöcke — löste endlich das Räthsel. Sinnend kehrte der Turkopule zurück — kaum hatte er den Muth, die Wahrheit, die ihm das Leben kosten konnte, zu gestehen.

Aber es mußte bekannt werden. — Ein Theil der Petschenegen eilte in den kaiserlichen Palast, das Vorgefallene zu melden. In einem Zeitraume weniger Stunden war ganz Constantinopel in voller Bewegung. Die Söldner des Kaisers besetzten die Thore, den Hafen, und jedes Schiff mußte vor Anker bleiben. Die Thüre des Gefängnißgebäudes wurde gesprengt, die Wächter verhaftet und das Gebäude durchsucht. Alles war in Ordnung, nur Alexius und die Familie des Gefängnißaufsehers Isidor waren entflohen.

Das Verhör der Turkopulen stellte es fest, daß Niemand im Gebäude gewesen war, als Marco Gregori, der Pisaner. Er wurde sogleich verhaftet und sein Haus strenge und wiederholt durchsucht — aber nirgends konnte man eine Spur der Flüchtlinge entdecken.

Der Pisaner wurde in ein strenges Verhör genommen. Seine Aussage kam mit der Bemerkung Isidors gegen die Turkopulen überein, daß er Geld erworben, da der allzeit durstige Isidor ein paar gute Kunde, allein, stets ohne Geld, ein schlechter Bezahler gewesen. Ganz sich gleich bleibend, erkundigte sich Gregori, ob denn der Entflohene auch noch etwas zurückgelassen, damit seine Schulden getilgt werden können. Er wußte den Charakter der Unschuld so täuschend anzunehmen und zu behaupten, daß er endlich entlassen werden mußte.

[illegible] war vorüber, gefährlicher wurde die [illegible] der Schiffe für Alexius: kam ein kaiserlicher Beamter, der ihn kannte, so war er verloren.

Pesaroni bebte, als er endlich gegen Mittag einen kaiserlichen Offizier auf sein Schiff, in Begleitung mehrerer Zollbeamten, zurudern sah. Jetzt gilt es Geistesgegenwart und Muth, raunte er Alexius zu. Ihr müßt sie selbst im Schiffe herum führen! Kennt Ihr ihn? fragte er dann ängstlicher. Als aber Alexius, scharf die Nahenden musternd, erklärte, daß ihm keiner bekannt sei, da kehrte des kecken Pisaners ganzer Muth zurück. Macht Eure Sache gut, flüsterte er ihm, vorübergehend, zu, und begrüßte den Zollaufseher, der eben an Bord stieg.

Zeno! rief Pesaroni, komm' und begleite die Herren. Zeige ihnen jeden Winkel des Schiffes, Du kennst sie besser als ich. Dann sagte er lachend zu dem Fremden: Dieser Katze könnt Ihr getrost folgen, Herr, sie kennt jedes Mauseloch im Schiffe!

Alexius war keck genug, und führte die Beamten in das Schiff. Jeder Winkel wurde sorgfältig durchsucht. Als die Untersuchung geendet war, kehrten sie zu Pesaroni, der in stiller Angst oben geblieben, zurück.

Ihr könnt segeln, wenn Ihr wollt, sagte zu ihm der Vorgesetzte der Beamten.

Habe die Güte, Herr, mir das schriftlich zu geben, damit ich nicht mehr aufgehalten werde. Seht, der Wind wird günstig zur Fahrt, und unser Einem ist jeder Augenblick von Werth. Er ließ bei diesen Worten ein Stückchen Byzantiner in dessen Hand gleiten und erwartete den Erfolg.

Der Grieche ließ es gewandt in eine Tasche gelangen, und bemerkte, daß nichts billiger sey, als das. Er begab sich nun in den Gasthof hinab, gab das Gewünschte auf [illegible] hin, begleitet von Pesaroni, zu dem Boote, in welches auch der Pisaner stieg. Gegen Abend kehrte er, in Begleitung Isidors, an Bord zurück, und gegen Mitternacht lichtete das Schiff die Anker, da der Wind immer besser wurde. Die Fahrt durch die Meerenge ward glücklich in der unruhigen Nacht bewerkstelligt, und der junge Tag fand sie im offenen Meere, welches sie schnell durchschnitten. Nirgends hielt Pesaroni sich auf. Selbst Isidor gab seinen Plan auf, in Samos zu landen. Er blieb bei seinem Herrn als treuer Diener, und glücklich erreichten sie endlich Pisa. Kurze Zeit nur rasteten die Flüchtlinge hier, dann traten sie die Reise nach Deutschland an das kaiserliche Hoflager an, wo der Kaiserin Irene Schwesterherz dem geliebten Bruder entgegenschlug. So freudig und vielversprechend aber auch die Aufnahme war, die er am Hoflager fand, so war dennoch die Lage des deutschen Reiches der Art, daß der Kaiser seinen jungen Schwager nicht unterstützen konnte, und daß Jahre verflossen, ohne daß sich eine Aussicht eröffnen wollte. — Da änderten sich die Verhältnisse, und ein neuer Kreuzzug bot schöne Gelegenheit, sein Ziel zu erreichen.

III.

Millionen hatten schon im Oriente verblutet, die Länder waren entvölkert, der Wohlstand auf lange Zeit vernichtet, das Familienglück zerstört — aber von dem Wahne war Europa noch nicht geheilt. Wie einst Peter von

Amiens, Bernhard von Clairvaux, so zog jetzt Fulko von Neuilly umher und predigte mit eben der Begeisterung, eben der Kraft und Beredsamkeit das Kreuz in Frankreich. Der Glanz seiner Heiligkeit war außerordentlich und [illegible]. Wunder hatte das Rüstzeug des Heiligen gegeben, von denen man damals überall sprach — [illegible]. Wie dem auch war, er erlebte außerordentliche Erfolge seiner Kreuzpredigten, und that er keine andere, so waren diese Wunder genug. Schon im Jahr 1198 hatte Fulko diese Predigten begonnen, und [illegible] Ritter, Barone und Herren trugen von ihm das Kreuz.

Papst Innocentius III. unterstützte wesentlich dieses Unternehmen und sandte, um es zu fördern, einen eigenen Legaten nach Frankreich, welcher Absolution allen gab, die sich des heiligen Zeichens bedienten. So rasch [illegible] es zu Peters von Amiens, und des heiligen Bernhards Zeiten mit dem Kreuzzuge ging, wollte es doch nicht fördern. Schon ein Jahr hatte Fulko gepredigt und ermahnt, die Zahl seiner gewonnenen Streiter war wohl auch schon groß; allein zu einem Heereszuge nach Syrien weder zahlreich, noch mächtig, noch reich genug. Ein Turnier, welches unweit Ecry gehalten wurde, war ein günstiges Ereigniß, zahllose Menschenmassen strömten zu dem Schauspiel, von nah und fern; die angesehensten Ritter und Grafen des Landes vereinigten sich hier, und Fulko konzentrirte hier seine Beredsamkeit, die der Legat unterstützte — und der Erfolg war wunderbar. Jetzt, wo große Namen schon genannt werden konnten, stieg die Zahl täglich, so daß im Juli des Jahres 1200 ein zahlreiches Heer zur Abreise bereit war, an dessen Spitze durch die einstimmige Wahl

der Fürsten, Bischöffe, Grafen, Barone, Herren, der Markgraf Bonifacius von Montferrat gestellt wurde.

An diesen und seinen Ritterrath wieß Deutschland's Kaiser den jungen Alexius. Sie hatten sich Edlern und Großem geweiht; so lag es nicht außer ihrem Pflichtkreise, auch das Recht des Unterdrückten und Mißhandelten zu schützen und wieder das Verlorne ihm zu geben. Von den Gesandten des Kaisers begleitet, trennte sich Alexius von der geliebten Schwester, die so bald das traurige Loos erfahren sollte, durch des Wittelsbachers Mordstahl das geliebte Gattenherz zu verlieren, und reiste nach Montferrat zu dem Grafen Bonifacius. Die Aufnahme des kaiserlichen Prinzen war die glänzendste, die Versprechungen des Markgrafen die befriedigendsten, doch er allein konnte nicht entscheiden. Daher berief er die Häupter des Kreuzheeres und den Legaten des Papstes zur Berathung. Man fühlte hier allgemein die wichtige Gelegenheit, theuer die Hülfe zu verkaufen und Vergünstigungen der wichtigsten Art sich zu erwerben, ja die Bischöffe und der Kardinal-Legate erblickten hierin die günstige Gelegenheit, die griechische Kirche der römischen wieder zu vereinigen. Sie unbenutzt vorübergehen zu lassen, war man um so weniger gesonnen, als die Lage des Prinzen Gewährung verhieß. Nach langen Berathungen legte man ihm, nachdem man ihm verheißen, ihn auf den Thron zu erheben, diese Bedingungen vor: Er sollte 200,000 Mark Silbers zu den Kosten des Kreuzzugs schießen, ein Jahr hindurch 10,000 Streiter zum Kreuzesheer stellen, 500 Ritter zum Schutze der eroberten Städte in Syrien unterhalten, dem Heere so viel Lebensmittel zu reichen, als

[illegible], so lange es für ihn streite, und das Kirchenlehen des Kaiserreichs dem Pabste unterwerfen.

Als Montferrat diese Bedingungen Alexius vorlegte, erbleichte der Jüngling. Er fühlte es lebendig, wie man das Unglück hier zu den eigennützigsten Plänen mißbrauchte oder doch mißbrauchen wollte, und hegte tiefen Unwillen gegen die Menschen, die dieß unter dem [illegible] Schein des Edelmuths vermochten. Aber Alexius Charakter hatte keine Männlichkeit, nichts Festes und Entschiedenes. Leichtsinnig lebte er der Gunst des Augenblicks, und sein Blick ermaß nie die Zukunft und wollte es nicht. War nur das Nächste gewonnen, an Fernes dachte er nicht; dabei hatte er den Charakterzug des Griechen — Worte — aber keine Thaten. Er wußte zu schmeicheln, zu täuschen und hatte es schon gelernt am Hoflager des Kaisers, wie man sich die Menschen gewönne. Ohne darum jemals daran zu denken, die Versprechungen zu halten, die er hier leistete, ohne zu erwägen, daß die Krone, die er sich so erkaufte, schon verloren war, ehe er sie besaß, durch die Bedingungen, die zu erfüllen waren, unterzeichnete er den Vertrag.

Isidor, der Arcus, erfuhr nicht, was sein Herr gethan, und der biedre deutsche Kanzler, der ihn im Namen des Kaisers begleitete, rieth vergebens ab, da er tiefer sah, als der jugendliche Leichtsinn. Er verließ mißvergnügt den Prinzen, der sich nach Venedig begab, wo der Markgraf von Montferrat das Kreuzheer versammeln sollte.

Auch hier empfing man den künftigen Kaiser mit der Aufmerksamkeit, die ein scharf berechnender Handelsstaat gegen denjenigen zu beobachten sich verpflichtet hält, der ihm einst große Vortheile zu bereiten im Stande ist.

Der graue Dandolo ermaß die Vortheile, die der allerdurchlauchtigsten Republik hier blühten und mit fürstlichen Ehren ließ er den kaiserlichen Jüngling überhäufen. Venedig's jugendlicher Adel umschwärmte ihn. Stets neue Festlichkeiten rissen ihn von Taumel zu Taumel hin. Seine Sinnlichkeit war beschäftigt und die Angelegenheiten seines zu erringenden Thrones lagen fern. Der blühende Jüngling, dessen kerkerbleiches Aussehen längst der Blüthe jugendlicher Schönheit gewichen war, entzückte Venedig's Frauen, und jede gab sich die Mühe, ihn zu fesseln. Bald war er in Liebeshändel verflochten, und der Rausch der Lust verdrängte vollends jede andere Vorstellung.

So flossen in Venedig die schwelgerischen Tage dahin, die sich zu Monaten reiheten, und niemals fragte Alexius, wann kommt das Heer, das meine Rechte schützen und die verlorenen mir wiedergeben soll? — Doch lebhafter wünschte Isidor den Zeitpunkt herbei, wo das Heer sich sammelte, und Alexius den verderbenden Banden dieses sinnlichen Lebens und Treibens entrissen, kriegerischen Beschäftigungen sich zuwenden würde. Von dem Alten wich allmählig die Heiterkeit, welche ihm bisher die Aussicht in eine glänzende Zukunft verliehen. Es wollte ihm manchmal in den stillen Stunden des Alleinseyns bedünken, als habe er mit seinem armen Kinde ein schlimmes Spiel gespielt, als sey es halb verloren, aber des Kindes Lebensglück ganz; und diese Vorstellungen drückten das Herz mit unerträglicher Last, und das Heimweh nach Gattin und Kind ging mit unwiderstehlicher Gewalt in das Herz ein. Endlich nahten die Abgesandten der Kreuzfürsten aus Frankreich. Sie waren in Genua und Pisa gewesen, wegen der

Ueberfahrt zu unterhandeln, und kamen auch jetzt gen Venedig.

Der schlaue Dandolo, voraussetzend, daß sie in Genua und Pisa ihren Zweck nicht nach Wunsch erreicht hatten, empfing sie mit ungewohnter Freundlichkeit. Ihm lag etwas am Herzen, wozu ihm der Kreuzzug die erwünschteste Gelegenheit bot. Zara, eine bedeutende Stadt im venetianischen Dalmatien, hatte sich empört gegen ihren Zwingherrn, deren Joch sehr drückend war. Vergebens waren bisher alle Unternehmungen gegen Zara gewesen und selbst in diesem Augenblick schien jede noch gefährlicher, da Zara sich in die Arme des Ungarkönigs geworfen. Dandolo's Blick kannte keinen Widerstand, sein eiserner Wille kein Hinderniß. Zara mußte der Republik wieder gewonnen werden, es koste was es wolle. Seine Gewandtheit wußte die Hindernisse alle zu besiegen, die des Pabstes Einreden und der Kreuzfahrer Gewissenhaftigkeit machten, da der Kampf gegen Zara, ein Kampf gegen Christen, [illegible] einen König war, der selbst zu einem Kreuzzuge [illegible] eben sich zu rüsten begann. Er selbst, der Greis, der aber noch Jünglingskraft in seinem Marke fühlte, schlug sich dem Kreuzzuge, unter der Bedingung der Eroberung Zara's an. In Venedig strömte nun das Heer der Kreuzfahrer zusammen. Ungeheure Massen erschienen und die Einschiffung begann. — Die Fahrt war glücklich. Schon am 10. Dezember 1202 erschienen Venedigs Galeeren mit dem ähernen Phalanx der Kreuzfahrer vor Zara. Auch Alexius war erwacht aus seinem Wahn, wie es Isidor gehofft. Noch hatte die Weichlichkeit der Sitten Venedigs in ihm nicht ganz den kriegerischen Geist einer thatendurstigen Jugend getödtet.

In diesem kriegerischen Leben, in diesem begeisterten Aufschwung wurde auch er emporgerissen und zum ersten Male schwang er muthig vor Zara das Schwert.

Zara's hohe, feste Mauern waren nicht geeignet, schnellen Sieg zu verheißen, und manches Herz bebte vor dem drohenden Kampfe, nur Dandolo nicht.

Rachedurst und Muth begeisterte ihn und die Belagerung wurde mit solcher Energie betrieben, daß die Stadt erobert wurde.

Jubelnd zogen die Sieger ein und das Kreuzheer in die Winterquartiere, da an fernere Unternehmungen vor dem Frühling nicht zu denken war.

IV.

Die Trennung von dem Geliebten und das Scheiden vom Vater — zwei Ereignisse, die Irenens Innerstes erschütterten — warfen sie auf ein langes, schmerzliches Krankenlager. Manchmal schien es, als habe der Todesengel schon seinen Kuß auf die erblassende Lippe gedrückt und der Jammer der verlassenen Mutter grenzte an Wahnsinn. Irenens Jugend siegte endlich über der Krankheit Gewalt. Sie genaß; aber die Leiden des Mutterherzens hatten ihm den Todeskeim gebracht. Kaum war Irene genesen, da erkrankte die Mutter und der Tod ließ das Opfer nicht mehr fahren, das er gleich Anfangs mit starkem Arm umschlossen. Eine Waise stand um die Trostlose in der fremden Welt. Des Vaters Schwester war ein Weib, das Irenen nicht verstand, den Himmel nicht kannte, der in deinem Herzen wohnte. Irenens Schmerz war hoffnungslos tief. Sie fühlte ganz das Entsetzliche ihrer Lage.

Nur die Hoffnung des Wiedersehens hielt sie oben; aber aus dem Geschicke der fernen Lieben kam keine Kunde. Jahre verstrichen — und es kam keine zu dem [illegible] Herzen. Die stete Sehnsucht, der nagende Schmerz, die innige Andacht, in der das arme Herz Frieden suchte — gaben den Reizen Irenens einen schwärmerischen Ausdruck, der sie nur noch erhöhte. Sorgsam vermied sie es auszugehen, sorgsam mied sie jeden Umgang, so sehr auch ihre Verwandte ihr nonnenartiges Alleinseyn tadelte. Ging sie nach der Kirche, so verhüllten dichte Schleier ihr Antlitz, die kein Blick zu durchdringen vermochte. So war es ihr bisher gelungen, jede Aufmerksamkeit der entarteten Männerwelt Constantinopels von sich entfernt zu halten. — Nicht immer sollte der Unglücklichen dies gelingen.

Das Osterfest war gekommen und zur herrlichen Sophienkirche strömten die Gläubigen. Auch Irene folgte dem Zuge ihres frommen Herzens, in der heiligen Eucharistie ihm zu genügen und Kraft und Muth zu suchen. Als sie dem gottgeweihten Priester nahte, schlug sie die Schleier zurück und — selbst am Altare des Herrn erspähte der Blick eines Teufels den Engel in Menschengestalt.

Nicht fern von ihr kniete Alexius Murzuphlos, aus dem mächtigen Geschlechte der Ducas, ein Mensch, dem vom Menschen nur die Gestalt geblieben und diese von der abschreckender Form. Es war eine robuste Gestalt. Die Farbe des Gesichtes schwarzbraun — dicke [illegible] Negerlippen, wolliges, rabenschwarzes Haar, eine plattgedrückte Nase, kleine, tief liegende, lauernde grimmige Augen, aus denen alle Geister der Hölle heraussahen, vollendeten das Bild eines Mannes, der durch

Reichthum und Geburt, Ränke und Tyrannenkunst dem Throne nahe, aber dem Himmel und der reinen Menschheit fern stand. Gewohnt, jede seiner teuflischen Lüste zu befriedigen, loderte die verzehrende Gluth höllischer Gier selbst an heiliger Stätte in dem Wüstewicht auf, als er unvermuthet hier ein Wesen erblickte, wie Constantinopel — sein Zweites unschlos. Das teuflische Auge starrte nur auf das Engelsbild; und als der zuchtige Schleier sank und die Fromme, die nicht die Nähe dieses Ungeheuers ahnete, zurück trat, da verließ schnell Murzuphlos seinen Platz, ohne die heilige Handlung zu schänden, wie er es durch ihre Uebung mit schwarzem Herzen gewollt, und drängte sich, von ihr unbeachtet, in ihre Nähe.

Der festliche Gottesdienst war geendet, der Segen vom Patriarchen ertheilt. Irene ließ den Strom der Menge sich erst lichten, dann verließ auch sie, in ihrem Innern erhoben, gestärkt, beruhigt, das Heiligthum. Auf dem Fuße folgte ihr jetzt das schamlose Laster und begleitete sie bis zum niedern Häuschen, wo sie schnell seinen gierigen Blicken entschwand.

Er stand wie gefesselt an der Stelle. Es war bei ihm fest und bestimmt, koste es, was es wolle, diese Blume des Himmels zu pflücken. Schnell trat er in Eins der nächsten Häuser, sich nach den Verhältnissen Irenens zu erkundigen und zufällig fand er hier Irenens Tante, die bei einer Freundin sich befand. Nicht wenig erstaunte die Alte, als sie Namen und Stand des Mannes vernahm, der sich nach Irenen erkundigte.

Die Alte sah dieß als das höchste Glück an, zumal Murzuphlos, als er vernahm mit wem er es zu thun. Eine Hand voll Gold gewann ihm schnell das

[illegible] Kupplerin, und die Versicherung, wenn [illegible] Wünsche fördere, reichere Belohnungen folgen zu [illegible] gewonnen dem Entsetzlichen unerwartet schnell das Herz der Alten. Sie versprach alles zu thun, und bestellte sie auf den morgenden Abend in dieses Haus, um ihr von dem Erfolg ihrer Bemühungen Nachricht zu geben.

Voll [illegible] der Hoffnung sichern Gewinnes, eilte die Alte nach Hause, um das, nach ihrer Meinung ausserordentliche Glück Irenens zu verkündigen.

Aber wie erstaunte sie, als mit heiliger jungfräulicher [illegible] den Augen und mit lodernden Unwillen [illegible] sonst so sanften Blick, das Mädchen mit den Waffen tiefer Verachtung sie zurückwies und sie mahnte, an die heilige Verpflichtung, der mutterlosen Bruderstochter Mutter, Schutz und Schirm zu seyn; als sie sie an die gerechte Strafe des Bruders und Vaters erinnerte für solches Vorhaben.

Doch die Alte ließ sich so leicht nicht einthun.

Mädchen, sagte sie, vergißt Du, daß Dein Geld zur Neige geht und es Zeit ist, darauf zu denken, Hülfsmittel zu erwerben? — Denkst Du denn, daß ich arme Frau Dich ernähren sollte, ohne jemals der Hoffnung Raum zu geben, Ersatz für meine Opfer zu finden? Dein Vater, o der schläft wohl längst im kühlen Grabe, D[illegible] sey vernünftig und wirf das Glück nicht von Dir [illegible] und Deine Zukunft zu sichern verspricht! —

Diese schonungslose Worte zerrissen Irenens Herz. Ihr Vater todt? — Ach, das hatte sie ja noch nicht bedacht, und der Gedanke wälzte eine Zentnerlast auf ihr Herz. Ihre Thränen brachen stromweise hervor. Ihr [illegible] hatte. Aber die innere sittliche Kraft

richtete sich heldenkühn empor. Sie redete heftig der Alten in das Gewissen. Aber diese blieb sich gleich. Sie sah eine zu reiche Goldquelle vor sich, als daß sie sie hätte leicht versiegen lassen wollen. — Für's Erste jedoch ließ sich die Tiefempörte in Ruhe. Sie versicherte, als Murzuphlos sie um die bestimmte Zeit wiedersah, diesen des Ziels seiner Wünsche; doch müsse er sich nach gedulden, da des Mädchens frommer Wahn Hindernisse in den Weg schiebe, die sie jedoch werde zu entfernen wissen.

Irene hatte den Glauben an sie gänzlich verloren, und mit Recht argwohnend, sie sey im Bunde mit dem Verruchten, heimlich sie beobachtet. Sie sah, wie die Alte sich flüsternd von ihm trennte und wieder Geld empfing. Jetzt war ihr Entschluß gefaßt. Sie mußte die Alte verlassen und im Vertrauen auf den Schützer der Unschuld fliehen. Das stand felsenfest in ihrem Herzen. Aber wie das bewerkstelligen? Wohin fliehen? — Lieber in des Meeres Wellen mich stürzen, als in die Sünde willigen, das war ihr Wille jetzt. Zum Glück fiel ihr eine Unglückliche ein, der sie in einer schmerzlichen Krankheit liebevolle Pflegerin gewesen und sich ihrer Dankbarkeit in hohem Grade erworben hatte. Auf diese bauete sie. Die Tante aber mußte sie täuschen. So sehr ihr das im Innern zuwider war, sie mußte es. Die arme Frau erstaunte zwar sehr, als Irene ihr die Gefahr mittheilte, die ihr drohe, aber sie war bereit, Alles für sie zu thun. Beide berathschlagten und kamen darin überein, ein Knabenkleid für Irenen herbeizuschaffen. Nach einigen Tagen war dies da.

Ob die Alte etwas ahnete oder etwas gemerkt hatte, sie war kaum zu bewegen, Irenen eine Stunde allein

[illegible] galt es, sie zu überlisten. Irene [illegible] Sie schien allmählig weniger [illegible] Reden der schändlichen Alten zu [illegible] Diese triumphirte im Stillen und gab dem [illegible] Mutzuphlos bessere Hoffnung. Sie wurde [illegible] mit ihm Eins, ihn bei Irenen einzuführen. Ehe aber dies geschah, benutzte Irene den günstigen Moment, wo die Alte bei Mutzuphlos war, kleidete sich in das Knabengewand, färbte die Lilienweiße ihres Gesichtes dunkeler und entwich unbemerkt.

Die Dämmerung wob schon an ihrem Schleier für [illegible], als Irene in fieberischer Angst, daß ihre [illegible] die sie erblicken, erhaschen und zurückführen möchten, mit beflügeltem Fuße die Straße entlang eilte, an deren Ende das Häuschen lag. Ohne zu wissen wohin, eilte sie immer stärker vorwärts. Jeder Tritt, den sie hinter sich vernahm, war ein Verfolger. Jeden, der ihr begegnete, wollte sie in die Arme des Rächers liefern, der sie verderben wollte. Nur der zunehmenden Dämmerung hatte sie es zu verdanken, daß ihre Blöße nicht entdeckt wurde, ihre Hast und Eile nicht jedem auffiel, der ihr begegnete.

Stürmisch hob sich ihre Brust, ihre Wangen glühten, der Athem stockte, ihre Füße versagten den Dienst. — Sie blieb angstvoll stehen — aber sie mußte stehen, sonst sank sie um. Wo bin ich? fragte sich [illegible] das unglückliche Mädchen und zentnerschwer fiel ihr [illegible] auf das Herz. Vor ihr lag in ungeheurer Masse ein Gebäude. Sie strengte ihre Augen an, es zu erkennen. Es war die Sophienkirche. O hier bin ich im Hause Gottes! seufzte sie und wankte zu [illegible] Porphirstufen, die zum Portale des Heilig-

thums führten. Hier sank sie nieder und unwillkührlich faltete sie die Hände zum Gebet. Sende, betete sie, sende, Du Schützer der Unschuld, Hülfe, Rettung deinem Kinde. O laß es nicht in böse Hände gerathen! Laß deinen schützenden Engel es begleiten, wie einst den frommen Tobias! Wende ihm ein barmherziges Menschenherz zu! —

Horch! da nahten Tritte, rasch, stürmisch und eine rauhe, wildrige Stimme sprach: Sie ist entflohen! Hierher muß ihr Weg geführet haben. Laß uns eilen, wir erhaschen sie noch! — Und an ihr vorbei stürmten zwei Männer und wandten sich rechts an der Basilika vorbei.

Ach, wie bebte, wie zitterte sie! Und als die Schritte verhallt waren in der Ferne, als jetzt das dämmernde Sternenlicht allmählig herabzuflimmern begann, da erhob sie sich, [illegible] durch die Rast und das Gebet, und floh wieder schnell wie das gescheuchte Reh, in der entgegengesetzten Richtung ihrer Verfolger. Und weiter und immer weiter trug sie der flüchtige Fuß, der kaum den Boden berührte. Bald aber sanken die übermäßig angestrengten Kräfte immer mehr — wieder trieb ihr das Blut nach der Brust, wieder stockte der Athem und ärger als vorher, begann es ihr zu schwindeln, und ein jäher, stechender Schmerz hemmte ihren Lauf. — Jetzt blickte sie aufwärts, und abermals lag vor ihr die durch das magische Sternenlicht bis zum Entsetzlichen gesteigerte Masse eines ungeheuren Gebäudes, dessen Thürme wie ungeheure Riesen in den Abendhimmel hineinragten. Sie sann nach, so viel ihr Zustand erlaubte. Es schien ihr das Gefängnißgebäude zu seyn, in dem sie ihre glücklichsten Tage verlebt. Die Vergangenheit und das Elend

[illegible] sahe sinnverwirrend durch ihr erhitztes Gehirn und mit dem Ausruf: Vater, Alexius! sank [illegible] Besinnung nieder. —

Die Nacht kam mit schnellem Schritte und verdeckte das [illegible] zarte Geschöpf den Blicken der Menschen. Sie schwand endlich, die Dunkelheit, und des Frühroths erste Streifen lichteten den Osten. Da stand des Gefängnißwärters Frau von ihrem Lager auf, auf welchem sie der Schlaf floh und nahte dem Fenster, das auf die Straße führte, um ihr Morgengebet dem Herrn der Welt darzubringen. Sie that es mit frommer Andacht und mit heißen Thränen, denn gestern hatte man den einzigen Sohn in der Erde dunkeln Schooß gesenkt, der ihr von sieben vorangegangenen allein zu des Alters Trost und Stütze geblieben war. — Das Herz, das bezwungen und weinen kann, ist geneigt zur Barmherzigkeit. Des Weib vernahm in der lautlosen Stille, die noch über diesen entfernten Theile der ungeheuern Stadt lag, ein langes Stöhnen. Sie horchte. — Es kam von der Straße her und sie schien nicht entfernt, die Brust, aus der dieses Stöhnen sich hervorarbeitete.

Sie strengte ihre von Thränen schwachen Augen an, den Gegenstand zu entdecken, von dem diese Schmerzestöne kamen. Es dünkte ihr endlich, bei zunehmender Helle, es läge ein Knabe von 18 Jahren dort an der Mauer und winde sich am Boden. Mitleid bewegte das Herz der unglücklichen Mutter. Ohne ihren Gatten zu wecken, der noch ruhig schlief, eilte sie, von des Mitleids göttlichem Triebe geleitet, hinab. Brummend ließen die Wächter die Zugbrücke nieder, daß sie hinaus konnte. Jetzt nahte sie dem Unglücklichen. — Irene, denn sie war es, die die Nacht hier zugebracht und jetzt

von Fieberfrost geschüttelt wurde, starrte angstvoll die sich über sie hinbeugende Barmherzige an.

Habt Erbarmen, habt Erbarmen! stöhnte sie. O, gönnt mir ein Obdach! Vater- und mutterlos irr' ich umher und sterbe hier vor Frost!

Das Weib sah gen Himmel. Willst Du mir Ersatz geben, o Herr? flüsterte die leise sich bewegende Lippe, und ihre Hand ergriff die Unglückliche, richtete sie auf, und halb von ihr getragen, halb gehend, führte sie sie durch die Pforte wieder ein, aus der Irene, von doppeltem Weh gedrückt, aber doch noch im Besitze der Theuersten, hinausgeschritten war. Noch stand oben in der Kammer des verstorbenen Sohnes Bettlein. Hurtig legte sie ein schneeiges Linnen darüber und bettete dann den bildschönen Knaben hinein, kochte ihm ein erwärmendes Getränke und bald legte sich der wilde Frost und gab einer verzehrenden Gluth Raum, auf welche allmählig ein tiefer Schlaf folgte. Jetzt verließ die weinende Frau, die so ganz den Verlust ihrer Kinder fühlte und doch auch wieder in dem Gedanken sich gefiel, der Himmel habe ihr zum Trost die schöne Waise gesendet, das Bettchen, um dem Gatten das Frühstück zu reichen.

Weinst Du wieder, Helena, sprach fast strafend der Gatte. Hast Du noch nicht Fassung gewonnen und Ergebung in Gottes unabänderlichen Rathschluß? —

Da brach des Weibes Schmerz heftiger hervor und gereuete ihn des Wortes, und sanfter bat er sie, sich zu beruhigen.

Jetzt offenbarte sie ihm, wie sie heute früh gebeten, wie sie dann ein Stöhnen vernommen, und wie sie ein Kind von dem Alter ihres Sohnes gefunden habe, das

[redacted] und heimathlos sey, gewiß als Gabe zum Ersatz ihres Verlustes.

Da Gerte sich sich um zu dem Bette führen und [redacted] Gesichtszüge, die im Bewußtseyn der Unschuld hier [redacted] aus dem sanften Schlafe entgegenlächelten, rührten [redacted] harten Mannes Herz wunderbar.

„Ja, sagte er zu seiner Frau, möge Dir geschehen, [redacted] Du gebetet hast! Weib, ist der Knabe, wie er sich [redacted] siehst, so mag er mein Sohn seyn und ich will ihn lieben und pflegen.

Da fiel das Weib um seinen Hals und pries die [redacted] Gottes. Kaum war das Frühstück genossen, so eilte sie an das Bette. Irene schlief fest und tief. Sie regte kein Glied. Die ungeheure Ermüdung zeigte sich erst jetzt. Wieder schlich die Frau hinweg, ihrem Schützling eine erquickende Speise zu bereiten. Als diese fertig war, lugte sie wieder durch die Spalte der Thüre — aber wie staunte sie. Durch eine Bewegung Irenens war das Käppchen vom Haupte gefallen und die ganze Fülle der schönsten Haare ringelte sich um das schöne Gesichtchen, das jetzt plötzlich Alles Knabenhafte verloren, und in dem Ausdruck der Weiblichkeit vor den Augen des Weibes lag. Es that ihr diese Bemerkung einen Stich durch's Herz. Aber als sie ruhiger geworden, schien es ihr fast lieber, eine Tochter zu finden, als einen Sohn, denn diese Freude hatte sie ganz entbehren müssen, selbst in den Tagen ihres mütterlichen Glücks. Von dem Anblick dieser rührenden jungfräulichen Schönheit konnte sich die Frau kaum trennen. Sie stand wie eingewurzelt da. Jetzt regte sich die schöne Schläferin. Sie zieh die schönen Augen und sah sich um mit sicht-

lichem Staunen und Schrecken. — Die Frau öffnete die Thüre und trat zu ihr, um sie zu fragen, wo sie sey.

Dies beruhigte das arme Herz. Aber sie ergriff weinend die Hand der mitleidigen Frau, die zu ihr gesagt, sie habe geglaubt, in ihr einen Knaben zu finden, um ihr das ganze Unglück ihres Lebens zu erzählen.

Staunend hörte die Frau die Begebnisse des unglücklichen Mädchens. Das herzlichste Mitleid ergriff ihr ohnedem weiches Herz. Sie that einen tiefen Blick in das reine Heiligthum dieses Herzens und gewann die herzlichste Liebe zu Irenen.

Als diese endlich ihre Erzählung unter heißen Thränen geendet hatte, umschlossen die Armen der Frau das Mädchen. Sey meine Tochter, sagte sie, ich bin ja kinderlos, wie Du älternlos, und es ist die Hand des Herrn, die Dich zu mir geführt. Ich betrachte Dich als eine Gabe Gottes zu meinem Troste. Ich will Dich lieben, wie mein Kind!

Da sank Irene an das Herz der Gutmüthigen unter den Thränen des reinsten Dankes gegen Gott, und die Zentnerlast fiel von ihrem Herz.

Nicht wenig staunte der Gatte, als er das liebliche Mädchen bei seiner Rückkehr von den Gefangenen fand. Bald aber löste ihm die Gattin das Räthsel und auch er nahm liebevoll das unglückliche Mädchen auf, das nun mit sorglicher Treue den beiden Alten unter die Arme griff, ihnen die Last zu erleichtern, die ihnen schon schwer wurde. Süßer aber noch war ihr der Gedanken, des alten Isaaks Pflegerin zu werden. Wirklich übergab ihr der Pflegevater dies Geschäft, als sie ihm gesagt, sie habe es bei ihrem Vater versehen. Doch so süß auch dieser Gedanken für ihr Herz war, so wurden die Erin-

[illegible]glücklichen Liebe wieder alle lebendig und [illegible] verschwundene Wehmuth ergriff ihr Inneres, [illegible] sie den Garten betrat, der nun verödet war. Sie [illegible] sich ganz der Erinnerung hin und lebte nur in ihr, da die Gegenwart kalt und blüthenlos für sie war. Wußte sie ja doch Alexius für todt halten, wie ihren Vater, da alle eine Kunde zu ihr gedrungen war und die Jahre still hingezogen. Immer schwärmerischer blickte ihr Auge gen Himmel, wo ihr frommer Glaube ihre Lieben wußte und bei ihnen zu seyn im Lande des Friedens, das war die einzige Hoffnung, der sie Raum gab, und ihr einziges Flehen in den stillen Stunden des Gebets.

V.

Der Frühling des Jahrs 1203 war endlich, nach einem für die südlichen Gegenden Dalmatiens ungewöhnlich rauhen und kalten Winter, mit all seinem Blüthenschmucke gekommen. In unumwölkter Bläue wölbte sich der südliche Himmel über dem Lager der Kreuzfahrer bei Zara, und mit dem behaglichen Gefühle, womit die laue Frühlingsluft den Körper durchströmt, regte sich die Theilnahme derer, die dem Zuge treu geblieben — denn durch die Streitigkeiten Dandolo's mit dem Pabste, wegen Zara's Eroberung, waren Viele in ihre Heimath zurückgekehrt. Auch Alexius wurde unruhig und schnte sich endlich sein Ziel zu erreichen. Aber ihm drohte neue Gefahr. Der bei dem Heere anwesende Kardinal-Legate, Pietro von Capua, berichtete dem Pabste, wie jetzt, nachdem die Schiffe in gehörigen Stand gesetzt worden, die Flotte nach Constantinopel unter Segel zu gehen gedenke, um hier Alexius,

den Sohn Isaaks Angelus, des Kaisers Philipp Schwager, auf den Thron von Byzanz zu setzen, und wie der eigensinnige Doge Dandolo von Venedig diesen Gedanken mit besonderer Liebe hege, um noch grössere Vortheile der Republik zu erwerben. Kaiser Philipp und Dandolo waren beide Feinde des Pabstes und ihre hier in einem Punkte zusammentreffenden Wünsche waren hinlänglich, sie und ihren Gestand dem Pabste verhaßt zu machen. — Noch schien der Wille des Geschickes nicht versöhnt gegen Alexius. Nicht nur, daß der Pabst schon aus den angegebenen Gründen ihm abgeneigt war — jetzt trafen auch Gesandte des Tyrannen Alexius III. in Rom ein, die, weil dem Tyrannen Gefahr von Zara her drohte, dem Pabste bewiesen, Isaak sey rechtmäßig seiner Grausamkeit wegen entthront und der junge Alexius habe auf den Thron keine Ansprüche, da er geboren sey, ehe sein Vater den Thron habe besteigen gehabt. Diese Gründe würden nun freilich allein nicht den Tyrannen und Thronräuber entschuldigt haben, wenn nicht noch ein anderes Argument sicherer das Ziel getroffen. Die Gesandten machten begreiflich, daß, da der Kaiser Philipp Alexius unterstütze, er schon aus Rücksichten der Familienbande und der Dankbarkeit, sobald er den Thron besteigen, ein Feind des Pabstes seyn werde. Würde nun, so sprachen sie weiter, Constantinopel von dem Kreuzheere nicht angegriffen, so würde der Kaiser Alles anwenden, die morgenländische Kirche unter die Supremaţie des Pabstes zu stellen. — Freundlich nahm der Pabst diese Worte auf und vergaß gänzlich, mit wem er es zu thun. Er erkannte Alexius III. als rechtmäßigen Kaiser und ließ durch Pietro von Ca-

[illegible] auffordern, Constantinopel in [illegible] zu lassen, nicht gegen christliche Brüder, sondern [illegible] die Heiden und für den Herrn zu streiten. [illegible] diesem Befehl folgte eine Drohung des Bannes und Interdikts.

Mittlerweile aber waren Gesandte des Kaisers Philipp im Lager bei Zara eingetroffen, die den Besitzer des Pabstes, zu Alexius Gunsten, mit aller Kraft zurück zu wirken strebten. Diese vermochten besonders die französischen Häupter des Kreuzzugs mit Alexius den Vertrag, den er bereits mit ihnen bei dem Markgrafen von Monferrat unterzeichnet, aufs Neue [illegible], und Alexius, der seine schwierige Lage [illegible] gelernt hatte, [illegible] seinen Anstand, ihn aufs Neue zu unterschreiben und ihn durch die feierlichsten Eide zu bekräftigen. — Aber das Volk des Heeres war anderer Meinung und nicht Wenige der Häupter. Diese waren auf des Pabstes Seite und verließen das Heer in zahlreichen Schaaren, sich unter [illegible] Fahnen vereinigend, die es nach Jerusalem zu führen versprachen. Trostloser, als je, war Alexius und der mit ihm Verbündeten Lage. Sie sahen ihre Leute entreißen, sie kannten die Verführung. Da warfen sie sich selbst vor ihnen zur Erde nieder und gelobten ihnen Alles, was dem räuberischen Sinne des Volkes schmeicheln konnte. So nur gelang es ihnen, vierzig Tausend Streiter sich zu erhalten, die denn ein Sinn und ein Ziel vereinte und mit ihnen segelten sie endlich von Zara ab.

Alexius begab sich mit einem Theile nach Durazzo in Albanien, das ihn als seinen rechtmäßigen Herrscher anerkannte, und als die Flotte in Corfu

beilegte, versprachen auch die Corfioten, ihn anzuerkennen, sobald er den Thron Constantinopels dem Tyrannen Alexius III. würde entrissen haben. Mit diesen günstigen Vorbedeutungen schloß er sich der Flotte Dandolo's an. Bald landeten sie da, wo Abdul Hamid's Serail steht und rückten nun in engegeschlossenen, wohlgeordneten Gliedern gegen Constantinopel vor, wo unschlüssig und kraftlos der Tyrann im Arme seiner Buhlerinnen schwelgte und sich erst zur kräftigen Wehr entschied, als die Kreuzfahrer nahe waren und eine Parthei für Alexius im Innern der Hauptstadt sich gebildet und Zwiespalt bereits bewirkt hatte.

Was sonst selten der argwöhnische Tyrann vergißt, sich gegen jede mögliche Gefahr zu schützen, das hatte Alexius III. in seinem sardanapalischen Leben gänzlich versäumt und vergessen. Zwar war Constantinopel mit ungeheuern Mauern umgeben, zahlreiche Miethsöldnerrotten erfüllten die Stadt — aber diese kämpften nicht für den eignen Heerd, sie hatten kein Vaterland, keine Vaterstadt zu vertheidigen und selbst am Kriegsbedarf litt der Kaiser Mangel. Keine Seemacht war da, die Flotte des muthigen Feindes zurückzutreiben. Auf des Pabstes bekannte Allmacht hatte der unfähige Wollüstling gerechnet. Seines Neffen Alexius ganze Unternehmung hatte er verachtet. Jetzt folgte, rasch wie die Donnerschläge eines nahen mächtigen Gewitters, die Nachricht von Durazzo's Fall, von Corfu's Untreue, von der Feinde Landung und ihrem Heranrücken aufeinander. Jetzt erwachte der durch seine Weiber gefesselte Frevler fürchterlich. Er raffte seinen Rest von Muth und Energie zusammen und ließ

eine [illegible] ausdrücken. Aber Alexius, in dem, [illegible] Ziele, der Muth lebhaft zu glühen begann, [illegible] sie schnell in die Flucht, obgleich die Zahl weit überlegen der Seinen war. — Das war eine schlimme Vorbedeutung für die nahe Zukunft. Die Freunde des jungen Alexius jubelten im Stillen. Alexius III. fühlte es, er stehe auf einem Vulkane und eine böse Ahnung sagte ihm: Es thue Eile, Noth, um den Frieden zu erhalten, ehe ein glücklicher Kampf den Feind zum Herrn der Stadt machte. Einen lombardischen Ritter sendete er in das Lager des Feindes, aber nicht an Alexius leitete seine Botschaft, sondern an die Fürsten des Kreuzheeres.

In der Mitte der Fürsten und Herren des Heeres saß Alexius, als der Lombarde Rossi hereintrat. Sein Benehmen war voll Stolz und Hochmuth, hinter welchem er die Furcht verbarg, die ihn, wie den Kaiser gleichermaßen erfüllte. Unter den Fürsten des Heeres ragte vor allen durch Größe, Kraft, Adel und Würde Conon von Bethune hervor. Auf ihm ruhte zuerst des Gesandten Blick, an ihn richtete er seine Rede. Er drückte des Kaisers Verwunderung darüber aus, daß ein Heer, das sich den Kämpfen für das heilige Grab geweiht, hier gegen Christenbrüder kämpfte und Constantinopel, das von je die freundlichsten Gesinnungen gegen die Kreuzfahrer gehegt, feindlich bedroht. Er bot ihnen neue Lebensmittel in Fülle an, mit der Bedingung, so schnell als möglich hinüber über den Bosphorus zu schiffen, damit er nicht in die unangenehme Lage versetzt werde, seine Macht aufbieten und die Kreuzfahrer züchtigen zu müssen.

Dieſe hochfahrende, beleidigende Rede erfüllte Alle mit Unwillen. Conon von Bethune erhob ſich, er ſah Alle umher an, gleich, als ob er ſie um die Erlaubniß bitten wollte, an ihrer Stelle das Wort führen zu dürfen, deſſen er in hohem Grade Meiſter war. Dandolo nickte ihm und nach ihm Alexius und alle Führer des Kreuzheeres. Er nahm eine ehrfurchtgebietende Stellung an, der Unwille ſeines Herzens trat lebendig in die Mienen und in den Ton, mit dem er ſprach: Sagt Eurem Herrn, wenn ihr ſchaam- und ehrlos genug ſeyd, einem Thronräuber und Wütherich Eures Armes Kraft für ſeine ſchlechte Sache zu leihen, ſagt ihm, daß wir das Gewebe ſeiner Ränke durchſchauen, daß wir ſeine Verwunderung über unſer Hierſeyn weder für aufrichtig, noch vernünftig halten können. Er muß es wiſſen, ſo gut als wir, weſſen dies Gebiet ſey, daß es nicht ihm, ſondern dieſem hier, dem Sohne Iſaaks Angelus gehöre, daß in ſeiner Hand das Scepter nur mit Unrecht ruht, daß nicht er des Thrones Erbe ſey, ſondern Alexius, den er ſeiner Freiheit beraubte und, Hohn ſprechend jeglichem Gefühle des Menſchenherzens, den eignen Bruder des Augenlichts beraubte. Wehe ihm, wenn er es wagt, das Schwert zu ziehen für ſeine ſchlechte Sache! Aber erkennt er ſeine große Schuld, will er zu dieſes jugendlichen Fürſten Füßen die Krone niederlegen, dann heißen des Abendlandes Fürſten, daß dieſer mißhandelte Fürſt ihm verzeihen und ihm ſo viel geben werde, um in der Abgeſchiedenheit ruhig zu leben. Das ſagt ihm. Giebt er Gehör der Stimme des Rechts und der Pflicht, ſo kehret wieder in unſre Mitte — wo nicht, ſo waget es nicht mehr, vor unſer Angeſicht zu treten, denn nicht zum zweiten Male dulden des Abendlands

Dienstmannes frechen Stolz und tollkühnen Trotz! Er winkte ihm zu gehen und kehrte ihm stolz den Rücken. Des Lombarden Stolz war von diesen Worten gänzlich niedergedonnert. Conon's Wort, Ton und Weise hatten ihn so imponirt, daß er bleich und keines Worts mächtig von dannen schied. Man gab im Rathe Conon von Bethune den allgemeinen Beifall zu erkennen, zweifelte aber mit Recht im Voraus an dem Erfolg. Dandolo machte nun den Vorschlag, dem Volke, das sich in zahlloser Menge auf den Mauern gesammelt, den Prinzen Alexius zu zeigen und es dadurch vielleicht zu einer kräftigen Handlung zu seinen Gunsten zu bewegen.

Dieß geschah — aber fruchtlos, denn die Furcht vor des Tyrannen Macht und Rache fesselte Jeden und der Haß gegen die Abendländer trug sich selbst auf Alexius über, der in ihrer Mitte kriegerisch der Hauptstadt nahte. Nichts blieb übrig, als offener Kampf, für den sich der Kriegsrath energisch erklärte, besonders Conon von Bethune. So wurden denn die Stellungen verabredet, die Haufen vertheilt, die Schlachtordnung bestimmt. Der Morgen tagte eben am 5. Juli 1203, als das Heer eingeschifft wurde.

In herrlicher Ordnung, in glänzender Wehr standen sie da, und der Sonne Strahlen fielen blendend auf die glänzenden Schilder und Harnische, und die spiegelglatten, kristallhellen Wogen des Bosphorus strahlten den Glanz zurück. Das Schauspiel war imposant und herrlich. Drüben am Ufer stand der Griechen größre in gleichem Glanz und gleicher Ordnung, an ihrer Spitze Alexius III., der die Nothwendigkeit erkannte, durch das Wort und That die Seinen zu ermahnen. Jubel-

ruf und Hörnerklang wirbelte in der Luft und die Kreuzfahrer machten durch das Anschlagen ihrer Schwerter an ihre Schilder einen so entsetzlichen Klang, daß das griechische Blut zu gerinnen drohte in den Adern Alexius III. und seiner Söldlinge. Jetzt waren die Schiffe dem Lande nahe genug. Alle die Ritter stürzten sich jetzt, wie auf ein Zeichen, in das Meer, deckten sich mit dem Schilde, und ehe die Pfeilschützen zum Schusse bereit waren, mähete das Schwert in den Gliedern mit behender Gewalt. Es entstand eine grenzenlose Verwirrung in der Griechen Schaaren. Ohne Hinderniß landeten die Uebrigen, mit ihrem Schützling Alexius in ihrer Mitte, und mußten, da das Heer allgemein und schnell floh, gegen die Mauern heranrücken, nachdem sie sich müde gemordet an den Fliehenden. So glücklich als die Franzosen hier bei Galata, waren auch die Galeeren der Venetianer am Eingange des Hafens. Schlecht bemannt waren des Kaisers wenige Schiffe, und noch übler ihre Ordnung. Gegen den kriegserfahrnen Dandolo vermochten sie nicht Stich zu halten. Seine Schützen tödteten die Ruderknechte und die Bemannung der feindlichen Schiffe; seine wohlgeleiteten Maschinen zerschmetterten das Plankenwerk und richteten sie so zu Grunde. Bald war die ungeheure Kette gesprengt, die den Hafen schloß. Im Angesichte des bebenden Volks eroberten die Venetianer die Galeeren, und Constantinopels Schutz zur See war vernichtet, wie der zu Lande in schimpflicher Flucht die Thore suchte. — Jetzt rauschten Dandolo's Galeeren daher. Auf der vordersten stand der greise Held und schwang muthig die Fahne mit dem Löwen von San Marco.

Geſchrei und Kampfesruf ertönte jetzt zur Erde auf dem Lande. Die Franzoſen ſchwenkten ſich um die Stadt, die Venetianer landeten im Hafen, wo keine Seele ſie verhinderte, denn nur hinter den Mauern hielten die Feigen ſich ſicher. Grenzenlos war die Verwirrung in der Stadt. Alexius hatte ſich ſelbſt verloren. Theodor Lascaris, des Kaiſers Eidam, ſtellte ſich ſchnell an die Spitze der 40,000 Streiter, die ihm zu Gebote ſtanden, und ordnete, ſo gut es ging, die Vertheidigung an. Sein Beiſpiel gab wieder Muth den Muthlosgewordenen. Der Sturm, den die Kreuzfahrer jetzt wagten, wurde abgeſchlagen und ſie zogen ſich in eine ſichre Stellung zurück.

Am 17. Juli war endlich der zum Sturm beſtimmte Tag.

Mit neuem Muthe griffen die Abendländer an. Auch heute war Dandolo der Glücklichere.

Gerade im Hafen wüthete der entſetzliche Kampf. Die Venetianer waren unbeſiegbar. Tod verbreiteten ſie überall um ſich, und Lascaris fehlte den Griechen, denn des Kaiſers Eiferſucht hatte den Tapfern entfernt. Sie wichen. Jetzt ſtanden ſie an der Mauer. Ihre Wurfmaſchinen arbeiteten raſtlos. Ihre Leitern wurden angelegt. Dandolo war der Vorderſte, er ſchwang die Fahne von San Marco mit Jünglings-Muth. Es war ein Zufall, daß gerade, wo er jetzt hinaufſtieg, keine Streiter waren. Da reichte ein Knabe dem Greiſe ſeine Hand und — er ſtand auf der Mauer. Folge mir, rief der Knabe und riß die Thüre des nächſten Thurmes auf — die Kämpfer hatten ihn verlaſſen.

Gieb mir die Fahne, rief der Knabe, ich pflanze ſie auf die Mauer. Dandolo ſtarrte ihn an, es war das

Antlitz eines Engels — er reichte sie ihm, und siehe — siegreich wehte die Markusfahne auf dem Thurme, in dessen Thüre der alte Held gezückten Schwertes stand. Kaum sahen dies Siegeszeichen die Venetianer, als sie, Löwen gleich, heranstürmten, die Mauer erstiegen und, niedermetzelnd, was sich ihnen entgegenzustellen wagte, sie eroberten. Panischer Schrecken lähmte die Griechen. Kaum vermochten sie zu fliehen. Ehe eine Stunde verging, waren 28 Thürme in Dandolo's Gewalt. Als Dandolo sich nach dem Knaben umsah, war er verschwunden, und es dünkte den Helden, es sey ein Bote des Himmels gewesen, wie sich denn diese Sage unter seinen Streitern verbreitete.

Nicht ganz so glücklich war der tapfere Montferrat und sein heldenkühner Gefährte Montmorenci. Unvergleichlich waren ihre Thaten, doch nicht so leicht dort der Sieg. Als Alexius III. das siegreiche Eindringen der Venetianer vernahm — da ahnete er sein Schicksal, und er, der so viele seines Volkes gemordet in gränzenloser Grausamkeit, fürchtete durch die Wuth seines eigenen Volkes zu fallen. Da nahm er alle seine Reiterei, machte einen Ausfall und wollte die Franzosen, in deren Mitte sein Neffe Alexius und der treue Isidor kämpften, im Rücken anfallen. Allein Montferrat kam ihm zuvor. Schnell schwenkten sich seine Ritter und standen in Blitzesschnelle geordnet gegen dem Feinde über. Jetzt senkte sich die Nacht herab, und Alexius in seiner Unschlüssigkeit wagte den Angriff nicht. Er ließ zum Rückzug blasen. Statt sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, entfloh der Schändliche mit allen Schätzen, die er erhaschen konnte, unter dem Schirme der Nacht nach Adriano-

pel und zog da in das Herz Thraziens, wo man des Verächtlichen vergaß.

Durch diese Flucht hatten die Verhältnisse in Constantinopel plötzlich eine gänzlich veränderte Gestalt angenommen. Sie wurde kaum laut, so traten Isaaks und seines Sohnes Alexius Freunde auf, für Beide den Thron fordernd. Alles Volk strömte zu Isaaks Kerker. Der blinde Greis staunte die Großen an, die ihm Glück wünschten und ihn auf einen Thron zurück leiteten, von welchem er vor acht Jahren herab in das Gefängniß gewandert war. Wie ein Kind freute sich der Geisteserschwache und folgte ihnen. Alles Volk jubelte und grüßte ihn freudig als Kaiser. Noch wußte man in Monferrat's Lager nichts von den Ereignissen in der Hauptstadt. Alexius saß sinnend in seinem Zelte und Isidor bei ihm in angstvoller Beklemmung wegen der Seinen, die er in der unruhvollen Stadt wußte.

Sey ruhig, Isidor, hob Alexius an, bald sind wir am Ziele, bald siehst du die Deinen wieder! — Der alte Mann seufzte, eine bange Ahnung durchbebte ihn.

O, sagte er zu Alexius, sprecht ihr denn nur von den Meinen, Herr? — Hat euer Herz nichts zu hoffen, als den Thron? —

Es hat einen Vater wieder zu sehen, die Geliebte und ein Volk zu beglücken, sprach Alexius mit Nachdruck, den er jedoch vorzugsweise auf die Worte: Vater und Volk legte. Und wird der Kaiser Griechenlands seiner Liebe gedenken? fragte zagend der Greis.

Er wird nicht vergessen, was ihm Irene war. Doch wozu diese Frage, Alter?

Wozu, mein Prinz? — rief erbleichend der Greis. O, warum habt ihr in Venedig ihrer vergessen, die

nur für euch lebt? — Werdet ihr in Constantinopel, wenn einst des Hofes üppige Weise euch ergreift, ihrer gedenken, die Alles für euch hingab, Vater und Lebensglück! — ? —

Ist das der Preis deiner Rettung, Alter? rief zornglühend Alexius, daß du jetzt als Hofmeister mit mir rechten, mich zwingen willst, deine Tochter auf den Kaiserthron zu setzen? Dich hat also nicht die Anhänglichkeit, an mich, an meine gerechte Sache zu meiner Befreiung bewogen, sondern der Ehrgeiz, Schwiegervater des Kaisers zu seyn! Und was war Irenens Liebe am Ende? fuhr er vor Zorn übersprudelnd fort, nur die schlaue Falle, in die der Unerfahrne ging, die aber nicht dem Menschen Alexius, sondern dem künftigen Kaiser galt. Alter, ich bin deines Meisterns müde, ich war es schon in Venedig und duldete es nur, weil ich mußte. Ich will dir das, was du für mich thatst, mit Gelde überreich lohnen — aber meinen freien Willen suche nicht mehr zu beschränken! — Er drehte sich um und ging gegen den Eingang des Zeltes, wo Conon von Bethune ihm entgegen trat und ihn in das Zelt Monferrats rief, wo Abgesandte aus Constantinopel seiner harreten. Isidor stand erstarrt, niedergedonnert auf der Stelle, wo er vor Alexius gestanden. Ein gähnender Abgrund öffnete sich vor ihm. Er rang die Hände verzweiflungsvoll. O, mein armes Kind! rief er aus, mein armes Kind! Ja, er ist ein Kaiser, wie sie alle, wie Isaak, wie der ruchlose Komnenel. Sie sind vergessen die Schwüre seiner Treue! Ich Unglücklicher! — Allmählig trat die Schuld, die er und seine Gattin an der Liebe Irenens und Alexius gehabt, vor seine aufgereizte Seele

und gleich dem Geier des Prometheus nagte an seinem Innern der bittere Vorwurf, des eignen Kindes Herz gebrochen zu haben, denn er kannte Irenens zartes Gemüth, die Festigkeit ihres Charakters und konnte daher das Schicksal der Unglücklichen wohl ermessen.

VI.

Als Alexius in das Zelt des Markgrafen von Montferrat von Conon von Bethune geführt wurde, waren alle Häupter des Kreuzheeres darin einmüthig versammelt und bei ihnen standen zwei Griechen in all dem Glanze, den die höchsten Stände des griechischen Reiches, in Ueppigkeit und Luxus erzogen, zur Schau zu tragen pflegten. Der eine war Alexius Murzuphlos und der andere Constantin Ducas, Beide aus fürstlichem Geschlechte, Beide von hohem Ansehen, Beide Abgesandte Isaaks Angelos, an die fränkischen Heerführer, seine Thronbesteigung anzukündigen, sie von der Belagerung, die nun fruchtlos, da das Ziel erreicht, abzuhalten und Alexius als Mitregenten an des Vaters Seite zu rufen. Die Botschaft hatte die Ritter mit hoher Freude erfüllt und diese strahlte nun in jedem Gesichte wieder.

Als Alexius eingetreten war, ließen sich die Griechen auf ein Knie nieder und grüßten ihn als Mitregenten des Kaisers mit tiefster Ehrerbietung.

Alexius war sprachlos vor Erstaunen. Diesen schnellen Wechsel seines Schicksals hatte er in keinem Falle erwartet. Laut grüßten ihn nun auch die Fürsten und Ritter als den künftigen Kaiser. Alexius ermannte sich endlich. Er nahm würdevoll, ja mit einem sich erhebenden Stolze die Glückwünsche hin und schien

sich in dem Gedanken glücklich zu fühlen, nun endlich am Ziele heißer Wünsche zu seyn.

Als aber nun Murzuphlos und Ducas Anstalt machen wollten, Alexius in die Stadt zu geleiten, da trat Conon von Bethune kräftig unter die Fürsten und sprach:

Nicht also! Griechische Treue hat keinen feinen Klang im Abendlande, und meine Brüder, die vor uns zum Grabe des Herrn zogen, haben sie nimmer zu rühmen Grund und Ursache gehabt. Wo sind die Bürgschaften für die Sagungen und Verträge, die der Prinz mit uns abschloß, wenn er nun nach Constantinopel ziehet? — Soll umsonst unser Blut für ihn geflossen seyn? — Sollen wir die Drangsale umsonst erduldet, des Pabstes Grimm umsonst auf uns geladen, umsonst die Reise zum Grabe des Herrn aufgeschoben haben, um uns täuschen zu lassen? Wir sind es uns selbst und unserm guten Rechte schuldig, ihn so lange als Geisel zu behalten, bis wir hinlänglich gesichert sind.

Diese Worte des kräftigen Ritters machten einen außerordentlichen Eindruck auf die Ritter und Fürsten. Dandolo trat mit Montmorenci sogleich auf seine Seite, und die andern alle folgten. Die Wahrheit dessen, was Bethune vorgebracht, sprach sich zu klar aus, um nur einen Augenblick verkannt werden zu können.

Bleich vor Grimm standen die beiden Griechen unter den Helden des Abendlandes, die ihre Seele aus dem Grunde haßte. Solche Demüthigung zu tragen, war den Stolzen unerträglich. Aber was sollten sie beginnen? Ihre erwartungsvollen Blicke ruhten auf Alexius, der bleich, ein Bild der Verwirrung, vor ihnen stand. Sein früherer Stolz vermochte sich kaum wieder zu er-

[illegible] erholte er sich. Es schmerzt mich, sprach [illegible] seine Stimme zitterte dabei in verhaltenem [illegible], daß Ihr, edle Fürsten und Herrn, so kränkend von mir und meinem Volke sprechen könnt, daß Ihr zweifelt an dem Erfüllen der Eide, die ich Euch geleistet; allein ich bin Euch zu hoch verpflichtet, um auch mehr diesem Begehren mich zu unterwerfen. Ich will Euch dadurch von der Lauterkeit meiner Absichten überzeugen. Geht zu dem Kaiser und meldet ihm dieß! fuhr er, sich zu den Griechen wendend, fort. Ein edler Ritter dieses Heeres möge Euch begleiten.

Diese Rede befriedigte Conon von Bethune vollkommen, daß Ville-Harduin wurde zum Gesandten an Kaiser Isaak erwählt.

Während dieser mit den zornigen Griechen nach Constantinopel sich begab, nahm das Kreuzheer wieder die Schlachtstellung ein, um durch diese den Griechen zu imponiren.

Der blinde Isaak erschrack heftig, als er diese unerwartete Botschaft erhielt — und in der Stadt stieg dadurch der Haß gegen die Abendländer bis zu außerordentlicher Höhe. Isaak erkannte die Unmöglichkeit, die Verträge, die, von der Noth gedrängt, Alexius geschlossen, zu erfüllen. Gestand er dieß ein, so war offenbar Thron und Reich zum zweitenmal verloren; kam die Abendländer nahmen Rache und zogen ab, und Alexius III. und sein Schwiegersohn Lascaris, dieser in Bythinien, wohin er gestohen, jener in Thrazien, mochten leicht sich Anhang erwerben und Constantinopel überfallen. So zwischen zwei Gefahren schwebend, schwor Isaak in Ville-Harduins Hand, daß er Alles, was Alexius in Zara verhießen, treulich

erfüllen wollte. Mit dieser Botschaft kehrte der Gesandte in's Lager zurück.

Der nächste Morgen bot ein imposantes Schauspiel dar. Schon in aller Frühe hallte das Geläute aller Glocken von den Thürmen Constantinopels seinen gewaltigen Gruß dem Kaisersohne zu. Im Lager der Kreuzfahrer war Leben und Bewegung. Im höchsten Glanze sah man die Fürsten und Herren, begleitet von ihren Bannerführern und Vasallen, sich bei dem Zelte Alexius versammeln. Das Thor der Hauptstadt öffnete sich und in einem Zuge nahten die Großen des Reiches auf prachtvoll gezierten Rossen. Murzuphlos führte das Roß, das Alexius besteigen sollte. Der Klerus, mit dem Patriarchen an der Spitze, folgte ihnen und der Patriarch legte den kaiserlichen Purpur um des Jünglings Schultern. Jetzt bestieg er unter lautem Jubel das Roß, der Klerus trat nun heraus, die Großen folgten, dann Alexius und um ihn Montferrat, Dandolo, Montmorenci und in seinem Gefolge die übrigen Fürsten und Herren mit ihren wehenden Bannern.

Langsam ging der Zug vor sich. Die Glocken läuteten — aber des Volkes Jubel schwieg, denn die Feinde führten Alexius, er war mit Isaak der Feinde Freund und Verbündeter. Unweit des Pallastes hatte sich das Volk in dichten Massen gedrängt. Hier standen die Jungfrauen der Großen des Reiches — ein Blüthenkranz von seltener Schönheit — an ihrer Spitze: Anna Ducas, die Tochter Constantin Ducas, der Schönen Schönste. Blumen streuten sie auf des Jünglings Weg — und in dem hohen Portale stand vom Purpur umwallt — der blinde Isaak und breitete seine zit-

[illegible] den geliebten Sohne entgegen; den er [illegible] sah.

Alexius stieg vom Rosse. Sein flammendes Auge ruhte auf Anna Ducas — und so das Ihre und der Blick [illegible] nicht minder [illegible], als die Liebe das Herz des Jünglings. Jetzt war er die Stufen hinan und sank in die Arme seines Vaters. —

Die Menge ergriff endlich das Roß, Theilnahme [illegible] und ein brausender Jubel folgte — und ließ einen gellenden, herzzerreißenden Schrei überhören, den ein Knabe ausstieß, welcher unweit von Anna Ducas [illegible] des Alexius Siegeswagen dem Thron begegnete. Der Knabe war ohnmächtig geworden. — Eine menschenfreundliche Hand trug ihn [illegible] aus dem Gedränge, löste das Kleid auf, und zog [illegible] die [illegible] Gestalt lag und — ein blendend-weißer, jungfräulicher Busen wallte hervor. In diesem Augenblick erwachte die Ohnmächtige, sah wild und verzweifelnd um sich, riß sich beinah gewaltsam los, und floh, wie von allen Furien gejagt, von dannen. Das Gedränge des Volkes, die Scene vor dem Kaiserpalaste, die aller Augen und Herzen fesselten, ließ diese Begebenheit unbemerkt vorübergehen und [illegible] Nerven des vermeintlichen Knaben führe, obwohl schleunig berührt, in die Volksmenge gerieth.

VII.

Als der Zug aus dem Thore zu der Stadt sich bewegte, stand am Ziele, das bisher Alexius bewohnt, der [illegible] von tiefem Schmerz ergriffen. Auf [illegible] hatte der Undankbare, von seinem Glücke [illegible], nicht einmal geblickt, auf ihn, dem er doch

das Wort nur zu deuten hatte. Dies schmerzte den Greis unaussprechlich. Nicht, wie er gehofft und geträumt, freudig, nein langsam und gebeugt vom Harme mit schwerem, ahnendem Herzen, begab er sich auf den Weg nach der Stadt. Sein schleichender Gang, sein bleiches, verändertes Ansehen machte, daß ihn Niemand kannte. Müde kam er am Häuschen seiner Schwester an. Zitternd öffnete er die Thüre. Das Weib, das sich so Schlechtes bewußt war, stieß bei seinem Anblick einen Schrei des Entsetzens aus. — Sein Auge flog umher. Wo ist Lydia, wo Josephine? er erschüttert und hielt sich, daß er nicht sank, denn die Beine zitterten unter ihm. —

Sie sind todt! schrie außer sich die unmenschliche Schwester — und beide Hände vor das Gesicht haltend, sank Isidor leblos auf der Stelle nieder, wo er gestanden.

So war es denn zusammengetrümmert, das ganze Gebäude seines Glücks, seiner Hoffnungen, und der Abgrund des Elends that sich schauererregend vor ihm auf. — Er lag lange da, ehe die Stimme des verzweifelnden Weibes die Nachbarn zusammengerufen. Sie kamen endlich. Sie hoben ihn auf — er war starr — das Leben aus ihm gewichen. Ein Schlag hatte sein Leben geendet. — —

Noch standen in dumpfem Schrecken die Leute umher. Das Weib, die durch ihr heftig ausgesprochenes Wort den Unglücklichen getödtet, die ihm dennoch eine Lüge gesagt, um ihre niedrige Handlungsweise zu bedecken, raufte sich wild das Haar und klagte sich als Brudermörderin entsetzlich an — da öffnete sich die Thüre und es traten herein Marco Gregory der

[illegible] ihm der Gefängnißaufseher des Kai- [illegible] Isaak, weil er ihm durch Irenens Hand [illegible], zu einem höhern Ehrenposten am Hofe des Kaisers [illegible]? Die Frage erstarb bei dem Anblick der [illegible] auf seinen Lippen.

[illegible] die Ereignisse in Constantinopel sich so [illegible], da kam auch zu den Mauern der Irenen [illegible], die Kunde von Alexius [illegible] durch ihren Pflegevater. Zu ihm, dem Geliebten, [illegible] Vater zog ihr das [illegible] Herz. Die Mauern wurden ihr zu enge. Die Pflegeältern mußten [illegible], in ihrer Knabenkleidung sich in die Stadt zu begeben. Sie sah sie auch für sie beten, [illegible] so [illegible], sie zu [illegible], von der Mauer [illegible] den Vater zu erblicken, daß sie es [illegible] nicht [illegible]. Selbst, als der Kampf begann, [illegible] sie die Mauern nicht. Die Pfeile schwirrten — sie [illegible] nicht. Sie hatte ja Alexius auf Dandolo's Schiffen gesehen, nur mit dem Siege kam er in die Stadt — sie mußte den Sieg fördern, und kostete [illegible] auch das Leben — sie verlor es ja dann nur für ihn, denn es zu [illegible] war in unerträglicher Ferne. Sie war es, die Dandolo's Fahne ergriff und auf den Mauern [illegible] und nun, nachdem sie es vollendet, was sie gewollt, [illegible] wieder zu den Pflegeältern zurückkehrte.

Jetzt wurde Isaak aus dem Gefängnisse auf den Thron gesetzt, und bald darauf zog Alexius ein. In das [illegible] Knabengewand hüllte sich das liebende Mädchen und [illegible] zum Palaste, wo schon Tausende sich [illegible] die Jungfrauen, ihre Blumen zu streuen. O [illegible], die ihn ja doch alleine kannte, liebte,

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] zur Ruhe. Immer sprach sie von [illegible], der sie vergessen, der ihr Vater und [illegible], Ruhe und Lebensglück geraubt. Es waren [illegible] Bilder, und kaum die Phantasien nur soviel [illegible], daß sie einen Mann im Gefolge des Alexius [illegible], denn er [illegible] sie nicht. Gegen Mitternacht [illegible] die Phantasien [illegible]. Ein sanfter Schlaf, selten noch von Traumbildern unterbrochen, senkte sich auf die brennenden Augen, und das arme Herz fand — das Köstlichste im Unglück — Vergessenheit seiner selbst. Sie erwachte ruhiger am Morgen. [illegible] war sie. Nur flossen ihre Thränen [illegible] und die Worte [illegible] sie [illegible]. Aufstehen konnte sie nicht, sie war zu sehr angegriffen. Gerne entschloß sich der Pflegevater zur Nachfrage nach [illegible]. Aber wo, wie sollte er im unermeßlichen Byzanz Kundschaft von einem Manne, von dem es sehr zweifelhaft war, ob er mit Alexius wirklich zurückgekehrt, oder ob er nicht im fernen Lande sein Ruheplätzchen schon gefunden. Er besprach sich behutsam über [illegible] des Entfernten.

Geh zu Alexius, mein Vater, rief sie heftig. O, er wird doch nicht seines Retters vergessen haben, wie jener — Sie stockte.

Nein, sagte sie dann sich besinnend auf die Möglichkeit [illegible], der Unbekannte könne von Ihrem Daseyn [illegible]. Geh zu Marco Gregori, dem Pisaner, [illegible] ihr dort nicht, wo er oft gewesen, so [illegible] ihm ihre Wohnung genau und [illegible], [illegible] nicht zu säumen.

Der alte Mann bedurfte dieser Ermahnung nicht. Die Liebe zu Irenen war Sporn genug für ihn zur Eile. Er ging zu Marco.

Als er dort seine Frage vorgebracht und Irenens gedacht hatte, staunte Marco, daß er selbst Isidor noch nicht gesehen, seit Klerius zurückgekehrt; auch von den Leuten vom Hofe und den Kreuzrittern, die bei ihm wacker gezecht, nichts davon habe vernehmen können, ob Isidor mit dem Prinzen eingezogen. Sie besprachen die Sache und Marco, von Natur kein böser Mensch, nahm aufrichtigen Antheil an Isidors Schicksal, dem er einen großen Theil seines vermehrten Wohlstandes schuldete. Sie wurden nun miteinander Eins, für's Erste das Häuschen seiner Schwester in der Vorstadt aufzusuchen, und sollten sie, wider alles Vermuthen, auch hier keine Kunde von ihm vernehmen, sich selbst bei dem jungen Mitkaiser nach ihm zu erkundigen. Sie gingen und fanden den Armen als Leiche. Sie ließen sich nun Alles, so viel die fast Wahnsinnige vermochte, von der Schwester Isidors erzählen und diese Umstände machten selbst auf die rauhen Männer tiefen Eindruck. Beide vereinten sich, sein Leichenbegängniß herzurichten, und gingen endlich von dannen.

Marco stellte sich die einzelnen Umstände scharfsinnig zusammen und fand ziemlich richtig den Grund der Niedergeschlagenheit Isidors. Er hat das Loos aller getheilt die den Großen sich geopfert — er hat Undank geärndet, sagte er zu seinem Begleiter, das drückte ihn und die Nachricht vom Tode der Seinen, die noch sein Glück ausmachten: brach ihm das Herz. So ist es!

Mög' ihm das Grab Frieden geben! sprach das Andere. Ihr möcht Recht haben mit Eurer Vermuthung;

über die arme Irene? — Wie soll ich es ihr beibringen, [illegible] sie trösten, deren gereiztes Wesen sich schon [illegible] geäußert?

[illegible] Marco empfahl ihm die möglichste Vorsicht und beide schieden traurig.

Irenens Sehnsucht nach der Rückkehr ihres Pflegevaters stieg von Minute zu Minute. Endlich vernahm man seine Tritte. Sie richtete sich im Bette auf und sah dem Eintretenden ins Auge. Ein Blick reichte hin. Sie sank langsam zurück und bedeckte ihre Augen mit ihren Händen und laut schluchzte sie. Der Alte trat näher, er faßte ihre Hand und vor Rührung vermochte er [illegible] ihren Namen auszusprechen.

Irene — meine Tochter — bat er endlich. —

Irene richtete sich auf. Sie reichte die andre Hand ihrer Pflegemutter. O, nun bin ich ganz Euer, sagte sie weinend, [illegible] das arme Herz bricht, ich habe nun auf Erden Niemand mehr, als Euch!

Die alten Leute zogen sie weinend an ihre Herzen.

Auch er hat seinen Lauf geendet! sagte Irene darauf [illegible], nicht so?

[illegible] sey mit ihm! war die Antwort des erschütterten Mannes.

Eine lange Pause tiefen Schmerzes erfolgte, in welcher die Gatten die Unglückliche ganz sich selbst überließen.

[illegible] sie ruhiger geworden, fragte sie, wo Isidor gestorben. Der alte Basil wagte es nicht, die Wahrheit zu gestehen, weil dies auf Irenen noch entsetzlicher [illegible] mußte.

[illegible] ist in Samos, sagte er.

[illegible] fragte sie nicht mehr. Stille und in sich gekehrt lebte sie mehrere Tage fast ohne Nahrung, dann

aber schien ein Strahl himmlischer Verklärung auf ihrem Gesichte zu leuchten. Sie lächelte gleich einem Engel, der nur auf kurze Zeit scheiden wandelt. Sie vermochte wieder das Lager zu verlassen, aber sie bat ihre Pflegeältern, daß, da sie nur von wenigen sey erblickt worden, sie fortan männliche Gewänder tragen dürfe. Obwohl Basil und seine Gattin den Grund dieser seltsamen Bitte nicht begriffen, so gestanden sie es doch gerne zu, dem Herrn dankend, daß die Gefahr, sie zu verlieren, glücklich vorübergegangen sey. Fortan trieb sie wieder ihr stilles, schweigsames Wesen, las der Pflegeältern Wünsche in ihren Augen und erfüllte sie in stiller Freundlichkeit, ehe sie sie ausgesprochen, und beglückte so der Alten Lebensabend. Aber ihr Herz kannte auch keine andre Freude mehr — zumal einst der Pflegevater die Kunde brachte, Alexius sey verlobt mit Anna, der Tochter Constantin Duca's. Noch einmal zuckte da der Schmerz erschütternd durch ihr innerstes Wesen, dann aber war er überwunden und nur im Innern zehrte sicher und langsam ein schleichendes Gift an des Lebens bestem Marke.

Um diese Zeit nöthigten Basils neue Verhältnisse, die stillen Mauern des Gefängnisses für immer zu verlassen und seine Wohnung im kaiserlichen Palaste zu nehmen. Bei dieser Nachricht bebte Irene. Die Stätte zu verlassen, die durch die Erinnerungen der schönsten und einzigen Flitterwoche ihres Lebens geheiligt, geweiht waren für ihr Herz — das war eins der schwersten Opfer, die das Geschick von ihr fordern konnte, in Alexius Nähe zu leben, ihm zu seyen — eins der schwersten Obliegenheiten für sie; allein so schwer es ihr auch wurde — sie schied stille weinend von den theuern

Dorn [illegible], wie das Lamm zur Schlachtbank, ihren [illegible] in den Pallast, dessen wildes, verworrenes [illegible] schneidend durch ihr Herz zuckte.

[illegible] schien jetzt ein anderer Gedanke ihrem Leben neuen Reiz zu geben. Durch Basil kannte sie Alexius schlimme Lage. Das Volk haßte ihn, als den Freund der Abendländer, haßte ihn, ob der Versprechungen, die er auf's Neue dem Pabste gemacht, und wegen den Verschwendungen an die Kreuzfahrer. Sie kannte ihr Volk und seinen grimmen, wilden Haß. Vielleicht konnte sie Alexius Schutzgeist werden. Der Gedanke belebte sie auf's Neue; denn sie liebte ihn ja noch, den Treulosen. [illegible], seinem Gemüthe lebt die Liebe nur einmal und geht dann auch mit ihm zu Grabe. So in Irenens Herzen die Liebe zu Alexius. Sie konnte ihn nicht hassen, obgleich seine Treulosigkeit ihre Lebensblüthen [illegible], zerknickt, ihr das Herz gebrochen hatte. [illegible] Liebe war nur diesseits, während ihre Hoffnungen nur jenseits waren.

VIII.

[illegible], oft aus Altersschwäche kindischen [illegible] hatte denn nun Alexius den Thron bestiegen und mit ihm die Mittel erhalten, jeden Wunsch des Herzens zu befriedigen. Der Blick in das Feuerauge der schönen Anna Ducas hatte über sein Herz entschieden und die letzte Erinnerung an Irenen getilgt. Nicht, wie bei Irenen, wachte jungfräuliche, heilige Zucht über das Herz. Hier wallte ihm, dem schönen Jüngling, ein glühendes Herz entgegen. Ihr seine Hand [illegible] reichen, war [illegible] geworden, ein Entschluß, den [illegible] Basil gut hieß, ja sogar nöthig machte, denn

Ducas war der mächtigen Fürsten des Reiches Einer, bei dem Volke beliebt durch Freigebigkeit und kluge Herablassung. Mit Anna's Hand hoffte er, sich eine feste Stütze auf dem schwankenden Throne zu erringen, deren er so sehr bedurfte.

Der Sommer war bald vorüber — der Winter kam. Die Kreuzfahrer konnten jetzt nicht mehr nach Syrien ziehen, so mächtig auch der Zug des Herzens bei den Besseren war. Der leichtsinnigen große Zahl gefiel sich in diesem genußvollen, ruhigen Leben in einer Hauptstadt, die Alles bot, was oft die Verhältnisse der Heimath gebieterisch und strenge versagen. Noch waren zudem die Versprechungen Alexius und Isaaks nicht erfüllt. Alexius wünschte nichts sehnlicher, als sie zu seinem Schutze, so lange als möglich, bei sich zu behalten. So verging ein Theil des Winters. Je näher aber der Frühling kam, je lebhafter das Verlangen des Heeres wurde, das Osterfest in Jerusalem zu begehen, desto mehr Dandolo und Monferrat drängten, daß ihnen die Geldunterstützungen geleistet und das Hülfsheer, das Alexius und Isaak versprochen, zu ihnen gestellt werde.

Alexius, in dessen Hand die Regierung des Reiches größtentheils ruhte, fühlte nur zu sehr, daß eine unerfahrene Hand, ohne Hülfe einer fremden, reichern Erfahrung, diesen Zügel nicht führen konnte. Er sah sich nach treuen Rathgebern um — und gerade seine Unerfahrenheit ließ ihn die traurigste Wahl treffen. Constantin Ducas und — Alexius Murzuphlos wurden seine Rathgeber, und Letzterer im höchsten Grade, denn er war ein schlauer, ränkevoller Schmeichler, ein Auswurf des Geschlechts. Ihm neigte sich Alexius

[illegible] die Lüste des mehr und mehr den wildesten Ausschweifungen sich hingebenden Jünglings zu befriedigen und so Alexius in seine schändlichen Fesseln zu schlagen wußte. Er rieth — zu strenger Eintreibung der Steuern, damit die Kreuzfahrer befriedigt werden könnten. Alexius folgte ihm, und der schwache Isaak dem Sohne. [illegible] Alexius [illegible], desto mehr stieg es in immer höherem Grade. Es schien, als hätte sich Alles zu seinem Unglücke verschworen. — Obgleich die Kreuzfahrer ihr Lager auf der Höhe von Galata hatten, so blieb doch ein großer Theil des Heeres in der Stadt und täglich strömte der verworfenste Theil des Heeres herbei, um sich den scheußlichsten Handlungen zu überlassen. Mit unterdrücktem Grimme duldeten die Griechen, aus feiger Furcht, lange die Mißhandlungen dieser Barbaren. Als aber ihre Frechheit zunahm, als sie sich sogar es herausnahmen, zu plündern — da quoll der Haß über. Sie rotteten sich zusammen und griffen die Plünderer an. Es entspann sich bald ein blutiger Kampf, der mit der schmählichsten Niederlage der Kreuzfahrer[illegible] endete. Rache glühte in ihren Herzen. Sie steckten ein Haus in Brand.

Ein frischer Wind blies vom Bosphorus her und fachte die Flamme so furchtbar an, daß bald ganze Strecken in Flammen standen und im Zeitraume weniger Stunden lag der größte Theil der Stadt mit ihren reichen Pallästen und herrlichen Kirchen in rauchenden Trümmern. Zahllose Opfer fanden ihren Tod in den Flammen — auch Constantin Ducas, Anna's Vater, dessen Pallast mit dem größten Theile seiner unermeßlichen Reichthümer zu Grunde gegangen war. — Ein [illegible] Zustand herrschte jetzt in der Stadt.

Das Volk war außer sich. Die Lateiner und wer es mit ihnen hielt, war ihr Feind, so denn auch Alexius, der — so tief war er durch Murzuphlos gesunken, selbst mit Anna Ducas buhl, weil seine Politik in ihr seine Stütze sahe, und er durch ihre verlornen Reichthümer seine Mittel mehre sah, seine Ausschweifungen zu fördern. Murzuphlos leitete ihn ganz und sein schändlicher Verräther Plan war kein anderer, als Alexius zu stürzen und sich selbst auf den Thron zu erheben. Um dies zu erreichen, stellte er sich bei dem Volke als den Feind der Lateiner und den Ankläger Alexius dar; diesem aber war er Freund, Schmeichler, Rathgeber, Genosse eines verruchten Lebens — und Aufreizer gegen die Kreuzfahrer, durch die er allein konnte gerettet werden. Oft sprach Irenens Pflegevater von diesem verruchten Menschen und seinem Einwirken auf Alexius, von seiner Treulosigkeit und dem sichtlichen Bestreben, Alexius gänzlich zu verderben. Irene hörte mit tiefem Kummer diese Erzählung. In ihrem Herzen bewegte sie es und wurde bei sich Eins, einen Versuch zu des noch immer geliebten Kaisers Rettung zu machen.

Es war an einem Abende, als Alexius über einen Gang des Kaiserpalastes ging, dessen Lampenschimmer schon zu erlöschen begann. In seinen Gemächern hatte er in wilder Lust geschwelgt mit Murzuphlos und seinen Genossen. Er taumelte mehr, als er ging. Jetzt stand plötzlich eine hohe Gestalt vor ihm — es war Irene! Bleich und kummervoll stand sie vor ihm. Er fuhr entsetzt zurück — wähnend, einen Geist zu sehen.

Sie erhob ihre Hand langsam und sprach: Alexius, wie bist Du so tief gesunken! Wohin führt Dein Weg? Bist Du der Beglücker Deines Volkes geworden? —

[illegible] Deine Sitten, raubt Dir des Volkes [illegible] glänzendes Glück! Murzuphlos — ver[illegible] — rette Dich — über Deine Leiche will er zum Throne steigen! Alexius, höre die Stimme Irenens, die Dein Glück mit treuem Herzen will! —

Sie verschwand nach diesen Worten allmählig im Hintergrunde des Ganges, wo die Lampen erloschen waren. Alexius stand betäubt da. Ein Meer von Gefühlen wogte in ihm. Es war, als ob mit einem Male der Rausch verschwunden sey. Sein Herz war beklommen, bis zum Zerspringen. Es machte sich Luft durch [illegible]: Irene!

[illegible], die [illegible] sich ihm zu nahen vermochte, die in stiller Verborgenheit bisher sich allen Augen im Palaste zu entziehen gewußt hatte, die schon lange auf diesem Gange, dessen hohe Fenster nach dem Hofe gingen, ihn erwartet hatte, wollte durch die Thüre, die sie hergeführt, wieder zurückkehren, aber ein nahes Fenster war offen gewesen, eine Zugluft hatte die Thüre zugeworfen. Sie stand in starrem Schrecken vor der Thüre, die sie nicht öffnen konnte von Innen, — denn Alexius Ausruf hatten die Genossen seiner Schwelgerei vernommen, sie kamen herzu mit den leuchtenden Dienern.

Alexius sprach von seiner Erscheinung. Murzuphlos lachte des Geistersehers und ging mit einem Licht auf die Stelle zu, wo der Geist sollte verschwunden seyn.

Irene zitterte — verzweifelte. Sie sprang an's offne Fenster. In diesem Augenblick sah sie Murzuphlos und erkannte sie, zurückprallend. — Du hier? rief er heuer, aber sich schnell ermannend und auf sie zueilend. —

Zurück, Teufel! rief Irene in wilder Verzweiflung. Zurück!

Murzuphlos ließ sich nicht irre machen und — Ehe er sie zu ergreifen vermochte, schwang sie sich mit Blitzesschnelle auf das Fenstergesimse und sprang hinaus. Ein Schrei — ein fürchtlicher Schlag auf die Steine des Hofes folgte — und Alles war stille. Entsetzen durchrieselte Alle, selbst den verruchten Murzuphlos.

Lange standen sie in dumpfer Betäubung.

Was war das? rief Alexius — lebte sie? —

Murzuphlos, den der Schrecken der Hölle in diesem Momente ergriff, beichte die Frage des Kaisers. —

Dieser rang die Hände. Hinab! rief er, hinab! und eilte voraus. Es gab Lärm im Palaste. Von allen Seiten strömten jetzt Menschen herzu. Man kam im Hofe an. Gräßlich zerschmettert lag hier Irenens kaum noch kenntlicher Leichnam.

Im Ausbruche des rasendsten Schmerzes warf sich Alexius auf den Leichnam. Laut klagte er sich seines Unrechts an, laut nannte er sich einen Treulosen, ihren Mörder.

Der wilde Lärm weckte Irenens Pflegevater. Er eilte herzu — hörte, was geschehen, sah den Leichnam, und mit dem Ausrufe: meine Tochter! meine Irene! warf er sich neben dem Kaiser nieder.

Isidor! rief dieser fragend aus.

Doch es war ein Fremder, ein Andrer, nicht Isidor.

Die Räthsel häuften sich. Hier war der Ort nicht, sie zu lösen.

Murzuphlos zog Alexius hinweg. Aber Basil mußte ihm folgen — und das Dunkel wurde aufgeklärt.

[illegible] erschüttert. Er wieß alles von sich [illegible] Basil mußte bleiben und ihm Alles erzählen, [illegible] wußte.

Alexius war außer sich. Sein Zustand grenzte an [illegible]. [illegible] Tage war er unzugänglich. Doch [illegible] siegte der Leichtsinn und die Gewohnheit seines [illegible] Lebens über ihn. Die bessern Regungen verschwanden, und im wildesten Taumel suchte er die Gewissensbisse, die ihn marterten, zu zerstreuen. Nach wie vor, ja mehr als je, wurde er Murzuphlos Sklave, der nun seine Obmacht nicht mehr gefährdet [illegible] Alexius war sein guter Stern gänzlich [illegible] ihr schreckliches Werk. Murzuphlos entzweite [illegible] — [illegible] das Volk gegen ihn auf. [illegible] zerrütteten die Stadt. Das Volk setzte endlich Alexius ab. Jetzt, um ihn ganz zu verderben, ließ ihn Murzuphlos ein neues Bündniß mit den Kreuzfahrern schließen, dessen Abschluß er dem Volke verrieth — in dessen Hände er endlich Alexius auslieferte. Furchtbare Vergeltung! Zum zweiten Male wurde Alexius in das Gefängniß geschleppt, wo er die gemordete Geliebte gefunden. — Jetzt erwachte sein Gewissen schrecklich, und die Qual seiner Vorwürfe zerriß sein Herz.

Murzuphlos wurde vom Volke zum Kaiser erwählt. Noch aber war des Schrecklichen Thatenlauf nicht zu Ende. Isaak, der mit Alexius gleiches Loos theilte — wurde im Kerker erdrosselt — Alexius starb an Gift, das ihm Murzuphlos bereitet hatte.

1903. 1572

Sämmtliche

historisch-romantische

Erzählungen und Geschichten

von

F. W. Lips.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main, 1833,
bei Johann David Sauerländer.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Gedruckt bei Heller und Rohm in Frankfurt a/M.

Inhalt.

1. Venedigs Patrizier . . . . . Seite 7.
2. Hasekar . . . . . „ 61.
3. Die Christfrauen . . . . . „ 213.

Venedigs Patrizier.

Eine Erzählung aus dem siebten Jahrzehn des fünfzehnten Jahrhunderts.

Am Sonntage vor Himmelfahrt 1472 ſtanden auf dem Rialto, der größten und ganz von herrlichem Marmor erbauten Brücke Venedigs, drei Jünglinge, ſich durch luſtige Reden und ſatyriſche Bemerkungen über die Vorübergehenden und in Gondeln den großen Kanal Befahrenden unterhaltend. Der geſchmackvolle und koſtbare Anzug, welcher aus Seide und Sammt beſtand, die wehenden Straußenfedern der Hüte, zuſammengehalten von blitzenden Agraffen, die goldenen Ketten, an denen die zierlichen Dolche, deren Hefte ebenfalls von Diamanten ſchimmerten, befeſtigt waren, mehr aber noch die ſtolze Keckheit, die ſich in Worten und Manieren ausſprach, und der ſchonungsloſe Spott, der jeden Vorüberziehenden, ohne Ausnahme traf, ließen ſie bald als Nobili's erkennen, deren Väter über unermeßliche Reichthümer, ſo wie, als Glieder der Serenissima Signoria, über das Wohl und Wehe der Republik geboten konnten. Sie ſtammten aus dreien der erſten Familien des goldenen Buches, und mancher ihrer Vorfahren, ſo wie jetzt noch der Vater des Einen, hatten ſich am Himmelfahrttage mit dem adriatiſchen Meere vermählt und die herzogliche Krone getragen. Marco Falieri, der Sohn des Dogen, war der Eine, Lucio Cornaro der Andre, und Giovanni

Anafeſto der Dritte des ſpottenden, übermüthigen Kleeblatts. Sie ſchienen Freunde zu ſeyn, wenn man von dem traulichen Verkehre aus ſchloß; beobachtete man aber genauer die Blicke, ſo lag doch in einigen etwas, was keineswegs den Stempel der Himmelgebornen trug. Marco Falieri war ein Jüngling von 19 Jahren, ſchön, daß man unwillkührlich bei ſeinem Anblick an die idealen Vorbilder des helleniſchen Alterthums erinnert wurde, ohne daß er doch eine Heldengeſtalt beſeſſen hätte. Er war zart gebildet, von mittlerer Größe, ohne aber auch ſchwächlich zu ſeyn; vielmehr blühten die friſchen Roſen der Geſundheit auf ſeinem Antlitz. In ſeinem Geſichte ſprach ſich bei einem leiſen Zuge von Frivolität, wie ſie damals des jungen Adels herrſchende Denkweiſe war, dennoch ſo viel Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit aus, daß jeder, der ihn genauer kannte, ihn ſicher liebgewann; dabei war er edel und bieder. Lucio Cornaro beſaß die Geſtalt eines Herkules und den weitausſtrebenden Ehrgeiz, wie die kühne Tapferkeit ſeiner Vorfahren, die der Republik ſo große Dienſte geleiſtet. Er war ebenwohl ſchön, doch ſeine Züge waren rauher, derber. Der Dritte endlich, Giovanni Anafeſto, war weder ein Liebling der Natur noch des Himmels. Das Siegel eines ſchwarzen Herzens lag auf ſeinen Zügen. Laſter hatten früh die Wangen gebleicht und gefurcht. In ſeinem Auge loderte die wilde Gluth ſinnlicher Begierde, das nieerlöſchende Feuer der Rachſucht. Wen er haßte, den haßte er furchtbar und ewig. — Freunde waren Cornaro und Falieri, denn Letzterer ſchloß ſich an Erſtern an und ward von ihm geliebt, obwohl die Väter einen geheimen Groll in dem Herzen nährten. Falieri's Vater war Doge, darum ſuchte Anafeſto ihn auf und drängte ſich an ihn.

Für ihre Unterhaltung fanden die Jünglinge einſtweilen reichen Stoff, bis ſie die Ankunft der Galeere Cornaro's, auf welche ſie warteten, auf eine andre Art beſchäftigen ſollte, denn der milde Wind, der vom Meere her wehte, machte die Luft des ſonſt heißen Mittags kühler, und da der Gottesdienſt lange geendigt war, und die Kanäle von Gondeln wimmelten und die Geſänge der Gondolieri's und die lieblichen Klänge der Guitarren bereits hörbar wurden, wogte über den hohen Rialto eine zahlloſe Menſchenmenge herüber und hinüber, wie es eben die Wohnung, das Geſchäft oder die Luſt des Einzelnen beſtimmte. Bald ſchweiften die Blicke der drei Jünglinge über den Kanal, bald über die an ihnen vorbeiwogende Menge, und überall boten ſich Gegenſtände des Witzes und Zielſcheiben der bittern Satyre dar. Machte es Giovanni Anafeſto zu arg, dann gebot der ältere Cornaro Ruhe und Stille; allein es half nicht. Volk und Adel, Männer und Frauen empfingen ihre keineswegs ſchmeichelhaften Epitheta. Und eben als ſich in den Volkshaufen ein unzufriedenes Murren gegen die drei Spötter erhob, und jene das Wort der Drohung vernahmen, und blitzenden Auges um ſich blickten, da donnerte ein Kanonenſchuß von der Rhede her, daß die Luft zitterte. Horcht! rief Cornaro, das iſt unſre Galeere, die meine Schweſter bringt! — Alsbald erfolgte ein zweiter Schuß; die Jünlinge eilten hinab, ſprangen in Carnaro's reichgeſchmückte Gondel, und glitten fröhlich den Kanal hinab den Lagunen zu. Und als ſie ſo dahinglitten zwiſchen den Häuſer- und Palläſtereihen, und geſchmückten Gondeln, da wurde es Cornaro ernſt und wehmüthig. Dieſe Schweſter war ihm einzig geblieben, und mit ihrem Daſeyn hatte die geliebte Mutter

das Leben eingebüßt; darum hatte der tiefgebeugte Vater das Kind des Schmerzes zu einer Schweſter nach Corfu gethan, wo es erzogen worden. Lucio hatte die Schweſter nicht geſehen ſeit der früheſten Kindheit. Aber ein Bild beſaß er von ihr, das er ſtets bei ſich trug, weil es, wie der Vater oft geſagt, das treueſte Abbild der geſchiedenen Mutter ſey.

Lucio, hob endlich Marco Falieri an, ſo ſage mir doch, wie ſieht denn Deine Schweſter aus, daß ich wenigſtens nicht verblüfft werde, wenn ich vor ihr ſtehe.

Man ſagt, dieß Bild ſey treffend ähnlich, erwiederte jener, indem er es ihm darbot. Ein Grieche aus Cypern, der Arzt und Maler, und die Götter wiſſen was ſonſt noch iſt, Namens Calopulo, hat es gemalt.

Raſch ergriff es Marco, und rief nach einem Blicke, in dem ſeine ganze Seele lag: Bei meinem Patron! das iſt das ſchönſte Engelgeſicht, das ich jemals in Rom und Florenz ſah! Und — mit einem innern Schauer ſetzte er in ſich hineinmurmelnd hinzu: Ich vergebe dem Vater, daß er dieſe Jeſſica ſo gewaltig liebte, wenn ſie dieſem Bilde glich! —

Ueber Marco's Schultern blickte gierig und lüſtern, wie der Teufel in's Paradies ſchaute, Giovanni Anafeſto auf das Bild Catharinens, und ſagte, mit einem ſeltſam giftigen Seitenblick auf Marco, zu Lucio: Deine Mutter war ein ſchönes, ein ſehr ſchönes Weib!

Der Ton der Stimme hatte etwas Schneidendes, das verletzend in Marco's Seele drang, und ihm ſchien's, als wiſſe dieſer unheimliche Anafeſto um das, was als Geheimniß der Vater ihm einſt anvertraut. Er blickte ſchnell zurück, und begegnete jedoch einem Geſichte, das grinzend freundlich ihn anſah.

Unterdeſſen hatten ſie die Lagunen erreicht. Stolz ſchwamm mit wehenden Flaggen und Wimpeln die ſchlanke Galeere daher, und man gewahrte ſchon deutlich unter einem purpurnen Baldachin drei Frauen auf dem Verdecke. Rüſtiger ruderten die Leute und das Hurrah der Schiffsmannſchaft begrüßte die Ankommenden. Lucio gab ſchnell dem Schiffhauptmann einen Wink, daß er nicht wolle erkannt ſeyn, den jener verſtand; dann raunte er Marco in's Ohr: Du beſteigſt zuerſt die Galeere! und ſie legten an. Die Strickleiter wurde herabgelaſſen. Marco betrat das Schiff, nach ihm Giovanni, endlich Lucio. Die Jünglinge ſchritten dem Verdecke zu, ſich verneigend vor den Frauen, die ſich von ihren türkiſchen Polſterſitzen erhoben hatten, ſie zu begrüßen. Catharina Cornaro warf einen forſchenden Blick auf die Geſichtszüge der drei Jünglinge, und trat dann mit glühender Röthe auf den jüngfräulichen Wangen auf Marco Falieri zu, ihm Hand und Mund bietend zum Willkommen, indem ſie mit einer ſanftflötenden Stimme ſprach: Sey mir gegrüßt, lieber Lucio! Aber Marco erröthete eben ſo glühend wie die Jungfrau, und entwand ſich den umſchlingenden Lilienarmen, indem er leiſe ſprach: Vergebt, theure Signora, dieſer iſt Euer Bruder! Da erbleichte die Jungfrau erſchreckend; Lucio breitete ihr ſeine Arme entgegen, und die Thräne im Auge des Bruders hob den Zweifel, und ſie lag weinend an ſeiner Bruſt. — Zum Glücke für die beſchämte Catharina legte in dieſem Momente des Vaters Barke an und ſie flog dem theuern Vater entgegen. Giovanni aber ſtand da wie eine Bildſäule des Neides, während ſein Auge mit einem ächt ſaumenartigen Ausdruck auf Catharina's wunderlieblicher Geſtalt ruhte, oder vielmehr herumſchwebte, die

reizenden Formen betrachtend. Marco legte unwillkührlich die Hand auf sein Herz. Er fühlte, daß dieser Augenblick über sein Leben entschieden habe, und sprach leise zu sich: O, wenn ich nur nicht dein Geschick theile, armer Vater.

In einem bis zur Ueberladung mit Gold, Sammt und Seide, kostbaren Geräthen und schimmernden Teppichen verzierten Gemache des St. Marcus-Pallastes saß am Morgen des folgendes Tages der Doge Falieri in seinem reichen gepolsterten Lehnstuhle. Sein Arm stützte das müde Haupt, welches bleich und zerstört aussah, und das Auge war mit düsterm, schwermüthigen Ausdrucke auf das Bild Catharina's gerichtet, — das ein Diener des Doge auf dem Corridor vor Marco's Thüre gefunden. Etwas recht Schmerzliches mußte den silberhaarigen, aber noch sehr kraftvollen Greis bewegen, das verriethen die Seufzer, die der gepreßten Brust sich entwandten. Als er eine Weile so still, auf das Bild hinstarrend, gesessen hatte, stand er auf und maß mit gewaltigen Schritten das Gemach. Es schien, als rolle die Vergangenheit ihren Vorhang auf, und noch einmal kämpfe die Seele den Kampf früherer Jahre! — Herz! Herz! rief endlich der Doge aus, willst du nach zwanzig Jahren noch einmal die mühsam errungene Ruhe meines Lebens stören?! Ach der Vulkan hat ausgeglüht, die Leidenschaft und die grauen Haare sind seltsame Genossen! — Er schritt mächtiger auf und nieder. —

Wie kam das Bild in Marco's Hände? fragte er sich, und legte die Hand an die Stirne. — Grausames Schicksal! — Soll das Weh der Vergangenheit noch

einmal den Greis durchzucken? Soll die bittere Wonne noch einmal ihn marternd in der Erinnerung durchbeben? — Jeſſica! Jeſſica! Dir hat der Richter über den Sternen ein mildes Urtheil geſprochen; — aber mir! — mir! — welch' ein Strafgericht wird mich treffen, wenn der Richter das Donnerwort: Ehebrecher! ausſpricht!! — Er hüllte ſein Geſicht in den faltenreichen Purpurmantel, und ſank in den Lehnſtuhl zurück. — Ach, ſeufzte er leiſe, ich glaubte durch ein tadelloſes Leben, durch ſtrenge Buße den Himmel verſöhnt zu haben — aber jetzt — jetzt fühle ich tief das Schwere meiner Schuld! — Er ſank auf ſeine Kniee nieder und betete leiſe mit tiefer Andacht und Inbrunſt; — dann wurden einzelne Worte hörbar: — Vergieb, vergieb Richter, dem ſchwachen Menſchenherzen! — Richte mild und laß des Elends genug ſeyn, das über mein graues Haupt kam und mich alt machte vor der Zeit! O, gieb Ruhe und Frieden meiner geängſteten Seele!! — Sein Haupt ſank auf den Lehnſtuhl, und in der betenden Stellung blieb er lange ſeufzend liegen — dann erhob er ſich ſchnell, horchend auf einen raſchen Schritt, der dem Gemache nahte. — Das iſt Marco! ſprach er; nun, Falieri, ſey wieder Mann! — — Er ſetzte ſich anſcheinend ruhig in den Lehnſtuhl, die Thüre ging auf und Marco trat herein; bleich und zerſtört ausſehend, grüßte er den Vater.

Du kommſt ſo frühe, Marco, ſprach der Vater, und ſiehſt ſo bleich aus; ich hoffe, Du wirſt doch die letzte Nacht nicht gar durchſchwärmt haben in den Caſinos? Das grade nicht, theurer Vater, erwiederte der Sohn: aber mich bewegt etwas Anderes. Ich fuhr geſtern mit Lucio Cornaro ſeiner Schweſter entgegen, die von Corfu zurückkam, wo eine Tante ſie erzog. Lucio zeigte mir

in der Gondel ſeiner Schweſter Bild, vergaß es zurückzufordern, und ich ſteckte es in Gedanken ein, und — finde es nicht mehr, da ich es ihm zurückgeben wollte! —

Marco, hob mit tiefgefalteter Stirne und ernſtem Worte der Vater an, und ſeine Stimme nahm einen Ton des ſcharfen Tadels an; Marco, wie oft bat ich Dich, Cornaro's Geſellſchaft zu meiden! Wie oft warnte ich Dich vor dieſen Cornaro's, die Deines Vaters Glück zerſtört, und ihm namenloſe Kämpfe und unzählige bittere Lebensſtunden bereitet haben! Und doch gehorchſt Du der Stimme Deines Vaters nicht! — ?

Vergebt mir, theurer Vater, bat Marco, wenn ich Euer Gebot übertrat. Lucio ſchließt ſich ſo arglos, ſo liebevoll an mich an; ſeine Grundſätze ſind ſo lauter und rein, ſein Leben ſo untadelich, ſo ganz dem wüſten Treiben der übrigen Nobili's entgegengeſetzt; ſein Sinn iſt ſo ritterlich — daß ich — vergebt, wenn mein Wort Euch kränken ſollte, daß ich oft dachte, ich müßte durch mein Betragen ein Unrecht vergüten, das Ihr den Cornaro's anzuthun ſcheinet!

Der Vater blickte ihn ſtrenger an; Marco, fuhr er dann ernſter fort, Deine Gutmüthigkeit ſieht Licht, wo Schatten iſt. Du biſt noch nicht gereift in der Schule bitterer Erfahrungen, wie Dein Vater. Du darfſt meinen grauen Haaren reiferes Ermeſſen zutrauen, darfſt glauben, daß ich nicht gerne Menſchen verdamme; aber — hier wurde ſeine Stimme ſo feierlich, daß es kalt Marco's Gebeine durchrieſelte — Dein Geſchick könnte dich zu einem Abgrunde unausſprechlichen Elendes bei dieſen Cornaro's hinreißen, in dem Du untergehen würdeſt. Die Fäden Deines Schickſals ſind näher mit denen des Ihrigen verwebt, als Du glaubſt. Forſche

nicht wie, nicht warum? Aber ſprich, willſt Du die grauen Haare Deines Vaters mit Herzenleid in die Grube ſenken? Ich bin ein morſcher Baum, dem das Schickſal alle Blüthe nahm, bis auf Eine — ſoll ich auch die verlieren? Sprich, Marco, ſoll ich? —

Da ſank der Sohn in des Vaters geöffnete Arme, und rief erſchüttert: Nicht mein, Euer Wille geſchehe!

Nach einer ſtummen Pauſe ermannte ſich der Vater. Du ſagſt, Lucio's Schweſter ſey zurückgekehrt, Marco?

Geſtern, mein Vater! —

Du warſt mit Lucio auf ſeines Vaters Galeere, wie war der alte Cornaro gegen Dich?

Marco beſann ſich. Das kann ich euch nicht ſagen, Vater; doch meine ich, freundlich.

Und Cornaro's Tochter, Catharina — wenn ich nicht irre? —

Marco erröthete. Er war gewohnt vor dem Vater kein Geheimniß zu haben — und doch wollte es ihm jetzt ſchwer werden, den Auftritt auf der Galeere zu erzählen.

Der Doge las in ſeiner Seele. Haſt Du ein Geheimniß vor deinem Vater, Marco? — fragte er.

Da übergoß ihn die Scham, daß er nur einen Augenblick zweifelhaft ſeyn konnte. Nein, ſprach er, Ihr ſollt alles wiſſen. Er erzählte ohne Rückhalt die Begebenheit mit den kleinſten Umſtänden dem aufmerkſam Horchenden. Als er geendet, runzelte der Doge die Stirne. Das iſt nicht gut, ſagte er mit innerer Bewegung. Marco, ich beſchwöre Dich bei allem, was Dir heilig iſt, bei dem Heile Deiner unſterblichen Seele, meide die Cornaro's, meide Catharina's Umgang. Fliehe ſie, wie Du den Erbfeind Deiner Ruhe fliehen wirſt.

Willst Du das? Willst Du die einzige Bitte Deines Vaters erfüllen? Faliери reichte dem Sohne seine Hand hin, und dieser schlug mit einem Blicke gen Himmel um Kraft und Muth flehend, ein.

Aber — sagte er nach einer Pause, in der beide ihren Gedanken und Empfindungen nachgehangen, was werde ich Lucia sagen wenn er nach dem Bilde fragt?

Gieb es ihm wieder, Marco, hier hast Du es; sagte mit heftiger Bewegung der Doge, indem er auf das Bild blickte. Nun geh' mein Sohn, und vergiß nicht, was Du mir gelobt! Marco verließ das Gemach, indem er seine Lippen auf das Bild der Theuern drückte, und leise seufzte: „Dir entsagen und dem Leben selbst, das sieht sich gleich. Und doch scheint ein feindlich Geschick uns zu trennen, während mein Herz mit einer süßen Zaubergewalt sich zu Dir hingezogen fühlt.“ Der alte Mann aber flehte brünstig zum Himmel, daß er gnädiglich walte über Marco und ihm.

Während die süße Siesta ganz Venedig, das sonst so lebensvolle, in einen todähnlichen Zustand der Stille und Leere versetzt, und so manches von Freude strahlende und von Thränen umflorte Auge geschlossen, und selbst im Pallaste des Dogen Morpheus allmächtiger Mohnzweig die Hellebardiere wie die Diener des Dogen, und diesen selbst besiegt hatte, saß unter dem mit Blumen des Morgenlandes und duftenden Stauden zu einer hohen Laube umgeschaffenen, mit grünem Schirmdache versehenen Balkon des Marcuspallastes Marco Faliери, und starrte hinaus in die öde Stille der Piazetta, und auf das blaue, nur kleine Wellen schlagende Meer. Er glich einer Bildsäule. Doch nur äußerlich war dieser Zustand, innerlich tobte es gewaltig, und das Herz schien

die Brust sprengen zu wollen. Kurz darauf, als er den Vater verlassen, eilte er hinab, wanderte über die Piazetta durch das Gewühl des Marcus-Platzes hindurch, warf sich in die erste Gondel, die er traf, und befahl dem Gondoliero, nach dem Pallast Cornaro zu fahren. Rasch und kräftig theilte das leichte Fahrzeug die Fluth, die langsam nur floß, mehr einem stehenden Wasser gleich. Um einige Ecken bog die Gondel, — da lag der Marmorpallast des reichen Cornaro vor ihm, und ein Blick, den er mit beklommener Brust auf den Balkon warf, machte sein Herz heftiger pochen — denn — da stand Catharina in einem schneeweißen faltigen Gewande, eine halbentblüthe Rose an ihrem jungfräulichen Busen. An ihrer Seite lehnte Lucio. Als Marco näher kam, da deutete Lucio auf ihn. Catharina blickte nach ihm, und er sah, wie ein süßes Lächeln um den lieblichen Mund schwebte, während eine leise Röthe die Wangen zu überfliegen schien. Lucio drohte jetzt dem Kommenden mit dem Finger, und rief lustig herab: Komm nur schnell, Du Räuber, Du hast Vieles gut zu machen!

Zitternd entstieg Marco der Gondel. Es zog ihn mit süßer Gewalt hinauf, und doch war es ihm, als halte ihn eine kalte Hand zurück. In diesem innern Zwiespalt trat er in den reichen Saal, den Titian's und Tintoretto's Bilder in reichen Goldrahmen schmückten, und durch die große Glasthüre auf den Balkon, wo ihn Lucio, mit einem biedern Handschlag empfangend, zu der Schwester führte, die in überaus reizender Verwirrung ihn willkommen hieß. Mit wenigen Worten entschuldigte sich der Jüngling, daß er so spät erst komme, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Lucio ließ ihn nicht ausreden, sondern rief lachend: Freilich hast Du meiner

lichen Cattinetta keinen guten Begriff von der feinen ritterlichen Sitte der Nobili Venedigs beigebracht, doch wird sie Dir das vergeben, wenn Du ihr zusagst, für diesen Abend sie mit Deinem lieblichen Lautenspiel und Deiner Silberstimme Wohllaut zu entschädigen. Marco zeigte sich gegen Catharina, indem er, obwohl mit wankender Stimme, solche Erlaubniß als hohe Ehre und Vergnügen prieß, und die Jungfrau entgegnete, daß sie nur bitten dürfe, wo ihr Bruder herrisch gebieten wolle.

Ich habe aber noch ein ernster Wort mit Dir zu reden, Falieri, fuhr halb scherzend Lucio fort, denn an mir hast Du gestern einen Raub begangen. Du dachtest wohl, da ich das Original habe, könne ich Calopulo's Copie leichter entbehren? — In der That würde ich geglaubt haben, ich hätte es in's Meer fallen lassen; allein Giovanni Anafesto meldete mir, Du habest das Bild in Deinen Busen gesteckt.

Dir es wieder zu bringen, war ein Theil meiner Absicht jetzt, entgegnete Marco, der immer verwirrter wurde, je mehr er Catharinen erglühen sah, die wohl wissen mochte, wovon die Rede sey.

Marco schlug den Sammetmantel zurück, und zog das Bild Catharinens hervor, welches an einer rosenfarbenen Schnur um seinen Nacken, und grade über dem Herzen hing, und reichte es ihm. — Lucio's Laune wuchs mit der Verlegenheit Marco's und seiner Schwester. Sieh' doch nur, Cattinetta rief er lachend, wo er Dein Bild hatte! Ich schwöre es bei Lysipp's Pferden auf St. Marco, daß Dein Bild heute zum erstenmale auf dem Herzen eines Jünglings ruhte, es müßte dann in Corfu gewesen seyn! —

Beider Verlegenheit stieg mit jedem Momente, mit jedem Worte Lucio's. Catharina warf ihm einen halbstrafenden halb bittenden Blick zu, und wollte sich entfernen. Lucio ergriff ihre Hand. Sey mir nicht abhold, Schwester, bat er, daß ich toll genug scherzte, aber sieh', Ihr beide verdientet einen kleinen Verweis, Du, weil Du den schönern Jüngling lieber für Deinen Bruder halten wolltest, und er, weil er das Bild der niedlichen Schwester nun schon für sein Eigenthum anzusehen beliebt. — Doch — er faßte beider Hände und sagte gutmüthig: seht es der Freude nach, die in mir lebt und webt über der Schwester Rückkehr!

Da sang unten der Gondoliere:

„Wenn wild die Stürme sausen,
„und dumpf die Wellen brausen —
„dann denk' ich nur an dich,
„Daß mir bliebe
„Deine Liebe
„und kein Sturm erschüttert mich!"

Die süße Sehnsucht, die die Melodie dieses Liedes selbst in der klangvollen Sprache Italiens haucht, drang in Marco's Herz, und schlug die gleichgestimmte Saite an. Lucio eilte in den Saal, und holte eine herrliche, ebenhölzerne Laute, sie in Marco's Arm legend, und rief: sing, o singe uns die herrliche Barcarola. Auch Catharina bat mit der so sanften Stimme, daß der Jüngling, in dem mächtig die Gefühle angeregt waren, nicht widerstehen konnte. Die Sonne war indeß hoch über der Inselstadt heraufgestiegen, und sandte ihre brennenden Strahlen auf den Balkon, deren Gluth durch den sie zurückwerfenden glänzenden Marmor des Pallastes noch verdoppelt wurden. Catharina bat in den Saal zu tre-

ten. Dort, an des lieblichen Mädchens Seite, sang Marco mit zitternder Stimme das Lied, das so ganz das reine Gefühl einer starken und innigen Liebe ausspricht, und dieß Zittern gab dem Gesange einen Ausdruck, der seine Wirkung um so weniger verfehlen konnte, als wirklich Catharinas Herz gegen den blühenden, sinnigen Jüngling keineswegs gleichgültig war. Noch zitterte der letzte wehmüthige Akkord durch die Silbersaiten, als Lucio aufsprang, und den Sänger in seine Arme schloß, indem er ausrief: Du hast nie schöner gesungen! Auch Catharina sprach mit Ausdruck von seinem herrlichen Gesange. Da nahm er die Laute und legte sie in des Mädchens schönen Arm, bittend, daß auch sie ein Lied singe. Und sie nahm die Laute, ging mit wenigen Accorden in eine weiche Tonart über, und begann ein neugriechisches Lied zu singen, dessen Weise elegisch, wie sein Inhalt war. Marco's Auge ruhte auf der Lieblichen. Seine ganze Seele trat in das Auge, und ihr Bild grub sich in diesen Momenten unauslöschlich in sein Herz.

Die Sitte gebot sich zu entfernen. Er schied mit dem Versprechen, am Abend wiederzukommen. Dieses Zusammentreffen war entscheidend für beide gewesen. Der Blitzstrahl hatte in beider empfängliches Innere geschlagen, und die Flamme loderte hell auf. Marco hatte unter Venedigs Töchtern keine an Reiz und Hulden, Catharinen gleich, bisher gefunden; was er für Liebe hielt, war der vorüberrauschende Sturm einer sinnlichen Leidenschaft gewesen, auf welchen in bessern Gemüthern stets die Windstille der Reue und Schaam folgt. Erst jetzt fühlte er das reine Gefühl, das „Menschen Göttern gleich macht", oder den Kelch des Weh's dem

Liebenden heut mit unaussprechlicher Bitterkeit. Bei ihm war Liebe Leiden und Leiden Liebe geworden; denn sein Herz war getheilt, und des Vaters dunkle Worte störten die Wonnegefühle oft furchtbar. — Und dennoch übte der geheimniß- und grauvolle Schleyer, der über sein Verhältniß zu Catharinen gebreitet war, seinen Reiz auch bei ihm aus, und zog ihn bewußtlos mehr und mehr zu dem Mädchen hin. Auf Catharinas Herz hatte auch er tiefen, bleibenden Eindruck gemacht. Vom ersten Augenblicke an, wo sie ihn sah, und für ihren Bruder hielt, fühlte sie ein inniges Hinneigen ihres Herzens zu dem Jüngling, welches sie mehr und mehr ergriff. Mit stiller Freude dachte sie, daß sie ihn am Abend wiedersehen würde.

Marco kam träumend nach Hause zurück. Als er aber nun durch die Säle des Pallastes wandelte, wo die Bilder seiner Ahnen in ihren seltsamen Trachten hingen, als er an der früh vollendeten Mutter Bilde und dem des ernsten Vaters vorüberschritt, da bebte er, und kalt durchzuckte es ihn. Des Vaters Bild sah finster auf den Sohn. Er war wortbrüchig geworden. Sein Gemach wurde ihm zu enge; es war ihm eine Folterkammer für sein Gefühl. Zerrissen in seinem Innern, floh er auf den Balkon, und suchte hier Ruhe zu gewinnen. Vergeblich. Er vermochte nicht vor dem Vater zu erscheinen; denn er fühlte es tief, mit Schaam und Reue, daß er gegen sein Wort, gegen des theuern Vaters Wunsch und Willen gehandelt. — Er sann nach. Er suchte einen Ausweg aus diesem Labyrinth. Er fand ihn nicht. Die Liebe und die Pflicht stritten — die Erste siegte. Aber auch dieser Sieg war bitter, weil die Stimme seines Gewissens ihn mit steten Vorwürfen

schauern. Sollte er Catharinen meiden — ach, sein Herz zog ihn ja zu ihr. Es war die Stimme der Natur, sollte er ihr nicht gehorchen? Seine Liebe war rein und edel, warum sollte er gegen sie kämpfen? War es nicht vielleicht ein alter Haß gegen Antonio Cornaro, der dem Vater seine geliebte Jessica entrissen hatte, der den Vater bestimmte, ihn zu warnen vor den Cornaro's? Wollte er nicht vielleicht durch das Geheimnißvolle, das Dunkle seiner Worte des Sohnes Phantasie mit Schreckbildern füllen, und so durch die Phantasie das Herz bewaffnen gegen eine Liebe zu dem Gliede der gehaßten Familie? — Das war ohngefähr der Gedankengang in Marco's Kopf, der schließlich sich für die Sache des Herzens entschied. Das Herz war der Anwalt der Liebe vor dem Richterstuhle des kalten Verstandes, so konnte das Urtheil nicht mehr zweifelhaft seyn. — Manchmal wollte er zurück — aber er konnte nicht mehr. Sein Wort konnte er nicht brechen, ohne in Catharina's Augen sich herabzusetzen. — Das Resultat seiner Selbstunterhaltung war, daß er vor dem Vater seine Liebe geheimhalten, auch den Gang zu Cornaro's am Abende verschweigen wolle. Marco's Schutzgeist rief ein: Wehe, Wehe!

Das Gold der untergegangenen Sonne flammte noch dem Horizont fern über dem Meere. Purpurne Wolken mit goldenem Saume, deren Roth in allen Tinten und in den lieblichsten Uebergängen sich verschmolz, zogen, langsam von einem leisen West getrieben, am tiefblauen Himmelsbogen hin. Venedigs Thürme, Paläste und Häuser lagen im Schatten des kommenden Abends, und in den engen Straßen lag bereits ein Zwielicht, das näher

der Nacht als dem Tage verwandt war. Hin und wieder sah man Lichter in den Wohnungen schimmern, und an den großen Fenstern der Paläste wie Irrwische vorüberflattern. Marco saß noch immer auf dem Balkon, und stützte das Haupt in die Hand. Je tiefer der Abend seinen Schleier senkte, je mehr in ihm die Unruhe zunahm. Endlich ging der Jüngling, vom Sturme seiner Gefühle getrieben, hinaus, dem Marcus-Platze zu. Ein Leben und Weben war hier herrschend, von kaum beschreiblicher Art. Aus allen Straßen, die auf den Platz sich ausmündeten, wogten Menschen dem weiten Raume zu. Zimmerleute bauten hier an den Buden der Kaufleute; dort waren die Zeltmacher aus Paris eifrig daran, reihenweise die geräumigen Zelte aufzuschlagen. Laubgewinde und Maien pflanzten andere in den Boden, und hingen die Maien in Bogen. Matrosen trugen kostbare gestickte Flaggen vorüber dem Hafen zu, und andere brachten Körbe voll der herrlichsten Blumen, um sie nach dem Hafen zu bringen, die Galeeren und Gondeln zu schmücken. Hier eilte ein bedächtiger Armenier in seinem langen dunkeln Kleide mit der seltsamen Kappe auf dem Haupte durch die Menge; dort ging gravitätisch ein Türke seinen Sclaven voraus, die die schweren Kisten trugen voller Herrlichkeiten des Orients, die am morgenden Festtage die Augen der Kauflustigen locken, und ihre mit Zechinen gefüllten Beutel leeren sollte. Polnische Juden, die der Pelzhandel aus ihrer rauhen Heimath in den fernen Süden lockte; habgierige Griechen, die der Gewinn gelockt, der hier zu finden war; hochgestaltige Albanesen und Dalmatier in den seltsamsten Kleidungen — Alles wirbelte durcheinander, vom blendenden Glanze unzähliger Fackeln beleuchtet. Es summte das Men-

übergewälzt, wie tausend Bienenschwärme, als nun plötzlich die Glocken von San Marco und San Geminiano ihren ehernen Mund aufthaten, und die Kanonen vom Hafen her donnerten, um die Fiera dell' Ascensione, die Vermählung des Doge mit dem Meere anzukündigen. Die beiden Tempel, die den Marcusplatz beschränken, San Marco und San Geminiano, strahlten von tausend Kerzen. Die Menschenmasse theilte sich, und während der Türke sich mit einem Gesichte, in dem Hohn und Verachtung sich malte, zu seinen Buden und Zelten wandte, lenkte der Christ seine Schritte einem der beiden Tempel zu.

Immer stärker wurde der Strom der Menge nach den Kirchen. Marco Falieri hatte bisher gedankenlos das bunte Treiben angestarrt, das ihm heute wunderlicher vorkam als je, ob er es gleich so oft schon gesehen. Ihm war in seiner aufgeregten, nur auf sich selbst gerichteten Stimmung der Tumult im Marcus-Pallaste entgangen, der auch dort durch die Feier des morgenden Tages veranlaßt wurde. Willenlos wurde er auch jetzt von dem Strome des Volkes fortgetrieben in die Kirche San Marco, wo der Vesper Gottesdienst vor dem so bedeutsamen politischen und kirchlichen Feste, feierlicher als gewöhnlich gehalten wurde. Als ihn aber hier der weite herrlich erleuchtete Dom aufnahm, als der harmonische Gesang in sanften Wellen das weite Gewölbe erfüllte, da löste sich der Zwiespalt seines Innern in ein Gefühl der Andacht auf, das sein Gemüth über die Grenzen des Raumes und der Zeit erhob. Es war ihm, als umschwebte ihn der Geist seiner Mutter, und lächelte seinem Herzen Frieden zu. Sein Haupt sank auf die gefalteten Hände, und so kniete er betend, bis

der Gottesdienst geendigt war. Dunkel lag auf dem Marcusplatze, als er herausérat. Das Gewühl der Arbeitenden hatte dem Gewühle der Lustwandelnden die Stätte geräumt. Nur hin und wieder vernahm man den Klang des Hammers noch. Er wand sich durch die Menge, und durchwanderte die Straße bei Procuratori, und gewann den Canal. Zahllose Gondeln schwammen, von Fackeln erleuchtet, hinab und hinauf. Marco bestieg eine, die noch angelegenheit lag, und ließ sich hindurch schaukeln. Viele Gondolieri hatten, in der Berahnung morgenden reichen Verdienstes, in Cypernwein sich berauscht, und ihr wüstes Geschrei verletzte das Ohr um so mehr, da es mit dem melodischen Gesange Anderer in einer gräßlichen Dissonanz zusammenklang. Unmittelbar vor Marcos Gondel glitt eine andere desselben Weges den Canal hinab, deren Lichtglanz weithin sich, und das Wasser strahlte den Fackelglanz wider, als ob es brenne. Marco war zu weit entfernt, um die zu erkennen, welche in der Gondel saßen. Er fragte die Gondolieri, die ihn ruderten, wer es sey? und hörte nicht ohne Bewegung, daß es müsse Cornaro's Gondel seyn. Jetzt befahl er schneller zu rudern, um sie zu erreichen; allein ehe er noch einen bedeutenden Vorsprung errungen konnte, schlug ein gellendes Geschrei und ein wildes Fluchen und Hülfrufen an sein Ohr. Eine gewaltige Angst erfüllte ihn jetzt. Er rief, befahl, schalt, bat, alles in einem Athem — schnell und doch zu langsam für ihn rauschte jetzt die Gondel dahin, und erreichte so endlich den Ort, wo das Getümmel gewesen, und der Schrei hergekommen. Er sah jetzt, wie man angstvoll suchte mit den Fackeln, und wie Lucio Cornaro in das Wasser sich stürzte, während Giovanni Anafesto in einer

Gondel stand, und die Hände verzweifelt rang und ausrief: Retter, rettet die Jungfrau! Krampfhaft preßte der Alte seine Lungen zusammen, er hatte keinen Athem mehr, und doch, aber blitzschnell, sprang er über das Bord in den Canal, und theilte kräftigen Armes die Fluth. Jene schien es dem Schwimmenden, als erblicke er etwas unter dem Wasser; er griff hinab, und faßte ein seid'nes Gewand; Hülfe! Hülfe! rief er, ich habe sie! nur hierher! Bald waren die Gondolieri da, und man zog Catharinen heraus, die bleich und starr, mit geschlossenem Auge, ein Bild des Todes, in die Gondel gebracht wurde. Schnell brachte man sie zu Hause, wo die zweckmäßig angewendeten Mittel sie in das Leben zurückriefen. Der alte Cornaro, der eben erst von der Signoria zurückgekehrt war, stürzte laut jammernd in den Saal, als Catharina eben die Augen aufschlug. Er kniete neben dem Ruhebette, auf welches man sie gelegt; jetzt aber, nachdem er Gott für seines Kindes Rettung gedankt, rief er mit steigendem Enthusiasmus aus: Wo ist meines Kindes Retter, daß ich ihn an mein Herz drücke! Lucio, der bleich und noch mit triefenden Kleidern dastand, faßte, in diesem Augenblick rasch wieder zu sich selbst kommend, Marco's Hand, und führte ihn zu dem Vater und sagte: hier ist er, Vater. Ein Blick des Alten fiel auf Marco's Züge, und alsobald faltete sich seine Stirne, bitter verzog sich sein Mund, und er sagte gedehnt — Ihr — Falieri — rettetet mein Kind? So nehmt den Dank eines alten Vaters! Er drückte ihm gleichgültig die Hand. Aber Lucio's Auge sprühte Feuer. Komm an mein Herz, Bruder, rief er, und drückte ihn fest in seine Arme. Und Catharina, die des Vaters schneidende Kälte bemerkte, und

jetzt erst den Jüngling sah, der ihr Leben gerettet, winkte leise und matt, daß ihn Lucio an ihre Seite führe. Sie faßte seine Hand, und wollte aussprechen, was so beredt ihr Auge aussagte, allein die Stimme versagte ihr den Dienst. Der Jüngling flehte sie an, sich zu schonen. Giovanni stand bleich, aber eher vom Neide, als von der Angst dabei, und sah der Jungfrau Blick, der mit einem unverkennbaren Ausdruck inniger Liebe auf ihm, der für sie sein eigenes Leben eingesetzt hatte, ruhte, und entfernte sich leise, indem er auf sein Gesicht suchte, und einen giftigen Blick auf Marco warf, in sich hinein murmelnd: Du sollst es mir entgelten!

Catharina sank in einen sanften Schlummer, der ihre Kräfte schneller herzustellen versprach. Langsam zogen sich die Umstehenden zurück, bis auf Catharinens Amme und übrige Frauen. Erst jetzt, wo die Hoffnung der rückkehrenden Lebensgeister der Geliebten Marcos Wesen freudig durchdrang, fühlte er die Kälte, die ihn durchschauerte, bemerkte er die Nässe seiner Kleider. Lucio sah ihn zittern.

Komm, theurer Bruder, rief er, als sie auf dem Vorsaale zu Catharinens Gemächern sich befanden, komm, und laß uns andere Kleider anziehen, daß nicht die Erkältung dir und mir schade! — Sie gingen, und der alte Cornaro sandte dem Jüngling einen Blick nach, in dem sich der Unwille deutlich genug kund gab, und sprach: Soll ich denn dem verhaßten Stamme noch zum Danke verpflichtet werden?! — In Lucio's Gemache angelangt schloß dieser den Retter seiner Schwester noch einmal an sein Herz. Dank dir, und des Himmels Segen über dich, rief er, ihn umschlingend. O, vergiß die Kälte, Marco, mit der mein Vater dir dankte, vergiß sie. Es

ist der alte Haß, der in seinem Herzen nicht vernarben kann. Laß uns in Liebe Eins seyn, daß die Kinder schonen der Väter Haß. Laß dir meine und Catharina's Liebe der Lohn deiner Edelthat seyn!

Catharina's Liebe? O mein Lucio, entgegnete leidenschaftlich Marco, sprich das Wort nicht mehr aus, daß nicht ein beseligender Wahn mich bestricke, der später in ein leeres Nichts zerrinnend, dann mich desto tiefer in den Abgrund eines verfehlten Lebens stürze!

Zweifelst du, Marco? Zweifle nicht. Glaube mir, ich habe tief in meiner Schwester Inneres geschaut: dein Bild nur spiegelte es mir zurück. Dein sey sie, Marco, dein, und sollte ich kämpfen mit der Hölle — denn du — du liebst sie! — Da schlossen sich die Jünglinge inniger in ihre Arme, und die Seligkeit des Bewußtseyn's, geliebt zu seyn, drang durch tausend Thore in Marco's Herz.

Ist es Wahrheit, was man mir sagt, Marco? fragte der Doge, freundlichen Antlitzes. Hast du wirklich Cornaro's Tochter vom Tode errettet? —

Ein seltsamer Zufall, mein Vater, —

Nein, Marco, fiel ihm der Vater in die Rede, nenne nicht Zufall die Gelegenheit zu einer edeln That. Glaube fest, daß die Gottheit, die jedes Schicksal lenkt, die uns zu unserer sittlichen Vollendung führen will, die Gelegenheit zu edeln Thaten zuführt. Doch erzähle mir mir den Zufall!

Ich war in San Marco's Kirche, in der Vespermesse, erzählte Marco, und fuhr, nachdem sie geendet war, den breiten Kanal gegen den Rialto zu, welcher

ren Gondeln wimmelte; da drang plötzlich der Hülferuf an mein Ohr. Ich befahl schneller zu rudern, kam zur Stelle, und sah eben Lucio Cornaro in das Wasser springen. Schnell sprang ich ihm nach, und war so glücklich, Catharina's Retter zu werden.

Aber dein Kleid ist nicht durchnäßt? —

Lucio gab mir andre Gewänder.

Du warst also in Cornaro's Pallast, wie nahm sich Antonio Cornaro?

Er dankte mir so kalt, als ob er mir eine Zechine zum Lohn bieten wolle, erwiderte Marco. — O, der alte Haß glimmt fort in ihm, bis die Todeskälte ihn erstarren macht! rief der Doge aus. Auch wenn er freundlich ist, gleicht sein Aeußeres dem Aetna an Schnee, der in heiterer Ruhe prangt, wenn unter ihm das Feuer fort glüht! Du hast dem Feinde Gutes gethan, Marco, dafür danke ich dir, möge der Himmel dir's lohnen! Er küßte den Sohn auf die Stirne. Aber wie kam jenes Unglück? fragte er weiter.

Das kann ich Euch eigentlich nicht sagen — Vater. Meine Gondolieri jedoch wollten wissen, daß Anaiele's Gesindel wider die Cornaro's prallte, und Catharina, die, wie Lucio erzählte, sich über das Bord hinausgebeugt, um den Widerschein der Fackeln im Canale zu sehen, das Uebergewicht bekam und hinaus stürzte.

Und willst du wieder zu Cornaro's gehen?

Marco schwieg. Es möchte scheinen, fuhr der Doge fort, als wolltest du dir den Dank holen! Obgleich mußt Du morgen bei der hohen Feierlichkeit nur an der Seite deines Vaters sein, und so keine Gelegenheit finden, so wenig als Zeit. Geh' jetzt, mein Sohn. Beschicke, was Du auf morgen zu besorgen hast!

Marco entfernte sich. Es schien ihm, als sey sein Daseyn gerührt gewesen, als er mit ihm sprach. O vielleicht, vielleicht, rief er hoffend aus. — Doch das, was sein Herz so gerne hinzugesetzt hätte, das auszusprechen hatte er den Muth nicht. Der Schlaf floh ihn. Ach nie war dieser Tag so reich an Ereignissen, die seinen Gedanken und Empfindungen alle nur eine Richtung gaben! Er hatte die Geliebte gerettet! Sie liebte ihn, das hatte ihm ja der Bruder selbst gestanden! Wer konnte glücklicher seyn, als Marco? —

Der Morgen des Himmelfahrttages 1472 brach heiter an. Mit dem ersten Sonnenblicke, der über das kräuselnde Meer wezzitterte, wurde in Venedig's Hundert-Inseln alles lebendig, und vom gewaltigen Saale der vier Thüren im Herzogpallaste bis zur finstern Kammer im engsten Gäßlein jenseits der Seufzerbrücke, regte sichs mit fleißigen Händen, und ordnete zierlich den Schmuck der Armuth und den Reichthum des Orients. In dieß rege Leben hinein donnerten die Feldstücke und Falconets von den Schiffen und Hafenbatterien, und von den siebenzig Kirchen und sieben und sechzig Klöstern der Inselstadt klangen die gewaltigen Töne von mehr denn einem halben tausend Glocken in den Geschützdonner, und das fröhliche Aufjauchzen der seltsam und grotesk geschmückten Menschen, die die Straßen schon bevölkerten, und theils in Gondeln, theils über die fünfhundert Brücken sich drängten. Reger noch war das Leben auf dem Marcusplatze. Dort durchkreuzten sich tausend Gewerke und eben so viele Menschen. Die Erzeugnisse der damals bekannten Welt wurden in den Buden und Zelten ausgelegt, damit nicht am Tage

wenn die Buden geöffnet wurden, die Zeit damit müßte verloren werden.

Obgleich die Sitte des heißen Italiens den Frühmorgen dem süßen Schlafe weiht, so ließ es doch der festliche Tag, der im Kreislaufe des Jahres über der gewaltigen Republik heraufdämmerte, nicht zu, daß man länger im schwellenden Pfühl die Glieder behaglich dehnte. Der Tag sollte so viel Herrliches bieten, daß das Volk seine Neugierde an ihm nicht bändigen konnte. — Das Glockengeläute und der Geschützdonner hatten indessen geschwiegen. Die Königin des Tages stieg höher herauf, und sandte ihre Strahlen über ein Volk, das im ungemeßnen Jubel eines Tages die Ketten vergaß, an die es eine stolze und weitausstrebende Aristokratie gelegt.

Die Zeit, wo in der Basilika des heiligen Marcus der feierlichste Gottesdienst der Festfeier die Weihe der Religion geben sollte, nahte heran. Im Vierbärensaale saß in ernster Würde und königlichem Glanze der Doge, um ihn her die Signoria. Von Minute zu Minute füllte sich mehr der Saal mit den Nobili's des goldenen Buches. Auf der kostbar behängten Tafel vor dem Doge lag, auf dem purpurnen Kissen, der vom Papste geweihte Brautring, der Falieri heute seiner Thetis-adriatica vermählen sollte. Eine ernste und feierliche Stille herrschte, welche der Doge endlich unterbrach, indem er sich an den greisen Foskari, das älteste Glied der Signoria wandte, und sprach: Noch fehlet uns die Jungfrau aus Venedigs ersten Familien, die den Brautring trage! —

Das zu ordnen, steht Euch zu, erwiederte dieser; doch dünkt mich, wäre dieser Ehre Niemand würdiger

als Cornaro's Tochter, die erst kurz in den Schooß der Republik zurückgekehrt. —

Der Doge nickte beifällig, und Marco, welcher zu des Vater Seite stand, das Banner der Republik mit dem goldgewirkten Bogen haltend, erglühte sichtlich. Mehrere Nobili's, unter ihnen Catharina's Vater, begaben sich hinweg und traten nach einer Weile mit der erbleichenden Catharina in den großen Männerkreis. Der Doge war sehr bewegt, als er sie betrachtete, und konnte kaum Athem holen. Vielleicht bewegten seltsame Vermuthungen in diesem Augenblicke manches Herz, vielleicht auch, daß Mancher der grauen Häupter jetzt an das gestörte Liebesband zwischen dem Dogen und der Jungfrau Mutter gedachte. Der Doge war zu sehr mit sich, und Marco mit der Geliebten, und Cornaro mit der Ehre seiner Tochter beschäftigt, als daß einer der drei Betheiligten solcher Bemerkung fähig gewesen wäre; aber auch das satanische Jubellächeln Giovanni Anafesto's bemerkte Niemand.

Der Doge neigte sich zu Catharinen, ihr einige herzliche Worte sagend, und schloß, daß er Gott für ihre Rettung am gestrigen Abende danke.

Dem Herrn und Eurem edeln Sohne sey der Dank! sprach Catharina, sich sittsam neigend. Diese kleine Unterredung jedoch hatte Niemand vernommen, als die Nächststehenden, und als sie beendigt war, erhob sich der Doge.

Von neuem begann das Glockengeläute und der Donner des Geschützes. Eine rauschende Musik, wie sie nur in Stambul's Mauern gehört wurde, wenn der Sultan auszog, welcher sie dann auch nachgebildet war, ließ sich aus dem Pallaste vernehmen, wo die Söhnlinge der Re-

publik sich aufgestellt hatten. Voraus traten die Prokuratoren der Republik, dann folgte Venedigs Clerus, an dessen Spitze der Patriarch von Venedig, der von Aquileja und der Primicerio von San Marco gingen; dann folgte der Doge im herzoglichen Schmuck und Mantel, vor welchem pochenden Herzens Marco mit der Standarte und Catharina mit dem Brautring der Fluthengöttin gingen; dann folgte die Serenissima Signoria in ihren imposanten Gewändern, und endlich die Nobili di Venezia nach ihrem Range als Nobilita di natura, Nobilita di merito, und die Nobilita per il presso comparata. Langsam und feierlich ging der Zug durch die Flügelthüren des unsichtbaren Saales, die große Marmortreppe, die die gewaltigen Löwen bewachen, hinab, über die Piazzetta hinauf, nach der San Marco Kirche, wo der Gottesdienst und die nochmalige Empfangung des Ringes, und der Standarte statt fand. — Wie pochte Marco's Herz, als er neben der Geliebten kniete und der Primicerio den Segen sprach! Wie süß war der dankbare Blick, den Catharina auf ihn herüber warf! — Des Dogen Auge ruhte auf den Knieenden mit einer Mischung von Wonne und Schmerz, die sich so deutlich in seinen Zügen malte, daß selbst Marco es wahrnahm, und dadurch aufs neue einer süßen Hoffnung Raum gab. —

Der heiligste Theil des Festes war vorüber. In derselben Ordnung, wie der Zug gekommen, zog er durch die eherne Pforte wieder hinaus. Kopf an Kopf stand das Volk, also daß kaum die Söldner konnten einen Weg bahnen zum Ausgange nach dem Hafen. „Der Doge!" rief das Volk. Evviva! wirbelte es durch die Lüfte. „Sehr, sehr," riefen dann wieder andere, „das schöne

Paar! — Die sind für einander geschaffen!“ Marco vernahms und Catharina, und in ihren bebenden Herzen klang das Wort nach und machte sie heftiger beben, und jagte das Blut in die Wangen. Unter stetem Jubelruf erreichte der Zug den Hafen. Ein brausendes „Hurrah“ erscholl, selbst unter dem Donner des Geschützes vernehmbar. Die mit Blumengewinden, Gold und Purpur verbrämte herzogliche Galeere nahm den Dogen und seine Begleitung auf. An Marco's Hand bestieg sie Catharina. Sie fühlte den Druck seiner Hand, sie erwiederte ihn, von ihrem Gefühle überwältigt. Das Signal war gegeben. Zahllose geschmückte Gondeln mit Frauen und Männern umschwärmten die herzogliche Galeere. Das Meer, der ganze Golf schien lebendig geworden zu seyn.“ Und als der Jubel wieder gewaltig brauste, bei dem Gruße, den der Doge der Menge winkte, da flüsterte Catharina ihrem Ritter (denn das war für die Dauer der Sensa jetzt Marco) zu: „Meinen Dank darf ich nur fühlen, aussprechen kann ich ihn nicht!“ Und wie Worte des Himmels drangen sie in Marco's berauschtes Herz. — Jetzt hatte die Galeere das hohe Meer erreicht, das sanft sich unter die Herrschaft des Gewaltigen, der auf ihm dahinschwamm, zu beugen schien; Falieri nahm von Catharina's Hand den Ring, steckte ihn an seinen Finger, und dann zog ihn der Patriarch wieder ab, und warf ihn in die unergründliche Tiefe. Jetzt überstieg der Jubelruf jede Beschreibung, die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten, die Musik erklang. In diesem Tumulte kehrte die Galeere in den Hafen zurück, und von da begab sich die Signoria in den herzoglichen Pallast, wo das üppige Mahl bereitet war.

Der Nachmittag kam. Der große Kanal, der die Inselstadt in zwei große Hälften theilt, wimmelte schon von Barken und Gondeln. Am untern Ende desselben standen in Reihen die Gondeln der wettfahrenden Gondolieri, die, im höchsten Schmucke an ihre Ruder gelehnt, zur Regatta bereit waren. Die Ufer des Kanals waren von einer großen Menschenmasse bedeckt, die Fenster der Häuser und Pallästе glänzten vom Schmucke der holden Frauen Venedigs, alle wollten die höchste Volksbelustigung Venedigs, die Wettfahrt der Gondolieri, schauen. Auf den reichgeschmückten Gondeln erschienen jetzt die Signoria und der Doge, langsam den Kanal hinaufrudernd. Catharina, von ihrem Cavaliero begleitet, trug den Preis des Sieges, einen kostbar gearbeiteten Silberpokal, in ihrer schneeweißen Hand. Aller Augen ruhten auf der lieblichen Erscheinung. Marco sah die Triumphe, die die Liebliche ärndete, die sie nicht ahnete, und seine Liebe wuchs zur reinsten Flamme empor. Oft ruhte mit unnennbarer Angst des Vaters Blick auf ihm. Er ahnete, wie dieses Ebenbild seiner ersten Liebe, seiner Jessica, auf des Jünglings Herz wirken müsse; er nahm den Eindruck wahr, den es bereits hervorgebracht — und er bebte und seufzte: „Lenker über den Sternen, walte Du väterlich, und laß nicht den härtesten Schlag Deiner Strafe den Vater treffen!“ Die Regatta begann. Das Interesse dieses Schauspiels, wie die rüstigen Söhne Neptuns ihre Gondeln über die Spiegelfläche des Kanals fliegen ließen, nahm jedes Auge gefangen, nur das des Dogen nicht, nicht die der beiden Liebenden, nicht das Anasesto's, der lauschend in Marco's Nähe weilte, und hier das süße Flüstern vernahm, und von dem Grimme der Eifersucht erfüllt wurde. Ein

junger Gondoliere empfing den Preis aus Catharina's schöner Hand. Jubelnd füllte er ihn schnell mit Cypernwein, und rief, ihn erhebend: „Der schönsten Jungfrau Venedigs und ihrem treuen Ritter!“ — Er leerte den Becher. Die Menge rief Beifall. Der alte Cornaro biß die Lippen auf einander und murmelte: „Tod und Hölle!“ Der Doge aber schoß einen Blick der Wuth auf den kühnen Sieger, und Anastasio's Faust fuhr wild nach dem Dolche, den er im Gürtel trug.

Die Scenen und Eindrücke des Tages waren zu mannigfaltig und wirkungsreich, als daß nicht alle die, auf welche sie besonders gewirkt, die beschauliche Stille gesucht haben sollten. Höchst verschieden aber war die Stimmung derselben. Während Marco und Catharina, die beide an diesem einen Tage den Zeitraum eines Jahres in gewöhnlichen Verhältnissen durchlebt hatten, in der ersten Liebe süßem Entzücken noch einmal nachträumten, was die Wirklichkeit so beseligend für sie in den Zeitraum weniger Stunden zusammengedrängt hatte, maß der Doge mit gewaltigen Schritten sein Gemach. Die Erinnerung eines längst verblüthen Jugendglückes, und der Schmerz eines jahrelangen Elendes, waren so gewaltig auf ihn eingestürmt, daß er den Eindrücken beinahe unterlag. Ein Schreckbild entsetzlicher Art marterte seinen Geist mit Folterqualen. Er hatte Marco gewarnt vor Cornaro, vor der Liebe zu Catharinen, und jetzt sollte sein grausames Geschick durch unabwendbares Zusammentreffen seine Vorsicht vernichtet, und in des Jünglings Herzen eine Liebe entzündet haben, vor deren Folgen der unglückliche Vater schauderte. Cornaro, dessen alter Haß gegen Falieri nie bisher geschlummert, war heute wieder in neuem Grimme, durch alte Erinnerung geweckt, ent-

brannt. Er hatte die Wirkung von Catharina's Erscheinen auf den Dogen wahrgenommen. Er sah, wie die Liebe zu der längst heimgegangenen Gattin noch im Herzen des Greises lebte, und seine Eifersucht konnte selbst die Liebe zu der Vollendeten nicht dulden.

In dieser Aufregung aller feindseligen Leidenschaften des, selbst als Greis noch, wilden und feurigen Cornaro's, trat Lucio in das väterliche Gemach.

Verdammt sey die Stunde, wo Marco Falieri Catharinen rettete, und Dein unmännliches Herz mit Wohlwollen für sich einnahm! schnaubte er dem Eintretenden entgegen, der vor Entsetzen einen Schritt zurückwich.

Was ist Euch, Vater? fragte mit Mäßigung der Sohn. Warum redet ihr so hart mich an? Wie mögt Ihr so unväterlich denken und fühlen?

Schweig, Knabe, herrschte ihm der Empörte zu. Ich befehle Dir, jeden Umgang mit Marco Falieri abzubrechen!

Der Sohn sah den Vater unverwandt und fest in's zornglühende und feuersprühende Auge. Die Gluth des Unwillens übergoß sein Angesicht mit dunkler Röthe; aber er unterdrückte sie und sprach ernst und würdevoll: Marco hat meine Liebe, und wird sie erst dann verlieren, wenn er je sollte ihrer unwürdig werden. Ich bin ihm Dank schuldig, denn er war der Lebensretter meiner einzigen, theuern Schwester. Mögt Ihr das nicht ahnden, ich weiß es zu würdigen. Ueber das Herz steht Niemand Gewalt zu, als dem, der es in der Brust trägt. Ich bin Euer gehorsamer Sohn bisher in allen Stücken gewesen und werde es bleiben in allen Dingen, die nicht jenseits der Grenzen Eurer väterlichen Gewalt

liegen. Das sprach der Jüngling und ging stolz empor-gerichtet aus dem Gemach.

Das fehlte noch, rief wüthend Cornaro aus, daß der eigne Sohn mir trotzt! O, das ist die Ohnmacht des Alters, daß sie nicht mehr zermalmen kann, was sich ihr in den Weg wirft! Aber ich will einen Damm aufbauen, über den hinaus auch das empörte Meer nicht dringen soll!

Er eilte zu Catharinen. Er fuhr hart die Jungfrau an, und drohte mit Kerker- und Klostermauern, wenn je ihr Herz eine Neigung fasse zu Marco.

Schweigend trug die fromme Tochter des wilden Vaters Zornreden. Sie hatte ja dem harten Manne nichts entgegenzusetzen, als ein Auge voll Thränen und einen Blick, der um Schonung und Erbarmen flehte; aber als er hinausgestürmt war, legte sie die gefalteten Hände vor die verwundete Brust und seufzte: Kann ich denn anders, als ihn lieben? Er ist ja so gut! Er ist mein Retter; darf ich denn undankbar seyn? — Sie sank auf ihre Kniee und betete: „Du Heilige, nimm Dein Kind in Deinen Schutz! O, leite Du sein Herz, und wende das Ungewitter, das der reinsten Empfindung seines Herzens drohet!"

Sie erhob sich neu gestärkt und — Lucio stand vor ihr, an seiner Hand Marco, in dessen Blicke die reinste Liebe lauerte. O, mein Gott! rief sie aus, und sank in einen Stuhl, die Hände vor ihre Augen haltend. Da stürzte Marco vor ihr nieder. Seine Arme umfingen sie. Sie lag an seiner Brust, und Lucio schloß beide in seine Arme, und sagte tief gerührt: Ich will der Schutzgeist Eurer Liebe seyn! —

Catharinens Anblick hatte schon im ersten Momente ihres Zusammenseyns denjenigen Eindruck auf Giovanni Anafesto hervorgebracht, den das mit allen Reizen des weiblichen Geschlechtes in seltnem Reichthum ausgerüstete Mädchen auf ein unreines Gemüth, wie das Giovanni's, hervorbringen mußte. Seine unreinen Begierden und Leidenschaften waren im holsen Grade erregt. Der Wunsch, Catharinen zu besitzen, nahm seine Seele ein, und All' sein Dichten und Trachten war nur darauf gerichtet, wie er zu seiner Wünsche Befriedigung gelangen möchte. Er drängte sich näher an Lucio an. Er folgte ihm wie sein Schatten, so sehr zurückstoßend dieser ihn auch behandeln mochte. Allein es schien als habe sich alles verschworen, seine Pläne zu durchkreuzen. Es gelang ihm nicht, Catharinens Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, viel weniger ihre Gunst. Das unglückliche Ereigniß, daß seine Gondel, von halbtrunkenen Gondoliers geführt, beinahe Catharinen den Tod brachte, das hatte vollends einen unauslöschlichen Schatten auf ihn geworfen. Er wollte ihn entfernen. Darum eilte er schon des Abends zu Lucio, bat flehend, ihn zu Catharinen zu führen, und fiel vor ihm nieder, als er endlich ihr Gemach betrat; jammernd über sein Mißgeschick, flehte er um Vergebung, und betheuerte seine Liebe der Jungfrau.

Seyd ihr unschuldig, sprach, von ihm sich wegwendend, Catharina, wie ich das fest glaube, so dürfet Ihr nicht um Vergebung bitten wegen eines Unglücks, dessen Urheber ihr nicht seyd. Eure Liebe aber, die ihr mir betheuert, muß ich Euch bitten auf einen andern Gegenstand zu lenken, der ihrer würdiger ist!

Das hatte einen giftigen Dolch in seine Brust geflossen. Er argwöhnte, Catharina's Herz neige sich zu

Marco Falieri. Er beobachtete diesen, und fand Grund genug, die Ueberzeugung fest zu gewinnen. Das Fest der Sensa machte ihn vollends gewiß, Marco sey geliebt, gleich innig wie er liebe. Von nun an nahmen die Furien der Eifersucht, des Neides und der Rache sein Herz ein, die mit jedem Tage ihn stürmischer verfolgten. Er brütete tagelang über den teuflischsten Plänen, und das Resultat gewann er, daß Marco aus dem Wege müsse geräumt werden. Dieser Gedanke war am Himmelfahrttage so recht stark und lebendig in ihm geworden. In einen weiten Mantel gehüllt, den Federhut tief in die Augen gedrückt, schlich er in der Finsterniß des Abends um Cornaro's Pallast, denn er hatte Marco mit Lucio hineintreten sehen. Mit einer Geduld, die nur der abgehärtete Böswicht üben kann in Verfolgung seiner Racheplane, harrte er der Rückkehr seines Schlachtopfers. Es war schon Mitternacht vorüber, da öffnete sich die Thüre des Pallastes, und Marco trat heraus, und schritt im Bewußtseyn seines Glückes, fröhlich die Gasse hinauf, bog dann über die Seufzerbrücke hinüber nach der Gegend des Marcusplatzes ein. Jetzt hatte ihn der Böswicht erreicht. Stirb! rief er halb laut aus, und stieß dem Arglosen den Dolch rücklings in die Seite. Marco stürzte nieder mit dem Ausrufe: Mord, Mord! Giovanni floh die Straße hinab, und ließ den Unglücklichen in seinem Blute liegen.

Von einer seltsamen und unerklärlichen Ahnung ergriffen, hatte Lucio noch an der Pallastpforte gestanden, und Marco nachgeblickt. Nicht ohne Angst sah er jetzt einen Vermummten vorübereilen. Er hatte keine Ruhe mehr, und folgte ihm eilend. Er kam zu spät. Marco wälzte sich winselnd in seinem Blute, als er ihn fand,

und in demſelben Augenblick nahte eine Wache. Der Verwundete wurde aufgehoben, und Lucio als ſein Mörder mit verhaftet. Man brachte ihn auf die Wache am herzoglichen Pallaſte, und erkannte mit Schaudern den Sohn des Dogen. Schon lag in den Armen des kummerſtillenden Schlafes der Doge, als die entſetzliche Botſchaft ihm gebracht wurde, Lucio Cornaro habe Marco ermordet. Unbeſchreiblich war der Eindruck dieſer Botſchaft auf den Greis. Händeringend ſtürzte er aus dem Bette, und wußte nicht ſein Gewand zu finden.

Indeſſen hatte man bereits den Verwundeten in den Saal des Pallaſtes gebracht und ärztliche Hülfe herbei gerufen. Als der unglückliche Vater, auf zwei Diener geſtützt, bleich und jammernd in den Saal wankte, da fiel er bei dem Anblick des Lebloſen ohnmächtig nieder. Der Wundarzt eilte herbei, unterſuchte die Wunde, und fand, daß der Stich, zwar nach dem Herzen gerichtet, doch dieſes nicht getroffen, und deßfalls, wenn der Dolch nicht vergiftet, die Wunde nicht tödtlich ſey. Den angeſtrengteſten Bemühungen gelang es denn auch, den vom heftigen Blutverluſt Entkräfteten wieder in's Leben zu rufen, und die Wunde wurde verbunden. Ein Strahl der Hoffnung fiel bei dieſer Nachricht in des Dogen verzweifelnde Seele, der unterdeſſen auch wieder ſeine Beſinnung gewonnen hatte. Er kniete am Schmerzenlager des Sohnes nieder und bedeckte ihn mit ſeinen Küſſen. O, rief er jammernd aus, mußte mich denn auch dieſes Elend durch die Hand eines Cornaro treffen! Cornaro? fragte matt Marco.

Ja, mein Sohn; Lucio iſt der Meuchelmörder, der Dir den Todesſtoß verſetzen wollte. Ach, ich warnte Dich nicht umſonſt!

Das iſt unmöglich! ſprach ſich anſtrengend der Jüngling. Ein ſchrecklicher Zufall kann Lucio zu mir geführt haben, aber nicht die Abſicht des Mordes!

Sey ruhig, ſey ruhig, bat der Vater. Lucio iſt verhaftet. Bereits iſt auch ſein Vater gefänglich eingezogen. Ich will ein Gericht halten mit fürchterlicher Strenge.

Richtet nicht und verdammet nicht, Vater, ehe Ihr unterſucht habt. Eher will ich glauben, der Himmel ſey eingeſtürzt, die Liebe Gottes ſey Haß geworden, als daß Lucio mein Mörder ſey. Gebt mir den Dolch, ich kenne Lucio's Waffen! Man reichte ihm denſelben.

Nein, ſprach er, das iſt Lucio's Dolch nicht — aber — ich kenne die Waffe, Vater, ich kenne ſie, und die Hand, die ſie führte! — — — —

Der Arzt bat um Ruhe, und meinte, die Geiſteskräfte des Leidenden möchten gelitten haben, denn Lucio müſſe der Mörder ſeyn, da er wie verzweifelnd ſich geberdet habe, als man ihn in das Gefängniß abgeführt.

Ein grauenvoller Schleyer lag über dieſer entſetzlichen Begebenheit, die am andern Tage durch Venedig lief. Welches Entſetzen empfand Catharinen, als ſie es vernahm! Sie eilte zu dem Pallaſte des Dogen, ſie warf ſich vor ihm nieder. Habt Erbarmen, flehte ſie: Nicht mein Vater, nicht mein Bruder iſt der Mörder. O, eilet nicht mit dem Gerichte! Die Hand des Herrn, welche die Unſchuld ſchützet, wird Licht werden laſſen in dieſer Finſterniß! — — Des Dogen Herz bebte bei dem Anblicke der Flehenden. Eure Bitte ſey gewährt, edle Jungfrau, ſprach er, aber den Arm der Gerechtigkeit kann ich nicht lähmen.

O, Gottlob, Ihr ſeyd menſchlich, fuhr Catharina fort, ſo werdet Ihr mir die zweite Bitte nicht verſa-

gen. Laſſet mich das Gefängniß meines Vaters und Bruders theilen!

Das darf ich nicht, antwortete gerührt der Doge, das ſteht nicht in meiner Macht. Ihr ſeyd ſchuldlos, und Schuldloſe darf Venedigs Doge nicht verhaften.

O, ſo geſtattet, daß ich ſie ſehen darf, nur jetzt und bisweilen einmal!

Ihr bittet Unmögliches, Jungfrau; ich kann nicht, auch wenn ich Euch gerne jeden Wunſch erfüllte. Das Geſetz verbietet vorweg allen Umgang mit den Verhafteten. Seyd unbeſorgt, fuhr er dann fort, ſollte es ſeyn, daß Euer Vater und Bruder unſchuldig befunden werden, ſo wird ihre Unſchuld bald gerechtfertigt, glänzend gerechtfertigt ſeyn, darauf gebe ich Euch mein herzogliches Wort.

Catharina hatte noch etwas auf dem Herzen. Ihr Buſen arbeitete gewaltig, Röthe und Bläße wechſelte ſtets in Ihrem Geſichte, und doch konnte ſie nicht reden, was ſie bewegte.

Ihr ſcheint noch etwas fragen zu wollen? redete ſie der Doge an.

Vergebt, ſprach ſie leiſe und zitternd, ich wollte nach Marco's Zuſtande mich erkundigen.

Ich danke Euch! Marco, Dank ſey es dem Himmel, lebt, und der Arzt gibt alle mögliche Hoffnung. — Jetzt erſt entfernte ſich beruhigt die Jungfrau.

In dem ungeheuern Gerichtssaale des Marcus-Pallastes, den man unter dem Namen des Vierthürensaales kennt, saßen auf der Estrade unter einem Baldachin der Doge, die zehn Senatoren in den feuerrothen Mänteln, ernst und stille. Jenseits standen die Diener des Gerichtes, die Zeugen und das übrige niedrigere Personale des Gerichtes. Aller Augen waren auf die porta fatale gerichtet, wie man die Thüre nannte, durch welche der Gerichtete abgeführt wurde zum Tode, welche aber auch aus den Gefängnissen des Pallastes in den Gerichtssaal führt; durch sie mußten jetzt, nachdem der Doge das Zeichen des beginnenden Verhörs gegeben, die Angeklagten eintreten. Endlich öffnete sich langsam die Thüre, und in einer majestätischen Haltung, frei und kühn um sich blickend, traten die beiden Cornaro's, mit Ketten belastet, ein.

Kaum aber war dies geschehen, als auch schon der Doge sich erhob und sprach: Nur noch wenig Minuten werde ich hier die herzogliche Stelle einnehmen, und darum sey mein letzter Befehl, daß man den Angeklagten die Ketten abnehme, die mein Befehl ihnen nicht anzulegen hieß! Ein Blick der Verachtung von Cornaro war das, was er erwiederte.

Und nun, nahm wieder der Doge das Wort, kann ich nicht Richter seyn und Kläger zugleich! — Er legte den Mantel ab und gab den weißen Staab in die Hände Camillo Anafesto's, Giovanni's Vater, der an seiner Seite saß. Seyd Ihr Richter, Anafesto! Ein leises Murmeln ging durch den Saal, und selbst Cornaro blickte nicht ohne eine sanfte Regung des Wohlwollens auf Falieri — aber er schüttelte sogleich unwillig den Kopf, als sey diese Regung ungerecht, und die Falten der ho-

hen Stirne legten ſich enger zuſammen, ſo daß die buſchigen Augenbraunen ſich tief herablegten, und beinahe das blitzende Auge bedeckten. Anafeſto nahm indeſſen den herzoglichen Lehnſeſſel ein, und rief den Kläger auf. Mit ſchlichten einfachen Worten ſchilderte Falieri den Thatbeſtand und ſchloß, daß man Lucio Cornaro bei dem Ermordeten mit blutigen Händen gefunden. — Die Anklage war zu Protokolle genommen, und die Zeugen traten einzeln vor. Sie ſagten daſſelbe aus. Nachdem auch ihre Ausſage niedergeſchrieben war, forderte Anafeſto Lucio Cornaro zu ſeiner Vertheidigung auf.

Ehe ich ein Wort in meiner Sache rede, hob der Jüngling an, muß ich die Frage ſtellen: Was hat der Vater gemein mit der angeblichen That des Sohnes? — Ich bin treu und gehorſam meinem Vater, aber ſelbſtſtändig genug, mich nicht von ihm, dem Kinde gleich, am Gängelbande lenken zu laſſen; ich frage noch einmal, mit welchem Rechtgrunde man ihn, den Greis, das Glied der Signoria, verhaftet hat? — Die Richter ſchwiegen verwirrt. Der Doge trat vor. Ich danke Euch, junger Mann, daß Ihr mich ſo glimpflich an ein Unrecht erinnert, von dem mich nur die gereizte Stimmung des kinderlos ſich wähnenden Vaters frei ſprechen mag. Ich ſelbſt klage mich der Uebereilung an; ich ſelbſt verlange von Euch Richtern, und Euch, dem Stellvertreter herzoglicher Durchlaucht, daß ihr den Falieri, der ſo unüberlegt handeln konnte, zu der geſetzlichen Strafe zur Ehrenbuße gegen Cornaro verdammet, und dieſen frei ſprechet! — Es ſey! ſprach Anafeſto, den Staab neigend gegen Cornaro. Dieſer hatte mit widerſtrebenden Gefühlen Falieri's Worte angehört. Wohlan, ſprach er endlich, ſo will ich an Edelmuth Euch nicht nachſtehn,

und keiner Ehrenbuße gedenken, die die herzogliche Würde in den Augen des Volkes herabsetzen würde. — Es trat jetzt eine peinliche Pause ein. Alter Groll sprach sich in den Zügen der beiden Greisen aus, Verwunderung in denen der Uebrigen. — Lucio begann nun zu reden. Er erzählte den Hergang nach der strengsten Wahrheit, wie erbittert ihn auch sein Vater ansehen mochte. Es lag etwas so Ueberzeugendes in der kraftvollen Rede des Jünglings, daß die Richter nicht wußten, was sie sagen sollten. In diesem Augenblicke gingen die Flügelthüren des Saales auf, und auf einer Tragbahre, von vier Dienern getragen, erschien Marco Falieri vor den Richtern. Kaum war er Lucio's ansichtig, als er seine Arme gegen ihn ausbreitete, und dieser an seine Brust flog. — Die Verhandlungen des Gerichts wurden so lange ausgesetzt, bis Marco wieder reden konnte. Er übergab dann den Dolch seinem Vater, und bat ihn, denselben Anafesto zu reichen, nachdem man ihn unstreitig als das corpus delicti anerkannt. Anafesto ergriff ihn, warf einen Blick darauf und erbleichte. —

Marco richtete sich auf. Kennt ihr den Dolch? fragte er. Kennt ihr die Hand, die ihn mir in den Rücken stieß? — Erstaunen rings um. — Der Greis erhob sich. Sein Gesicht war bleich und starr; seine Hände waren über der Brust gefaltet. Sein Athem schien zu stocken. — Es ist — meines Sohnes Dolch! sprach er dann langsam und zitternd. Richtet gerecht über den Mörder, und schonet des Knaben nicht! Dann verließ er die Stufen, legte den Mantel ab, und sank ohnmächtig in die Arme Falieris. — Nach einer geraumen Weile schlug Anafesto die Augen wieder auf. Laßt ihn gefesselt hierher bringen, bat er. Indeß die Diener

des Gerichts ſich entfernten, erhob ſich der Prokurator Foskari. Mir geht ein gräßliches Licht auf über dieſes Ereigniß, begann er: an jenem Abend war ich noch um Mitternacht bei einem Freunde, und kehrte eben heim über die Seufzerbrücke, als mir Marco Falieri begegnete, der aus der Richtung von Cornaro's Pallaſt kam. Grüſſend ging er an mir vorüber. Einige hundert Schritte weiter, ſah ich einen Vermummten an mir vorüberhuſchen, jenem nach. Ich ging langſam weiter; allein bald hörte ich wieder eilende Tritte hinter mir. Es war der Vermummte. Ich vertrat ihm den Weg und erkannte in ihm Giovanni Anafeſto, der jedoch mich ſchnell über die Seite ſchob und an mir vorüber eilte. Böſes ahnete ich nicht, wohl aber ein Liebesabentheuer, wie es jetzt die Sitte unſerer jungen Nobili's leider mit ſich bringt. — Stummes Staunen und Entſetzen ergriff die Verſammlung. — Jeder ſchwieg, denn Keiner mochte das Gemüth des armen Vaters tiefer verwunden, als es ſchon verwundet war. — Ja — nahm dieſer endlich das Wort, ich ſelbſt theile jetzt Eure Vermuthungen. Ich ſah meinen Sohn am heutigen Morgen bleich und entſtellt und von einer Unruhe umgetrieben, die ich mir nicht erklären konnte. Gott! Gott! rief er dann händeringend, habe ich denn das verdient? Muß nun mein graues Haupt mit Schmach und Herzenleid in die Grube ſinken? — — Die ausgeſendeten Gerichtsdiener kamen jetzt zurück. Giovanni Anafeſto iſt nach Dalmatien entflohen! berichteten ſie. — Da wurde der Vater noch bleicher, Es iſt klar! rief er aus und wankte hinaus — noch an der Thüre ſich umkehrend und zu der Signoria ſprechend: Gedenket des Vaters nicht, wenn Ihr das unnatürliche Kind richtet. — Falieri nahm ſeine Stelle wieder ein.

Es iſt ein heiliger Act der Gerechtigkeit, ſagte er mit Würde, Euch frei zu ſprechen. Es geſchah auf's glänzendſte. Die Sentenz wurde laut publicirt und Giovanni Anafeſto geächtet. Rührend war die Scene zwiſchen Marco und Lucio, wie ſie ſich umarmten, und ſelbſt der alte Cornaro blickte mit weniger Ingrimm auf ſie hin. —

Marco's Geneſung ging glücklicher als man vermuthete. Lucio Cornaro wich nicht von ſeinem Bette, und nicht wenig trug der Balſam der Liebe bei, den dieſer in Marcos Herz flößte. Ihnen waren Giovanni's Beweggründe klar, wenn auch im Allgemeinen ein Schleier darüber lag. Giovanni's Vater hatte ein prophetiſches Wort geſprochen, als er geſagt: Muß nun mein graues Haupt mit Herzenleid in die Grube fahren und mit Schmach? denn bald tödtete ihn des Sohnes Schande. Die Güter des Hauſes wurden der Republik zu Erbe, da kein Geächteter erben konnte. Giovanni hatte das Gebiet der Republik verlaſſen und war nach Albanien geflohen, wo er, von Haß und Rache erfüllt, die unruhigen Häuptlinge aufwiegelte, die den Krieg mit Feuer und Schwerdt in die Beſitzungen der Republik in Epirus trugen, und gleich ihm, wie gereizte Tyger, verheerend verfuhren, und keine Rechte der Menſchheit, kein Gebot der Sittlichkeit achteten.

Es war gerade ein halbes Jahr später, und wieder war die Signoria versammelt im Pallast San Marco, aber kein erfreulich Ereigniß mochte sie vereint haben zur Berathung, denn es lag ein trüber Ernst auf den Mienen. Väter der Republik! redete sie der Doge an, es ist Euch nicht fremd geblieben, daß ein entartetes Kind der Republik in ihr Gebiet des Krieges Unheilfackel warf und ihre Säulen da zu erschüttern droht, wo sie leider leicht zu erschüttern sind, in den griechischen Besitzungen. Anastasio's Sohn, der unedlere Coriolan unserer Zeit, hat den Klephtiskrieg in Albanien erregt und mächtige Banden geordnet, und ist ihr Haupt und ihre Seele, und dabei wild wie das Thier der Wüste, und blutdürstend wie die Hiäne, die Asiens Schrecken ist. Die Depeschen, die unser Gouverneur aus Epirus sendet, sind nicht geeignet, das Herz zu beruhigen. Er hat angewendet, was er konnte, den Sturm zu beschwören, allein er braußt wild durch die Gebirge herüber an die Siedelungen, sie zerstörend und unserm Handel einen schmerzlichen Dolchstoß beibringend. Während dort der Bürgerkrieg wüthet, gefolgt von allen Furien der Hölle, regt sich unter dem Volke Venedigs eine Gährung, die wild aufbrausen könnte, wenn der Staat sich von Söldnern entblößte und den Hafen von Galeeren leerte. Ich lege Euch das zwiefache Uebel zur Berathung vor!

Ein tumultuarischer Widerstreit der Meinungen entstand, worin der Eigennutz und das Interesse des Einzelnen kein Resultat gewinnen ließ. Am eifrigsten für die Dämpfung des Krieges auf Griechenlands Festland war der alte Cornaro; denn er besaß in dem Kreise des Kriegsschauplatzes nicht unbedeutende Landgüter, wo er den Seidenbau mit besonderm Erfolge bisher betrieben.

Nach langen Debatten vereinigte man ſich, eine Abtheilung des Heeres dorthin zu ſenden. — Und wer wird des Heeres Führer ſeyn? fragte der Doge. Ihr habt ja einen heldenmüthigen Sohn, Cornaro; er ſey der Führer!

Die Ehre, entgegnete bitter der Alte, möchte eher Euerm Sohne geziemen, der noch nicht das blutige Handwerk verſucht. Dort giebt's mehr Lorbeeren zu ſammeln, als in den Gondeln Venedigs. —

Ehe noch das Wort des Dogen über die zornbebende Lippe verheerend fuhr, meldeten die Diener, draußen ſeyen Nobili's, die dringend vorgelaſſen zu werden begehrten. — Dieſe Bitte wurde gewährt, und es traten ein: Lucio Cornaro, Marco Falieri und eine bedeutende Zahl edler Jünglinge Venedigs, die alle einmüthig begehrten, unter den Fahnen der Republik zu fechten für ihre Ehre und ihr Heil. — Mancher Vater erbleichte in dem Halbkreiſe der Signoria. Bitt'rer Unmuth lag auf Cornaro's, Wehmuth auf den Zügen des Dogen. Doch die Vaterlandsliebe der Jünglinge begeiſterte die Väter. Ihrem Begehren wurde willfahrt.

Rüſtig wurde nun die Sache betrieben. Bald waren Truppen geworben, bald die Flotte bereit, die Anker zu lichten. Schweres aber ſtand noch bevor — der Abſchied. Heimlich hatte Lucio ſeinen Marco zu der Geliebten geführt. Unter tauſend Thränen, Küſſen, Schwüren der Liebe und Treue, ſchieden ſie von einander. Catharina war untröſtlich. Ihr ſchien nun das Leben ſeine Freudenpforten geſchloſſen zu haben, und eine Ahnung ſchwebte ihr vor, die jede Lebensfreude im Keime erſtickte. Mit des Vaters Segen ausgerüſtet, betrat Marco ſeine Galeere. Die Flotte lichtete die

Anker. Ein frischer Landwind füllte die Segel, und das weite Meer nahm sie auf, um sie hinzutragen zu Thaten, Ruhm und Sieg. — Auch im Pallast San Marco wurde es jetzt stille. Der alte Doge glich einem Stamme, den der Blitzesstrahl entlaubt und entastet. Nur für die Republik lebte er jetzt und in den stillen Stunden des Alleinseyns betete der Greis für den einzigen Sohn und seine glückliche Rückkehr. Eine Entdeckung, die er erst jetzt durch Foskari's Mittheilung machte, fiel freilich wohl schwer auf seine Seele — allein sie erhob sich auch wieder. Bisher hatte der Greis des ruhigen Glaubens gelebt, Marco sey durch die väterliche Warnstimme vor einem Liebebunde mit Cornaro's Tochter gesichert gewesen, und dieser Glaube hatte oft die Falten seiner Stirne geglättet. Wollte auch hinwieder manchmal eine böse Ahnung ihn beschleichen, er mißtraute Marco's Offenheit nie, und wurde wieder ruhig, und ließ willig das Schicksal walten. Jetzt fielen die Schuppen von seinen Augen. Ach, es schmerzte tief den grauen Vater — und erfüllte seine Seele mit unbeschreiblicher Angst und Qual. Er sah in Marco's Entfernung nur Heil und Segen — denn er hoffte, die Trennung würde seiner Neigung vielleicht eine andere Richtung geben. Der Greis blickte in sein frühreres Leben zurück und seufzte tief, denn es war nicht frei von Schuld — und haderte weniger über des Sohnes Heimlichkeit, so sehr sie ihn auch schmerzte.

Andre Sorgen sollten bald ihn in Anspruch nehmen.

Cornaros Haß kannte keine Gränzen, seine Rache keine Verjährung. Neue Nahrung hatte seine Verhaftung der alten Gluth gegeben, und sie flammte gewaltiger als je. Im Stillen zu wirken, hatte er nie verab-

stimmt. Reichliche Spenden hatten das Volk ihm günstig gemacht, und er beflißt sich, das Mißvergnügen des zügellosen Pöbels zu nähren, zu mehren. Wo es geschehen konnte, streuten seine Agenten, Bünger, deren Reichthum sie die Ehre des goldnen Buches zu erringen lüstern machte, aber dieser Ehre durch Falieri's Entgegenwirken nicht theilhaftig werden konnten, Leute, die durch ihre Klugheit allein den Galeeren entgangen waren — den Saamen der Unruhe aus. Jede Last, jede Beschränkung der Freiheit, jede Bestärkung des Aristokratismus — die von der Signoria ausging — wurde als Falieri's Werk dargestellt. So war eine Gährung gewirkt und vorbereitet, die Falieri's Auge nicht entgangen war. Mehrere Nobili's, Falieri's Feinde, schlossen sich an Cornaro an. Jetzt gerade, wo sich Alles vereinte, die allmächtige Venetia ihrer Hülfsvölker zu berauben, jetzt, wo auswärtiger Krieg die Signoria beschäftigte, schien der Zeitpunkt gekommen, einen Nacheplan auszuführen, der nur im italischen Herzen reifen konnte. Cornaro's Absicht war zwiefach. Ihn dürstete nach Falieri's Blut, und der Ehrgeiz und seine Schwester, die Herrschsucht, machte ihn lüstern nach dem Herzoghute. —

Indessen dort auf Griechenlands Boden die Jünglinge kämpften für der Republik Heil, wurde im Herzen derselben der teuflische Plan eines Bürgerkrieges geschmiedet. Umsichtig verfuhren Cornaro und seine Anhänger. Klug war alles berechnet, vorsichtig angelegt. Allein dem wachsamen Auge Foskari's entging das heimliche Treiben nicht. Ihm wurde es bald klar, wie es stehe. Er offenbarte das grauenvolle Geheimniß dem Dogen, und nun wurde sorglich entgegen gewirkt. Foskari reiste an das Hoflager des Kaisers, dort Hülfsvölker zu sichern,

um den drohenden Sturm zu begegnen. — Eine Gewitterschwüle, nahen Donner verkündend, lag auf Venedig. Cornaro triumphirte im Stillen schon. Er triumphirte zu frühe. Gute Mächte waren nicht auf seiner Seite, wie sie nie des Verbrechens Schutz sind. Ein unglückliches Ereigniß sollte alle Plane vernichten. Bald nach der Entfernung Lucie Cornaro's traf aus Cypern ein Mann ein, auf den Cornaro viel und großes Vertrauen setzte. Es war der Sohn von Catharina's Amme, Demetrius Calepulo, ein Grieche, der den Dolch kunstreich führte, aber auch den Dolch und das Meiden des furchtbarsten Giftes eben so gut verstand, als die Bereitung heilsamer Arzneien. Reich an Talenten, Erfahrungen, List und Verrätherei, lag dennoch in seinem Gemüthe etwas, das ihn nicht ganz ein Werkzeug des Teufels werden ließ — ein Zug von Gemüthsgüte, der ihn fest an den festsetzte, der ihm theuer war. Freilich wohl ließ auch dieser Zug sich durch goldne Zeichen gewinnen und festhalten, also daß die übrigen Eigenschaften freien Spielraum gewannen. Cornaro, der ihn wohl kannte, und leicht einsah, wie nützlich dem kühnen Menschen werden konnte, zog ihn in sein Interesse. Er wußte ihm den Dogen von einer Seite zu schildern, daß Calepulo es als ein gutes Werk ansah, die Sache Cornaro's zu fördern, wobei er denn nicht aus dem Auge ließ, wie es ihn so gewaltig heben müßte, wenn einst der herzogliche Hut auf Cornaro's kahlem Schädel ruhe; allein es wollte ihm nicht behagen, eine untergeordnete Stelle in diesem Unternehmen zu behaupten. Auf eigne Rechnung und Faust hatte er Manches bisher unternommen am Hofe von Cypern, und sich dadurch in Jakob von Lusignans, des Königs von Cypern, Gunst hoch em-

vorgeschwungen. Jetzt galt es Ruhm und Gewinn in Venedig, und in seinem Kopfe reifte ein Plan, der schnelle das Werk der Umwälzung herbeiführen sollte. Ihm schien es gewagt, von Unten auf zu beginnen; sicherer, dünkte es ihm, müsse der Schlag treffen, wenn er von Oben herab komme. Der Doge sollte von seiner Hand fallen — dann hatte Cornaro freien Spielraum.

So sey es! rief er freudestrahlend aus, als der Plan zur Reife gediehen war, und Cornaro soll sehen, daß Calepulo brauchbarer ist, als alle seine galgenbehangten Nobili's!

Ein dunkler, stürmischer Abend war über Venedig hereingebrochen. Kein Stern blickte durch die finstern Wolken, die den Horizont umlagerten. Wild brauste das Meer und warf krachend die Schiffe gegen einander im Hafen. Auf den engen Straßen der Stadt gingen nur noch Einzelne hin und her, denn Jedermann hatte sich zurückgezogen in die Wohnungen. In einen weiten Mantel gehüllt, schlich leise Calepulo aus Cornaro's Palaste durch die engen, verschlungenen Straßen, sich nach dem Palaste des Dogen begebend. Er fand Gelegenheit, ohne Hindernisse sich hineinzuschleichen, und wählte seinen Stand in der Ecke einer Gallerie, die von des Dogen Gemächern nach der großen Löwentreppe führte. Nicht lange mochte er dort gestanden haben, so kamen zwei Männer in Mänteln die Gallerie herauf. Sie sprachen über die Ereignisse im Tyrrol, und über heute Cornaro's Siege daselbst. Der, welcher auf derjenigen Seite ging, auf welcher Calepulo's Schlupfwinkel lag, war der Doge, das hörte Calepulo deutlich, indem der andere ihn „herzogliche Durchlaucht" nannte.

Dieser war ein Schiffhauptmann aus Corfu, der erst diesen Morgen angekommen, und wichtige Depeschen überbracht haben mußte, auf die sich theilweise der Inhalt ihres Zwiesprachs bezog. Sie näherten sich langsam. Grade vor Calopulo blieben sie, leise sprechend, stehen. Calopulo wollte den Moment abwarten, wann der Fremde sich entfernt haben würde; allein jetzt vernahm man Stimmen am andern Ende der Gallerie. Jetzt galt es Eile und einen sichern Stoß, denn das Licht, das weither von den Kommenden schien, brachte ein Zwielicht hervor, das Calopulo's Auge ungewiß machte. Er besann sich kurz, stieß nach dem Dogen und rannte der Treppe zu, als dieser: Mord! rief. Zu Calopulo's Unglück hatte der Schiffhauptmann ihn in dem Augenblick bemerkt, als er den Dolchstoß führte, und ergriff ihn jetzt mit nervigem Arm, ihn festhaltend. Der Doge war wider die Wand gesunken, allein es war mehr der augenblickliche Schrecken, der ihn betäubt. Die Wunde war nur leicht, der Mantel hatte ihn geschützt. Bald hatte er sich erholt. Die Diener kamen herbei. Calopulo wurde verhaftet. Fackeln erleuchteten jetzt den Schauplatz des Meuchelmordes. Man brachte den Griechen vor den Dogen. Er sah ihn lange mit einem Blicke an, der durch Calopulo's Seele drang, dem er mit seinen Augen nicht begegnen konnte.

Was that ich Dir, Grieche, sprach der Doge mit wehmüthigem Ernst, daß Du mich morden wolltest? — Calopulo schwieg. — Sieh her, fuhr der Doge in eben dem Tone fort, sieh hier auf dieses kahle Haupt — ich zahle bald den Zoll der Natur — warum wolltest Du dem Herrn des Lebens vorgreifen, der bald mich zu den Vätern versammeln wird? Konntest Du nicht noch die

wenigen Stunden warten, um Deine Seele vor einem schweren Verbrechen frei zu erhalten? — Calepodio sah ihn an. In wahrer Hoheit stand der alte Mann vor ihm, und — er fühlte zum Erstenmale Reue über solch' eine That. — Der Doge fuhr fort: Kannst Du's mit ruhigem Gewissen, so sage, warum Du es thatst, daß ich Deinen Entschluß kennen lerne, vielleicht ein Unrecht vergüten kann. — Bete Gott, der über die Herzen richtet, daß er Dir vergebe. Handelstest Du auf fremdes Verlangen — dann geh mit stolzem Muth, das Werkzeug der Bosheit gewesen zu seyn. — Calepodio stand starr und blickte vor dem Manne, der so mild sprach. Den Mann wollte ich morden? sprach er zu sich, und unwillkührlich schauderte er das Haupt und schauderte. Nein! rief er dann aus — nein — ich kannte Dich nicht so, Herzog. Vergebe mir einst Gott so mild, wie Du! Aber wisse, Du hast jetzt keinen treuern Freund, als mich. Nicht Deine treuesten Verwandte, daß ich in ihrer Gegenwart Dir ein Geheimniß enthülle, dessen Opfer Du werden sollest. —

Der Doge blickte ihn staunend an und sagte: Gut, Du bist frei; ich traue Dir nicht!

Calepodio's Lippe bebte vor innerem Schmerz, daß ihn der Doge verachtete.

Werf den guten Muth nicht weg, Herzog, sagte er dann; ich bin in Deiner Gewalt. Lüge ich, so martre mich auf der Folterbank, bis kein Glied meines Leibes mehr in seiner natürlichen Lage ist, und das Blut aus jeder Pore dringt.

Ich bitte Euch, durchlauchtigster Herzog, hört ihn, hat der Schiffshauptmann. Und die Räthe Foscari's stimmten mit ein.

So rede denn hier, was Du zu reden hast, sprach der Doge zu Calopulo.

So höre, Herzog: Nach dreien Tagen wird Cornaro mit seinen Genossen Venedigs Volk zum Aufruhr rufen, Dich morden, wie ich's versucht, denn ich war eingeweiht in ihren Plan; mir versprach man hohe Ehren, reichen Lohn. Ich wollte schneller zum Ziele gelangen, Dich morden. Ich war Dein Feind, ohne Dich anders zu kennen, als Cornaro Dich geschildert. Wache, Herzog, Du bist gewarnt! — Jetzt schalte mit mir, wie Du willst!

Der Herzog hatte ihm stille zugehört. Die Umgebung war bleich vor Schrecken. Nur einer von den Dienern war es aus anderm Grunde, und schlich ungesehen von dannen.

Großer Gott! sprach Falieri, die Hände faltend, vergiebt denn Cornaro nie?

Nie, wenn er einmal haßt, fiel Calopulo ein.

Falieri wandte sich zu ihm und sagte: Geh, Grieche, warne Cornaro, und — er nahm jetzt den Ton des Herrschers an — verlaß Venedigs Gebiet, wenn Dein Leben Dir lieb ist! — Du bist frei.

Er wollte reden, aber des Herzogs Blick traf ihn mit der Gewalt des Blitzes, und stille, aber gesenkten Hauptes, ging er die Treppe hinab, und ward nicht mehr gesehen. —

Der Herzog ging in sein Klosett, von dem Schiffshauptmann gefolgt; die Diener standen auf der Gallerie in Gruppen und redeten über den Auftritt. — Eine Weile nachher wurden mehrere ausgesandt, Falieri's Freunde zum Dogen zu bescheiden, und die Versammlung dauerte bis tief in die Nacht.

In Cornaro's Pallast lag schon Alles in des Schlafes süßen Fesseln; nur die Liebe und der Schmerz wachten noch. Catharina kniete, betend für des Bruders und des Geliebten theures Leben, vor einem Madonnenbilde von Titians Meisterhand. Die Angst um die Theuren ließ noch keinen Schlaf in ihre Auge kommen. Schirme Sie, Heilige, die Du die Angst um ein theures Haupt fühltest, schirme sie in den Gefahren! betete sie leise mit tiefer Inbrunst.

Derweile maß der Vater sein Schlafgemach mit raschem Tritt. Ha! rief er aus und ballte die Faust, Falieri, nun geht dein Stern bald unter! Nun wird dein Feind bald jubeln, wird bald das süße Gefühl befriedigter Rache für erduldete Schmach empfinden, wird — er richtete stolz sein Haupt empor — wird bald auf sein Haupt deinen Ehrenhut setzen, und dich — wie ein schädliches Insekt, im Staube zertreten! — O, ihr Mächte der Finsterniß, steht mir bei! — In diesem Augenblick klopfte es dreimal sanft an seine Thüre. Er schauderte in sich hinein und sah behend sich um. Was ist das? rief er dann — und setzte, sich besinnend, hinzu: Tritt ein, Calepodio! — Aber es war nicht Calepodio, sondern Lunardo, Falieri's bestochener Diener.

Was willst Du so spät? fragte ihn, nicht ohne Besorgniß, Cornaro.

Euch eine Hiobspost bringen, versetzte Lunardo, bleich und entstellt. Flieht, schafft Eure Kinder, noch diese Nacht mit Allem, was Euch lieb ist. Alles ist verrathen. Calepodio wurde in dem Augenblicke erhascht, als er den Dolch in des Dogen Herz meinte gestoßen zu haben. Dieser begnadigte ihn und Calepodio verrieth Alles. Ich

mir Augen- und Ohrenzeuge. Fliehe, wenn Euch Euer Leben lieb ist.

Gerechter Himmel! rief erbleichend Cornaro. O, führst Du zur Hölle, Du Schurke! Sprich, Leonardo, sprich, ist's wahr, was Du sagst? —

Es ist leider zu wahr! und wollet Ihr's abwarten bis morgen, so könnet Ihr's in den Kerkern von San Marco reiflich überlegen!

Spotte nicht, Hund! schrie Cornaro, und faßte seinen Dolch.

Langsam! sprach kalt Leonardo. Ist das der Lohn, daß ich Euch warne vor drohendem Untergange?

Cornaro faßte seine Hand. Vergieb, Leonardo, bat er; mir schwindelt. Geh, ich bitte Dich, wecke meine Diener; geh, eile, fliege! Du sollst mit mir fliehen, sollst bei mir leben. Geh, eile nur. Leonardo ging.

Tod und Hölle! fluchte der Alte, und schlug sich wider die Stirne. Mußte es sich so wenden?! Er riß die Thüre auf und stürzte in Catharinas Gemach. Weg mit Deinen Heiligen, Dirne, rief er aus, packe Deine Sachen so schnell Du kannst. Nimm das Beste von dem, was Du hast, noch diese Nacht müssen wir fliehen!

Fliehen, mein Vater, vor wem? fragte zitternd vor dem schrecklichen Blicke und Tone des Vaters die Jungfrau.

Vor dem Teufel! Catharina! Frage nicht. Dein Vater muß fliehen und Du. Ehe der Tag graut, sind wir sonst Falieris Gefangene, und die porta fatale schließt sich hinter uns! — Catharina begriff nichts von dem Allen; allein daß es schreckliche Wahrheit sey, was der Vater sage, das bestätigte sein Anblick. — Corna-

ro's Donnerstimme hatte ihre Frauen geweckt. Diese beschickten zitternd das Nothwendigste. Catharinen hatte der Schrecken gelähmt. Alles im Pallaste war nun in stiller, emsiger Thätigkeit. Cornaro sandte nach dem Hafen. Seine Galeere lag dort segelfertig. Die Klugheit hatte ihn diese Maßregel treffen gelehrt, wenn etwa die Verschwörung mißglücke.

In dem Zeitraume zweier Stunden waren Packe und Truhen auf dem Schiffe. Cornaro und die zitternde Catharina folgten und erreichten glücklich das Schiff, das alsobald die Anker lichtete und die offene See zu gewinnen eilte. Aber noch hatten sie diese nicht erreicht, da wirbelte der Wind eine hohe Flamme in die Lüfte — die Kanonen der Hafenkastelle donnerten, die Sturmglocken läuteten — Cornaro's Pallast stand in lichten Flammen. Sieh hin, sprach mit dem Tone der Verzweiflung und unterdrückter Wuth Cornaro zu Catharinen, das ist mein Lebewohl für Venedig. Mag die Stätte zur Asche werden, wo meine Plane scheiterten! Mag von Cornaro keine Spur mehr übrig bleiben!

Weinend wandte die Jungfrau ihren Blick dahin, und dann gen Himmel und betete: Heilige Jungfrau, schütze meine Liebe und laß Licht werden nach dieser Finsterniß. Die Flamme wuchs. Ferner scholl der verworrene Ton der Angst und Noth. — Ha! rief Cornaro — setze dich, Falieri, an dem Anblick! Lägst du in den Flammen! Mein Herz hätte doch dann noch etwas, woran es mit süßer Lust denken könnte. — Weithin röthete die Flamme den Himmel und das Meer, über das nun das Schiff dahinflog. —

Wohin sollen wir steuern? fragte der Hauptmann.

Nach Cypern! antwortete Cornaro, und ſtieg hinab in den Schiffraum.

Jakob von Luſignan, König von Cypern, ſtand eines Morgens auf dem Balkon ſeiner Villa, deren Schönheit, Pracht und Ueppigkeit ihr den Namen eines Feenſchloſſes erwerben, und dehnte behaglich die Glieder in die balſamiſche, von Blüthenduft geſchwängerte Luft hinaus; denn die letzte Nacht war durchſchwelgt worden mit ſeinen Günſtlingen. Jakob war ein Mann in der Blüthe ſeines Lebens, kraftvoll und feurig, und das Ideal männlicher, vollendeter Schönheit. Alles, was das Leben eines Fürſten erheitern kann, war ſein; Alles, was Ueppigkeit wünſchen mag, ſtand ihm zu Willen, und ſeine Feſte trugen den Stempel der Göttin Cyperns. Er blickte jetzt fröhlich hinaus in die lachende Ebene, die ſich, ein Eden, vor ſeinen Blicken ausbreitete. — Hier, fern von der Reſidenzſtadt, pflegte er den größern Theil des Jahres im ungeſtörten Genuſſe der Freude hinzubringen. Die Höflinge, die ihn umgaben, ſprachen halblaut von dem geächteten Venetianer, der im Ueberfluſſe ſeiner Reichthümer, ohnweit der königlichen Villa, ſich eine andre erkauft, und ſie mit verſchwenderiſcher Pracht einrichten und ausſchmücken ließ; übrigens ohne allen Umgang dort lebte.

Haſt Du, fragte Einer dieſer Höflinge einen Andern, haſt Du ſeine Tochter ſchon geſehen? — Man ſagt, ſie ſey ein Engel, ſie ſey Cyperns Göttin in menſchlicher Erſcheinung.

Da hat man Dir nicht zu viel gesagt, entgegnete dieser. Ich habe sie einmal unverschleiert gesehen, und bekenne —

Was? fragte Jakob von Lusignan, der das Gespräch aufmerksam mit angehört. —

Ich bekenne — fuhr jener fort, daß Catharina Cornaro das schönste Weib ist, welches Cyperns Boden betrat, und das mag viel heißen.

Kann man sie sehen? fragte der König neugierig.

Das möchte wohl nicht ganz leicht seyn, entgegnete Jener, da Cornaro seinen Schatz hütet, und dabei des Mädchens keusche Sitte einen dichten Schleier über ihr Angesicht breitet.

Der König sann eine Weile nach. Abenteuer liebte er. Je romantischer sie waren, desto lieber.

Seht dort hin! rief jetzt Einer. Ew. Majestät können dort die Göttin reiten sehen.

Wirklich ritt Catharina auf einem milchweißem Zelter neben ihrem Vater vorüber. Allein der ominöse schwarze Schleier verhüllte sie, jedoch nicht so sehr, daß nicht Jakob Gelegenheit gehabt hätte, eine wunderschöne Gestalt zu bewundern, die mit ausgezeichneter Grazie zu Pferde saß. — Des Königs Auge folgte der Gestalt, so lange sie zu sehen war; dann zog er sich in seine Gemächer zurück, nur von Einem begleitet. Dieser war Jeronimo Donatelli, ein Genueser, des Königs Günstling, sein Rathgeber, sein Unterhändler, mit einem Worte, sein Factotum. Listig und schlau, fein und gewandt, hartnäckig und schaamlos, war er ganz zu dem Posten geboren, den er einnahm, aus welchen ihn auch keine Ränkemacherei seiner Neider zu entfernen vermochte.

Zu langsam für Jakob's Wünsche ging der Tag hin. Als er aber sich zu neigen begann, als die Sonne zur-

zum über dem Meere unterging, und ein ſanfter Wind von dem Meere her wehte, eine liebliche Kühle verbreitend, da erſchien außerhalb Cornaro's Garten ein Lautenſpieler in phantaſtiſcher Kleidung. Es war ein wundervoller Jüngling, deſſen Stimme, rein und klar, dem ſchwellenden Tone der Saiten folgte, mit einer Lieblichkeit, die jedes Ohr bezauberte und jedes Herz ergriff. — Nicht lange hatte der Sänger traurig geſpielt und geſungen, ſo horchten auch innerhalb des Gartens Catharina und ihre Dienerinnen den herrlichen Weiſen, und die weibliche Neugier wollte ſehen, gerade, als ob dadurch der Genuß des Hörens verdoppelt würde. Eine kleine Cypriotin, Donatello's Golde nicht abhold, die Tochter des Gärtners, kannte den Sänger als einen gar lieben, freundlichen Menſchen, wußte ſo viel Gutes von ihm zu erzählen, daß Catharina ſich nicht ſehr weigerte, ihn einzulaſſen. Die Kleine hüpfte zur Pforte und rief: Komm, Alexis, Du ſollſt meiner ſchönen Herrin ein Lied ſingen vom blinden Amor und ſeiner lieblichen Mutter! So ſehr auch Catharina vor Unwillen erröthete, ſo konnte ſie es doch jetzt nicht mehr hindern, denn vor ſie hin trat mit einer anmuthigen Verbeugung der Sänger, und rührte die Saiten ſo zart und lieblich, daß die Wolken des Unwillens von Catharinens Zügen ſchwanden und die Heiterkeit ſie wieder mit ihren ewig jungen Roſen ſchmückte. Oft aber ſtockte des Sängers Stimme, denn ſein Auge ruhte auf Catharinens Reizen, und ihr Bild drückte ſich mit unauslöſchlichen Zügen in ſein Herz. — Als er geendet hatte, wollte ihn Catharina belohnen. Er ſchlug es aus. Gebt mir, engelgleiche Jungfrau, die Roſe, die Eure Bruſt ziert, und mein Lohn iſt königlich! ſprach er. In holder Verwirrung reichte ſie ihm Calho-

rina. Er küßte die niedlichste Hand, die je eine Roſe als Lohn bot, drückte ſie an ſeine Lippen und verſchwand. — Dein Sänger iſt ein dreiſter, alberner Menſch, ſprach ſtrafend Catharina zu des Gärtners Tochter — ich mag ihn nicht mehr ſehen!

Vergebt ihm, bat dieſe, Eure Schönheit hatte ihn bezaubert. Hörtet Ihr nicht, wie ſeine Stimme zitterte? — Schwerig! gebot die Errötende, und entfernte ſich. Der Sänger aber ging im ſüßen Taumel an der hohen Mauer entlang und drückte die Roſe an ſeine Lippen. Donatelli wartete auf ihn. Was ſagt Ew. Majeſtät zu dem Mädchen? fragte er den Sänger. — Rede nicht von ihr, wie von einer andern Sterblichen! verwies Jakob von Luſignan. Sie hat zum erſtenmale mein Herz die Liebe kennen gelehrt. Mein, als Geliebte oder Weib, muß ſie werden! Weib? — zog lang hinaus Donatelli. Das Wort klang ſeltſam in Jakobs Munde und widerlich an Donatelli's Ohr. Die Idee mußte dem König benommen werden, ſonſt wurde ja Donatelli überflüſſig. Der König ſah ihn ſtrafend an, als er das Wort „Weib" ſo lang dehnte. Und wenn ich denn nun ſie als Geliebte in Ew. Majeſtät Arme lieferte? fragte er liſtig lachend. Der König ſchwieg ſtille und trat in ſein Gemach. Donatelli ſchüttelte den Kopf und ging auf Kundſchaft aus. Alles, was bisher geglückt war in ähnlichen Fällen, Alles, was in ſeinem erfinderiſchen Kopfe nur immer erzeugt wurde, wendete Donatelli leiſe und vorſichtig an; allein ſeine Liſt, ſeine Klugheit — alles ſcheiterte. Er wurde muthlos. Jakob's Liebe wuchs mit jedem Tage, und in gleichem Maaße ſank Donatelli's Muth und Heiterkeit. Da entſchloß ſich Jakob, um Catharinen zu freien, und ſie als Gattin

auf seinen Thron zu erheben. Dieser Antrag überraschte Cornaro. Allein welche Nahrung für seinen Ehrgeiz! Er sprach mit Catharinen; — aber — wie bebte die Unglückliche, die ohnedem seit Monden ohne alle Kunde von Lucio und ihrem Marco war — wie fiel diese Zumuthung auf ihr geängstetes Herz. Doch sprach sie ein entscheidendes Nein aus, das Cornaro um so mehr erstaunen machte, je weniger er solche entscheidende Rede von der Demüthigen erwartet hatte. Er gab Jakobs Freiwerbern freundliche Rede zurück und bat um Weile. Jetzt aber war Jakob nicht mehr der schüchterne Liebhaber. An den Hof wurde Cornaro gezogen, das vollste Maas der Ehre ihm zugetheilt. Auch Catharina mußte wider ihr besseres Gefühl die glänzenden Festlichkeiten mitgenießen. Aber wie war es so drückend für ihr Herz! Täglich wurde sie bestürmt von ihrem Vater, von dem Könige. Ach, wie oft betete sie auf ihren Knieen halbe Nächte hindurch um Erlösung — aber sie kam nicht. Cornaro ahnete wohl den Grund ihrer Weigerung. Er war zu klug, davon etwas zu äußern. Sein Plan war gut berechnet. Eines Tages brachte ein Schiff, das Morea's Küste erst kurz verlassen, Briefe von Lucio, die — Marco Faliero's Tod meldeten. Catharina sah die Briefe; es war Lucio's Hand. Der Schmerz treuer Freundschaft hatte die Zeilen geschrieben. Ihr blieb kein Zweifel, aber von nun an auch keine Freude mehr. Die Nachricht hatte sie fürchterlich erschüttert. Sie erkrankte heftig, und kam dem Tode nahe, den sie so sehr wünschte. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Sie sollte die Bürde eines liebeleeren, kalten, dornenvollen Lebens tragen. Sie genas langsam. — Ihr Vater wartete kaum ihre Genesung ab, um ihr

wieder neue Anträge zu machen, sie aufs neue zu bestürmen. Sie wollte in einem Kloster Frieden suchen; aber da trat der Vater flehend vor sie hin. Ihr Beichtvater, mit Cornaro und Jakob von Lusignan im Bunde, stellte ihre Einwilligung als das schuldige Opfer der Kindespflicht dar. Sie hatte nichts mehr entgegen zu setzen, als ihre Thränen. Wie das Lamm sich zur Schlachtbank führen läßt, so ließ sie endlich willenlos sich leiten. Jakob erhielt durch den Vater ihr Ja, und schwebte nun in den Regionen eines überirdischen Glückes. Die glänzendsten Feste feierten Catharina's Verlobung, und nach einem Monate wurde Catharina Cornaro Königin von Cypern, und hinter ihr schloß das Leben seine Freudenthore, und einer Steppe gleich, wo kein Blümchen blüht, that sich die Zukunft vor ihr auf.

Das Spätjahr 1473 hatte den Feldzug gegen die wilden Albanesier geschlossen. Blutig war er gewesen, siegreich nicht immer für die Venetianer. Die Jahreszeit allein ließ die Schwerdter ruhen. Lucio und Marco hatten die Lorbeeren des Heldenruhmes um ihre Schläfe gewunden. Inniger war ihre Freundschaft geworden durch das Theilen der Gefahren. Die schreckliche Botschaft von Cornaro's Thaten und seiner Flucht und Landesverweisung war auch zu ihnen gedrungen, allein nichts Umständliches hatten sie erfahren können. Die Jünglinge gingen nach Athen für die Zeit des Winters; Marco mit schwerem Herzen, Lucio mit tiefem Kummer, denn wohin war der Vater geflohen? wo war Catharina? — Das Niederschlagende der Nachrichten, welche Lucio in Athen empfing, warf ihn aufs Krankenlager. Ein Arzt,

in jener Zeit eine Seltenheit, wurde glücklich gefunden. Er war erst kurz von Jeniens Inseln herübergekommen. Es war Calepulo, der jetzt den Namen Athanasios führte. An Lucio's Krankenlager wachte herzlich der treue Kampfgenosse und Freund. Marco war sein Trost, seine Freude, da er sonst keine mehr hatte, und auf seinem Namen der Schandfleck der Acht ruhte. Calepulo lernte hier Marco kennen, sah hier zuerst Lucio. Marco's offenes Wesen, seine treue Freundschaft, das Andenken an des Vaters Edelmuth, gewann ihm Calepulo's Wohlwollen. Dieser theilte ihnen zuerst die bestimmtesten Nachrichten über Cornaro's Verschwörung mit. Marco schauderte, er bebte für seinen Freund. Er ruhte nicht eher, als bis er Calepulo einen Brief an seinen Vater dictirt hatte, worin er Lucio's Thaten in's Licht setzte, und für ihn um des Vaters Verwendung und Begnadigung bat. Er hoffte, keine Fehlbitte zu thun. Die Wintermonde schlichen träge vorüber. Marco schlug jede Freude aus, zu der ihn der Gubernatore lud. Er blieb an Lucio's Siechbette, den Zoll der Freundschaft entrichtend. Ach, er zeigte dem Freunde nicht, was sein Herz litt um Catharinen. Er wollte Lucio's Schmerz nicht vermehren. Allmählig begannen Calepulo's Bemühungen, Lucio's Gesundheit zurückzuführen, aber die Heiterkeit seiner Seele kehrte nicht wieder. Die Tage des Frühlings kamen und schmückten Griechenlands Ebenen und Berge mit der Hoffnung schönerem Grün, mit Blumen und Blüthen. Die Rüstungen zum Feldzug gegen Albaniens Raubherden wurden gewaltiger betrieben als früher, — aber noch schwebte Dunkel über Lucio's Schicksal. Da ließ eines Tages der Gubernatore die Freunde zu sich beschieden. Sie fanden ihn im ernsten

Schmucke, von seinen Räthen umgeben. Nach den ehrfurchtsvollsten Begrüßungen entfaltete er ein Pergament, an dem das große Löwensiegel der Republik hing. Er las das Dekret der Signoria. Es sprach Lucio von aller Gemeinschaft an den Unruhestiftungen seines Vaters frei, wandelte dessen Verbannung, die für die Dauer seines Lebens ausgesprochen war, in eine dreijährige, rief Lucio unter den ehrenvollsten Ausdrücken nach Venedig zurück, um seines Vaters Stelle in der Signoria einzunehmen, und übertrug das Commando des Festungs an Marco Faliero. — Der Gubernatore ergriff Lucio's Hand, ihm Glück wünschend, und führte dann Marco in einen angrenzenden Saal, wo die Führer des Heeres ihren neuen Oberfeldherrn jubelnd begrüßten, und dem Ueberraschten Treue und Gehorsam schwuren. — Das war ein Tag der Freude nach den trüben — aber dennoch ein Tag des Wehs, weil er das unabänderliche Gebot der Trennung den Freunden brachte. Von nun an waren sie noch unzertrennlicher, bis endlich das Eintreten des günstigen Windes Lucio an Bord des Schiffes rief, das ihn nach Venedig führen sollte. Die Trennung war bitter. Nur das Versprechen, oft Nachrichten zu Marco gelangen zu lassen, nach Catharinen zu forschen, und sogleich das Resultat seiner Forschungen Marco mitzutheilen, erleichterte das Scheiden. Noch an demselben Tage verließ Marco Athen, um sich zum Heere zu begeben. Calergio, oder, wie er sich jetzt nannte, Athanasius, blieb dort zurück. Die Feindseligkeiten begannen bald. Marco's Waffen folgte der Sieg. Giovanni Anastasio, der an der Spitze der wüthenden Kleptenhorden stand, war außer sich. Er schonte nichts, selbst nicht das hülflose Alter, nicht die wehrlose Kindheit.

Das entfremdete ihn — und mehr noch sein unerträglicher Despotismus, die Häuptlinge Albaniens. Sie fielen nach und nach von ihm ab und suchten die Gunst der Republik. Marco ertheilte uneingeschränkte Amnestie Allen, die zur Ruhe zurückkehrten. Der Sieg war leichter über die Hartnäckigen. Tief in das Herz Albaniens drang Marco. Die Banden, ihres Unterganges gewiß, sandten drei Häuptlinge als Unterhändler in Marco's Lager. Anafesto's Auslieferung war ihr erstes Erbieten. Der Friede wurde vorläufig abgeschlossen, durch Geißel gesichert, und Marco sah bald der sieggekrönten Rückkehr in die Vaterstadt entgegen.

Am Abend des Tages, wo dieß erfreuliche Ereigniß eingetreten war, saß Marco, heit'rer als je, auf dem Feldsessel in seinem Zelte. Die Zukunft trat, mit neuen Hoffnungskränzen geschmückt, vor seine Seele, und er öffnete willig sein Herz den süßen Träumen eines nahen Glücks. — Da nahte eine vermummte Gestalt seinem Zelte. Die Wache hielt sie an und meldete den Arzt Athanasios. Er trat ein.

Du hier, Athanasios? rief ihm Marco entgegen. Bist Du ein Bote des Glücks oder des Unglücks? — Oder kommst Du, Dich mit mir des glücklichen Ausgangs dieser blutigen Fehde zu freuen?

Von allen dreien etwas — führt mich zu Dir, Falieri, sprach, sich neigend, Calopulo. Laß uns bei'm Guten anheben: Ich bringe Dir Lucio's Grüße, Deines Vaters Freude, und will Deine Siegesfreude theilen!

Sey willkommen mit dem Allem! Aber was bringst Du Schlimmes? —

Nicht viel, antwortete Calopulo. Schlimm ist eigentlich nichts von dem, was ich Dir bringe; denn — (er

beobachtete ihn ſcharf) über das Glück der Schweſter Deines Freundes wirſt Du Dich gewiß freuen wie über das ſeinige! — ?

Marco ſprang auf. Sein Auge flammte. Das Blut drang ihm all' nach dem Herzen, daß es kaum mehr ſchlagen konnte. Sprich deutlicher, Athanaſios, weißt Du etwas von Catharinen?

O ja, wenn Dich das ſo nahe angeht, verſetzte jener, ſo wiſſe, Catharina Cornaro iſt — die Gattin von Jakob von Luſignan, König von Cypern; ſie iſt es ſeit einem Jahre. — Aber was iſt Dir, Falieri, Du erbleichſt? Marco taumelte zurück und ſank in den Lehnſtuhl, und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen. So ſaß er einige Minuten, dann ſprang er auf. Hinweg, Schurke, rief er, Du lügſt! Das iſt ein Truggewebe der Hölle! Das konnte Catharina nicht! Woher haſt Du die ſchändliche Kunde? —

Sey ruhig, Falieri, beſänftigte Calopulo. Höre mich an, dann richte. Meine Mutter iſt Catharina's Amme — Du, Du, fiel Marco ein, Du biſt der Maler Calopulo, der Catharinens Bild malte? — Ich bin's, fuhr Calopulo fort, und daß ich nicht lüge, ſo ſieh' hier Catharina's Bild, das ich gemalt. — Marco entriß es ihm und preßte es an ſeine Lippen. Nein, nein, rief er aus, ſo treulos konnteſt du nicht ſeyn! — Höre mich an, Marco, ich bitte Dich! bat Calopulo wieder. Sieh, als Du zwei Tage von Athen entfernt wareſt, wird mir die Kunde, meine alte Mutter liege krank in Cypern. So thörigt auch mein Unternehmen war, weil ſie ja konnte geſtorben ſeyn, ehe ich Cypern erreichte, ich hatte dennoch nicht Ruhe. Ich eilte nach Milo, von dort mit einem Handelsſchiffe nach Cypern. Die Fahrt war

glücklich. Ich erreichte bald Nikosia, und fand in Jakobs Pallast meine kranke Mutter, Cornaro's Tochter als Cyperns angebetete Königin. — Als Papas meiner Religion fand ich Eingang und blieb unerkannt. Mir gelang's, die Mutter zu heilen. Von ihr erfuhr ich, Catharina habe Dich geliebt. Die Nachricht Deines Todes habe sie krank gemacht, und nach ihrer Genesung der Vater sie gezwungen, Jakob von Lusignan's Hand zu nehmen, und Cyperns Krone.

Hatte Marco früher in wilder Leidenschaftlichkeit geglüht — jetzt verlor sich mit jedem Worte Calopulo's ein Tropfen Blutes nach dem andern aus seinen Wangen, bleicher und bleicher wurde er; an die Lehne seines Feldsessels mußte er sich halten — Catharinens Bild entfiel seiner Hand — und die Elfenbeinplatte sprang entzwei. — Brich, sagte er matt und wehmüthig, brich wie die Treue und mein Herz! — Dann sank er leblos vom Stuhle in Calopulo's auffangende Arme. O, rief Calopulo, Deine Liebe war stark! Vielleicht kann ich vergelten Deines Vaters Edelmuth. Er legte den Ohnmächtigen auf seinen Mantel und wusch ihn an. Nach vielen Bemühungen erwachte Marco. Habe ich geträumt, Calopulo? fragte er. Ist Catharina untreu? — Calopulo suchte ihn zu beruhigen. Es half nicht. Jede Kraft schien gelähmt. Einem Todten gleich, wankte er unter den Lebendigen. Keine Zerstreuung konnte seinen Gedanken eine andere Richtung geben. Stundenlang saß er da und stützte sein Haupt in die Hand, und sprach nichts. Dann fuhr er wieder plötzlich auf, sein Auge glühte noch einmal, und er rief: Calopulo, wenn wir ihr Unrecht thäten, wenn? — Dann aber sank er gleich wieder in die alte Stellung und setzte leise hinzu, gleichsam sich

ſelbſt antwortend: Nein, ſie iſt Königin! Auch ihr Herz war nicht von Ehrgeiz frei! — Thue Ihr nicht Unrecht, bat Calopulo. Kennſt Du die Kämpfe, die ſie beſtanden? Weißt Du das Weh zu ermeſſen, das ihre Bruſt beengte? Kannſt Du die Thränen zählen, die ſie vergoß? — Wenn ſo Calopulo ſprach, dann hörte Marco ihm zu, und ſchwieg er — dann ſagte er nichts als — ſie iſt eines Königs Weib! — Sie hat Marco's Liebe vergeſſen. — Der Zuſtand ſeines Gemüthes, einer Lethargie gleich, dauerte fort. Nur die Rückkehr albaneſiſcher Geſandten rüttelte ihn auf aus ſeinem dumpfen Hinbrüten. Calopulo's Freude war groß bei dieſer Bemerkung. Er hoffte jetzt eine glücklichere Wendung nahen zu ſehen. — Anaſeſto's Auslieferung war unmöglich. Er hatte ſich mit Dreien ſeiner Freunde gerettet und war nicht zu finden. Sie brachten ihre Geiſſel. Der Tribut an die Republik wurde feſtgeſetzt, der Friede beſchworen, und bald trat das Heer ſeinen ſieggekrönten Rückzug an.

Auf den gewaltigen, ehrwürdigen Maſſen der Akropolis ſaß drei Monate ſpäter der unglückliche Jüngling, und blickte ſtumm hinaus über die Minervenſtadt und ihre untergegangene Herrlichkeit. Auf Tempeltrümmer und Ruinen einſt herrlicher Gebäude, auf zerbrochene Säulen und zerſtörte Altäre fiel ſein feuchter Blick. Meines Glückes Bild! ſeufzte er. Er hob ſeinen Blick, da lag vor ihm das bewegte Meer. Schiffe kamen mit vollen Segeln und zogen dahin; aber nichts konnte ihn feſſeln. Ich mag Venedig nicht wiederſehen! ſagte er, und dann ſeufzte er wieder: O, mein theurer Vater,

mein treuer Lucio! Er verſank wieder in ſein ſtilles Hinbrüten.

Dort liegt Cypern! ſprach in dieſem Augenblick eine Stimme hinter ihm.

Wo? fragte er auffahrend.

Dort, erwiederte Calopulo, und das Schiff dort im halbverſandeten Piraeus ſegelt heute noch dorthin ab! — Willſt Du Catharinen wiederſehen, Deine Catharina? —

Komm, komm, Calopulo, laß uns eilen! Er riß ihn mit ſich fort. — Sie eilten zum Hafen, und willig nahm ſie der Schiffhauptmann auf. Nicht lange nachher blies der günſtigſte Wind, und das Schiff ſtach in See. — Jetzt erſt ſchien Marco zu ſich ſelbſt zu kommen. Was beginne ich, Calopulo? — fragte er. Soll ich ſie wiederſehen? Soll ich das Elend noch tiefer fühlen lernen, als ich es empfinde? —

Sey ruhig, Marco, beſänftigte dieſer; weißt Du nicht, daß jedes Elend ſeine Gränzen hat? Glaubſt Du nicht, daß auch Dein Herz wieder erwarme?

Kannſt Du des Nordens Eismaſſen in blühende Orangen wandeln, Calopulo? Oder haſt Du Macht, dem Strome zu gebieten, daß er zur Quelle zurückkehre? — Täuſche mich nicht. Mir wäre es beſſer geweſen, Giovanni's Dolch hätte mein Herz getroffen damals, — o, da wäre mein Herz glücklich gebrochen! Jetzt — jetzt? — !

Aber es war nicht mehr zu ändern. Pfeilſchnell flog das Schiff über die Fläche dahin, ſeinem Ziele zu. Näher und näher kam Cypern. Und je näher es kam, deſto mehr wuchs Marco's Unruhe. Du ſiehſt ſie wieder, Marco; hoffe, hoffe! das war Calopulo's Rede — allein was der Gegenſtand ſeines Sinnens war — warum

er ſtundenlang allein ſaß und nachdachte — warum er manchmal ſchauderte, dann wieder laut auflachte — das vermied er, und nur Marco fühlte manchmal einen unausſprechlichen Widerwillen gegen ihn. Doch ſtrafte er ſich ſelbſt dafür, da Calopulo ihn behandelte mit einer Liebe und Sorgfalt, die oft die Freundſchaft kaum kennt. — Land! Land! rief eines Morgens, als eben Aurora den erſten Blüthenſtrauß auf das Meer warf, die Schiffsmannſchaft. Was iſt das? fragte Marco, der eben einen Nebelſtreifen am Saume des Horizontes dämmern ſah. Cypern, entgegnete der Steuermann. Ihr werdet bald die grünen Punkte der Palmen über der Fläche erblicken. Marco's Auge hing feſt an Cypern's Küſte. Allmählig tauchte es auf. Bald erſchienen die Felſen der Küſte, die Berge, die grünen Bäume — die Thürme von Nicoſia. Marco war feſtgewurzelt. Dort lebt ſie! — ſagte er zu ſich. Ach, was beginne ich? Ich werde ſie ſehen — Herz, Herz, willſt Du Deine Feſſeln ſprengen? Muth, Muth! Calopulo flüſterte ihm in's Ohr: Suche ihn in Dir ſelbſt, Marco! Vertraue mir — ich will Dein Schützer ſeyn!

Er war aber auch gleichſam nur eine willenloſe Maſchine in Calopulo's Hand geweſen, und ſeine Seelenſtimmung ließ den klugen Griechen hoffen, er werde es auch ferner bleiben, da er ſo hochfahrende Plane in ſeinem ſchwarzen Herzen barg. —

Sie waren in den Hafen eingelaufen. Im Schiffe herrſchte der bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnliche Tumult. Der Grieche zog Marco hinab in den Schiffraum. Wirf dieſe Mönchkutte über, ſagte er, daß Dich Niemand kenne. Vielleicht iſt Catharinens Vater hier! — Marco ſah ſelbſt die Nothwendigkeit ein, und gehorchte willig

dem Rathe Calopulo's. In dieſer Vermummung, Calopulo als Papas, Marco als italieniſcher Mönch gekleidet, erreichten ſie die Stadt und die Herberge, wo der Grieche den Jüngling allein ließ und zu ſeiner Mutter eilte. Die Königin war krank. — Schöner konnte der Zufall Calopulo's Wünſche nicht begünſtigen, denn auch der, von dem er allein Alles zu befürchten Urſache hatte, Cornaro, war nicht in Cypern, und kehrte ſobald nicht wieder.

Am andern Morgen nahm er Marco's bebende Hand und ſchritt mit ihm durch Nicoſia's volkbelebte Straßen dem königlichen Pallaſte zu.

Bleich und krank ausſehend, ſaß Catharina in ihrem Gemache und las im Evangelienbuche, das auf purpurnem Pergamente, mit goldnen Buchſtaben geſchrieben, auf ihrem Schooße lag. Calopulo's Mutter wiegte in ihren Armen Catharina's Kind. Da öffnete ſich die Thüre und die Beiden traten ein. Catharina erhob ihr ſchönes Haupt empor, warf einen Blick auf den Mönch, erglühte, und rief bebend: Heilige Jungfrau! Marco? — Stehn die Todten auf? — Da ſtürzte der Jüngling zu ihren Füßen und umſchlang ihre Knie. Ich war ja nicht todt! rief er aus. Die Amme und Calopulo zogen ſich zurück. Welch' ein Wiederſehen, Marco! O, ſo betrog man mich? ſprach ſanft die Dulderin, ihn emporhebend. Er ſank an ihre Bruſt, und die alte Liebe flammte in ihrem erſten Feuer auf. Thränen und Küſſe und Umarmungen — dann aber machte ſich Catharina los aus den umſchlingenden Armen des Geliebten. Gott! rief ſie aus, was beginnen wir? Marco, ich beſchwöre Dich, verlaß' mich, und mache meiner heiligen Pflichten Erfüllung nicht zur unerträglichen Laſt. Es iſt ſchon Frevel, daß ich Dich

ſehe. Ich bin Jakob's Weib, ſeines Kindes Mutter. — O, ſo war es Trug, daß Du nicht mehr lebteſt? — Vergebe euch Gott den Betrug! ſetzte ſie ſanft weinend hinzu. Marco warf ſich auf ſeine Knie. O, vertreibe mich nicht, Geliebte, flehte er. O, laß mir die einzige Freude, die das Leben noch für mich hat, laß mich Dich ſehen! — Konnte ſie die Bitte abſchlagen? Durfte ſie die Pflicht verletzen? — Wer malt den Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe in dem Herzen Catharina's? — Wer wollte ſie verdammen, wenn die Liebe ſiegte? — Marco ſah ſie oft. Er erhob ſich wieder zur alten Kraft. Er wurde ein anderer Menſch, denn er vergaß, daß ſie Jakob's Weib war; aber die reinſte Sitte waltete in ihrem Verhältniß. Calopulo ging ſtolz einher; ſeine Augen ſtrahlten vor Freude. — Er mußte etwas Wichtiges vollbracht haben. — Jakob von Luſignan erkrankte und war nach dreien Tagen eine Leiche. — Der Himmel iſt Dir günſtig, Marco, rief er, mit dieſer Botſchaft in das Gemach ſtürzend, Jakob iſt todt, Catharina frei, Königin von Cypern! Wirf die Kutte weg, jetzt iſt ſie Dein, Du König von Cypern! — Marco wurde bleich. Eine Eiſeskälte rieſelte durch ſeine Glieder. Menſch, rief er aus, wenn nur die Hölle nicht im Spiele iſt! Der Grieche lachte gellend auf. — So lacht der Teufel, Calopulo. Warum ſtarb der König? Ich bin ſein Arzt nicht, Marco; ich weiß es nicht. Was fragſt Du auch? Iſt denn Jakob nicht ein Staubgeborner, wie Du und ich, daß er ſterben kann, wenn ſeine Stunde kommt? —

Tiefe Trauer herrſchte in Nicoſia. Die Leichenfeierlichkeiten gingen vorüber. Catharina wurde Königin von Cypern. Aber ein neuer Schlag wartete des armen Weibes: ihr Kind ſtarb bald nach ſeinem Vater. — In tiefer Trauer huldigte Cypern ſeiner ſchönen Königin. Calopulo ſpielte jetzt eine Rolle nach ſeinem Sinne. Er wurde Rathgeber der Königin. Manches wurde anders als es früher geweſen. Männer, die Jakob's Gunſt beſeſſen, wurden entfernt, andre erhoben. Marco lebte ſtill und zurückgezogen. Das forſchende Auge der Höflinge entdeckte ihn nicht. Nur Catharina ſah ihn manchmal — doch ſelten. Erſt gegen das Ende der Wittwentrauer trat er öffentlich auf, und zwar als Kanzler des Reichs. So hatte es Calopulo geleitet. Jetzt nur noch ein Schritt, jubelte er, und mein Ziel iſt erreicht — mein Loos geworfen für mein Leben! — Aber anders war es beſchloſſen im Rathe des Schickſals. — Denn bald liefen venetianiſche Schiffe ein in den Hafen, und Lucio Cornaro ſah nach langer Trennung die Schweſter wieder, und — ſeinen Marco. Lucio war nicht heiter. Eine trübe Wolke lag auf ſeiner Stirne. Er hatte ein ſchweres Werk zu verrichten. Die Republik hatte Catharinen für ihre Tochter erklärt und ſich als ihre Erbin. Lucio war der Delegate der Signoria; ihm waren Truppen mitgegeben, Cypern in Beſitz zu nehmen. — Das eröffnete er der Schweſter. Catharina's Seele war von Ehrgeiz frei. Sie legte willig ihre Krone nieder, da keine Mutterpflicht ſie anders handeln hieß, und Lucio beſetzte Cypern mit ſeinen Truppen, wo er als Gubernatore der Republik beſtätigt war. — Marco aber ſank an des Freundes Bruſt am Abende des Tages, wo Lucio in ſeiner Würde aufgetreten war. Entlaß

nicht meines Kanzlerthums, bat er; gieb mir Catharinen, und dann laß es kommen, wie es wolle. Ich fliehe mit ihr nach Theſſaliens Gefilden, ſiedle mich dort an und lebe wieder! Der Freund drückte ihn an ſeine Bruſt. Laß mich handeln, Marco, ſagte er, und ſey ruhig; Du weißt es, ich war der Schutzgeiſt Eurer Liebe, ich will es fürder werden.

Dann habe ich noch einen Wunſch, Lucio, den verſage mir nicht! —

Er ſey gewährt, ehe Du ihn ausſprichſt, antwortete der Freund.

Gieb Calopulo die Kanzlerwürde Epperns.

Sie ſey ſein, wenn er anders fähig iſt, ſie zu bekleiden.

Das Trauerjahr Catharinens ging vorüber. Lucio rüſtete das Schiff aus für ſie. Ein Prieſter traute die Glücklichen, und niemand riſſen ſie ſich aus Lucio's Armen, Griechenlands Küſte zu gewinnen.

Auf Eypern ging nun alles den geregelten Gang des Geſetzes. Calopulo, dem Lucio für frühere Rettung verbunden war, that ſeines Dienſtes Pflicht zu Lucio's Zufriedenheit, allein der Grieche war nicht zufrieden. Die Wendung der Ereigniſſe hatte er nicht erwartet. Er wollte Eypern regieren unter Marco's Namen. Darum hatte er die Wege eingeſchlagen, die er bis hierher gegangen. Den erwarteten Lohn ſeiner Mühen fand er nicht. — Eines Tages ſchritt er murrend gegen ſein Geſchick in ſeinem Saale auf und nieder. Seit einem Jahre hatte er ſeinen hohen Poſten bekleidet — aber Lucio's ſcharfes Auge ließ ihn nicht walten wie er wollte. Das Sammeln der Reichthümer ging nicht nach Wunſch. Manchmal trat ſeines frühern

Thuns Schreckbild vor seine Seele und drohete seinen Verstand zu zerrütten. Er konnte sein Gewissen nicht mehr überäuben. In einem ähnlichen Zustande befand er sich jetzt, als plötzlich seine Thüre sich öffnete und der alte Cornaro eintrat. Erschreckend, wie vor einem Gespenste, prallte Calopulo zurück. Was willst du hier, alter Sünder? brüllte er. Aber Cornaro stand starr da und richtete seinen durchbohrenden Blick auf ihn, dem Calopulo zu entgehen suchte. Was ich will, hob dieser mit einer hohlen, tiefen Baßstimme an, fragst Du noch, Teufel? Giftmischer, höllischer Böswicht, fragst Du noch? — Calopulo taumelte wider die Wand. Du hast Jakob und sein Kind gemordet, Du hast mich elend gemacht, Du hast Catharinen in Falieri's Arme geliefert. — Ist es nicht so? — Calopulo hatte sich gesammelt. Er rief zum Fenster hinaus zu den Hellebardirern, die sein Haus bewachten, um Hülfe. — Aber in diesem Augenblicke stieß ihn Cornaro seinen Dolch in's Herz und er stürzte fluchend und röchelnd nieder. Der Saal füllte sich mit Menschen. Lucio stürzte herein. Was ist hier? fragte er wild, und — seinen Vater mit dem blutigen Dolche erblickend, fuhr er mit Entsetzen zurück. Was thatet Ihr? fragte er dann zürnend. Ich habe den Königsmörder, den Giftmischer, gerichtet! antwortete kalt Cornaro.

Da wo der Peneus seine Silberfluth von Thessaliens Bergen herabwälzt durch die lachenden Gefilde, hatte Mario sich niedergelassen. Eine schöne Besitzung, früher das Eigenthum eines Griechen, war sein geworden, und hier lebte er im Vollgenusse des höchsten Liebe-

glückes mit seiner, einer Frühlingsrose gleich blühenden Catharina. Ungetrübt war der Himmel ihres Glückes. Ein holdes Knäblein hatte die schöne Mutter dem glücklichen Vater geschenkt, und dadurch ihn auf den Gipfel des Glücks erhoben. Ach, die Tage des Elends, sie traten noch manchmal vor ihre Einbildungskraft, aber das heit're Bild der Gegenwart ließ sie nicht lange weilen, und die Freude zog, da jene ihre Folie bildete, desto herrlicher in ihre Herzen ein. Marco lebte nur seiner Catharina, seinem Kinde. Auf seinen Armen trug es der glückliche Vater hinaus in die freie Gottesluft, wandelte mit ihm in den Schluchten der Gebirge umher. Kehrte er dann heim mit dem lächelnden Knaben, und legte den Lechzenden an der Mutter Lilienbrust, daß er die balsamische Nahrung sauge, dann hatte das Glück seinen höchsten Segen über sie ausgeschüttet.

Ein dichter Olivenwald umgab Marco's Landhaus; hinter dem Walde erhoben sich steile Felsen und thürmten sich furchtbar über einander bis zu schwindelnder Höhe. Ungeheure Wände erhoben sich senkrecht empor. Eine aber vor allen stieg furchtbar empor. Oben auf dieser Wand war eine kleine Plattform, hinter welcher der Felsen sich wieder erhob. Entzückende Aussicht genoß man hier, und Marco hatte hier sich sein Lieblingsplätzchen gebildet. Er hatte einen Pfad sich in die Felsen hauen lassen, um bequem die Höhe ersteigen zu können, und oben schirmte ein Zeltdach vor der Sonne Gluth. Von hier aus übersah man die Thäler und Flächen des lieblichen Landstrichs, die Dörfchen und Hütten, die Wälder und üppigen Wiesen und Waiden mit ihren Heerden, die lieblichen Schlingungen des Peneus, der wie ein Silberband sich durch das Grün

hindurch wand. Oft weilten hier die Gatten in glücklicher Stille, und freuten sich ihres harmlosen Glückes und Friedens, nicht ahnend, daß auch aus wolkenloser Bläue der zischende und zerstörende Blitz der Geschickes herabfahren könne in den Blüthengarten ihres Lebens. — Einst war Marco auch wieder die Höhe hinaufgeklettert, und saß unter seinem Schirmdach. Die Amme hatte ihm das Knäblein gebracht, das er auf seinen Knieen schaukelte und ihm die Blümchen pflückte, die hin und wieder der dürre Fels hervorbrachte. Da hörte er Männertritte den Pfad herauf kommen. Ohne böse Ahnung gab er der Amme das Kind und wollte den Kommenden entgegen treten, als urplötzlich drei Albaneser, wilden Ansehens, stark bewaffnet, in ihren blutrothen Mänteln und Mützen vor ihm standen.

Kennst Du mich, Räuber meines Glückes? herrschte ihm mit vor Wuth bebender Stimme der Vorderste zu.

Marco war unbewaffnet. Erbleichend erkannte er — Giovanni Anafesto.

Entsetzlicher Mensch, was willst Du von mir? rief Marco aus.

Nichts als Dein Blut, Marco, sonst nichts, lachte fürchterlich der Gräßliche.

Unmensch, was that ich Dir? fragte Marco zitternd zurücktretend.

Du entfliehst mir nicht, Falieri — aber — das ist Dein Kind? — Er riß es der Amme aus den Armen und hob es empor, um es in den furchtbaren Abgrund zu schleudern.

Barmherzigkeit! rief flehend Marco. Er riß seine Brust auf. Da, tödte mich, stoß mir den Dolch in's Herz, nur schone des Kindes!

Knie nieder! brüllte er flammenden Auges Marco zu. Fluche Deines Weibes, Deines Kindes, Deiner selbst, dann lebe das Kind! —

Entsetzlicher, was verlangst Du? —

Fluche ihnen, sonst zerschmettere ich Dein Kind vor Deinen Blicken!

Marco schauderte. Er rang verzweifelnd die Hände und flehte um Rettung.

Hoffe keine Rettung für Dein Kind, schrie wüthender Anafesto, wenn Du nicht ihnen fluchest!

Ich — fluche ihnen! stieß Marco, von allen Qualen der Verzweiflung gefoltert, aus.

Ha! lachte Anafesto, nun ist Deine Seele des Teufels, wie die meine! Nun stirb. — Er schmetterte das wimmernde Kind jetzt mit rasender Gewalt gegen die Felsen des Abgrundes. Marco stürzte mit einem Schrei der Verzweiflung gegen den Felsen. Dann aber erhob er sich. Anafesto stand noch an des Abgrunds Rande, und blickte mit einem grinsenden, teuflischen Gelächter dem zerschmetterten Kinde nach. Da sprang Marco auf ihn zu, umfaßte ihn verzweifelnd, und stürzte sich mit ihm hinab — und in den Felsen hingen die zerschmetterten Leichname.

Von einer unaussprechlichen, ihr unerklärbaren Angst gefoltert, saß Catharina in ihrem Gemache und arbeitete. Ihre Angst wuchs von Minute zu Minute. Sie warf endlich ihre Arbeit weg und wollte hinaus eilen, Marco, ihr Kind zu suchen. Da öffnete sich die Thüre, und bleich wie ein Gespenst stand der Doge Falieri vor ihr. — Wo ist Marco? fragte er. — Ist er Dein Gatte?

Mein Gatte iſt Euer Sohn, Herzog! O, zürnet uns nicht! bat die liebliche Mutter. O, ſehet Euren Enkel und ſegnet ihn!

O, ihr Mächte des Schickſals! rief taumelnd der Doge, Du — Du biſt ſeine Schweſter — er Dein Bruder! Sieh mich vernichtet, ich — ich brach die Ehe mit Deiner Mutter!

Ha, ſo trog mich meine furchtbare Ahnung nicht! rief in dieſem Moment der alte Cornaro, der eben angekommen war. So höre ich die entſetzliche Wahrheit aus Deinem eig'nen Munde!

Falieri wandte ſich um. Zieh' Deinen Degen, Ehebrecher! rief Cornaro ſeinem Feinde zu — Leben gegen Leben! Da funkelten die Klingen im Strahl der Morgenſonne, der durch die hohen Fenſter fiel. Und über der ohnmächtigen Catharina fochten grimmig die erbitterten Männer. Hitziger und hitziger wurde der Kampf. Da glitt Falieri aus und ſtürzte rücklings nieder, und Cornaro ſetzte ihm den Fuß auf die Bruſt und ſtieß ihm den Degen in das Herz, daß er röchelnd verſchied. — Nun zu Marco! rief er dann — daß ich die Brut vertilge! Aber — ein Bild des Entſetzens — ſtürzte jetzt die Amme in das Gemach, und erzählte, was geſchehen. Ruhig ſteckte Cornaro ſein blutiges Schwerdt in die Scheide und hob Catharinen auf. Sie erwachte zu einem furchtbaren Wahnſinn.

Huaskar.

Eine Erzählung aus der Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

In jener Zeit, wo Francesco Pizarro nach unaussprechlichen Leiden, Entbehrungen, Kämpfen und Blutvergießen das herrliche Peru entdeckt und erobert, das großherzige Volk der Peruaner zu der drückendsten Sklaverei herabgewürdigt, in dieses unglücklichen Volkes Blute sich gebadet, seinen Fürsten gemeuchelmordet, den Frieden tausender harmloser Menschen zertrümmert, und dennoch, trotz dem unaussprechlichen Reichthume der Beute, seinen Golddurst nicht gestillt hatte, in jener für Europa in vielfacher Hinsicht heil-, für die neue Welt aber unheilbringenden Zeit, wo Alles, was Spanien an verworfenen, raubgierigen, habsüchtigen Glücksrittern in sich schloß, nach dem transatlantischen Paradiese die gefahrvolle Reise unternahm, hoffend, mit amerikanischem Golde die verlornen Glücksgüter, den eingebüßten guten Ruf dermaleinst wieder zu gewinnen und schwelgend die Folgezeit zu durchleben — in jener Zeit ungeregelter Wünsche und Handlungen, Begierden und Leidenschaften — lebte unweit Sevilla, treu ergeben seinem heiligen Berufe, Führer der Menschen auf dem Wege zum Himmel zu seyn, Muster jeglicher Tugend im dreifachen Verhältniß als Mensch, Christ und Priester, der fromme Las Casas. Beinahe angebetet von seinen Pfarrkindern, hochverehrt

von Jedem, der ihn kannte, hatte der edle Mann ganz seinem heiligen Berufe gelebt, und heller sehend, als so viele Andere seiner finstern Zeitgenossen, Licht und Trost gespendet nach allen seinen Kräften, und den hohen Gottesfrieden eines reinen, pflichttreuen Bewußtseyns in seinem Thun gewonnen; aber wie in so manches Gemüth obwohl auf andre Art, die Nachricht von Pizarro's wirklich gefundenem Eldorado gleich einem elektrischen Schlage, jede Kraft neu aufregend, fuhr, so traf auch diese Kunde den edeln Las Casas. Mit einem Herzen voll Menschenliebe hatte ihn die Natur beschenkt, mit einem großen, edeln Herzen. Ihn hatte sein Geschick in früher Jugend nach Sanct Domingo geführt, wo er Zeuge war jener unmenschlicher Mißhandlung, welche die Spanier an den Wilden verübten; wo er oft mit blutendem Herzen Zeuge gewesen, wie entmenscht ein Menschenherz werden, wie schrecklich es gegen die Brüder wüthen kann.

Seit jener Zeit standen jene grauseuhaften Bilder in all' ihrer blut'gen Furchtbarkeit vor seiner Seele und es war ihn ein heiliges, unnennbares Gefühl hinüber in den Wirbelwind des Jammers, Freude zu bringen den Unglücklichen. Nicht der Ehrgeiz, der nur nach eitler Verherrlichung des eig'nen, unbedeutenden Namens ringt, nicht die Habsucht, die nur Reichthümer sucht und nicht die Frivolität, die den Erwerb nur als Mittel zum Zwecke üppigen Lebensgenusses ansieht, beherrschte ihn; in seinem Herzen wohnte jene Liebe, die des wahren Jesusjüngers eigenthümliches Abzeichen ist, die nicht das Ihre sucht, sich nicht erbittern läßt, nicht nach Schaden trachtet, sondern Alles glaubet, Alles hoffet, Alles duldet, Alles verträgt; jene Liebe belebte ihn. Es war ihm oft in den heiligen Stunden einsamen Gebetes, als

sprache in ihm eine Stimme: „Siehe hin, mein Knecht, und bringe Frieden, wo alle deine Brüder nur Mord und Raub üben, gieb du dem unglücklichen Volke die unvergänglichen Güter, wo jene die vergänglichen mit thierischer Leidenschaft suchen, gieb ihm die Freiheit der Kinder Gottes, wo ihm jene die äußere Freiheit rauben!"

So sprach's in ihm. Und öfter und öfter vernahm er die innere Stimme, die er nur als die heilige Stimme des Herrn ansehen konnte. Und der innere Trieb wurde kräftiger, so daß der fromme Mann nicht mehr länger widerstehen konnte. Wie wehe es ihm auch that, die zu verlassen, die ihm anvertraut waren, die er mit Grauen wieder in Händen eines finstern Fanatikers fallen zu sehen befürchten mußte; wie lieb ihm auch der stille Frieden seines bisherigen Lebens war, und wie oft auch das Bild seiner Zukunft ihm in einem dunkeln Lichte erschien, widerstehen konnte er nicht. Mit schwerem Herzen verließ er sein stilles Dörfchen und ging ins liebende, um ihn trauernde Heerde, und wanderte zu seinem Bischofe nach Cusko, der ihm feierlich die Weisung gab, jenseits des Meeres dem Herrn einen Tempel in Menschenherzen zu erbauen.

Damals grade war es, wo wieder ein Haufen geld- und ruhmsüchtiger Hidalgo's und Ritter, untermischt mit der Heze des Menschengeschlechtes, sich einschiffte, um Pizarro's Mordern neue Stützen, Peru's Bürgern neue Henker und Mörder zuzuführen, und nicht ohne inneres Widerstreben, das nur im Bewußtseyn seiner reinen und lautern Absicht seine Beruhigung fand, gesellte sich Las Casas zu ihnen, und bestieg mit ihnen ein Schiff, das dem armen Christen so viele Schlachten, und nur so wenig reines Gold bringen sollte. Kaum hatten sie das Schiff

beschlagen? So blies auch schon ein günstiger Wind in die schwellenden Segel, und die Wimpel mit den spanischen Farben, geziert mit dem heiligen Kreuze, wehten und flatterten lustig in dem freien Luftraume, und die Schiffe tanzten über die kreischenden Wogen des Meeres dahin, als seien sie ein leichter Federball. Wie es wohl dem frommen Diener des Herrn seyn mochte, als jetzt die, deren unlaut're, so nachahmungswürdige Beweggründe zu dieser Reise sich deutlich sich in den rohen, entmenschten Zügen, und in den frevelnden Reden und Wünschen offenbarten, einen Lobgesang auf den Herrn anstimmen, der sie zu Streitern für seine Ehre erkohren habe? — Schneller noch und glücklicher, als es Las Casas gewünscht, ging die Reise vorüber, und bald hatte er die Heimath, die Sehnsuchtsstätten, nimmer auch [illegible] die Cordilleren [illegible] Auge zu entdecken, wie sie sich hinziehen durch das herrliche Land bis hoch hinauf, wo der Nebel der Ferne ihre Formen einhüllte, die Heimath, Lima's Häuserreihen am Ufer des [illegible] seine [illegible] fortwälzenden Flusses, im Schatten hohen, lebhaften Grüns, belebt durch Gruppen neu[illegible] Spanier, die sich an dem Hafen drängten, zu erblicken.

Las Casas segnete den Augenblick und wünschte den [illegible], wo er aus der Folterkammer, welche das Schiff für seine bessern Gefühle und Empfindungen gewesen war, erlöst würde, und wieder frei von solcher unmenschlicher Menschenwölfe, [illegible] könnte er der langen Überfahrt, und einmal wieder den lang entbehrten heiligen Genuß frommer, ungestörter Andacht haben würde. In den Augenblicken solcher Wünsche eilte das frommen Mannes Herz dem Kopfe voraus.

denn er bedachte nicht, daß er in Lima nur einen großen Haufen solcher Menschen um sich haben möge, die, wo möglich, wilder, thierischer und roher, denn die, von denen erlöst zu werden jetzt seine Seele wünschte. Unter dem lauten Jubelruf der Menge landeten die Ankömmlinge. Alles drängte sich herzu, sie willkommen zu heißen, und hier und dort umarmten sich lang getrennte Freunde und Geschwister, und die Ansiedler priesen die glücklich, die da kamen in den Schooß des Reichthums und in die grenzlose Willkühr dieses Barbarenthums, der wilder und roher war als das Volk, das sie wild nannten, das sie mit allen Zwangsmitteln zu Verehrern des Kreuzes zu zwingen bemüht waren, das aber auch als Heiden und Wilde, nach ihrer Ueberzeugung, nicht Anspruch auf Menschenrechte machen durfte, und darum in ihrer Hand das willenlose Spielwerk ihrer Leidenschaften war. Hin und wieder stand, kummergebeugten Angesichts, ein Peruaner, an den Stamm einer schlanken Areca-Palme gelehnt, und blickte traurig auf die Ankömmlinge, in seinem Innern ahnend, daß sie neue Lasten ihm und seinem Volke brächten.

Wunderbar fühlte das Cajus sich ergriffen, als er zum Erstenmale seinen Fuß auf Peru's geheiligten, blutgetränkten Boden setzte. Seine Seele fühlte nur Dank gegen den Allmächtigen, dessen Hand ihn bis hierher so wunderbar geleitet; aber dennoch überfiel ihn ein Schauer; denn alle die Scenen des Schreckens, die auf diesem Schauplatz europäischer, christlicher Barbarei vorgefallen waren, traten nach gerade vor seine Seele. Noch stand er staunend da, als die Haufen des Volkes sich ehrerbietig theilten, und nun ein Mann von untersetztem Körperbau, breitschultrig und muskulös, mit einem Ge-

sicht, das starr, kalt und ernst, nie den Zeichen des Schmerzes und der Freude unterthan gewesen zu seyn schien; belebt von einem durchbohrenden Auge, auf ihn zuschritt. Sein Aeusseres war höchst einfach. Ein bis auf die Knöchel herabreichender, schwarzer Rock, umgürtet von einem riesenhaften Schwerte, weiße Schuhe und ein grauer Filzhut, ohne allen Schmuck, machte seine Kleidung aus. Die Ehrerbietung, welche die Spanier ihm bewiesen, die Blässe, die bei seinem Anblick über die Gesichter der Peruaner sich verbreitete, und ein forschender Blick, den Las Casas schnell auf seine Züge warf, sagten diesem, hier habe er den ehemaligen Schweinhirten seines Klosters, den jetzigen allmächtigen Vicekönig von Peru, den blutigen Helden Franzesko Pizarro zu begrüßen. Nicht ohne eine seltsame Regung in seiner Brust, erweckt durch den Gedanken an den gewaltigen Wechsel menschlicher Schicksale und Verhältnisse, trat er ihm entgegen, ihn als seinen Oberherrn zu begrüßen. Dieser aber ließ ihm nicht Zeit zu reden. Jetzt, Marin! rief er aus, da ist mein erster Wohlthäter! und mit diesen Worten neigte er sich, des Greises Hand zu erfassen, und ehe noch Las Casas sie ihm entzogen, küßte er sie und bat um seinen Segen, den Las Casas, gerührt durch Pizarro's Benehmen, ihm ertheilte. Der Vicekönig erhob sich. Seht hier, sagte er bewegt im tiefen erschütternden Baß, den Mann, der dem armen Schweinhirten, der jetzt Euer Vicekönig ist, manche harte Züchtigung ersparte! Ich will, daß Ihr ihn ehret, wie ich ihn ehre! Und er faßte Las Casas Hand, und die Haufen theilten sich wieder, und durch die sich neigenden Reihen der Spanier führte ihn Pizarro nach seiner Wohnung. Und in seiner Rührung sprach Las Casas in sich

hinein: Gott, ich, danke dir, daß du mir Gelegenheit gibst, ein Unrecht abzubüßen! denn der Mann, der solche Demuth beweist, kann nicht das Scheusal seyn, wie ihn die Berichte schilderten, und bei dieser Grundlage seines Gemüths kann es nicht fehlen, daß ich die etwaigen wilden Regungen in ihm bändige durch die Macht der Religion! — Angelangt in seiner Wohnung, führte er den Priester in eins seiner Gemächer, und sprach: Hier seyd Ihr Herr, ehrwürdiger Vater, genießet jetzt der Ruhe und Erquickung, deren Ihr bedürfet.

Und Las Casas that also, nachdem er von den Speisen genossen, welche der peruanische Bediente Pizarro's ihm in verschwenderischer Fülle vorgesetzt hatte.

Am folgenden Morgen hatte Las Casas kaum sein Morgengebet geendet, als auch Pizarro ihn schon durch einen Edelknaben zur Messe einladen ließ. Las Casas legte sein Brevier zur Seite und folgte dem Statthalter, und als sie nun die Messe gehört und wieder in den Hof von Pizarro's Wohnung traten, erklang der dumpfe Ton einer Glocke, das Zeichen zum Gericht, das Pizarro nun halten wollte. An einem roth behängten Tische nahm er Platz und ließ Las Casas neben sich niedersitzen. Bald füllte sich der Hof mit Spaniern und Eingebornen, und die Audienzia begann. Schnell und kräftig entschied Pizarro's scharfer Verstand — aber mit Trauer sah Las Casas, wie die Gunst und Ungunst willkürlich ihr Spiel mit dem heiligen Rechte trieb. Schon waren die meisten Händel entschieden, und murrend entfernten sich die Betheiligten, denen Unrecht geschehen, triumphirend die Freunde Pizarro's, als kühn und freimüthig ein Peruaner vortrat, Klage führend gegen Pizarro's Halbbruder Alcantara, daß er ihm sein

Weib entrissen. Wüthend erhob sich Pizarro und rief donnernd zu der Wache: Fort in das Gefängniß mit dem Lügner, der es wagt, öffentlich den Bruder des Vicekönigs solch' eines Frevels zu zeihen! Die Wache riß den bebenden Peruaner hinweg. Aber in diesem Momente sprangen mit der Hand an dem Schwerte zwei Spanier, Herrada und Benalcazar, hervor aus dem dichtesten Haufen, und schrien: Das ist himmelschreiendes Unrecht! Wir sind Zeugen, daß Alcantara den Frevel beging. Sprich ein gerechtes Urtheil über ihn! Pizarro knirschte. Buben! rief er brüllend, ist das die Ehrfurcht, die Ihr vor dem Repräsentanten Eures Königs habt? Wisset Ihr nicht, daß es mich einen Wink kostet, Euch beide zu vernichten! — Tyrann! riefen sie, Deine Stunde wird schlagen! Da riß Pizarro's Geduld. Schlagt sie in Fesseln! gebot er mit einer Stimme, die allen das Blut in den Adern starren machte. Er erhob sich. Statthalter, sprach er sanft, gilt mein Wort etwas bei Euch, so laßt diese Männer frei und auch den Peruaner, und untersucht die Sache. Alcantara, der triumphirend dagestanden hatte, erbleichte. Pizarro sah den ehrwürdigen Greis lange an, der ernst und ruhig vor ihm stand. Ihr seid sehr kühn, sprach er dann, aber es sey so! Gebt sie frei. Ich werde untersuchen — aber wehe Euch, wenn Ihr falsch gezeugt! — Er stand auf und ging in das Haus. Die Menge verlor sich, und bald sah der Greis sich ganz allein im Hofe. Er ging hinaus, um außerhalb der Stadt, im Schatten der Palmenbäume, den Sturm zu beruhigen, der in seinem Innern tobte, und den Frieden der Seele wieder zu gewinnen, den er bei dem Anblicke solcher Gräuel verloren. Er hatte ein Unrecht wenigstens ver-

heiten, das erheiterte ihn. Als er so im Schatten der gewaltigen Bäume dahin ging, in seine Gedanken vertieft, da erschütterte ihn ein neuer Anblick. Ein Spanier trieb mehrere Indianer mit einer Peitsche vor sich her zur Arbeit an, die sie in einem Feldstück verrichten mußten. Die Hitze war brennend. Erschöpft von der Anstrengung, sanken die Armen nieder. Aber statt ihnen Ruhe zu gönnen, hieb er unbarmherzig auf sie los. Las Casas konnte den furchtbaren Anblick nicht ertragen. Er ging hin und verwies dem Spanier seine That. Ha, ha, ha! lachte der. Seyd Ihr, ehrwürdiger Vater, denn so ein Neuling hier, daß Euch das auffällt? Die Sclaven sind mein, denn mir hatte sie Pizarro geschenkt! — Und lachend schlug er auf's Neue auf die Unglücklichen; Las Casas aber wandte sich mit blutendem Herzen von der Grausamkeit ab und seufzte: Ach, Herr! diese Unmenschen tragen deinen Namen! O, erbarme dich der armen Völker! Tiefer gebeugt, als er sie verlassen, kehrte er zur Stadt zurück, und es schien, als habe Pizarro allen Zorn vergessen, denn heiter kam er ihm entgegen.

Gleichwohl besuchte der Priester, nachdem die Sache vorüber war, den Statthalter am Nachmittage in seinem Gemach, wo einige seiner Vertrauten bei ihm waren. Las Casas, dem es in diesem Hause des Schrecklichen unheimlich zu werden begann, verließ es, um sich im Freien zu ergehen. Da gesellte Hernando sich zu ihm. Ich bin Euch Dank schuldig, ehrwürdiger Vater, begann er, für die Errettung aus den Banden unseres Tyrannen, die wenigstens für den Augenblick mir geworden ist! — Für den Augenblick? fragte Las Casas. Ich glaube, daß Pizarro Euch vergeben hat. Da irrt Ihr

te Eurer guten Meinung, entgegnete jener, denn Pizarro vergißt nicht, seine Rache ist unauslöschlich; das mag Euch Almagro's Schicksal beweisen. Doch — wir hoffen, es werde bald anders werden! —

Wie meint Ihr das, Herrada? forschte Las Casas. — Nun, versetzte jener verlegen, man sagt, Don Alvarez solle Statthalter werden und werde bald kommen. Las Casas scharfer Blick sah aber, daß diese Hoffnung nicht der Grund jener Meinung war, die so unwillkührlich herausgesprochen worden. Allein Herrada ließ ihn nicht zum Nachsinnen kommen. Er begann von Pizarro's Thaten schreckliche Mähr zu erzählen, schrecklichere, als selbst das vergrößernde Gerücht jenseits des Meeres verkündigt hatte. Unter solchen Reden waren sie an einen Ort gekommen, wo viele Spanier Ball und Würfel um unermeßliche Goldsummen spielten. Gerade als sie ankamen, entspann sich ein lebhafter Streit. Um den Preis des Spiels waren zwei Spanier uneinig geworden, und ehe noch Jemand sich in's Mittel gelegt hatte, stieß der eine seinem Gegenpart den Dolch tief in's Herz, daß er röchelnd niedersank und starb. Las Casas faltete seine Hände und rief: Ist denn alles Gute erstorben in diesen Herzen? Alles, erwiederte Herrada, denn seht, wie das Blut so gleichgültig angesehen wird! Wirklich fingen sie ruhig wieder an weiter zu spielen; selbst der Mörder begann eine neue Spielpartie. Ist denn keine Gerechtigkeit? fragte schmerzlich Las Casas. Er ist ein Günstling Pizarro's, der Mörder, entgegnete lächelnd sein Begleiter, der steht über dem Gesetz, wie Ihr's an Almagro gesehen. Das ist schrecklich! seufzte Las Casas. O, das ist nicht Alles, sagte Herrada hier; Ihr werdet bald Gelegenheit haben, Pizar-

ro's erfinderiſche Grauſamkeit zu bewundern, denn er hat eine neue Goldſteuer auf die Peruaner ausgeſchlagen, und wenn ſie nicht im Stande ſind, ihr Genüge zu leiſten, ſo zwickt man ſie mit glühenden Zangen, foltert ſie und übt Alles an ihnen aus, was nur die feinſte Bosheit zu erfinden im Stande iſt zur Quäl der Menſchen. Doch vielleicht wird ſich's ändern!

Seyd ſtille, rief jetzt Las Caſas, und martert mein Herz nicht fürder mit ſolchen Darſtellungen, und entſchuldigt für jetzt, wenn ich Euch verlaſſe. Don Herrada verbeugte ſich und der edle Las Caſas ging. — Aber mit welchen Gefühlen? Zerfallen mit der Welt, die ihn hier umgab, verabſcheuend die Menſchen, von denen er nur Gräuel und Schrecken zu ſehen und zu hören gewohnt war, ging er von dannen. Und dennoch lag erſt ein Tag hinter ihm, und der zweite wollte kaum ſich neigen, ſeitdem er dieſes Land der verruchteſten Grauſamkeit betreten hatte. Nicht ohne inneres Widerſtreben betrat er Pizarro's Wohnung. Als er ihm die Hand reichte, ſchauderte Las Caſas zuſammen, denn es war ihm, als dampfe Blut von dieſen Händen. — Pizarro bemerkte ſein Schaudern. Habt Ihr mir auch eine Hiobspoſt? fragte er lachend. Es iſt ſchon einer bei mir geweſen, der mich warnte, weil man mir nach dem Leben trachtete. Jetzt ſtutzte Las Caſas, und jene Andeutung Herrada's fiel ihm wieder ein. Doch beſann er ſich ſchnell. Ich könnte dem Manne Unrecht thun und einen neuen Funken des Argwohns wieder in Pizarro's Seele werfen, ſagte er zu ſich, und fuhr dann, zu Pizarro gewendet, fort: Iſt das, mein edler Melamalo, dann möchte ich Euch in's Andenken rufen, was ein Sprüchwort unſeres Volkes iſt: Eine

Warnung iſt beſſer als ein Schlauch Xereswein! — Feigling! lachte Pizarro, aber ich fürchte die Warnung nicht. — Da thut Ihr Unrecht, Melantade, verſetzte ernſter Las Caſas; denn erſt zwei Tage bin ich hier, und ſchon weiß ich, daß Ihr Feinde habt. Die fürchtet Pizarro nicht, entgegnete er ſtolz; ſo lange meines Armes Kraft und mein gutes Schwert mir bleibt, bin ich unüberwindlich. Sprecht ſo nicht, bat Las Caſas; Ihr habt mir ein väterliches Recht über euch eingeräumt, laßt es mich dadurch ausüben, daß ich als Diener des Herrn Euch erinnere, daß Hochmuth vor dem Falle kommt. Bei dieſen Worten verzog Pizarro die Miene wie Einer, der nicht gewohnt iſt, ſolche Erinnerungen zu hören; doch unterdrückte er ein unangenehmes Gefühl mit einer bittern Verwahrung, indem er Las Caſas Hand nahm und ſagte: Eure Einmiſchung findet nicht Eingang, Pater; denn mein Gewiſſen iſt, ſeit ich in Peru lebe, nicht mehr ſo enge, als es in Spanien war. Laßt uns unſer Mahl einnehmen; und mit dieſen Worten gingen ſie dem Saale zu, in dem ſchon mehrere von des Vicekönigs Freunden ihrer warteten.

Die Vorſicht, die man vorſchützend Pizarro gerathen, ließ er unterwegs. Nicht einmal eine Wache hatte er an ſeinem Hauſe, weil er fürchtete, daß man es ihm möchte als Feigheit auslegen. Doch mochten ihn die ſtillen Stunden der Nacht davon überzeugt haben, es könne demnach etwas an der Sache ſeyn, denn am andern Morgen meldete ein Edelknabe Las Caſas, der Melantade wünſche, daß er in ſeinem Zimmer eine Meſſe leſe. Gerne entſprach der Prieſter dem frommen Wunſche des Vicekönigs. Gegen alles Erwarten blieb es ruhig in den Straßen Lima's, obgleich dieſer Tag

als der Tag des Meuchelmordes Pizarro's war angegeben worden. Verſchiedene Offiziere kamen beim Mahle zu Pizarro und Niemand ahnete etwas. Als aber nun Lima's Bewohner ſich zur ſüßen Sieſta niedergelegt hatten, erſcholl das furchtbare Geſchrei des Aufruhrs: Lange lebe der König! Tod dem Tyrannen! Jetzt rannten aus allen Theilen der Stadt die bewaffneten Verſchwornen nach dem Pallaſte des Adelantado, Herreda und Benalcazar an ihrer Spitze. Ohne Widerſtand drangen ſie ein. Las Caſas war der Erſte im Pallaſte Pizarro's, der die Eindringenden ſahe. Er ſtürzte in das Gemach Pizarro's, der eben mit ſeinen Freunden ſich unterredete. Rettet Euch! rief er, die Meuterer ſind da! Die Offiziere erbleichten; nur Pizarro blieb ſich gleich und befahl, die Thüre zu verriegeln, daß er ſchnell ſich rüſten könne; aber es war zu ſpät. Schon ſtürzten ſie zur Thüre herein. Einige Offiziere entſprangen durch das Fenſter, nur Alcantara und einige Freunde blieben, ſich zur Wehre ſetzend. Jetzt begann ein blutiger Kampf. Alcantara fiel zuerſt, gefällt durch Herreda's Schwert. Ruhig kämpfte Pizarro. Jede Narbe war ein Held an ihm. Bald aber ermüdete ſein Arm und Benalcazars Schwert führte den Todesſtreich auf ſein Haupt. Ruhig ſtand Las Caſas in der Ecke, ſeinen Tod erwartend, und wirklich drangen Einige auf ihn an; da rief Benalcazar: Schonet des Prieſters! Und die Schwerter ruhten. Laut brauſte der Jubel durch Lima's Straßen: Der Tyrann iſt todt! — Und alſobald rief man den jungen Almagro, des durch Pizarro betrogenen und gemordeten Almagro's Sohn, zum Adelantado von Peru aus.

Von Las Caſas und den treuen Bedienten Pizarro's wurde der Leichnam des Ermordeten in die Kirche getragen, und Las Caſas und Halipa, ein geweſener Diener Pizarro's, wagten es allein, den Leichnam des Unglücklichen zu beſtatten. Als dieſe Handlung chriſtlicher Liebe vollbracht war, hatte Las Caſas nicht fürder Ruhe in Lima. Schon war bei dem Anblick des wüſten, geſetzloſen Lebens der Wunſch in ihm rege geworden, ſobald als möglich Lima zu verlaſſen, um mitten in den Urwäldern Perus, in der Nähe einer peruaniſchen Niederlaſſung den ſchönen Entſchluß auszuführen, um deßwillen er hergekommen war. Unbemerkt in dieſem anarchiſchen Tumulte, verließ er die Hauptſtadt und wanderte rüſtig fürbaß, ohne eigentlichen Plan und Abſicht, wo er ſich anzuſiedeln geſonnen ſey; ohne irgend einen Begleiter, als den, den der Fromme immer und überall hat, der der treueſte in der Gefahr iſt, ſeinen Gott; ohne Lebensmittel, weil er welche in den Wäldern zur Stillung ſeines beſcheidenen Bedürfniſſes zu finden hoffte. Er mochte noch nicht weit von Lima entfernt ſeyn, da ſtieg die Sonne in ihre höchſte Höhe, und brennde ſengend fiel ihr Strahl herab auf die ſchmachtende Erde, und kein Lüftchen kühlte den ermüdeten Wanderer, der ſeiner ehemaligen Regel getreu, im ſchweren, unbequemen Ordensgewande einherſchritt. Er konnte, nachdem er noch eine Weile über mit köſtlich duftenden Blumen und Kräutern bedeckten Felder und Wieſen gegangen war, nicht mehr weiter; alle ſeine Kräften waren erſchöpft, die ſtete, unangenehme Spannung, in welcher ſein Gemüth ſich befand, ſeit er Peru betreten, wirkte höchſt nachtheilig auf den Körper zurück, der kräftig genug war, eine noch ziemliche Weile den Stürmen des Lebens

zu trotzen. Mühsam konnte er noch eine Gruppe herrlichen Schatten bietender Bäume erreichen, und höchst ermattet sank er daselbst nieder an dem hohen Stamme des herrlichen Campechebaumes, neben dem ein Tschirimaja seine Aeste voll duftender Früchte ausbreitete, deren der Arme nicht einmal habhaft werden konnte, weil die Aeste zu hoch für ihn waren. —

In diesem Augenblicke, wo Las Casas einer Ohnmacht nahe war, trat hastig und triefend von Schweiße ein Peruaner zu ihm, der sich zu ihm neigte und mit Entsetzen spanisch ausrief: Heilige Jungfrau! was ist Euch? — Und schon bei diesem Worte sprang er zu dem Tschirimajabaume, und kletterte, schnell wie ein Luchs, hinauf, um Früchte für den Verschmachtenden abzupflücken. In wenigen Augenblicken schon saß er neben Las Casas, legte dessen müdes Haupt in seinen Schooß, und bot ihm die Früchte, die er aß, und dann alsobald in einen erquickenden Schlummer sank. Noch immer lag sein Haupt im Schooße des Peruaners, als er das Auge öffnete, und nun, im Besitze seiner vollen Besinnung, in ihm den Diener Pizarro's erkannte, der mit ihm den Leichnam des unglücklichen Ermordeten in die Kirche der mater dolorosa getragen hatte. — Gottlob, sagte der Mensch, da Las Casas sich aufrichtete, Gottlob, daß ich Euch noch zur rechten Zeit fand. Ich war Eurer Spur gefolgt, seit ihr Lima verlassen, denn wie Ihr nicht mehr in dieser Mördergrube leben wolltet, so konnte ich es nicht mehr, denn nun, da mein Herr, der Melamako, todt ist, mag ich keines Andern Sklave werden, denn bei ihm war ich frei und gehalten wie ein Kind. Er weinte. Seltsam, sprach Las Casas, Du weinst um den, dem Tausende fluchen, dessen harte

[illegible] Volk in den Staub drückte! Das ist wohl die erste Thräne, die ein Peruaner um einen Spanier weint, die erste, die für diesen grade fließt! — Das mag seyn, entgegnete Halipa, aber ich verdanke ihm viel, sehr viel, und vor allem die Erkenntniß des wahren Gottes, und mir war er ein Vater. Bei ihm fand sich, wie in unsern Bergen, das reine Gold mit Erde und Schmutz vermischt. Wer das Gold fand, mußte es schätzen! —

Du sprichst wahr und wie ein Christ reden soll von dem Abgeschiedenen, mein Sohn, sagte Las Casas, seine Hand drückend; nimm dafür und für meine Rettung Gottes Segen und meinen Dank! — Nach einer kleinen Pause hob wieder der Peruaner an: Wo wollt ihr hin, Vater, in diesen wilden Gegenden? Wir eine Ruhestätte suchen, und Ihnen armen, getäuschten Volke den Gott der Liebe verkündigen. Da leuchtete das Auge Halipa's. Segne Euch Gott um dieses Entschlusses willen, sagte er gerührt; aber — fuhr er fort, habt Ihr auch wohl bedacht, daß Ihr nicht mehr jung, und so allein allen den Mühseligkeiten des Lebens in unsern Wäldern ausgesetzt seyd? Ich bin nicht allein, mein Sohn, Gott ist mit mir! Und wenn ihr wollt, auch ich, fiel Halipa ein. Mein Vater, meine Mutter, meine Brüder sind todt, meine Heimath, Kusko, zerstört, ich bin eine Waise, wollt Ihr mein Vater seyn? Alles, was Kindesliebe vermag, will ich für Euch thun! Dankend der Versicherung, ergriff Las Casas seine Hand. Es sey, sagte er gerührt, es sey; vor Gott hier sey der Bund geschlossen! — Die reine Freude leuchtete nun aus des Peruaners sprechenden Augen, und Las Casas fühlte sein Herz unendlich erleichtert, da er nun sicher war, seine segensvolle Absicht desto gewisser zu erreichen, und einen Genossen hatte,

der, erleuchtet von demſelben himmliſchen Lichte, ihm dienen, ihm die drückendſten Laſten abnehmen, und ſein kleines Handweſen beſorgen könnte. Neu geſtärkt durch den Genuß der erquickenden Tſchirimojafrucht und der unerwarteten Freude, ſetzten ſie nun ihren mühſeligen Weg fort, den freilich Halipa für Las Caſas ſo viel als möglich zu ebenen und zu erleichtern bemüht war.

Tagelang wanderten ſie durch die Moräſte und über die Berge, durch undurchdringlich ſcheinende Wälder, deren Bäume durch ungeheure Schlingpflanzen, voll der wunderſamſten Blüthen und Früchte, oft zu einer feſten Wand verbunden waren. Ueberall ſorgte Halipa, daß Las Caſas nicht Schaden nahm, und wo es für den Alten irgend nachtheilig werden konnte, wenn er Moräſte durchwaten ſollte, da trug ihn der ſtarke Halipa auf ſeinen Schultern hindurch. Nach vielen Mühſeligkeiten erreichten ſie endlich, weit entfernt von Cuma, eine Höhe, von der weit hinaus in das Land ſich ein grünender Laubwald zog. Unten im Thale umfloß ein klarer Bach, an deſſen Ufer ein Dorf der Peruaner im Schatten hoher Fruchtbäume lag. Sie ſtanden auf der Höhe am Saume des Waldes und blickten in das freundliche Thal, und Halipa ſah ſeufzend und ſinnend in Las Caſas Antlitz, worauf dieſer, in Halipa's Seele leſend, alſo ſprach: Hier iſt gut ſeyn, Halipa, hier laß uns eine Hütte bauen. Da jauchzte der Peruaner laut auf vor Freude. Bleiben hier in des Waldes Dunkel, Vater, ich will hinab in das Dorf gehen, um meine Landsleute Euretwegen zu beruhigen, denn ſonſt werdet Ihr, bei dem Haſſe, den das Volk gegen die Spanier nährt, nicht ſicher ſeyn, ſagte er. Und mit dem Wunſche, daß der Herr ſein Werk fördern wolle, entließ er den Treuen, der eiligſt

dem Dorfe zuließ. Während dessen aber sank der Greis betend auf seine Knie, indem er sprach: Vater, der du mich bis hierher geleitet, mich errettet aus Luna's blutigen Mauern, gieb, daß ich hier dir einen Tempel baue und die Saat deines Sohnes streue auf einen guten Boden, auf daß er grüne und wachse zu deines Namens Ehre! —

Lange Zeit mußte er harren, bis endlich Halipa kam. Er brachte den Caziken des Ortes mit sich, der einen grünen Palmzweig, als Zeichen seiner friedlichen Gesinnung trug, und ihn Las Casas darbot. Ihr könnt Euch ihm anvertrauen, sagte Halipa. Er meint es ehrlich und gut; folget ihm, mein Vater. Er will Euch in seine Hütte nehmen, bis wir eine Hütte erbaut haben werden im Walde. Gerne folgte Las Casas, denn er sehnte sich wieder einmal an einem sichern Ort zu schlafen, wo nicht das Heer des Moskito's ihn quäle, und die Gefahr, von Vampyren oder Unzen, und den furchtbaren schwarzen Tygern getödtet zu werden, ihn nicht mehr umgäbe. Mit Herzlichkeit wurde er aufgenommen, und schon am Abend begann er durch Halipa's Dolmetschung den Grund des christlichen Glaubens zu legen, wo er willige und achtsame Hörer fand, obgleich doch viele Bewohner des Ortes ihn nicht ohne Mißtrauen in ihrer Mitte sahen, denn nur zu sehr hatte die Vergangenheit sie gelehrt, daß keinem Spanier zu trauen sey. Das Zusammenleben mit den Peruanern, die kleinen Kunstfertigkeiten, die er sie zu lehren wußte, die Mittel, die er gegen manche Krankheiten kannte, und die Leutseligkeit und Freundlichkeit, die er ihnen erwieß, gewannen bald dem edeln Las Casas alle

Herzen, und wie ihn der treue Huaipa ehrte, ſo ehrten und liebten auch ſie ihn.

Ohne alle Widerrede bauten ſie ſelbſt ihm eine geräumige Hütte unweit des Dorfes im ſüdlichen Theil des Waldes, und daneben eine kleine Kapelle mit einem Altare, dem Gotte, der die Liebe iſt, geweiht. Und hier in dieſer abgeſchiedenen Einſamkeit, fern von den Europäern, die ſo unwürdig dieſes großherzige Volk behandelt, lebte er Tage frommer Beſchauung und geſegneten Wirkens; und während in Lima Spanier- und Peruanerblut in Strömen floß, und der Bürgerkrieg, ſeit Gonzalez Pizarro aus Quito zurückgekehrt, wüthete, wohnte hier der Friede Gottes; und während dort Gonzalez und ſeine Anhänger Rache, blutige, unerſättliche Rache an den Mördern ſeines Bruders nahm, verkündigte der fromme Diener des Herrn das Wort des Ewigen, und erleuchtete und erwärmte die Herzen der Peruaner. Der ſichtbar glückliche Erfolg ſeiner Bemühungen ſtimmte Las Caſas zu einem Jünglinge um. Neue Kräfte, neues Leben fühlte er in ſich. Begeiſtert von dem Gedanken, das erkorene Werkzeug in der Hand des Herrn zu dieſes Volkes Erleuchtung zu ſeyn, gab ihm eine Freudigkeit, die ihn nie ermüden ließ. Und ebenſo wuchs des Volkes Liebe zu ihm. Und Huaipa, der Gefährte ſeiner Einſamkeit, deſſen rührende Liebe zu ihm Las Caſas reines Glück erhöhete, war gleich ihm thätig zu ſeines Volkes Veredlung.

In gleichförmiger Stille und Ruhe floſſen des Greiſes Tage dahin. Huaipa beſorgte den kleinen Haushalt mit pünktlicher Treue, und bot Alles auf, Las Caſas edle Abſicht zu befördern und dem Greiſe in den Stunden der Erholung Freude zu machen. Alle ihre Lebens-

lebhaftige brachten die dankbaren Peruaner, und selten verging ein Tag, wo nicht Einer oder der Andere Granadillen, Sapoten, Batoten oder andere köstliche Früchte brachte, um dem „Vater," wie sie Las Casas nannten, eine Freude zu bereiten. Oft machte Las Casas mit seinem treuen Halipa Wanderungen in die Wälder, um dort die köstliche Ananas zu suchen, die Peru hervorbringt. Eines Tages waren sie auch wieder mit den ersten Strahlen der Morgensonne hinausgewandert, und zwar nach einer Gegend der Anden hin, wo ihr Weg sie noch nicht hingeführt hatte. Die Luft war rein und heiter; noch lag die drückende Hitze nicht auf den Wäldern, und sanfte Kühle umwehte sie noch. Wundervolle Blumen blühten überall, herrliche Bäume erhoben ihre Wipfel hoch in die Lüfte, und schaarenweise wiegten sich die prächtigsten Papageyen auf ihren Aesten, und die zahmen Affen flogen zutraulich um sie. Las Casas fühlte sich ungemein wohl in dieser lieblichen Wildniß, und setzte sich auf einen großen Waldstein, sich ganz seinen Empfindungen zu überlassen, als plötzlich Halipa zu ihm zurückkam und erzählte, wie unweit von ihnen ein Knabe sitze, den er für einen Inka, für ein Kind der Sonne, wie das Volk sie nenne, erkannt habe. Las Casas ging mit ihm. In dieser Gegend war keine Niederlassung; um so auffallender mußte die Erscheinung des Knaben seyn. Bald erblickte ihn auch Las Casas, und als er eine Weile ihn beobachtet hatte, sprach er zu Halipa: Der Knabe weint; er ist unglücklich, mein Sohn. Laß uns ihm helfen. — Sie gingen jetzt auf ihn zu. Der Knabe sahe erschrocken bei ihrem Anblick auf und wollte fliehen; allein Halipa rief ihn freundlich an, und der Knabe blieb. Er schien 15 Jahre alt zu seyn, war

groß, ſchlank und weißer als die übrigen Peruaner. Auf ſeinem Geſichte, das man ſchön nennen konnte, lag der Ausdruck tiefer Trauer. — Was iſt Dir, Kind der Sonne? fragte freundlich Halipa. Nenne mich Huaskar, erwiederte er, und ſprich, was will der Spanier? Frieden Dir bringen, und Hülfe und Troſt, verſetzte Halipa, denn Du biſt traurig und er iſt gut und mild, und die Unſrigen lieben ihn wie einen Vater. Er ſah Las Caſas forſchend an, und wendete ſich dann wieder zu Halipa mit den Worten: Er ſieht nicht aus, wie die Mörder meines Vaters Atahualpa. Iſt er gut, ſo bitte ihn, daß er dem helfe, der mir ein zweiter Vater iſt, mich rettete, mich erzog! Die Thränen rannen bei dieſen Worten über ſeine Wangen, und traurig ſetzte er hinzu: er iſt ſehr krank! — Wo iſt der Kranke? fragte Halipa; führe uns zu ihm, und ſo es noch möglich iſt, wird er ihm helfen, denn er weiß wohl die Kranken zu heilen. Hierauf erklärte Halipa die Unterredung ſeinem Herrn, der ſie nicht ganz verſtanden hatte, indem er ſo ganz noch nicht der Sprache Meiſter war. Freundlich bot Las Caſas dem Jüngling die Hand. Er führte ſie durch ein verwachſenes Dickigt, zwiſchen hohen Felſen hindurch, bis ſich plötzlich ein kleines Thal vor ihnen öffnete, wo eine Hütte neben einer plätſchernden Quelle lag. Sie traten ein. Auf einer Matte lag ein Greis, ehrwürdigen Anſehens, aber manches Leiden ſchien dieſen ſtarken Körper getroffen und ihn ſo hinfällig gemacht zu haben. Sein matter Blick maß die Eintretenden. Huaskar, ſagte er mit ſchwacher Stimme, was will der Spanier? Warum bringſt Du ihn jetzt gerade, wo meine Augenblicke gezählt ſind? Warum willſt Du mich quälen in den letzten Augenblicken meines Lebens? — Den

Vorwurf mir nicht, Vater! flehte Huaskar; glaube mir, er will Dich heilen, daß Du noch nicht zu den Göttern gehest; er iſt ein Bote des Friedens, ſo ſagte dieſer Peruaner! — Bote des Friedens? rief, alle Kräfte krampfhaft anſtrengend, der Sterbende; kein Spanier will Frieden — nur Raub und Mord. Sie haben mir Alles genommen, Weib und Kind, Ehre und Haabe, meine Heimath und Alles, was mir lieb war; Fluch ihnen ewig! — Gott! ſchrie in dieſem Augenblicke Halipa, das iſt mein Vater! Er ſtürzte zu dem Lager hin, er kniete vor dem Greiſe. Vater, mein Vater! rief er, o ſtirb nicht, jetzt, wo ich Dich wiederfinde! — Großer Gott! ſeine Hand wird kalt! Vater, Vater, ſieh mich nur noch einmal an, ehe Du ſtirbſt! — Der Greis richtete ſich noch einmal auf und blickte ſtarr auf ihn. Halipa, ſprach er matt, biſt Du's, mein verlorner Sohn? — Ich bins, mein Vater, mein theurer Vater! o ſegne mich! Der Greis legte die Hand auf ſeine Stirne und bewegte leiſe die Lippen; dann ſprach er: Sey Huaskars Bruder — er iſt das letzte Kind der Sonne *), Peru's rechtmäßiger Inka! Haſſe die Spanier und räche an ihnen unſer Elend — Segen Euch — Fluch ihnen! — Die letzten Worte hatte er unter konvulſiviſchen Zuckungen ausgeſprochen; nun ſank er auf das Lager zurück und war eine Leiche.

Sprachlos und ſtarr hatte Las Caſas bei dieſer Scene geſtanden. Wie ein Dolch fuhr des Sterbenden Rede ihm durch's Herz. Nun trat er zu der Leiche, in ſeinem Innerſten erſchüttert, und drückte die ſtarren Augen zu. Er faltete die Hände über der Bruſt und wandte

*) So nannten die Peruaner ihre Fürſten, ihre Inka's.

ſich dann zu Halipa und Huaskar, die in ſtummem Schmerze noch auf ihren Knien lagen. Friede ſey mit Dir, mein Sohn, ſagte er, Halipa's Hand faſſend. Finden und verlieren iſt der Erde Loos! — Mein Vater, mein Vater! klagte Halipa. Blicke hinauf, mein Sohn, fuhr gerührt der Greis fort, dort ſiehſt Du ihn wieder, war er edel und gut. Er zog ihn an ſeine Bruſt und küßte ihn auf die Stirne. Nännteſt Du mich nicht Vater, ehe du den Geſchiedenen fandeſt? fragte er ſanft. Nenne mich wieder ſo; ſey mein Sohn, wie ich Dein Vater ſeyn will! Da ſank Halipa an ſeine Bruſt; dann ging er wankend zu Huaskar, der, einer Bildſäule gleich, da ſtand, faßte ſeine Hand und nannte ihn „Bruder.“ Da ſchien es, als erwache er aus einer Starrſucht, und auch er fiel um Halipa's Hals. Sey mein Bruder, Fremdling, rief er aus; nimm Dich des Verwaiſten an! Halipa umarmte ihn; dann führte er ihn zu Las Caſas. Sey auch ſein Vater! bat er; und Las Caſas zog Huaskar zu ſich und nannte ihn Sohn, und ſein Geſicht war verklärt wie das eines Heiligen. Der Schmerz Huaskar's und Halipa's, der ſeinem Vater früh entriſſen worden war und ihn längſt als todt betrauert, und nun ſo plötzlich ihn wieder erkannte, um ihn jetzt erſt ganz zu verlieren, war groß und dauernd. Las Caſas überließ ſie gerne ſich ſelbſt, bis der Leichnam in das Grab geſenkt war, das Las Caſas ſelbſt mit zitternder Hand graben half; dann bat er ſie, den Ort zu verlaſſen, wo ſo ſchmerzliche Erinnerung ſie überall begleite. Es koſtete ihn viele Mühe, Huaskar'n zu vermögen, daß er ſeine ſtille Hütte verließ, wo er erzogen worden war. Doch gab er endlich nach, als Halipa ſelbſt in ihn zu dringen anfing, und ſo kehrten ſie zur ſtillen Hütte zu-

rück, von der Haliya so fröhlich geschieden war, die er jetzt so kummervoll wieder sah.

Allgemein war die Freude der Peruaner, als sie vernahmen, daß Las Casas, dessen Verschwinden sie tief betrübt hatte, wieder heimgekehrt sey. Alle kamen, ihn zu sehen und ihm ihre Freude zu verkündigen, und ihm zu sagen, wie sehr sie bestürzt gewesen, als er und Haliya so plötzlich, so spurlos verschwunden seyen. Alle erstaunten, in Huaskar einen Inka zu finden, da sich längst die Sage unter dem Volke verbreitet hatte, sie seyen alle von Pizarro ermordet worden.

Und die alte Ordnung, die alte Stille, aber nicht die alte Heiterkeit kehrte wieder in der Hütte ein, denn Haliya und Huaskar waren beide zu tief gebeugt von ihrem Schmerze; doch der Trost der Christusreligion gab Frieden Haliya's Seele, und auch Huaskar lernte ihn bald kennen und seine Gottesкraft empfinden. Bei ihm, dem unverdorbenen Kinde der Natur, bei dem sie noch nicht festgewurzelt hatten, die Irrthümer seiner Volksreligion, fand nun der edle Las Casas ein neues Feld seiner Thätigkeit. Aber dennoch, obgleich Huaskar's offene Seele jedes Saamenkorn kräftig aufnahm, stand ein gewaltiges Hinderniß Las Casas entgegen — der tief eingewurzelte, von seinem Pflegevater lang genährte Haß gegen die Spanier. — Aber die Liebe schmolz endlich die Eisrinde des Hasses, die um des Jünglings Herz lag, und die Sonne der Gnade erleuchtete und erwärmte auch ihn. Die Stunden des Unterrichts, des Gebets, sie waren die seligsten für den Greis. Oft saßen sie alle Drei im Scheine der, hinter die Anden hinabsinkenden Abendsonne, und sprachen vom ewigen Leben, vom freudigen Wiedersehen im Reiche des Vaters

der Liebe, und ſtiller Frieden ſenkte ſich in ihre Seelen, und ſie fielen nieder in innigſten Gebete. — Obgleich bis hierher die Religionslehre der Hauptgegenſtand der Unterrichtsſtunden Huaskar's geweſen war, ſo begann doch jetzt Las Caſas, der ſelbſt einſt auf Salamanca's Hochſchule den Wiſſenſchaften und vor allem der Rechtskenntniß obgelegen, ſpäter aber aus eigenem, innerem Triebe Profeß gethan hatte, wahrzunehmen, der helle Geiſt des Jünglings verlange und erheiſche auch noch andere Nahrung, und es ſey Sünde, ſolche Anlagen, wie Huaskar's, unentwickelt zu laſſen. Recht froh, wieder einen neuen Kreis nützlicher Thätigkeit ſich eröffnet zu haben, begann Las Caſas des Jünglings Unterricht ſpielend, und ſiehe, er ſchritt muthig und kräftig voran, und der Greis mußte rüſtiger vorſchreiten, um aus dem Borne des Wiſſens den Durſt des lebhaften Geiſtes zu ſtillen. Oftens nahm Halipa Antheil an dem Unterrichte — aber bald wurde es ihm zu viel und zu ſchwer, und freiwillig ließ er Huaskar allein auf der neuen Bahn, auf der er ohnedem dem Wißbegierigen nicht folgen konnte. Auf dieſe Weiſe ging eine geraume Reihe von Tagen, Wochen und Monden herum, ohne daß ſich die drei Einſiedler um die Auſſenwelt bekümmerten, und ſie wähnten, in Lima ſey Ruhe und Frieden; aber wie ſchrecklich wurden ſie aufgeriſſen aus dieſer Ruhe durch die Nachricht, daß mordend, ſengend und brennend und goldgierig, wie nach Beute das hungrige Raubthier, hordenweiſe die Spanier, auf Gonzalez Pizarro's Befehl, Peru durchzogen und Gräuel übten, vor denen die Menſchheit ſchaudere.

Am Nachmittage deſſelben Tages, wo Halipa weit ſüdwärts in der Richtung gegen Lima zu in die Wäl-

der gegangen war, um kühlende und erquickende Baumfrüchte zu lesen, wurde er plötzlich durch mehrere Spanier überrascht, die ihn rücklings anfielen und ihn anriefen: Gold, heidnischer Hund, oder wir hängen Dich an dem nächsten Baume auf! — Das werdet ihr nicht thun — antwortete spanisch Halipa den verblüfften Räubern und kehrte sich zu ihnen. Diese fuhren zurück und riefen: Halipa, wie kommst Du hierher? Halipa erzählte es ihnen und sprach von Las Casas. Aha, entgegneten sie, das ist der Freund Pizarro's! Nun, wir wollen das Dorf schonen. Sie gingen hierauf zurück. Halipa eilte, so sehr er konnte, seinem väterlichen Freunde und Herrn die Kunde von der drohenden, aber glücklich abgewendeten Gefahr zu bringen. Doch wie erschrack er, als er das Dorf in Flammen, die Einwohner im ungleichen, blutigen Kampfe mit den Spaniern fand. Entsetzt wendete er sich zur Hütte. Sie war leer und verrieth deutlich die Spuren der Beraubung. Das würde ihn weniger entsetzt haben; allein große Flecken frischen Blutes entdeckte er am Boden. Großer Gott! rief er jetzt verzweiflend aus, das ist sein Blut! Er lief durch den Wald, Las Casas Namen rufend — aber nur das Echo antwortete. Angst und Wuth ergriffen jetzt gleich mächtig seine Seele. Mit Blitzesschnelle eilte er dem Dorfe zu, wo der Kampf der Verzweiflung mörderisch wüthete; aber jetzt grade wichen die Peruaner und flohen in die Gebirge, und die Masse riß ihn mit sich fort. Wo ist der Vater? fragte der niedergebeugte Halipa die Jammernden, deren theuere Angehörigen ermordet, deren Hütten verbrannt, deren Habe geraubt war. Aber sie wußtens nicht. Nur das konnten sie sagen, daß der Edle sich den Raubmördern entgegengestellt, ihnen das Ab-

scheuliche ihres Thuns vorgehalten, sie um Schonung angefleht, sie an die ewige Vergeltung erinnert, und als Antwort einen Schuß erhalten hatte, der ihn niedergestreckt.

Die Spanier hatten Alles, was in ihren Augen Werth hatte, selbst Las Casas heilige Gefäße von dem Altare, mit sich genommen, und waren wieder das Thal hinabgezogen, ihren teuflischen Weg weiter zu verfolgen. Die Einwohner mit Halipa kehrten auf die rauchenden Trümmer ihres einst so harmlos glücklichen Wohnplatzes zurück, um ihre Todten zu beerdigen. Man räumte den Schutt weg, man zog die verstümmelten Leichname der unglücklichen Opfer der teuflischen Barbaren hervor, — aber Las Casas fand man nicht. Und als das traurige Werk verrichtet war, schwuren sie Rache an den Spaniern auf den Trümmern ihres Glückes, und zogen alle weiter hinauf auf die freien Berge, wo der Spanier Hab- und Mordsucht sie nicht verfolgen konnte, und bildeten den ersten Stamm jener freien Horden, die, unerbittliche Feinde ihrer Unterdrücker, noch Jahrhunderte hindurch ihre Freiheit behaupteten, und einen wüthenden Vertilgungskrieg gegen die Ansiedelungen der Spanier führten. — —

In der, von himmelhohen Felsen umschlossenen Hütte, wo einst Las Casas und Halipa ihren Huaskar gefunden, auf eben dem Lager, auf welchem Halipa's Vater den letzten Fluch gegen Peru's Henker ausgestoßen, und dann das Auge im Tode geschlossen hatte — lag jetzt Las Casas in einem heftigen Wundfieber, irre redend, und an seiner Seite kniete Huaskar. Des Jünglings Herz war zwiefach zerrissen, durch seines Volkes namenloses Elend und seines Pflegevaters Mißgeschick. Ach, seufzte er,

soll er noch einmal einen geliebten Vater verlieren, wie es ihm zweimal mein trauriges Loos war? — Doch es war ihm, als könne Gott ihn nicht verlassen, als werde Las Casas leben und gesunden. Das ist die Frucht des innigen Glaubens an den Weltenvater, daß er der Seele Frieden giebt unter allen äussern Stürmen! Dein Glauben hat Dir geholfen! sprach einst der Heiland zu den Leidenden. Auch Huaskar hatte er geholfen. Bald schwand der Fiebertraum von Las Casas, und erwachend sah er Huaskar an seinem Lager knieen, und die Verklärung auf seinen Zügen sagte ihm, was des Jünglings Seele bewege. Da sprang der Jüngling frohlockend auf. Dank Dir, Allgütiger! rief er; du hast mein Gebet erhöret! Ein Trost bleibt doch immer dem leidenden Herzen, sprach Las Casas, und zog ihn an seine Brust, ihm den Segenskuß auf die Stirne drückend. Gott, ich danke Dir für diesen! — Seine Seele war erhoben, und diese Erhebung wirkte kräftigend zurück auf den Körper. Er sandte den Jüngling heilsame Kräuter zu suchen, und als er zurückkehrte, wusch Huaskar seine Seitenwunde aus, verband sie und legte die Kräuter darauf. Alsbald sank der Greis in einen erquickenden Schlaf. — In dem Treffen hatte Huaskar, der seinem Pflegevater nachgeeilt war, in den Reihen seiner Landsleute gefochten, und so Las Casas blutend gefunden, den er schnell auf seine Schultern lud und hierher trug, was ihm, ohne verfolgt zu werden, glücklich gelang. So sehr auch die Liebe zu seinem Volke ihn trieb, wieder in die Reihen der Streitenden zurückzukehren, die Liebe zu dem edeln Manne, der ihm Alles geworden war, fesselte ihn stärker, und er blieb zu seiner Rettung.

Langsam genaß Las Casas durch Huaskar's treue Pflege von seiner Wunde. Innigst trauerten beide um den treuen Halipa, den sie für todt hielten.

Als aber nun Las Casas genesen war, als er wieder die Kraft fühlte, die Strapazen einer Reise zu unternehmen und zu ertragen, da sagte er eines Tages, wo Huaskar von den Gräuelthaten der Spanier sprach, mit tiefer Empörung: Länger kann ich selbst dieser Menschen schändliches Thun nicht ertragen; darum will ich diesen Welttheil verlassen und nach Spanien gehen, um vor des Kaisers geheiligter Majestät kund zu thun diese Gräuel, und um Hülfe zu bitten. Ihr Peru verlassen? fragte erbleichend Huaskar; was soll dann aus mir werden? — Du gehst mit mir nach Spanien, erwirbst Dir dort nützliche Kenntnisse, und kehrst einst nach Peru zurück zu Deines Volkes Heil! Ich kann nicht mit nach Spanien gehen; Peru, mein Vaterland, kann ich nicht verlassen, um es mit dem Lande zu vertauschen, das den Auswurf der Menschheit umfaßt! Du sprichst mir ein hartes Urtheil, sprach sanft verweisend Las Casas. Euch? fuhr rasch der Jüngling auf. Hast Du vergessen, Huaskar, daß ich ein Spanier bin? — Da röthete eine edle Schaam des Jünglings Wangen, unwillig sprach er: Vergebt, guter Vater, daß ich Euch gekränkt; nicht Euch galt's. O, Ihr seyd ja gut, wie die Engel des Himmels sind, die Ihr mich kennen lehrtet. Und viele Tausende, sagte sanft Las Casas, sind gut in Spanien. Urtheile nicht wieder also, mein Sohn. Des Christen Pflicht ist, milde zu urtheilen über seine Brüder, ja den selbst zu segnen, der seiner flucht, und dem wohlzuthun, der ihn verfolgt. Kannst Du Jesu gleichen, ohne diese Liebe? — Nein, mein Vater, rief Huaskar,

in ſeine Arme eilend. O, vergebt es mir! Ich will nicht wieder verdammen, ſondern ſegnen wie Jeſus! — Du nur gefällſt Du mir, Huaskar, fuhr der Greis fort, und nun hoffe ich, wirſt Du einſtimmen, mit mir nach Spanien zu reiſen? — Und Huaskar's Antwort war: Es wird mir ſchwer werden — aber ich will, weil Ihr es wollet! —

II.

Es war acht Wochen ſpäter, als das Kriegsſchiff „Iſabella" im Angeſichte von Lima unter dem Donner ſeiner Scheidegrüße aus dem Munde ſeiner metallenen Beſchützer und den antwortenden Feldſchlangen von dem Fort, welches Gonzalez Pizarro angelegt zum Schutze der Stadt und ſeiner ſelbſt, die Anker lichtete und ſtolz den Strom hinabglitt. Auf ihm befand ſich Las Caſas mit Huaskar, der bebend bei dem Donner der Feldſtücke und Falconets, und der ſchaukelnden Bewegung des Schiffes, in ſeines Pflegevaters Armen lag, der ihm die Urſache und Wirkung erklärte. Und oben auf dem Verdecke ſtanden ſie eben, als Peru's Küſte ſich verlor am Horizont. Feſt war Huaskar's Blick darauf gerichtet. Jetzt war ſie noch ſichtbar — jetzt ſchien ſie mit den Bergen nur noch ein Nebelſtreif — jetzt hatten ſich die Wolken des Himmels auf ſie geſenkt, und ſie war verſchwunden. — Noch einmal blickte Huaskar hin, zwei große Thränen perlten aus ſeinen Augen — er wandte ſich raſch zu Las Caſas, fiel an ſeine Bruſt und rief erſchüttert: Jetzt bin ich ganz Euer, denn jetzt habe ich auch keine Heimath mehr — dort — dort iſt Peru eben in's Meer geſunken! Da drückte ihn der Greis inniger an ſeine Bruſt und ſprach leiſe: Meine

Liebe ſoll Dir erſetzen, was Du auf kurze Zeit verlorſt, um es glücklicher wiederzuſehen! — Bald zerſtreuten den Jüngling die neuen Gegenſtände, und Las Caſas hatte alle Mühe, ihm Alles zu erklären, denn ſeine Wißbegierde kannte keine Gränzen, und ruhte nicht, ſo lange nur noch ein Punkt unklar war. Aber ſein heller Geiſt begriff ſchnell und leicht und hielt Alles feſt. Doch wenn wieder am Horizont eine Küſte aufdämmerte, ſo war ſeine erſte Frage: Iſt das Peru? Und betrübt wandte er ſich immer wieder ab, wenn man kopfſchüttelnd den Namen nannte.

Nach einer glücklichen Fahrt lief endlich das Schiff in Cadiz ein. Da ging für Huaskar eine neue Welt auf; was er ſah, war neu, und wo er hinblickte, da ſtellte ſich Niegeſehenes ihm dar, und ſein Blick ſtarrte es an, ſeine Hände befühlten es, und ſeine kindliche Neugier und Bewunderung war unerſchöpflich. Las Caſas ließ ihr vollen Spielraum, verweilte überall mit ihm, bis endlich auch ſie durch die Gewohnheit mehr und mehr abgeſtumpft und geſättigt wurde. Aber am meiſten zogen ihn die Kirchen an. Das Herrliche der Bauart, der erhebende Geſang — Alles ergriff ſein Gemüth gewaltig, und oft warf er ſich, beſonders dann, wenn ihn Jemand freundlich behandelt hatte, oft warf er ſich an ſeines Vaters Bruſt und klagte ſich des Unrechts an, das er Spanien gethan; dann aber fragte er wohl: Warum aber ſendet Ihr uns die Verworfenſten Eures Volkes? Und Las Caſas hatte unendliche Mühe, ihm die Verhältniſſe zu entwickeln, weil er nicht begreifen konnte, daß nicht auch eben ſo gut edle Menſchen hätten nach Peru auswandern können. So lange Las Caſas in Cadiz verweilte, war der junge Inka der Gegen-

ſtand der Neugier und Bewunderung; denn man fand ihn gar nicht ſo dunkel, als man ſich ſeine Farbe gedacht; man fand ſeine Geſtalt edel, ſeine Geſichtsbildung ſchön und voll männlicher Würde, ſeine Freimüthigkeit allerliebſt, ſeine Sitten keineswegs ſo rauh und wild, als man gedacht, und eher abgeſchliffen und mild. Ueberall umdrängte ihn das Volk, wo er ſich blicken ließ, ſo daß es endlich Huaskar'n unangenehm wurde, und er Las Caſas bat, Cadiz zu verlaſſen. Es geſchah. Nach mehreren Tagen erreichten ſie Sevilla und das Kloſter, wo Las Caſas einſt gelebt. Die Aufnahme war herzlich und für Huaskar rührend, da er überall den Mann, den er ſo innig liebte, ſo hoch verehrte, geliebt und geehrt ſah. Hier erblickte er das Leben von einer neuen Seite, aber von der ärmſten, traurigſten. Neue Fragen, neue Beantwortungen, neue Zweifel — neue Löſung. Aber obgleich der thätige, lebendige Geiſt des Jünglings am wenigſten in Kloſtermauern zu taugen ſchien, das ernſte, ſtille, beſchauliche, und nur die Wiſſenſchaften übende Leben, wie es die Jünger Benedikts führten, das war für ihn das Thor zum Heiligthum, und mit Freude unterrichteten ihn die Mönche. Las Caſas aber, der ſeinen Pflegling in guten Händen wußte, gedachte an Ernſteres, Heiligeres. Ihm ſtand das Elend, das zermalmend auf Peru's Eingebornen laſtete, in allen ſeinen Schrecken vor der Seele. Und er hielt das ſchreckliche Geſpenſt feſt vor ſeinem innern Blicke, auf daß es ihn reize und treibe, deſto treuer, deſto wahrer, aber auch deſto entſetzlicher das Bild jenes unglücklichen Volkes und ſeiner Quäler darzuſtellen, und es dann auch das Herz des Königs rühre und ihn treibe, zu helfen, wo ihm allein Hülfe möglich war.

Die Schrift war vollendet. Das Pergament enthielt Alles, was aus einer edlen Seele über ſolche Thaten kommen konnte, und nun ſollte das lebendige Wort nachhelfen, wo des todten Buchſtabens Macht endete. So dachte es Las Caſas, und mit dieſen Vorſtellungen verließ er das Kloſter und Sevilla, indem er den trauernden Huaskar bei ſeinen neuen Freunden ließ. Glücklicher als es nur immer ſein kühnſter Wunſch geweſen, war der Edle am Hofe. Sein Name machte ihm Bahn, denn ſein Vater war einſt Gouverneur von Domingo geweſen, und hatte den Ruf eines treuen Dieners für ſich gehabt. Vor Las Caſas aber war ſchon die Fama hergegangen, und hatte dem Hofe die Kunde gebracht. Er erſchien nicht unerwartet.

In der Mitte ſeiner Räthe ſaß auf einem goldenen Thronſeſſel der Monarch, von Glanz und Pracht umgeben, wie es ziemen mochte dem reichſten und gewaltigſten unter den Fürſten Europa's, voller Erwartung, was wohl der Mönch bringen würde, der Jahrelang in Peru gelebt, und dennoch nem zurückgekehrt ſey aus dem Lande, wo Pluto ſeinen goldenen Thron hatte. Die Flügelthüren gingen auf und herein trat im einfachen härenen Gewande Las Caſas. Tief beugte er ſich, ſprechend den ſpaniſchen gewöhnlichen Gruß: Lange lebe der König, mein Herr! Und gnädig winkte der Monarch, dem das graue Haupt, der ehrwürdige weiße Bart, das ganze Ehrfurcht gebietende Aeuſſere des Mannes imponirte, näher zu treten, und ehrerbietig überreichte Las Caſas ſeine Pergamentrolle, alſo redend: Nicht Gold und Silber, wohl aber was mehr iſt als Gold und Silber, bringe ich aus Peru, und lege es zu Eurer Majeſtät Füßen — die Wahrheit! — Da biſt Du

ein seltener Bote, Mönch, sprach dieser, und gab seinem Kanzellar das Pergament, und dieser erhob sich, und las laut und vernehmlich das kräftige Wort der Wahrheit. Las Casas stand, und sein Auge war starr auf das Angesicht des Königs gewendet. Dieser war gespannt aufmerksam. Ein trüber Ernst lag auf der tief gefurchten Stirne, die Lippen waren zusammengepreßt, als ob innerer Schmerz es bewirke. — Das Auge loderte in wilder Gluth, und die gewaltige Faust hielt die Lehne des Thronsessels, als wolle sie sie zermalmen. Als der Kanzellar geendet hatte, saß eine Weile der Monarch stille da, als ob er sein Gemüth beruhigen wolle; — dann erhob er sich und trat auf Las Casas zu, sah ihm scharf in's Auge und sprach: Wahrheit wolltest Du bringen, Mönch — weist Du, was Du dort geschrieben? — Es ist das Todesurtheil Aller, die Du in Peru sahest. Bedachtest Du, was Du thatst? Hat nicht Haß und Leidenschaft Deine Hand geleitet, oder Dir diese Worte diktirt? — So wahr mir Gott helfe! sprach jetzt, sich mit der Würde einer reinen Seele aufrichtend und dem Gewaltigen in's Auge blickend, Las Casas: So wahr mir Gott helfe, es ist Wahrheit, und nur die gelindeste. Erlaubt es Eure Majestät, daß ich frei rede, wohlan, dann soll vor Gott und meinem Herrn auf Erden meine Rede frei kund thun, was ich dem Pergamente nicht anvertrauen wollte. — Der Monarch neigte erlaubend das Haupt.

Da aber sprach Las Casas, wie der Diener Gottes und der Wahrheit reden soll, der mehr Gott gehorcht als den Menschen: Ich habe das Leben in Peru in allen seinen Gräueln gesehen; ich sah Menschen morden, um Gold zu pressen; ich sah Hütten und Dörfer brennen;

ich hörte die Flüche der Sterbenden über ein chriſtlich Volk, das wilder iſt als der wildeſte Barbar; ich ſah Spanierblut fließen durch Spanierhand; ich hörte von den Scheiterhaufen, wo die Ankömmlinge eines großherzigen Herrſcherſtammes der Wuth, dem Golddurſt, dem wildeſten Ehrgeiz zum Opfer ihr Leben in den Flammen aushauchten; ich ſah Hunderte von unſchuldigen Peruanern ſchlachten wie Schlachtvieh; ich ſah die Marterwerkzeuge, wo man ihre Glieder auseinander zerrte und riß, und ſie eines zehnfachen Todes ſterben ließ, um die Goldminen zu entdecken — das ſah ich, und jede Stunde erneuert ſich ein Schauſpiel, vor dem der Teufel ſchaudern würde. — Halt ein, halt ein! ich bitte Dich, Menſch! rief der Monarch, und hielt ſeine Hand vor die Augen, als wolle er wegdrängen das entſetzliche Bild, das vor ihm ſtand. Bleichen Antlitzes ſaßen die Granden da und ſtarrten bald den kühnen Redner, bald den tiefergriffenen Kaiſer an, der nun, ſeine gefalteten Hände erhebend, ausrief: Mein Gott! mein Gott! das Alles geſchieht in meinem Namen! und dann in ein Fenſter des Saales trat, um die Bewegung zu verbergen, die ſeine Seele ergriffen hatte. — Nach einer Pauſe wandte der Kaiſer ſich zu Las Caſas: Ich danke Dir, ich danke Dir innig, Du Mann der Wahrheit; aber hier ſchwöre ich es Dir zu, vor Gott und dieſen Zeugen, daß ich Gerechtigkeit üben will fürchterlich, daß ich helfen will in dieſer Noth, und nicht mehr den Spaniernamen die Schandthat brandmarken ſoll! Ich gebe Dir mein kaiſerliches Wort. Gehe nun, aber wiſſe, daß Du meine Achtung und meinen Dank, und meine Liebe Dir erworben haſt! — Er wandte ſich um. Tief verbeugte ſich Las Caſas und wollte gehen. Noch eins!

rief der Kaiſer, bleibe hier, daß ich Dich ſprechen kann, wenn ich meine Ruhe wieder gewonnen habe! — Las Caſas ging, und ſelbſt die Granden mußten ſich entfernen, und lange Zeit blieb der Kaiſer allein mit ſich ſelbſt. Einige Stunden ſpäter wurde Las Caſas wieder gerufen in das kaiſerliche Kabinet, und dort war es, wo der Kaiſer genauer ſich berichten ließ über Alles, und Las Caſas von Neuem ſeine grauſenhafte Schilderung entwarf. Lange hörte ihm der Kaiſer zu, und als er endlich geendet hatte, ſagte er: du biſt ein edler Menſch, bitte Dir von mir, was Dein Herz wünſchet! — Las Caſas dankte innigſt. Meine Tage ſind gezählt, ſagte er; Ehre ſuche ich nicht, als nur bei Gott, Reichthümer mag ich nicht — aber dennoch habe ich ein Anliegen. — — So ſprich es kühn aus! rief der Kaiſer. — Ich bin ſo glücklich geweſen, hob Las Caſas an, den letzten Sprößling der Inka's von Peru, den letzten und jüngſten Sohn des unglücklichen Atahualpa zu retten und ihn zu Chriſto zu bekehren. Er iſt ein guter Menſch, reich an Talenten. Ich habe ihn mit mir nach Spanien gebracht, um ihn hier auszubilden, und dann nach Peru zurückzubringen — aber die Mittel fehlen mir, in Salamanca ihn zu erhalten. — Gottlob, rief jetzt haſtig der Kaiſer, gottlob! daß ich Gelegenheit finde, an ihm ein ſo ſchreckliches Unrecht zu vergüten. In königlicher Pracht ſoll er in Salamanca leben! — Vergebt mir, gnädigſter Herr, bat Las Caſas, wenn ich das nicht wünſche. Seine Seele verſchmäht den Prunk, und ſie, die die ewigen Güter kennen, ſchätzen und lieben gelernt hat, ſoll nicht durch äuſſere Pracht auf das Irdiſche gelenkt werden. Dein Wille geſchehe, ſprach der Kaiſer. Ich erlaube Dir, Dich unmittelbar an mich in allen

Deinen Angelegenheiten zu wenden. Aber ſehen möchte ich den Sprößling jenes gemißhandelten Herrſcherſtammes doch! Las Caſas ſagte das zu, und in Gnaden und Hulden entließ ihn der Kaiſer. — Er eilte nach Sevilla, um Huaskar zu holen, der ungern ſein Kloſter verließ wo ihm ſo vieles ſchon klar geworden war, was früher wie ein Nebelbild vor ſeiner Seele geſtanden hatte. Als er von dem Kaiſer kam, der ihm gelobt hatte, den Gräueln Einhalt zu thun, da war ſeine Seele begeiſtert von der Huld des Gewaltigen, und dankbar warf er ſich an Las Caſas Bruſt, abermals abbittend die Unbill, die er durch ſein Urtheil den Spaniern zugefügt, denn er erkannte jetzt, daß gute Menſchen in Spanien lebten, wie in Peru.

Mit Huaskar reiſte jetzt Las Caſas nach Salamanca ab. Er lebte von nun an, wo das heiligſte Geſchäft ſeines Lebens vollbracht war, nur für den Jüngling. Seinen Unterricht, ſeine Studien leitete er mit väterlicher Sorgfalt, und die Freigebigkeit des Kaiſers ließ es an nichts fehlen, was den hellen Geiſt Huaskar's bilden konnte. Mit Rieſenſchritten eilte Huaskar auf der Bahn menſchlichen Wiſſens fort. Täglich erweiterte ſich ſein Geſichtskreis, täglich thaten ſich ihm nie geahnete Fernen auf, täglich ſtieg er tiefer hinab in die Schachte der Wiſſenſchaft.

So lebte er ein Jahr, und der Jüngling war in dieſem Jahre an Erkenntniß und innerer Charakterfeſtigkeit zum Manne herangereift. Um dieſe Zeit war es, wo Las Caſas, von dem Wunſche des Kaiſers beſtimmt, mit Huaskar nach Madrid ging. Höchſt ehrenvoll war ihre Aufnahme. Halbe Tage hindurch war Las Caſas im Innern des kaiſerlichen Kabinets mit dem Kaiſer

allein, dessen vollstes Vertrauen er genoß. Aber nichts verlautete von dem, was dort insgeheim beschlossen wurde. Nur das Eine sagte einst Las Casas zu Huaskar: der Kaiser hat sein Wort herrlich gelöset; ein neues Gesetz ist für dein armes Vaterland entworfen, und Gesetzlichkeit und Ordnung wird ihm das verlorne Glück wieder geben. Wir selbst aber kehren bald nach Peru zurück, mit edeln Männern, in deren Hand der Kaiser Peru's Glück mit vollem Vertrauen legte. Da leuchtete des Jünglings Angesicht. Das thatet Ihr, mein Vater, sprach er gerührt, Ihr, dessen Verdienste mein Volk nicht kennt; aber der Gott, den Ihr mich kennen und lieben lehret, der Gott wird Euch vergelten Eure Thaten ewiglich!

Noch weilten sie einige Zeit in Madrid. Eines Tages begab es sich, daß der Kaiser ein großes Stiergefecht veranstaltete. Eine unzählige Masse von Zuschauern hatte sich auf dem großen freien Platze vor dem Schlosse versammelt, um das Lieblingsschauspiel der Nation nicht zu verlieren. Ringe um den Circus erhoben sich amphitheatralisch die Sitze für die Granden Spaniens und den niedern Adel, absonderlich aber für die Frauen, deren liebliche Reihen hier im vollen Glanze ihrer, durch Schmuck erhöhten, Reize den Blicken der Beschauer sich darboten. Auch Huaskar stand auf einer jener Tribunen, und ragte mit seiner Heldengestalt über alle hinaus, und beinahe ausschließlich ruhten die Blicke auf seinen schönen Zügen. Den Blicken der Frauen entging der schöne, fremde Jüngling nicht; nur Huaskar bemerkte das nicht. Andere Vorstellungen belebten sein Inneres. Allgemach füllten sich die Sitze, wogender wurde die Volksmenge, glänzender die Tribunen. Jetzt

erscholl die rauschende Musik, und das erste stolze Thier stürzte hervor mit unbegreiflicher Wuth, rannte einigemal im Kreise herum, bis sich endlich der Kämpfer ihm entgegenstellte, hoch stolzirend auf einem prächtigen Andalusier. Die mit Bändern geschmückten Pfeile flogen auf das wüthende, vom Schmerz noch mehr gereizte Thier; eine unglückliche Wendung des Pferdes, und in dessen Eingeweiden bohrte das Horn des gewaltigen Thieres. Noch einigemal wiederholte sich der empörende Auftritt, bis endlich der Matador dem Stiere seinen Degen in das Genick stieß, und es, die gewaltigen Glieder streckend, todt dahin sank. Lautes Beifallklatschen von tausend Händen, die wehenden Tücher der Frauen, das einstimmige Bravo lohnte dem Künstler im Mordhandwerke — und ein anderer Stier schoß hervor. Hinskar stand, wie Alle, an der Brustlehne. Aber der Anblick solcher Grausamkeit empörte ihn. Er blickte zornig um sich, und vor allem auf die Frauen, deren unnatürliche Empfindungen ihn tief verletzten. Ach, seufzte er in sich hinein, welch' ein Vergnügen für den Christen! Der Gerechte, sagte oft mein Vater, erbarmet sich auch seines Viehes! Aber hier ist Marter eine Augenweide und Quälen eine Ergötzlichkeit. Unwillig setzte er sich nieder und stützte seinen Kopf in die Hand, um nicht wieder dieß empörende Schauspiel sehen zu müssen, da wegen der Menge an Entfernung nicht zu denken war. Ein Schrei des Entsetzens, der neben ihm ausgestoßen wurde, weckte ihn aus seinem Hinbrüten. Er sah zuerst in den Kreis — da wurde eben ein blühender Jüngling, schwer verwundet von dem Stier, den seine Lanze verfehlt hatte, hinweggebracht. Jetzt wandte sich sein Blick dahin, woher der Schrei des Entsetzens kam, und an der Seite

einer ehrwürdigen Matrone saß ein Mädchen von ungemeiner Schönheit, deren feuchtes Auge mit dem seinen zusammentraf. Huaskar fühlte eine wunderbare Regung in seinem Innern bei ihrem Anblick. Er konnte seine Blicke nicht von der Lieblichen abwenden. Jetzt flüsterte sie ihrer Nachbarin zu: Laßt uns weggehen von diesem empörenden Schauspiel! — Es ist unmöglich, Elvira, entgegnete diese, die Menschenmenge ist zu groß. — Huaskar fühlte sich gedrungen, ihr seinen Beistand anzubieten. Ihr fühlt wie ich, holde Jungfrau, hob er sanft an; auch ich mag nicht länger Zeuge eines Schauspiels seyn, das für den Menschen und den Christen gleich entwürdigend ist! Darf ich Euch meine Hülfe anbieten? — Hoch erröthend blickte ihn das Mädchen an. Ihr habt Recht, Sennor, sagte sie mit einer Stimme, deren süßer Wohllaut in des Jünglings Herz drang; aber meine Mutter hat weislich gethan, mich auf die Menge aufmerksam zu machen. Es würde Anstoß geben, wenn ich mich vor dem Ende entfernte. Und wird das noch lange dauern, Sennora? fragte der Jüngling. Ich fürchte, erwiederte sie leise, daß noch mehrere Stunden hingehen werden, ehe die Schaulust gebüßt ist. Dann wird das bessere Gefühl noch lange diese Folter ertragen müssen, fuhr Huaskar fort, denn das ist sie mir, und gewiß auch Euch! Ich hatte nicht gedacht, daß man in Spanien solche grause und unmenschliche Freude lieb haben könne! In Spanien? fragte die Jungfrau; Ihr seyd kein Spanier? und doch redet Ihr unsere Sprache wie ein Castilianer! Ich bin aus Peru! versetzte er, und erst seit anderthalb Jahren in Spanien. Jetzt starrte ihn das Mädchen ungläubig an, und dennoch lag in diesem Anstarren der Ausdruck eines innigen Wohlgefal-

kend, gemischt mit einer unaufhaltsamen Neugier, an der das Wohlgefallen viel Antheil hatte. So seid Ihr wohl der junge Juan Huaskar? fragte sie mit der, den Spanierinnen eigenthümlichen, so liebenswürdigen Zutraulichkeit. — Wenn Ihr meinen Namen kennt, darf ich bloß bejahen — erwiederte Huaskar. Jetzt ruhte lange Ihr freundlicher Blick auf ihm, und eben wollte sie weiter reden, als die Mutter sie anstieß und ihr sagte, daß die Gespräch mit dem Fremden bereits viele Augen auf sie gezogen habe. Sie erschrack. Verzeiht, Sennor, flüsterte sie, wir dürfen nicht weiter reden, ohne Anstoß zu geben. Ihren Schleier zog sie jetzt dicht über das liebliche Gesicht, und entzog dem Jüngling den Anblick eines Engelbildes, dessen Züge sich bereits tief in sein Herz geprägt hatten.

Die Sitte ehrend, schwieg Huaskar; aber konnte er seine Blicke heißen? Konnte er dem Herzen gebieten, das der Jungfrau entgegen schlug? Sein Auge ruhte auf ihr, und die schwarzen, lieblichen, klaren, sprechenden Augen des Mädchens begegneten den seinigen unter dem Schleier. Jetzt hatte das Wettspiel ein Ende. Die Menge verlor sich. Die Vornehmen, welche auf den Tribunen saßen, erhoben sich — auch Elvira. Werde ich Euch wiedersehen, Sennora? fragte, sich seiner unbewußt, der Jüngling. Vielleicht! lispelte sie. Lebt wohl, Sennor! und schon drängte Alles die Stufen herab. Er verlor sie im Gedränge. Mochte er auch hin und her eilen, die Jungfrau wieder zu finden — umsonst — er fand sie nicht, und ging mit einem süßen, wehmüthigen Gefühle seiner Wohnung zu, wo ihn das Cajus mit der Frage empfing, wie ihm das Stiergefecht gefallen habe? Sein Urtheil war bald abgegeben.

Nicht ungerne hörte das Las Casas. Was Du sagst, mein Sohn, das haben längst die Bessern unseres Volkes gefühlt, die darum auch jenes Schauspiel meiden. Die Bessern meiden es? also nur der unedlere Theil fände Unterhaltung dabei? fragte erglühend Huaskar. Nein, mein Vater, da irret Ihr sehr. Ich möchte Euch schwören, daß heute von den reinsten und edelsten Menschen bei dem Stiergefechte waren! Ob sie aber Freude daran fanden, das ist eine andere Frage! Las Casas sah ihn groß an. Magst auch wohl Recht haben, Huaskar — aber mein Urtheil ist im Allgemeinen eben so richtig. Frage nur Dein eigenes Gefühl! — Gut, fiel Huaskar ein; ich bin übrigens der festen Gewißheit, daß die, die ich meine, eben so dachten und fühlten wie ich, und sich gewiß eben so gut wegwünschten wie ich, ohne die Möglichkeit, den Wunsch zu erfüllen, zu haben. Las Casas brach ab, denn mancherlei hatte er noch zu beschicken, indem die Zeit ihrer Rückkehr immer näher kam, wie er jetzt Huaskar zu bedenken gab. Zu jeder andern Zeit würde die Nachricht den Jüngling mit überschwenglicher Freude erfüllt haben, sein Vaterland nach so langer Trennung wiederzusehen; jetzt aber empfing er diese Nachricht mit einer innern Unruhe, mit einem Widerwillen, den er sich selbst zum Vorwurfe machte. Seit dem Zeitraume weniger Stunden war Spanien ihm unaussprechlich theuer geworden, denn es umschloß ein Wesen, das seinem Herzen mehr galt als eine Welt. Und doch — sah er sie je wieder? Jenes leise ausgehauchte: Vielleicht! klang wie die Stimme eines Orakels, und in seinem Innern sprach eine Stimme die Gewißheit aus, es werde der Wunsch ihm erfüllt werden. Aber dennoch wagte er kaum, den Wunsch zu

harrn, da seine Rückkehr in das Land der Heimath so nahe war. Er durchstreifte die Straßen Madrids und sah nach jedem Fenster, jedem Balkon. Manchem freundlichen Auge, mancher lächelnden Miene begegnete sein forschender Blick, doch Elviren nicht, die er suchte. Müde und abgespannt, düster und mißmuthig kehrte er oft spät zurück. Keine Arbeit hatte Reiz für ihn, und in seiner Wohnung wurde es ihm zu enge. Die Veränderung, die mit dem Jüngling vorgegangen, war zu sichtbar, als daß sie hätte dem Colas verborgen bleiben können. Es war in den letzten Tagen ihrer Anwesenheit in Madrid, als wieder von solch' einer fruchtlosen Wanderung der Jüngling zurückgekehrt war, und in sich gekehrt in einem Lehnstuhle saß. Da traf ihn der Greis, der sich mit dem herzlichen Worte zu ihm setzte: Du bist nicht heiter, mein Sohn, und doch hast Du die Hoffnung, Dein Vaterland wieder zu betreten. Was ist Dir, das Dich so absonderlich düster stimmt? — Hamilkar warf sich in seine Arme. Laßt mich in Eure Brust mein Geheimniß begraben, mein Vater! Ach, zürnet mir nicht, wenn ich Euch eine Thorheit bekenne, zu der mich mein Herz hinriß! Erschrocken blickte ihm der Colas in's Gesicht, denn der Greis verstand nicht, was er sagen wollte, und ahnete Schlimmes; aber ehe er noch der Sprache wieder Meister war, begann schon Hamilkar, ihm seine Liebe zu dem Mädchen zu bekennen. Ernst hörte ihn der Greis an. Wohl hast Du wahr gesprochen, hob er dann sanft an, da du Frauenliebe eine Thorheit nanntest. So gerne hätte ich Dein frommes Herz bewahrt gesehen vor dieser Thorheit. Aber danke Gott, Hamilkar, daß es noch erst den Charakter einer jugendlichen Thorheit trägt. Das Bild, das so vorübergehend, so

flüchtig Dir erscheinen, es wird erbleichen, wenn Deine Vernunft den Sieg über die jugendliche Aufwallung errungen und einmal das Weltmeer zwischen ihm und Deinem Herzen liegt. Keine solche Thorheit sollte den Mann beschleichen, der ein so herrliches Ziel vor Augen hat, wie Du; denn sie könnte leicht jenen Funken in Deinem Busen verdrängen. Ein Apostel des Friedens willst Du Deinem Volke werden — o bedenke das Ziel — blicke auf die herrliche Bahn, sieh hinaus. Die Himmelsführung, die herrlich Deiner wartet! Welche Thät männlich das von solchem eitlen Wahn! Aber Frankler stand und hatte die Hand auf das pochende Herz gelegt, und empfand es lebhaft, daß wenn auch das Weltmeer zwischen ihm und Elviren läge, und wenn Jahrzehnte des Glücks gewaltsam auf sein Herz fielen — jenes Bild würde nicht erlöschen in seinem Innern. Aber dem Geiste zürnte er nicht, der das heilige Gefühl, was sein Wesen belebte, eine Thorheit nannte, und ihm sagte es sein Selbstbewußtsein, daß diese Liebe sein herrliches Ziel ihm nicht entrücken könne; wohl im Gegentheile gesteigert sey, ihm mit größerem Muthe entgegenblicken und mehr noch seine Thatkraft zu fühlen. — Die Hoffnung, Elviren wiederzufinden, gab jetzt Frankler auf. Allein dieß Aufgeben seiner schönsten, theuersten Hoffnung kostete ihm einen schweren Kampf mit sich selbst, indem er beinahe hätte unterliegen müssen; doch seine Seele war stark, allein sein Herz litt. Und ob er auch die Hoffnung, Elviren je wiederzusehen, aufgab, so war doch sein Herz nur für sie allein und unablässig beschäftigt, so stand doch nur ihr Bild stets vor seinem Geiste. Der [illegible] sah das wohl an dem stillen Trübsinn, dem oft träumerischen Wesen des Jünglings, und der Wehmuth, die

sich in allen seinen Reden aussprach. Der Greis überlegte. Er wollte Zeit und Entfernung, Thätigkeit und den hohen Beruf, den Huascar sich selbst erwählet hatte; er wollte diese als Heilmittel gegen die Krankheit des Jünglings anwenden. Er wußte nichts von dem Gefühl, das so glücklich und doch so unglücklich machen kann. Darum meinte er denn auch, es sey ein vorübergehender Eindruck bei Huascar, und ahnete nicht, daß es das erste, tiefe, innige, heilige Gefühl war, das Seele zu Seele hinzieht, und beide mit diamantenen Banden umschlingt, die keine Zeit und kein Raum zu trennen und zu lösen vermag.

Das Zeremoniell bei Hofe lastete recht schwer auf Huascar, der nichts mehr wünschte, als Stille und Ruhe, um seinen Empfindungen und Träumen nachhängen zu können. Auch es ging vorüber. Der Greis hatte noch eine geheime Audienz bei dem Kaiser, dann kam auch er. Die Maulthiere standen bereit, und so wurde der Zug zu der Küste angetreten, wo das herrliche Kriegsschiff lag, mit welchem sie die Fläche des Weltmeers von neuem durchstreichen und durchschneiden wollten. Huascar schied mit wundem Herzen von Madrid, denn da, wußte er, lebe die Geliebte, die er nur einmal sah, um nie mehr ihr Bild zu vergessen.

Er sah das Weltmeer wieder, jenseits dessen sein Vaterland lag; aber seine Lebensheiterkeit blieb diesseits desselben. Mit schwerem Herzen bestieg er das Schiff. Ein günstiges Geschick bringt sie glücklich über den Ocean, glücklich in den Hafen von Lima. Sie hofften Alles in Lima anders zu finden auf des Kaisers Befehle — aber noch weitere Gewissenlosigkeit und rohe Willkür, Blutdurst und unersättliche Habsucht, und das

erste Schauspiel, das ihnen sich darbot, war ein feierliches Auto da fé. Herrada und Bendinger, die, als ihre Empörung durch Gonzalez Pizarro's Rückkunft aus Quito eine für sie so unerwünschte Wendung nahm, tief in's Innere des Landes geflohen waren, und dort Jahre hindurch sich der Rache Pizarro's entzogen hatten, waren durch einen unglücklichen Zufall in die Hände gottvergessener Spanier gefallen, die mit ihren Gefangenen schnell nach Lima eilten. Gerade wenige Tage vorher waren sie eingetroffen, und ein förmliches Gericht hielt Gonzalez über sie. Er ließ ihnen die Hände zuerst abhauen, dann sie brandmarken, und dann mußten die Unglücklichen den langsamen Feuertod sterben, und — Pizarro stand dabei und weidete sich mit teuflischer Lust an den Martern der Mörder seines Bruders. Laß uns eilen in unsre stillen Wildnisse, mein Vater! rief schaudernd vor dem entsetzlichen Anblick der Jüngling. Dort wird solch' eine That uns nicht mit Entsetzen erfüllen. Und gerne folgte ihm Las Casas weiter und immer weiter hinauf in die undurchdringlich scheinenden Schluchten und Urwälder der Cordillera de los Andes, in die Nähe von Miranda; denn jene Stätte, auf der sie einst gelebt, war nicht wieder von den Peruanern angebauet worden. Dort errichteten sie sich ihre Hütte. Von dort aus machten sie oft Reisen in das Innere, und lehrten die Wilden Christum erkennen. Etwas von dem, was Las Casas sich gedacht, war bei Huascar eingetroffen. Ruhiger, stiller war seine Sehnsucht geworden, aber dennoch wich nicht der milde Ernst von seiner Seele, und es gab Stunden, wo er für nichts Sinn hatte, und in stillem Hinbrüten da saß. Inniges Mitleid fühlte der Greis mit dem Schmerze des Jünglings, da er sich, wie

ich und dauernd er war. Oft saß der Jüngling und legte das Haupt an die Brust des Greises, der dann im Stillen betete: Gieb ihm seinen Frieden wieder, o Herr!

So lebten Beide in harmloser Stille und in ihrem heiligen Berufe, und Las Casas berührte nie die wunde Seite von Huaskars Herzen. Dennoch aber unterbrachten sie Verbindungen mit Lima, denn sie hofften täglich auf die Ankunft des neuen Gouverneurs, daß er Friede und Ordnung bringe. Lange, sehr lange wurde ihre Hoffnung hingehalten, und nur Trauerbotschaften brachte Huaskar mit. Feindseliger wurden mit jedem Tage die Spanier, und grausamer gegen die Eingebornen, und täglich wurden diese erbitterter, sammelten sich in größere Haufen in den unzugänglichen Gebirgen und wurden gefährlicher den Niederlassungen der Spanier. Huaskar galt sehr viel bei ihnen. Oft suchte er sie von Streifzügen gegen die spanischen Pflanzstädte zurückzuhalten, und oft gelang es ihm auch. Eines Tages war wieder ein gewaltiger Heerhaufen in Mimosla eingezogen, der gegen Lima rücken wollte. Die Kunde kam schnell zu Huaskar's Ohren. Er eilte dahin, um friedliche Gesinnungen der Horde einzuflößen, und sie mit der baldigen Aenderung des Zustandes ihres unterjochten Vaterlandes zu beruhigen. Als er in Mimosla eintraf, empfingen ihn jubelnd mehrere Peruaner. Sie waren von denen, in deren Nähe Huaskar und Las Casas einst gewohnt. Sogleich fragten sie nach diesem. Er lebt in der Nähe, entgegnete ihnen Huaskar. Nun wurde die Freude noch lauter, und Einer rannte schnell davon und kam mit dem Anführer zurück, der in Huaskar's Arme stürzte. — Es war der treue Halipa. Die ganze Truppe zog mit zu

Las Casas. Welche Freude des Greises und Halipa's! Gerne und freudig unterließen sie ihren verheerenden Zug. Aber ungerne verloren sie ihren Führer, der sich nicht von Las Casas trennen konnte. Und endlich — nach geraumer Zeit — gelang es erst den vereinten Bemühungen Halipa's, Huaskar's und Las Casas, den Stamm zu vermögen, daß er unweit der Ufer des Titicaca-Sees eine feste Niederlassung gründete und das unstäte Räuberleben aufgab. Und die Drei waren hinfort unzertrennlich, ein Herz und eine Seele.

III.

Es war am fünften Junius 1543, als in den Hafen von Lima die Schiffe einliefen, welche den neuen Vicekönig, Don Blasco Nunez Vela und die ganze Audiencia an Bord hatte, welche für die Zukunft die Eigenmacht des Vicekönigs beschränken, und mit ihm das strenge Gesetz handhaben sollte, welches Karl V. Peru und überhaupt seinen neu entdeckten und eroberten Ländern gegeben hatte. Die Schiffe legten sich im Angesichte der Stadt vor Anker, und nur der Abwesenheit Gonzalez Pizarro's zu Quaiaquil mochte es Nunez und die Audiencia danken, daß nicht der Donner feindlicher Kanonen und die gewappnete Hand sie abhielt, das Ufer zu betreten. Wie der Sturmvogel sich schon auf die Segelstange setzt, wenn auch der erfahrene Pilote noch keine Wahrzeichen des Sturmes entdecken kann, ahnend, daß er nur so sich retten könne; so war es bei dem Commandanten von Lima und seinen Offizieren und Soldaten. Sie ahneten die Wetterwolke, die sich über ihrem schuldigen Haupte zusammen zog; sie hielten es für erlaubt, ihrem Freund Pizarro zu hin-

trachten, und ſich unter den ſicheren Schirm der Gnade der Audiencia und des Reclamado, Don Nunez, zu begeben. Und ehe noch Nunez ſeinen Herold ausgeſchickt hatte, die Uebergabe der Stadt zu fordern, und Amneſtie allen, die ſich von Pizarro wendeten, zu verkündigen, erſchienen ſchon am Ufer die Offiziere der ſpaniſchen Beſatzung, auf dem Fort wehete eine weiße Flagge, und als Don Nunez nun an das Land trat, da huldigten ihm kniend alle die, die vor Kurzem noch Gonzalez zugeſchworen hatten, ſeine Gerechtſame als Reclamado von Peru und Quito gegen alle Eingriffe eines etwa kommenden Andern, ſelbſt mit ihrem Leben, zu beſchützen.

Unter dem Freudenjauchzen des Volkes zogen ſie in die Stadt. Die Audiencia und Don Nunez nahmen Beſitz von dem Pallaſte Pizarro's. Die mitgebrachten Truppen, deren Obriſter Alonzo Vela, des Vicekönigs Neffe, war, wurden in das Caſtell gelegt; denn trauen durfte man nicht der Geſinnung der Offiziere und Soldaten in Lima. Daß Lima ſo leicht in ihre Hände fiel, ohne nur einen Schwertſtreich zu führen und Blut zu vergießen, das ſchien Don Nunez ein gutes Zeichen, und der Audiencia mit ihm, und am Abend dieſes Tages umarmte er innig Gattin und Kind, Gott dankend, daß alſo leicht eine ſo ſchwere Sache vorübergegangen ſey. Langſam, aber ſicher und ernſt begann der Gang der Ordnung. Nunez ließ das kaiſerliche Geſetz proklamiren. Die Beſſern freuten ſich der Einkehr geſetzlicher Ordnung, die Böſen knirſchten, da das Geſetz ihrem Unweſen Schranken ſetzte und furchtbare Strafen drohte für das begangene Verbrechen der Uebertretung. So äußerte ſich eine ſehr getheilte Stimmung, hervor-

gewacht durch das Geſetz. Aber die Audienzia ließ ſich's nicht irren, und that Alles, was Recht und Gerechtigkeit gebot, mochten ihr auch Hinderniſſe und Unannehmlichkeiten entgegen treten. Aber Eins noch lag ſchwer auf Nunez Seele — Gonzalez Pizarro's Unterwerfung. Kaum waren die erſten nothwendigen Anordnungen und die Feſte vorüber, die die Huldigung der neuen Regentſchaft mit ſich brachte, als auch Nunez eine große Audienzia hielt, wo alle Glieder des Rathes und Don Alonzo, der Obriſte des Kriegsvolks, ein Mann von 30 Jahren, der nicht durch Muth und Verdienſt, ſondern des Oheims Anſehen und deſſen Liebe jene Stelle erhalten, zugegen war. Nunez legte ihnen die wichtige Frage vor, ob Gonzalez durch einen Herold aufzufordern ſey, oder ob man mit kriegeriſcher Macht ihm entgegen treten, und ſo der Aufforderung gehörigen Nachdruck geben ſolle? — Nach langer Ueberlegung aller Gründe für und wider, reſolvirte die Audienzia, es ſolle vorerſt der Weg der Güte eingeſchlagen werden. Man ſchlug vor, Don Alonzo ſolle das ehrenvolle Amt des kaiſerlichen Heroldes übernehmen. Das aber wollte Alonzo nicht recht einleuchten. Er ſah die Gefahr voraus, die mit dem Auftrage verbunden war. Er fürchtete die Rache des ſchrecklichen Pizarro's; aber noch ein anderer Grund geſellte ſich hinzu. Er liebte feurig Don Nunez liebliche, ſechszehnjährige Tochter Elvire, und hatte ihr zu Liebe, und um ſtets bei ihr zu ſeyn, das gefahrvolle Amt eines Kriegs-Obriſten übernommen; denn all' die Ehre hätte ihn ſonſt nicht vermocht, das luſtige und genußvolle Leben eines reichen Hidalgo am Hofe Carls mit dem eines Kriegers in dem ſturmbewegten Peru und die ſüße Ruhe mit einer gefahrvollen Sorgniß

zu vertauschen. Blässe der Ueberraschung überredete sich Nunez, überzog leichenweis seine frischen, blühenden Wangen, als dieser Vorschlag gemacht wurde. Alonzo rückte hin und her auf seinem gepolsterten Lehnstuhle, der reich mit Gold verziert war. Als die Reihe an ihn kam, bemerkte er stotternd, er erkenne dankbar das Ehrenvolle des Auftrags an; allein ihm wolle es bedünken, als sey es unklug, den Anführer den Truppen zu entziehen, sintemal im Falle der Empörung es heilige Pflicht für denselben sey, mit dem Schwerte in der Hand die geheiligten Personen des Mediantado und der kaiserlichen Audienzia zu beschützen. Den Nunez konnte nicht umhin, die weise Umsicht seines Lieblings und seinen ritterlichen Sinn gebührend zu belobpreißen, und einen Andern zu diesem Auftrage vorzuschlagen, wozu denn Alonzo einen seiner Offiziere, einen ritterlichen, kraft- und muthvollen Jüngling, der ihm längst ein Dorn im Auge war, weil er sich mitunter spottend über die Kriegsthaten seines Obristen ausgelassen, vorzuschlagen nicht versäumte. Nicht ohne spöttische und höhnische Mienen stimmte endlich die Audienzia ein, und der Jüngling zog ab. Kaum aber erlaubte es der Wohlstand, so verließ auch Alonzo schon die Versammlung und eilte zu Elviren, die er im Garten fand, lustwandelnd unter den Bäumen, die einst Francesko Pizarro's blutriefende Mörderhand gepflanzt hatte. Seyd Ihr schon wieder da, Vetter, rief ihm das Mädchen an; ich glaubte Euch noch in der Audienzia. Freilich, setzte sie hinzu, mögt Ihr Euch komisch genug im Rathe der Alten ausnehmen! Alonzo biß sich in die Lippen und entgegnete beleidigt, er habe einen andern Empfang erwartet, da er heute den vollgültigsten Beweis seiner Liebe zu ihr dadurch gegeben, daß er den

Laune, Gonzalez Pizarro zur Unterwerfung aufzufordern, darum abgelehnt habe, weil er mit dem Schwerte in der Hand sie gegen Pizarro's mögliche Empörung vertheidigen wolle. Da habt Ihr wohl gethan, Vetter, sagte sie, und ich weiß Euch Dank dafür; denn es ist keine Kleinigkeit, einem Mann, wie Pizarro, um solch' eine Sache anzugehen. Es hätte leicht seyn mögen, daß er Euch hätte aufknüpfen lassen, und da wäre es doch schade für Eure zierliche Halskrause gewesen, die der Strick verdorben hätte, des Federhuts und übrigen kostbaren Anzugs nicht zu gedenken! Ihr habt heute einmal wieder Eure satyrische Laune, Donna Elvira, sprach verlegen, die Bitterkeit unterdrückend, Alonzo; allein Ihr thut, bei dem heiligen Jakob! Unrecht an mir. Meine Liebe zu Euch läßt mich Alles ertragen, weil ich es gewiß weiß, daß Ihr es so im Herzen nicht meinet. So? lachte, den schönen Arm in die Seite setzend, Elvire; wenn ich Euch denn aber nun zum tausendsten Male wiederhole, daß das Alles mein Ernst ist, wie dann? — Dann glaube ich es dennoch nicht, weil es unmöglich ist, daß in einem so herrlichen Körper nicht auch eine eben so herrliche Seele wohnen sollte! — Ihr seyd unverbesserlich! zürnte Elvire, und wandte sich von ihm ab, den Baumgang hinaufwandelnd. Der Unverdrossene folgte ihr. —

Verzeihung, Donna, wenn ich Euch gekränkt, sagte er sanft bittend. Ich komme eigentlich in der Absicht, Euch zu einem Lustgange in den herrlichen Areca-Palmenhain einzuladen, der das Ufer des Stromes westlich von Lima bekränzt. Die Audienzia wird jetzt aufgehoben seyn, und Don Nunez wird uns begleiten! Elvire besann sich nicht lange; die reizende Umgebung von Lima

war sie noch zu unbekannt und zu anziehend, als daß sie dieß Anerbieten hätte ausschlagen können. Wohlan, mein kriegerischer Vetter, sagte sie, seinen Arm nehmend, habt Ihr Euch aber auch gewappnet gegen die Bisse giftiger Schlangen, an denen dies Land so reich ist? — Alonzo blickte unwillkührlich auf seine Stiefeln, schwieg aber dennoch und ging mit ihr den Laubgang hinab. Oben aber am Fenster seines Gemaches stand Don Nuñez, der eben die Audienzia entlassen hatte, und blickte freundlich herab auf das Paar, indem er sich freudig sagte: Endlich beginnt doch die Widerspenstige, meinen Bitten nachzugeben. Und sieht mich Peru als glücklichen Vater, und Elvire als Alonzo's glückliches Weib, so will ich das Land segnen, trotz aller Leiden, die es mir bringen möchte! — Der Ausdruck der innigsten Vaterfreude lag auf seinem Gesichte, als Elvire mit Alonzo eintrat. Wir kommen, hob sogleich Alonzo an, Euch, mein edler Oheim, zu einem Lustgange in den Palmenhain einzuladen, den Ihr wohl auch noch nicht gesehen. Zu Allem war in dieser Stimmung Nuñez bereit, und als sie eben das Gemach verlassen wollten, trat Antonio da Silva, einer der Offiziere der alten Besatzung, herein, um dem Adelantado einen Bericht abzustatten. Gut, daß ihr kommt, Don Antonio, rief ihm heiter der sonst mürrische und stolze Vela entgegen, denn jetzt könnet Ihr, als ein Bekannter in Peru, uns als Wegweiser auf dem Lustgange dienen. Der Offizier verbeugte sich tief, bemerkte jedoch, ob es nicht dem Vicekönig gefälle, vorher seinen Rapport anzunehmen. Dazu, erwiderte Nuñez, wird es auch in dem Palmenhaine Gelegenheit geben, den mein Neffe, der Obrist, so sonderlich rühmt. Abermals verbeugte sich der Offizier gehorchend, und Alle gingen. —

Kaum außerhalb der Thore Lima's lag der Hain, zu dem sie gingen. Stamm an Stamm standen die schlanken Areca-Palmen an einander mit ihren Kronen, ein undurchdringliches Dach bildend. Nur hin und wieder erhob sich ein Sabucaja oder Acajou. Die herrlichste Kühle wehte unter den Bäumen. Frisches Gras, untermischt mit köstlich duftenden Blumen, lud zum Lustwandeln auf dem schwellenden Grünen ein. Scherzend und neckend hüpfte Elvire über den Rasen hin, pflückte hier ein Blümchen und dort eins zum duftenden Strauße für die geliebte Mutter. Mit nicht ganz heit'rer Laune folgte ihr Alonzo. Der Vicekönig ging im ernsten Gespräche mit dem Offiziere eine Strecke hinter ihnen, und sein Auge folgte unablässig beobachtend den Beiden. Dichter und immer dichter wurde der Hain. Ermüdet, wollte endlich Elvire sich unter einem großen Baume auf das Moos, das seine Wurzeln umgab, niedersetzen. Alonzo breitete galant seinen mit kostbarem Pelzwerke verbrämten Sammetmantel darüber hin, und die Jungfrau ließ sich nieder. Aber in diesem Augenblicke raschelte es sonderbar klingend unter ihr und bewegte sich. Einen Schrei der Angst ausstoßend, sprang sie auf — doch zu spat — eine Klapperschlange schoß hervor und grub ihren todbringenden Zahn in ihren nackichen Fuß. Auf den Schrei eilte Nunez erschrocken mit dem Offiziere herzu. Dieser erblickte noch die wegschießende Schlange, und rief, starr vor Entsetzen: Eine Klapperschlange! Es ist die giftigste, die Peru aufzuweisen hat, und wenn nicht schnell Hülfe geleistet wird, so ist die Donna verloren! — Da erstarrte Nunez zu einer Bildsäule. Alonzo, rief das Mädchen, Ihr sagtet mir oft von Eurer Liebe zu mir, die Euch selbst den Tod wollte für mich erlei-

den Lippen — saugt das Gift aus, es schadet Euch nicht! — Aber Alonzo trat erbleichend zurück, indem er ausrief: Holde Dame, muthet mir das nicht zu; ich würde ja sterben; was hätten Ihr davon, mich gerettet zu haben? So laßt mich sterben! sagte matt Elvire, und sank auf den Rasen. Da sprang zwischen den Bäumen ein Jüngling hervor. Was ist hier vorgefallen? rief er spanisch aus. Eine Klapperschlange! stammelte Alonzo. Da riß er den Schuh von dem schwellenden Fuße, zog den Strumpf herab und legte seine Lippen auf die Wunde. Hualkar, was beginnt Ihr? fragte erschrocken Elvire, die den Jüngling erkannte. Da blickte ihr Hualkar liebevoll in das Auge, und sprach: Ich danke Gott, daß ich Euch retten kann! und er sog wieder stärker und stärker. Alle die nichtigen Eindrücke machten Elviren ohnmächtig.

Hualkar winkte dem Offizier, die Jungfrau in seinen Arm zu nehmen, daß der Körper höher liege als der Fuß. Mechanisch gehorchte dieser, und stärker sog der Jüngling. Da schlug Elvire wieder das schöne Auge auf, und heftete es auf den Jüngling mit unaussprechlicher Zärtlichkeit und Verwirrung, denn ihr blasser Fuß lag in seiner Hand, und sie fühlte die warmen Lippen des Jünglings darauf. Und ob auch die Jungfräulichkeit sich sträubte gegen Hualkars Thun, und die Angst für des Jünglings Leben ihr schwer auf das Herz fiel — sie vermochte nicht den Fuß ihm zu entziehen, denn er hielt ihn zu fest, und sein Auge flehte zu beredt, es nicht zu thun. Jetzt hörte Hualkar zu saugen auf. Die Wunde war weiß wie Schnee. Ihr seyd gerettet, Donna, sprach er. Ich danke Gott, daß ich das Werkzeug Eurer Rettung wurde. Hualkar, lispelte die Jung-

sagt, wie kann ich Euch lohnen? — Da neigte sich Quesada sanft zu ihr: Mit Eurem wohlwollenden Anblicken! erwiederte er, und mit diesem Blumenstrauße aus Eurer Hand! Da reichte sie ihm den Strauß, und ein Kuß brannte auf ihrer Hand. — Der Offizier maß den Jüngling mit großen Augen, und sagte dann zu dem jetzt erst zu sich kommenden, trostlosen Vater: Danket Gott, Adelantado, Eure Tochter ist gerettet! — Und wer hat ihr das Gift ausgesogen? Wo ist er, daß ihm meine Liebe lohne? Alle sahen sich um, aber von Huaskar war keine Spur mehr zu entdecken. Ihr habt ihn weggehen lassen ohne Lohn? fragte zornig der Oheim den Neffen, der eine sehr klägliche Figur machte. Nun, erwiederte Alonzo empfindlich, soll ich den frechen Buben vielleicht gar auf meinen Armen halten, der es wagte, Elvirens Fuß frech zu entblößen? Züchtigung hätte er verdient, statt Lohn! — Da schoß Nunez einen Zornblick auf Alonzo, und donnerte ihm zu: Schweigt, Undankbarer. War das Eure Liebe zu Elviren? — Dann kniete der Greis neben seinem Kinde nieder, und mit Thränen der Freude drückte er sie an seine Brust. — Aber, fragte er dann wieder mit neuer Angst den Offizier, ist sie wirklich ausser Gefahr, Don? — Das ist sie; antwortete dieser. Der Peruaner hat den Tod aus ihr gesogen, und — setzte er hinzu — ist er nicht kundig der Mittel, und war er unvorsichtig, so ist der seine unvermeidlich! — Dieß Wort regte alle Kräfte in Elvirens Seele wieder auf: Redet Ihr Wahrheit? rief sie bebend; Don, ist Gefahr für ihn? — Allerdings, wenn er nicht sehr vorsichtig war und schnelle Gegenmittel anwendet! — Da warf sich die Jungfrau vor dem Vater nieder. O, mein Vater, wenn Euch des Kindes Leben

Werth hat, ſo ſendet dem Edeln nach, daß er nicht ſterbe! Sie umſchlang krampfhaft ſeine Knie, die Thränen floſſen unaufhaltſam. Eilt, gebot Nunez dem Offizier und Alonzo, eilt ihm nach und ſuchet ihn; Ihr werdet die gerechteſten Anſprüche auf meine Dankbarkeit haben, wenn Ihr ihn zurückbringt. Und Ihr, Alonzo, Ihr könnt Euch nur dadurch meine Verzeihung erwerben! — Hierauf entfernte ſich ſchnell der Offizier in der Richtung, die Alonzo angedeutet hatte; dieſer aber ging ihm langſam nach, indem er unwillig über Nunez Rede in den Bart brummte: So ſoll ich nun noch gar den ſuchen, den ich wie meinen Tod haſſe!

Spanier, die in dieſem Augenblicke vorübergingen, eilten auf Nunez Gebot nach Lima, eine Sänfte zu holen für die heftig angegriffene Jungfrau. Und als man die Sänfte brachte, trugen ſie Elviren zu der erſchütterten Mutter. — Der Arzt aber erklärte den beſorgten Aeltern, jede Gefahr ſey vorüber. Bald ſank Elvire in einen erquickenden Schlummer, und Huaskar's Bild trat lebhaft vor ihre Seele. Sie ſah den Jüngling, den ihre Seele liebte, ſeit ſie ihn bei dem Stiergefechte geſehen, wie er unter namenloſen Schmerzen ſich wand, ihren Blumenſtrauß an ſeine Lippen drückte, und dann „Elvire!“ rief, und ſtarb. Aengſtlich ächzte und ſtöhnte ſie im Traume. Neue Furcht bewegte die Mutter, die ſich über ſie hinlehnte. Sie hörte ſie den Namen „Huaskar“ nennen. Wie? fragte ſich die Mutter, ſteht noch das Bild jenes Jünglings vor ihrer Einbildungskraft? Elvire ſchlummerte jetzt ſanfter; ſie lächelte ſogar im Traume. Sie ſah Huaskar blühend und geſund — ſie ſah ihn ſich ihr nahen. Er ſank an ihre Bruſt. Jetzt erwachte ſie. „Wie iſt Dir?“

fragte die ängſtlich beſorgte Mutter. — „Mir iſt wohl, liebe Mutter," ſagte Elvire, „aber ſagt mir um Eurer Liebe willen, haben ſie Huaskar gefunden?" Die Mutter ſah ſie ſtarr an, dann faltete ſie ſeufzend die Hände: „Mein Gott, ſie redet irre!" — „Nein liebe Mutter, ich rede nicht irre; ich fühle mich geſund und wohl," ſagte Elvire, ſich von dem Ruhebette erhebend; „allein ſagt mir nur, haben ſie Huaskar zurückgebracht?" — „Welchen Huaskar? Hieß nicht ſo der fremde Jüngling bei dem Stiergefechte zu Madrid?" — „So hieß er, gute Mutter, und eben der iſt mein edler Retter. Eben der war es, der an des elenden Alonzo Statt mir das Gift aus der Wunde ſaugte, und ſo ſein eignes Leben für das meine aufopferte, und dann ohne Dank ſich entfernte." — „Aber Kind, ſprich, wie kommt dieſer Jüngling hierher?" — „Er war ja aus Peru, Mutter. Ach Ihr tadeltet mich oft, wenn ich es im Innerſten meiner Seele ahnete, daß ich ihn einſt wiederſehen würde. Ich habe ihn wieder geſehen, Mutter, und er iſt die Urſache, daß Ihr noch Eure Tochter habet." — „Lohne es ihm Gott!" wünſchte die Mutter. „Doch — vielleicht liegt er jetzt an dem Fuße eines Baumes und haucht ſein edles Leben aus an dem Gifte, das er aus meiner Wunde ſog!" — „Das verhüte die heilige Jungfrau! Aber ſage mir, wer ſollte ihn aufſuchen?" — „Antonio da Silva und Alonzo!" erwiederte Elvire. „O, daß ſie ihn doch fänden, daß ihm Dein Vater vergelten könnte!" — „Auch wenn ſie ihn, wie ich zu Gott hoffe, finden, ſo kann das der Vater nicht mit aller ſeiner Macht. Ich allein kann ihm vergelten, Mutter, ich allein, und ich will es, das ſchwöre ich bei meiner Heiligen!" — „Kind," fragte die Mutter, „wie willſt

Du ihm vergelten?" — „Mit meinem Leben, das ſein iſt, Mutter, mit meiner Liebe. Ich bekenne es Euch, theure Mutter, ihn liebte ich, ſeit ich ihn zum erſtenmale ſah, ihn werde ich lieben, bis zum letzten Athemzuge, und nie wird meine Hand eines Andern werden; lieber keines, wenn nicht ſein!" — „Schweig, meine Tochter," bat die Mutter, „Du weißt nicht, was Du redeſt. Bedenke, daß Dein Vater einer von Spaniens edelſten Granden, der Adelantado von Peru iſt, und Huaskar ein gemeiner Peruaner." — „Nein," rief Elvire, „das iſt er nicht. Er ſtammt von den Inca's von Peru ab — und — ſetzte ſie eifriger hinzu — wäre er aus dem niedrigſten Stamme, ſo rollt kein anderes Blut in ihm, als in uns; er iſt Menſch, und ein edler Menſch, iſt das nicht mehr als Adel? Mein Lebensretter — iſt das nicht mehr, als fürſtlicher Rang?" — Die Mutter ſchwieg, denn dagegen konnte ſie ſelbſt nichts einwenden. Sie ſelbſt war damals in Spanien ſchon für den Jüngling eingenommen, und jetzt war er ihr um ſo theurer. Sie billigte im Stillen Elvirens Liebe — aber äußern durfte ſie es nicht. Sie kannte ihres Gatten Stolz, denn er war ein Caſtilianer. Sie bat ſogar Elviren, doch ja nicht zu geſtehen, daß ſie Huaskar'n ſchon gekannt habe, wenn der Vater frage. Sie drückte Elviren mit Thränen an ihre Bruſt. Es ſchmerzte ſie tief, die Hoffnung aufgeben zu müſſen, Elviren an Alonzo's Hand dermaleinſt glücklich zu ſehen — denn das war einer der ſchönſten Träume. Es ſchmerzte ſie doppelt, da ſie wußte, daß auch Nunez ſelbſt keinen höhern und angelegenern Wunſch hatte, als dieſen, zumal da Alonzo der Sohn von Nunez Bruder und ſeiner Gattin Schweſter war, und die beiderſeitigen

Eltern seit ihrer Kinder Geburt diesen schönen Plan gehegt hatten; ja bereits in Rom durch den Erzbischof von Sevilla die Dispanz des heiligen Vaters erwirkt hatten, da beiden sonst die Verbindung, als in zu nahem Grade verwandt, kirchlich unmöglich gewesen wäre. Das Alles sah jetzt die Mutter zusammenstürzen. Sie kannte Elviren, ihre Festigkeit, ihre Liebe. Und dennoch konnte sie dem Jünglinge nicht grollen, der ihr ja ihres einzigen Kindes theures Leben erhalten hatte. —

Traurigen Angesichts trat bald darauf der Vater in das Gemach. Mit angehaltenem Athem blickte Elvire ihn an. „Sie haben ihn nicht mehr gefunden, Deinen und meinen Wohlthäter, meine Tochter," sprach der Greis, sie an seine Brust drückend. Elvire weinte im tiefen Schmerz des Verlustes. — Aber dennoch hoffte ihr Herz. Aus Gualbar's Benehmen schloß sie auf seine Liebe. Sie betete leise zu ihrer Schutzheiligen, zu Gott, daß sie ihn wiederfinde. — Unerschöpflich war der Vicekönig im Lob des edeln Jünglings, aber auch sehr erzürnt über Alonzo, der nicht das Gift aussaugen wollte, obgleich er wußte, daß es Mittel gab, jede unangenehme oder gefährliche Folge zu entfernen. Elvire frohlockte im Stillen, daß dadurch sie von den ihr so unangenehmen Bewerbungen Alonzo's würde entfernt werden. — Allein ihr Frohlokken war zu frühe, zu übereilt. Sie dachte nicht an ihres Vaters unbeugsamen Sinn, der so leicht nicht einen Wunsch, der ihm so am Herzen lag, aufgab, der so leicht nicht den hassen konnte, den er einmal liebte, wie er dann, aber auch den Haß nie fahren ließ, den er einmal gegen irgend Jemanden gefaßt hatte.

Als Alonzo sich durch eine lange Sieste erholt, durch Speise und Trank gestärkt, mit Hülfe seines Dieners

seine Locken und seinen Anzug in Ordnung gebracht hatte, war sie seine erste Sorge, des Oheims Unwillen zu versöhnen, und Elviren wieder zu besänftigen. Kalt nahm ihn Nunez auf. Alles bot Alonzo auf, sich zu entschuldigen. Seine ganze Ueberredungskunst wendete er an, und es gelang ihm, des Oheims Wohlwollen wieder zu erhalten. Sicher gemacht dadurch, und rechnend auf seine Redegabe, trat er unangemeldet in Elvirens Gemach. „Ach!" rief diese ihm entgegen, „mein edler Vetter! Habt Ihr Eure Anstrengungen um den frechen Buben schon ausgeschlafen? Es thut mir leid, daß Ihr Euch meinetwegen hierher bemühet!" Er stotterte etwas daher, konnte aber den rechten Fluß der Rede nicht gewinnen. Er fühlte zu tief, wie verächtlich er da stehe. „Ich muß Euch um Vergebung bitten," fuhr Elvire fort, „daß ich so kühn war, Euch solche Ungebühr zuzumuthen. Ihr hättet vielleicht Euer Sammtkleid verletzt, oder gar Schaden genommen an Eurem edlen Leben. Ich Thörin glaubte, die oft vorgewinselte Liebe könne solch ein Opfer bringen! Seyd indeß ohne Sorge, Vetter, zum zweitenmale soll Euch solche Ungebühr nicht mehr angemuthet werden. Daß Ihr aber ganz davor sicher seyd, wünsche ich, daß Ihr so ferne von mir Euch haltet, als es nur immer möglich ist." — „Ihr laßt mich hart büßen, Donna," sagte er, „aber höret doch auch meine Entschuldigung." — „Mir ist unwohl, Vetter! Seyd so galant, Euch zu entfernen. Nehmt dann auch zugleich die Lehre mit, daß es nur einem frechen Peruaner zu vergeben ist, wenn er sich unangemeldet in ein Frauengemach dringt, wo man ihn zumal so ungern sieht, wie etwa Euch hier!" — Da stieg die Zornesgluth in

die Wangen des eitlen Hidalgo. Er verbeugte ſich leicht mit einer höhniſchen Miene und ging. Aber da erſt als Elvirens liebliches Bild nicht mehr vor ſeinen Augen ſtand, als das Dach ſeines Oheims ihn nicht mehr bedeckte, da erwachte ſein Zorn und wuchs und flammte wild, und die Rachſucht geſellte ſich zu ihm und die beleidigte Eitelkeit. „Mir," rief er, ſich mit geballter Fauſt vor die Stirne ſchlagend, „mir, einem Verwandten, mir, einem ſpaniſchen Obriſten, ſo zu begegnen!? Das fordert Rache! O ich will ſie nehmen an Dir, ich will ſie nehmen ſchrecklich!" Er ſchritt den Weg hinauf und wieder herab in wilder Zornluth, und ſah und hörte nicht. Von Ferne aber ſah ihm ein zerlumpter Spanier zu, der in ſeinen Lumpen eben den untrüglichen Beweis ſeines ausſchweifenden Lebens trug, und auf ſeinem Geſichte den Ausdruck einer unbeſchreiblichen Spitzbüberei und Verſunkenheit. Er beobachtete den Obriſten eine Weile, und dann ſprach der Menſch zu ſich: Ob ich's ihm ſagen ſoll? Mir ſcheints, es hat ihm ſchon einer das Geheimniß verrathen, ſonſt würde er nicht ſo wahnſinnig ſich geberden. Muth hat der Milchbart nicht, und vielleicht gelingt es mir, doch etwas zu verdienen. Wohlan, ich verſuche mein Heil! Er näherte ſich leiſe dem Glühenden mit tiefer Devotion. „Verzeiht, edler Herr, wenn ich Euch in Euren Selbſtgeſprächen unterbreche," hob er an, „allein die Wichtigkeit meiner Eröffnungen muß mich in Euren Augen entſchuldigen." — Alonzo ſtutzte, und ſah ihn groß an. „Was willſt Du?" fragte er barſch. — „Wenig für Vieles, Kleines für Großes!" entgegnete liſtig lachend der Spanier. „Dann biſt Du ſehr beſcheiden," fuhr in gleichem Tone jetzt Alonzo fort, „aber was iſt denn

das Wenige und das Viel?" — „Die Zusage des Wenigen wird das Viel mehren oder mindern." — „Aha, Du willst Gold?" — „Was soll ichs läugnen? — Ja! ich brauche Viel, und habe Wenig. — Doch im Ernste, ich bin durch einen Zufall in den Besitz eines Geheimnisses von unendlicher Wichtigkeit gekommen. Was wollt ihr geben?" Alonzo ahnete etwas und versprach viel. „Wohlan," hob, als er das Gold in einem Lederbeutel in Händen hatte, der Spanier an, „so wisset, ehe zwei Tage herumschleichen, wird Gonzalez Pizarro mit einer ansehnlichen Truppenbegleitung vor Lima erscheinen, um es zu erobern. Denkt an Euer und der Eurigen Wohl und Leben!" Alonzo stand bleich vor Schrecken da. Er fragte weiter, aber erst als er auf's Neue Gold gegeben, fuhr der Spion fort, ihm die genaueste Umstände anzugeben, und ihn auf die Unmöglichkeit der Erhaltung der Audienzia gegen Pizarro aufmerksam zu machen. Eiskalt rieselte der Schrecken durch des Helden Glieder. Noch eine Spende bewirkte des Spions anderweitige Verschwiegenheit.

Alonzo's erster Gang war nach dem Hafen. Der Schiffshauptmann, der ihn herübergefahren, stand mit ihm auf sehr vertrautem Fuße; zu ihm begab er sich. Eine lange, beinahe zweistündige Unterredung hatte er mit ihm. Kaum war Alonzo heimgekehrt, so schloß er sich in seine Gemächer, packte mit Hülfe eines sehr treuen Dieners seine besten Sachen, Gold und dergleichen, ein, und ließ sie am Abend stille auf das Schiff bringen. An seine Pflicht dachte er nicht, oder wollte nicht daran denken. Die spanischen Offiziere, welche die Amnestie angenommen hatten, frohlockten leise über die Unwissenheit der Audienzia und das glückliche Gelingen ihres

Plans, da Alonzo und seine Truppen nichts zu ahnen schienen.

Als die Dämmerung ihren Schleier über Lima hingebreitet hatte, und schon hin und wieder ein Sternlein oben in der Bläue flimmerte, saß Nunez in Pizarro's goldbeschlagenem Lehnstuhle in seinem Kabinet. Sehr ernste Dinge beschäftigten ihn, und die Düsternheit, die ihn umgab, ließ seinem Geiste ganz den geeigneten Spielraum, darüber reiflich nachzudenken. Indem er so da saß, hörte er leise Tritte auf dem Korridor, dachte aber, es sey der Seinigen Eines, das ihn nicht stören wolle; aber es dauerte zu lange, und er rief. Da öffnete sich die Thüre und herein trat die hohe, edle Gestalt eines Mannes, der jetzt fragte: „Adelantado, seyd Ihr's selbst?" — „Ich bin's," erwiederte nicht ohne Verlegenheit Nunez, „was willst Du, Fremdling?" — „Euch warnen, edler Herr, denn Ihr seyd verrathen!" Da sprang Nunez auf, in seiner Hand blinkte der Dolch, und so trat er auf den Unbekannten zu. Dieser bat ihn, ruhig zu bleiben und ihn anzuhören, und fuhr fort: „Unter der alten Besatzung Limas, welche Eure Vergebung annahm, ist ein meuterisches Komplott. Gonzalez Pizarro rückt schon mit nicht unbedeutender Macht gegen Lima an. Euch und die Audienzia wird man in seine Hände liefern. Eben jetzt sind die Meuterer versammelt, zu berathschlagen bei dem Hauptmanne Esculvedo, wo Ihr sie alle aufheben könnet. Nehmet Eure Maßregeln gut, und rettet Euer Weib und Kind!" — „Sprichst Du Wahrheit?" fragte Nunez. „Wollte Gott, ich hätte gelogen!" sprach der Fremdling, „es würde viel Blut unvergossen bleiben!" — „Sprich, wer bist Du, Fremdling, daß ich Dir Deine Treue lohne!"

ſprach Nunez. „Ich bedarf keines Lohnes," erwiederte dieſer, „nur die Sorge für Euer Wohl hat mich geleitet. Seyd vorſichtig und lebet wohl!" Mit dieſen Worten war er zur Thüre hinaus, und der nacheilende Nunez fand ihn nicht wieder. — Ein Diener rief ſogleich Alonzo und die Audienzia zuſammen. Nunez ſelbſt ſtellte ſich mit Alonzo, der keine rechte Luſt bezeugte, an die Spitze einer Rotte, um die Verſchwornen gefangen zu nehmen. Man fand ſie, wie der Unbekannte geſagt hatte, bei Esculvedo, aber einige entſprangen. Nun gab es Lärm in Lima's Straßen. Die bisherige Ruhe und Sicherheit kontraſtirte ſehr mit dem Kriegsweſen, das jetzt vorherrſchende Beſchäftigung Aller wurde. Waffen, Waffenübungen und Waffenglanz überall. — Allein wie nothwendig war es doch auch! Schon nach wenigen Tagen ſtand drohend Gonzalez vor dem Walle Lima's, den er einſt ſelbſt unter ſeines Bruders Leitung hatte aufwerfen helfen, deſſen ſchwache Stellen er alſo auch am beſten kannte. Die Angriffe waren ernſt, wurden aber ebenſo zurückgewieſen. Pizarro's Truppen fingen an auszureißen, und es verging kein Tag, wo nicht 10 bis 20 Ueberläufer eingebracht wurden. Eine unbegreifliche Verblendung ließ Nunez dieſe Leute ſogleich den Rotten einverleiben, und hinderte ihn, den ſchlauen Plan Pizarro's zu durchblicken. Sicher gemacht durch ihre wachſende Stärke, wurden die Belagerten nachläſſig, und Alonzo, dem die Auſſenwerke anvertraut waren, verließ oft ſeinen Poſten. Es war am Tage St. Jagos, als er wieder in die Stadt ſich begab, und indeß Lima's Einwohnerſchaft ſorgloſer Ruhe ſich hingab. Die Nacht war finſter. Dicke Gewitterwolken hingen drohend am Himmel. Dieſe Nacht war es gerade, die

Gonzalez Pizarro zur Ueberrumpelung der Stadt auserſehen hatte. Die Ueberläufer rotteten ſich zuſammen. Die Gefängniſſe, in denen die meuteriſchen Offiziere ſaſſen, wurden geöffnet, Pizarro's Anhänger in Lima ſchloſſen ſich an, und ehe noch die Mitternacht kam, war Pizarro in der Stadt und das Blutbad begann. Das wilde Waffengeräuſch weckte Nunez. Er eilte heraus, da ſah er ſchon, wie es ſtand. Er lief haſtig hinauf, Weib und Tochter auf die Schiffe in Sicherheit zu bringen. Er riß ſie mit ſich fort. Aber ſchon pfiffen ihnen die Kugeln um die Köpfe, und ehe ſie noch den Hafen erreichten, hatte Elvirens unglückliche Mutter einen Schuß in die Seite erhalten, daß ſie niederſank. In demſelben Augenblick faßte Jemand die Verwundete, lud ſie auf ſeinen Arm, und eine bekannte Stimme rief: „Fort, in den Hafen, die Verfolger ſind uns auf der Ferſe!“ Alle eilten betäubt fort. Aber ein entſetzlicher Anblick wartete ihrer im Hafen. Alle Schiffe ſtanden in lichten Flammen — nur eins ſegelte weg. „Das iſt das Schiff, auf dem Euer Neffe Alonzo ſein Leben in Sicherheit bringt,“ ſagte der Mann, der die Verwundete trug. „Für Euch iſt nur noch eine Rettung möglich. — Steiget dort in das Boot und vertraut Euch mir an!“ Da blickte zuerſt Elvire ihn an, und im Widerſcheine der brennenden Schiffe erkannte ſie Huaskar. Sie zog den Vater mit ſich fort und in das Boot hinein. Sanft legte Huaskar den Leichnam der Mutter in die Arme der Jammernden, und ſtieß das Boot vom Ufer, um das jenſeitige, das für den Augenblick die erſte Sicherheit hatte, zu erreichen. Dort wartete ſeiner Halipa und mehrere treue Peruaner, welche nun das Boot rüſtig den Strom hinanzogen.

Auf Nunez und Elvirens Seelenzuſtande ruhte der Schleyer! Willenlos ließen ſie ſich weiter bringen. Als der Morgen tagte, erreichten ſie eine Bucht, welche hohe Felſen einſchloſſen, ſo daß ſie dem forſchenden Auge, das ſie nicht ſchon kannte, unbemerkbar blieb. Durch überhängendes Geſtrüpp, durch Schlingpflanzen, bis zur Undurchdringlichkeit verdichtet, war ſie von der Landſeite vollends geſichert. Hier hielten ſie einen Tag Raſt, während ein Peruaner als Kundſchafter wieder nach Lima ging, und am Abend die frohe Botſchaft brachte, man glaube dort, der Adelantado ſey mit dem einen Schiffe, welches dem Komplott entging, entflohen. Froh vernahm Huaskar den Irrthum, welcher die ſichere Rettung der Geliebten ihm verbürgte. Rüſtiger noch fuhren ſie dieſe Nacht hindurch. Die Sternenpracht des ſüdlichen Himmels leuchtete freundlich auf ſie herab. — Am folgenden Morgen fanden ſie ſchon am Ufer die alten Urwälder. Nun wurden Tragbahren geflochten für Elviren und den Leichnam der Mutter, die man erſt eine Tagreiſe weiter beſtatten wollte. Als ſie den von Huaskar erwählten Ort erreicht hatten, entfernte ſich dieſer und grub ein Grab für die Mutter der Theuern; und als es gefertigt war, trugen ſie unter den religiöſen Geſängen, die Las Caſas ſie gelehrt, den Leichnam dahin und verſenkten ihn. Stumm waren Vater und Tochter gefolgt; aber jetzt, wo ſie den Leichnam hinabſenkten, jetzt brach der wilde Schmerz aus. Selbſt tief ergriffen, tröſtete ſie Huaskar mit der Hoffnung des Wiederſehens. Es hielt ihm außerordentlich ſchwer, Elviren und Nunez von dem Grabe der Mutter und Gattin hinwegzubringen; dennoch gelang es endlich Huaskar. Und nun zogen ſie durch Wälder am Andenge-

birge hin, bald hinauf, bald hinunter. Niemand ſprach, denn den Schmerz ehrte man. Voll Sorge und Bekümmerniß hatte Las Caſas bereits tagelang ſeines Huaskar und Halipa gewartet, und immer kamen ſie noch nicht, obgleich ſie dieſe Tage, als die ihrer Rückkunft, beſtimmt angegeben hatten. Ueberhaupt war Huaskar ſeit Kurzem dem Greiſe ein Räthſel geweſen. Oft war er tagelang abweſend, aber ſtets heiter kehrte er zurück, ſchwieg aber hartnäckig, indem er ſtets behauptete, er habe etwas recht Gutes im Werke, das er aber erſt, wenn es werde vollbracht ſeyn, enthüllen könne. Bald darauf nahm er Halipa und ſechs Peruaner aus Mimoala mit ſich. Lächelnd trat er beim Abſchiede vor Las Caſas. „Segnet mich, mein Vater," bat er, „denn ich gehe an ein ernſtes Werk, Menſchenrettung heißt es, und dazu hilft Euer Segen." Las Caſas legte gerührt ſeine Hände auf des Jünglings Haupt. „Gott ſegne Dich und nehme Dich in ſeine Obhut, und führe Dich glücklich zu mir zurück." — Huaskar küßte des Greiſes Hand und eilte leuchtenden Antlitzes von dannen. Las Caſas aber ahnete nicht, was es war, das den Jüngling ſo beſchäftigte. Doch das Wort „Menſchenrettung" beruhigte ihn. —

So wartet der Greis lange auf ihre Zurückkunft. Sie kommen nicht. Immer unruhiger wird er. In der Wohnung wird es ihm zu enge. Er verläßt ſie und will den Weg nehmen, den Huaskar mit Halipa gegangen. Da begegnete ihm ein Peruaner, der Limas Fall, das Verbrennen der Schiffe, den Untergang der Audienzia ihm meldet; und nun wächſt ſeine Angſt über ſeine Beſonnenheit hinaus, und martert ihn fürchterlich. Er beweint ſeiner beiden Lieben Tod. Doch bald iſt ſeine Angſt vorüber, denn er ſieht am andern Morgen den

Zug die Anhöhe herauf kommen, erkennt Huaskar und Halipa, und fällt nieder, dem Herrn für ihre Erhaltung zu danken. — Jetzt naheten sie, und beide, Huaskar und Halipa, fallen in Las Casas Arme. — „Wen bringst Du mir denn?“ fragte freundlich der Greis. „Das ist Don Nunez Vela, der Vicekönig von Peru, dessen Tochter Elvire diese!“ sagte er, und führte den nicht wenig erstaunten Greis zu ihnen, die nun des Lobes ihres Erretters kein Ende fanden. Froh, daß es seinem Huaskar gelungen war, das edle Werk zu vollführen, führte sie Las Casas in die Hütte. Aber ein tiefer Kummer lag auf den Zügen der beiden Geretteten. Las Casas fragte, ob sie vielleicht geliebte Angehörige in den Händen des blutgierigen Gonzalez gelassen? — Aber da erzählte Nunez seiner Gattin Mord, und auf's Neue wurden ihre Wunden aufgerissen, und auf's Neue rannen die Thränen des Schmerzes. Doch auch am Balsam des Trostes gebrach's nicht, da Las Casas sich dazu berufen fühlt, ihr Tröster zu seyn. Huaskar stand an die Thüre gelehnt, seine Seele lag im Blicke, sein Blick ruhete auf Elviren. Las Casas Wink erinnerte ihn an die nöthige Sorge für das Hauswesen. Indeß Huaskar für seine geliebte Elvire das Mooslager bereitete, kniete sie am Altare in der kleinen Kapelle, die Las Casas errichtet hatte, und betete mit dem Vater recht fromm und innig, und dankte der Vorsehung für ihre Errettung. Zurückgekehrt in die Hütte, fanden sie das frugale Mahl aus Früchten, die Peru hervorbringt, und Huaskar suchte das Köstlichste Elviren heraus, und ihr dankbares Lächeln war Himmelslohn für ihn.

So begann nun ein Leben in paradiesischer Ruhe und patriarchalischer Einfachheit. Elvire theilte Huaskar's

Beſchäftigungen oft, und erhöhte dadurch ſein Glück. Je ſanfter der Schmerz um die geliebte Mutter wurde, deſto inniger neigte ſich ihre Seele zu ihm, und oft ſtanden Beide im Strahle der untergehenden Sonne, ſich innig umſchlungen haltend. Und dennoch war kein Wort über ihre Lippen gekommen über ihre Gefühle, obwohl oft Elvire ihrer zweifachen Lebensrettung gedachte. Wie erſtaunte aber Nunez, als er in Huaskar'n, ſeiner Tochter Retter, ſeinen Retter kennen lernte. Wie zog er den erglühenden Jüngling an ſeine Bruſt, und wie dankbar ſprach er: „Ich bin Dir hoch verpflichtet.“ Da erndtete Las Caſas die Früchte ſeiner Saat, und ſein Herz war glücklich. Halipa, der Huaskar's Liebe kannte, that Alles, die Liebenden einander näher zu bringen. Las Caſas aber bemerkte nicht ohne Sorge die wachſende Liebe Huaskar's und Elviren. Ihm war es klar geworden, welches Elend für die Liebenden aus dem Stolze des Vicekönigs erwachſen konnte, den er edel und gut, aber feſthaltend an den Standesunterſchieden fand, wie es nur immer ein Caſtilianer ſeyn konnte. Doch vertraute der Greis dem Himmel, der ſo ſichtbar das Band dieſer Liebe geknüpft, geſchützt und erhalten hatte.

In dem ſchönen Zuſammenſeyn Huaskar's mit der Geliebten erſchloſſen ſich die verwandten Seelen bald, und ſchloſſen ſich unauflösbar aneinander in einer Liebe, wie die Liebe der Engel. Nur für ſich lebten ſie, nur für ſich hatten ſie Sinn. Nicht an die Zukunft dachten ſie, da die Gegenwart ſie mit Roſenketten umfing. Alle die Schönheiten ſeiner Gegend wies Huaskar der Geliebten. Die ſchönſten Blumen pflanzte er ihr, die herrlichſten Früchte pflückte er ihr. Den lieblichen Agami, der Vogel Amerika's, der des Menſchen Nähe ſucht, und nur

in ihr ſich wohlgefällt, zog er ihr groß; den herrlichen Flamingo zähmte er ihr. Alles, was der Jüngling vermochte, Alles, was ſeine Liebe erſinnen konnte, ſuchte er zu Elviren's Freude zu verwirklichen. Ach, ſie erkannte es an, ſie liebte ſo innig. Sie hatte immer einen Blick der Liebe, ein Lächeln, ein freundliches Wort, einen ſanften Druck der Hand für ihn, der ihn unendlich glücklich machte. — Nunez lebte für die Außenwelt. Ihm lag nur der Zuſtand Lima's, die Schickſale ſeiner Freunde am Herzen. Daher mochte es wohl kommen, daß er die wachſende Liebe Elviren's und Huaskars nicht wahrnahm.

So war Peru's Winter, die Regenzeit, vorübergegangen, und wieder grünte und blühte und reifte Alles üppiger und ſchöner, als eines Tages Halipa aus der Gegend von Lima zurückkehrte und die traurige Kunde von dem Wüthen Pizarro's gegen Nunez Freunde brachte, und von dem Zuſtande entſetzlicher Willkühr und Grauſamkeit, unter welchem Lima ſeufze. Das war ein harter Schlag für Nunez, doch der zweite war, wo möglich, noch härter und erſchütternder für die Ruhe ihrer Tage. Auf eine unbegreifliche Art hatte ſich das Gerede verbreitet, Don Nunez ſey noch in Peru, und halte ſich verborgen. Ueberall hatte Gonzalez Späher ausgeſandt, darum meinte Halipa, es ſey rathſam, den Ort zu verlaſſen, da zudem der grimmige Gonzalez jetzt mit Beſtimmtheit wiſſe, daß Las Caſas der Urheber davon geweſen, daß die Audienzia nach Peru gekommen ſey, und dieſem den Tod geſchworen habe. Allein ſowohl Las Caſas, als Don Nunez, ſchienen wenig Gewicht hierauf zu legen, indem die Entfernung von Lima ihnen Sicherheit genug zu gewähren ſchien.

IV.

Die Morgenandacht in der Kapelle war eben beendet. Im traulichen Geſpräche luſtwandelte Huaskar mit Elviren im Schatten des Waldes, während Nunez mit Las Caſas im Strahle der Morgenſonne auf der Bank ſaßen, welche Huaskar vor der Hütte errichtet hatte. Eine Weile ſchon ſchwieg Nunez und blickte mit gefurchter Stirne über das Peruanerdorf hin. Die Gedanken waren jenſeits des atlantiſchen Ocean's. „Schon lange," hob er endlich, zu Las Caſas gewendet, an, „ſchon lange bin ich jetzt hier in unthätiger Verborgenheit; was wird der Kaiſer, mein Herr, von mir urtheilen? werde ich ſeine Gnade nicht verlieren? — Wer weiß, welche Gerüchte die Verläumdung, die am Hofe nie ruht, ihm zu Ohren bringen? Meint Ihr nicht auch, ehrwürdiger Vater, daß es wohlgethan ſey, wenn ich ſuche nach Spanien zu kommen, um Truppen und Mittel zu holen, den Wüthrich endlich zu ſtürzen? — Nur ſo kann ich meines Namens Ehre retten, nur ſo meine Stelle behaupten, nur ſo die Wahrheit zu dem Ohre meines Monarchen bringen!" — „Einerſeits," ſprach erwiedernd Las Caſas, „habt Ihr Recht, und ich muß Euch ganz beiſtimmen, allein auf der andern Seite dürfet Ihr die Schwierigkeiten nicht überſehen, die die Ausführung ſolch eines Planes nothwendig hat." — Und welche meinet Ihr denn?" fragte der Vicekönig. „Zuerſt bedenkt," verſetzte Las Caſas, „daß es Euch an allen Mitteln zu ſolchem Unternehmen fehlt; ſodann vergeſſet nicht, daß alle Häfen, wo etwa Schiffe liegen, von den Anhängern Pizarro's beſetzt ſind, denen Ihr nicht entgehen würdet. Und für's Dritte iſt zu erwägen, daß eine Landreiſe bis zu den Küſten des abendlichen Meeres mit Mühſeligkei-

ten und Gefahren verbunden iſt, die den abgehärteten Sohn der Wälder aufrieben, falls er's unternähme, wegloſe Wildniſſe, reißende Ströme und himmelhohe Felſen und Steppen zu durchwandern, wie vielmehr Euch, edler Herr, und Elviren?" Die Gründe fielen mit Zentnerlaſt auf Nunez Bruſt. Ihre Wahrheit war unbezweifelbar. Aber Nunez gehörte zu den Menſchen, deren Eigenſinn mit den Hinderniſſen wächſt, die ſich ihren Planen entgegenſtämmen. Nun war der Funke in ſeine Seele gefallen, jetzt glühte er auf und der Gedanke verfolgte ihn überall. Er brütete ſtundenlang darüber, und immer ſtanden Las Caſas Gründe ihm dennoch entgegen. Das ſtimmte ihn mürriſch. So oft ſich Gelegenheit darbot, nahm er den Gegenſtand von Neuem auf, um ihn von allen Seiten zu erwägen. „Wir müſſen nach Spanien, Elvire," ſagte er beim Mahle zu dieſer, „wenn nicht mir das Schickſal ſoll beſchieden ſeyn, immer in den Wildniſſen Peru's als Flüchtling umher zu irren." Elvire erbleichte. „Wäre es denn nicht ſchon hier genug, um immer zu bleiben, mein Vater?" fragte ſie bebend. „Thörichtes Mädchen!" ſchalt unwillig Nunez, „bedenkſt Du nicht Deines und Deines Vaters Stand? Mich ruft die Pflicht und die Ehre, Dir die Pflicht des Kindes!" Leiſe war Huaskar bei dieſen Worten hinausgeſchlichen, und draußen ſtand er an den Stamm der Palme gelehnt, die er ſelbſt gepflanzt. Las Caſas hatte ſein Erbleichen bemerkt. Er folgte beſtürzt dem Jüngling, der an ſeine Bruſt fiel und klagte: „Vater, mein Vater, ich ſoll ſie wieder verlieren, an die meine Seele nur denkt, die ich ſo unendlich liebe!" — Der Greis drückte ihn an ſich. „Sey ruhig, mein Sohn," ſprach er, noch iſt ſie Dir nicht entriſſen. Noch thür-

uns sich Hindernisse entgegen, die Nunez nicht überwinden kann!" — Sie suchte er ihn wieder zu beruhigen, aber er zitterte für des Jünglings Glück.

Sie kehrten in die Hütte zurück, doch die heitere Stimmung war verbannt. Kummer lag auf allen Gesichtern, und eine peinliche Stille herrschte. Das gestörte Gesicht Hualpa's, der jetzt herein trat, weckte alle aus ihrem Hinbrüten, in welches sie versunken waren. „Ich habe eine schreckliche Kunde zu bringen," sagte dieser bebend. „Alle Anzeigen eines furchtbaren Erdbebens sind vorhanden." Schrecken ergriff Alle, denn sie alle hatten von Peru's furchtbaren Erdbeben gehört, ohne jedoch je ihre schrecklichen Wirkungen erfahren zu haben. „Welche Anzeigen hast Du?" fragte Nunez. „Eines der fürchterlichsten Gewitter," versetzte Hualpa, „das wohl je über Peru's Berge seine Wuth ausgelassen, zieht sich zusammen. — Hört Ihr nicht schon den Donner? — Eine außerordentliche wellenförmige Bewegung der Luft, begleitet von einem dumpfen Getöse, das Ihr auch hören könnt, ist schon wahrzunehmen. — Doch kommt selbst," fuhr er fort, „denn in diesen Wänden ist drohende Gefahr." Er zog sie hinaus, und sie fanden wie er's gesagt. Schon hörte man das Jammergeschrei der Einwohner des Dorfes, die ihre Hütten verließen. Jetzt eilte athemlos Huascar herbei, ergriff Elviras Hand, winkte den Uebrigen, rasch zu folgen. Im Fluge ging es fort, bis sie einen großen, freien Platz des Waldes erreichten. Mit jedem Momente wurde die Hitze drückender. Die Luft war stickend; die wellenförmige Bewegung derselben dauerte fort; das Getöse nahm mit jedem Augenblicke zu — der Donner brüllte in die Thäler und wider die Anden, mit einer Gewalt, die un-

ausgesprochen ist. — Der Himmel war ein Feuermeer von Blitzen. Jetzt schien ein Schwindel alle Vögel des Waldes ergriffen zu haben; sie flogen nicht mehr wie gewöhnlich, sondern schwindelnd, und hatten nicht mehr die Kraft, ihren Flug zu lenken; wider Bäume und Menschen stießen sie, und fielen betäubt zu Boden. Das Geheul der Tiger und Unzen und Brüllaffen war fürchterlich. Jetzt hörte man deutlich ein schreckliches Getöse in der Erde, und, als ob die Erde in Zuckungen verfallen sey, so wurde sie gehoben, und senkte sich wieder. Aber immer gewaltiger wurden die Zuckungen, so, daß Alle sich niederlegen mußten, dem Herrn ihre Seele empfehlend. Plötzlich hörte das Gewitter auf. Eine dichte Finsterniß umfing sie. Ein Orkan heulte entsetzlich, nur noch einzelne Blitze zuckten durch die Luft, aber um so entsetzlicher in dieser Nacht. Heftiger wurde das Erdbeben, heftiger das Geheul der Thiere und Menschen und das Getöse in der Erde. Kalter Schweiß stand auf allen Stirnen, und die Angst des Todes im Herzen, betete jeder inbrünstig. Nur der Cajus kniete in Mitten Aller, und flehte um Schutz für die Geschöpfe zu Gott. Auf seinen Zügen lag nicht das Merkmal der Furcht, sondern die Verklärung der Andacht und die Heiterkeit des Gottvertrauens. Immer mehr Menschen strömten auf den freien Platz zusammen. So vergingen mehrere Stunden eines fürchterlichen Aufruhres der Elemente. Da ließen allmählig die Stöße nach, ein sanfter Regen fiel, und die Sonne trat hinter dem schwarzen Gewölke hervor, und bildete einen Regenbogen, und der Cajus deutete darauf hin und sprach: „Der Herr ist barmherzig!" und Alle stimmten an: „Herr Gott, Dich loben wir."

Als nun wieder Frieden in der Natur war, da eilte Peter nach seiner heimischen Hütte; aber zwei Spanier, die Gonzalez Pizarro als Späher ausgesandt hatte, sahen nicht sobald Kunz hier, als sie ebenfalls den Rückweg antraten, bis dahin, wo eine ganze Rotte lag, um nun endlich dessen sich zu bemeistern, den sie so lange vergeblich gesucht, und hier bei diesem schauderhaften Wetter erfaßt hatten. Auch Kunz und die Seinen, nicht ahnend, welche Gefahr ihnen drohe, wandelten jetzt nach der Hütte zurück, noch ganz erfüllet von dem Schrecken, den die verflossenen Stunden ihnen gebracht. Aber welches grauenhafte Bild der Zerstörung bot sich ihnen dar! Das Häuschen und die kleine Betkapelle lag in Trümmern, entwurzelt hatte der Orkan die Bäume rings umher. Alles war zerstört. Und so wie hier das Erdbeben gewüthet, gleichermaßen auch im Dorfe der Peruaner. Am Dorfe standen weinend die Menschen vor den Trümmern ihrer Wohnungen, und hoben ihre Blicke voll Kummers gen Himmel. „Laßt uns nicht trauern," sprach das Cazik, „sondern danken dem Herrn, daß der Unsern keines tödtet, und wir noch leben. Eine Hütte bauen wir wieder. Mir aber will es vorkommen, als sey diese Zerstörung ein Fingerzeig des Himmels, daß wir uns einen sicherern Wohnort suchen, tiefer in den Anden." Sie stimmten ihm alle bei; allein kaum hatte der Greis geendet, da nahte die Schaar der Spanier, und in ihren Händen war Kunz, ehe man an Widerstand denken konnte.

Sie rissen ihn mit sich fort in den Wald hinein. Starr vor Entsetzen standen alle. Elvira sank mit einem Schrei in Ohnmacht. — Als Huanka sie dahinsinken sah, da sprang er schnell hinzu, legte die Geliebte in

das Volkes Arme, rief Huaskar zu: „Laßt uns ihn retten!" und eilte in das Dorf. Sein Muth entflammte alle Einwohner. Mit Bogen, Pfeil und Speeren bewaffnet, eilten sie den Spaniern nach. Gerade da, wo einst Huaskar Elvirens Mutter bestattet, lagen eben frohlockend die Spanier, ruhend von der Anstrengung, den gefesselten Nunez mißhandelnd, als von allen Seiten die Räuberschaar hereinbrach, und mit ihren Spießen und Keulen die Spanier so wüthend angriffen, daß an kein Entkommen zu denken war für sie. Zwar widersetzten sie sich muthig, aber der Ueberfall war zu plötzlich, zu überraschend, als daß sie sich hätten ordentlich zur Wehre setzen können. Einige entflohen, die andern kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung. Eben da Huaskar mit einem riesigen Spanier im Kampfe war, sah er mit einem Seitenblick, wie ein anderer anschlug, um Nunez zu erschießen. Ein gewaltiger Hieb mit der Keule streckte seinen Gegner zu Boden, und ein zweiter traf die Schulter des Mörders, daß die Kugel hoch über Nunez Haupte hinausflog, und der Mörder hinstürzte mit lautem Schmerzgeheul. Noch eine Weile dauerte der ungleiche Kampf, dann lagen alle Spanier, mit Ausnahme der wenigen Feiglinge, die entflohen waren, auf der Wahlstatt. Triumphirend löste Huaskar Nunez Fesseln, und der Dankbare drückte seinen Retter an sein Herz. „Jüngling!" rief er aus, „Du bist mein und der Meinen Schutzengel; wie kann ich je Dir vergelten?" Aber Huaskar bat ihn zu eilen, daß sie die Ihren wieder erreichten, denn ein Gedanke lag zentnerschwer auf seinem Herzen, der an Elviren, die er schutzlos verlassen hatte. Schon funkelten die Sterne und die Sichel des Mondes am Himmel, da blinkte ihnen von weitem

das Feuer entgegen, das das Casal am Stamme eines gewaltigen Bagon-Baumes angefacht hatte. Elvire war wieder erwacht, aber die Angst folterte sie schrecklich. Da hörte sie von Ferne das Jubeln der Sieger, die ihr den Vater brachten, den sie für verloren hielt, und den Geliebten, der auf's Neue sie sich durch diese That verpflichtet hatte. O, wie drang die Freude wieder so belebend durch ihr ganzes Wesen. Wie fühlte sie so tief die dankbarste Liebe für den Jüngling, der Alles für sie gewagt, das Höchste für sie vollbracht hatte. Sie warf sich dem Jünglinge an die Brust vor den Augen aller Gegenwärtigen, und drückte ihn an ihre liebende Brust. Huascar wußte nicht, wie ihm geschah. Er war wie berauscht, jetzt, da sein höchster Wunsch erfüllt war. Freude leuchtete aus aller Augen, denn jedes Herz liebte ihn. Nur Nunez, so sehr er auch dem Jüngling zum Danke verpflichtet war, nur er blickte ernst drein mit einem mißfälligen Zucken des Mundes auf Elviren, die jetzt wieder in seine Arme flog. „Beherrsche Dich besser!" raunte er ihr in's Ohr, daß es eiskalt sie überlief, und sein Wort, wie ein Frühlingsfrost, die Blüthen der Freude mit einem Male zerstörte. Dann wandte er sich zu das Casal sprechend: „Mich däucht, unser Verweilen hier ist zur Unzeit. Meinet Ihr nicht auch, daß uns nur ein anderer sehr verborgener Ort Sicherheit und Ruhe zu geben im Stande ist? Je länger wir hier weilen, je eher unsere Sicherheit gefährdet wird." — „Ihr habt Recht, [illegible]," erwiederte das Casal, „Huascar wird uns schon eine Stätte suchen. Unfern von hier ist im Gebirge eine trockne Höhle, in welcher wir einstweilen, da der Eingang überwachen ist, hinlängliche Sicherheit finden, dahin laßt uns gehen!" — Als das Volk

sich verloren hatte, um die Trümmer seiner Habe zu sammeln, und sich sodann eine andere Heimath zu suchen, entfernten auch sie sich, um von der Höhle Besitz zu nehmen. Hier aber stellten sich für Elviren Schwierigkeiten des Hinaufklimmens entgegen, ihr schwindelte vor der Höhe. Da nahm sie Huaskar auf seine Schulter, und trug sie den Abhang hinan in die Höhle, darauf mit eben so rüstiger Kraft Don Nunez und Las Casas. „Gottlob," sagte er, „jetzt seyd Ihr vor der ersten Gefahr gesichert. Ich aber eile in das Gebirge, eine Stätte zu suchen, die uns alle Sicherheit darbietet, mehr als diese. Von den Segenswünschen Aller begleitet, wanderte er fürbaß, und weit hinaus sah er noch das Winken der Geliebte. Er durchstrich das Land nach allen Richtungen, immer am Gebirge hingehend, aber er konnte keine Stelle finden, die als ein Hafen der Ruhe für die Verfolgten, dennoch auch Elviren durch seine Schönheit die Stunden der Einsamkeit versüße. Endlich traf er eines Morgens hoch im Gebirge ein Plätzchen, das jeder seiner Anforderungen gänzlich entsprach. Dicht von Felsen eingeschlossen, nur durch eine schmale Felsspalte zugänglich, fand er ein kleines Thal. Himmelhoch thürmten sich die Wände von allen Seiten auf; herrliche Bäume standen rings um, und ein köstlicher Rasenteppich breitete sich unter ihnen aus. Tief im Hintergrunde murmelte eine krystallhelle Quelle, und verbreitete, rings umgeben von duftenden Stauden und Blumen, die lieblichste Kühle. „Hier, und nirgends sonst, ist der Ort der Ruhe für sie," sagte er zu sich selbst, und trat, sorgfältig den Weg sich bezeichnend, die Rückwanderung an. Er sammelte Ananas und die köstliche Persimonpflaume, nebst der, von den Spa-

einen so genannten Krystallsteine, um der Geliebten sie zu bringen.

Spät eines Abends, nachdem er vierzehn Tage entfernt gewesen war, trat er in die Hütte ein. Schon hatte der Schlaf alle in seine Arme genommen, und sich an seine Brust gedrückt. Lange stand der liebende Jüngling vor der schlummernden Geliebten, und betrachtete mit süßem Entzücken das liebliche Wesen, auf dessen Zügen der Zauber der engelreinsten Unschuld thronte. Dann legte er seine Früchte und Blüthen leise neben sie hin, und schlich hinaus, daß nicht Jemand erwache. Und früh, mit dem ersten Sonnenstrahle, der in die Hütte fiel, erwachte Elmire. *Anaskar*, seufzte sie, wo weilst Du jetzt denn? — Da fiel ihr Blick auf die Früchte und Blumen, und wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke, denn diese Zeugen seiner Gegenwart trogen nicht. Sie blickte auf Thüre und Fenster, — sie schloßen auch. Da schwebte sie leise, kaum mit dem Fuße den Boden berührend, hinaus, und — in ihren Armen lag *Anaskar*, und der erste Kuß inniger Vereinigung brannte auf ihren Lippen. Selige Momente des süßen Vergessens! — Herz an Herz, standen sie so lange in der Umarmung, dann erst gewannen sie das Wort wieder, denn die höchste Wonne, wie der höchste Schmerz, ist stumm. — Sie setzten sich nun nieder, und die Vergangenheit, das Werden ihrer Liebe that sich vor ihren Blicken auf wie ein Panorama. Aber auch die dunkle Zukunft war ängstigend vor sie hin. Doch die Liebe sieht nur Licht, und auch das Dunkel hellte die Hoffnung auf, und das rosige Band ewigen Erdenglücks senkte sich in ihre Hand nieder. Sie waren mit den [illegible] Ungeheuern an die Hütte, wo sie jetzt das Reich des Geistes und Herzens

vermochten, die freudig den Jüngling empfingen, und begierig der Schilderung ihres Zieles horchten. Und als das Mahl eingenommen war von Huaskars Früchten, da brachen sie auf, den Ort der Ruhe zu erreichen.

Die Reise war sehr beschwerlich, und konnte nur sehr langsam fortgesetzt werden. Oft trugen Huaskar und Haliga Elviren große Strecken, damit nur nicht ihre Ermüdung die zarte Jungfrau krank mache. Nicht selten fehlte es an Lebensmitteln, und Haliga und Huaskar mußten die Wälder durchstreichen, um ein Wild zu erjagen, oder eßbare Früchte einzusammeln, um die Noth zu lindern, die oft sehr groß war. Immer aufwärts zogen sie, bis dahin, wo die Cordilleren ihre Arme westlich ausbreiten, um das gelegene Thal zu umfassen, in welchem Quito lag, und der Maranhon oder Amazonenstrom seine Fluthen von den Anden herab durch die breiten Ländertheile Südamerika's wälzt, um sich in den Schooß des westlichen Weltmeers zu ergießen. Als sie nahe dem Orte waren, wo jetzt Lebanos liegt, machten sie auf Huaskars Bemerkung Halt, daß sie jetzt unfern ihres Zufluchtsortes seyen. Er führte die Staunenden in das liebliche, freundliche Bergthal, und ein lauter Ausruf freudiger Verwunderung, den selbst Kunz nicht zurückhalten konnte, sagte ihm, wie gut er gewählt. Dankbar erquickten sie sich an der frischen Quelle, und unter dem heitern Sternenhimmel ruhten sie die erste Nacht in ihrem verborgenen Zufluchtsorte. Mit dem andern Morgen begann der Bau einer Hütte, bei welchem alle halfen, und bald stand sie, Schutz und Obdach bietend, fertig da, und daneben baute sich Huaskar mit Haliga eine andere. Die nothwendigen Vorkehrungen waren nun getroffen, aber auch der kleine Vorrath von Lebens-

[illegible] und ging. — „War das die Sprache eines [illegible]?“ fragte erblaßt Nunez. „Die Sprache der Wahrheit aus eines Verwaisten Munde,“ erwiederte das [illegible]. — „Ihr habt unklug gehandelt, Don Nunez. Bedenkt, daß Ihr Euer Leben und Euer Lebensglück, das Leben Elvirens allein diesem Jünglinge zu verdanken habt — und Ihr werdet verzeihend einsehen, daß Ihr, um dankbar zu seyn, anders hättet handeln müssen, auch selbst dann, wenn Ihr durchaus seine Liebe nicht hättet billigen können!“ — Nunez schwieg. Er stand auf, und wusch Elvirens Wangen mit kaltem Wasser an. „Wo ist Huaskar?“ war ihre erste Frage. „Beruhige Dich, Kind!“ sprach Nunez, „er wird wiederkehren.“ Er selbst ging hinaus, den Jüngling aufzusuchen. Huaskar stand bei [illegible]. Sein Haupt hatte er auf [illegible] Schulter gelehnt. Der Greis flüsterte auf die [illegible], dem Jüngling freundlich zugeredet, und doch [illegible] die [illegible]. Er trat zu ihm. „Huaskar,“ sprach er, seine Hand fassend, „ich habe Dich tief gekränkt.“ — „Seyd ruhig, [illegible], ich habe es vergeben und vergessen,“ fiel ihm Huaskar ein. „Nun,“ sagte Nunez [illegible], „meines Stolzes Sitten werden es nur gestatten, daß Elvire Dein Weib wird, so kenne ich Dich, laß es von dir! — Laß aber den Frieden wiederkehren in meine Mauer!“ — Huaskar sah ihn mit einem langen, durchdringenden Blicke an. „Können Ihr den [illegible] geben, Don, daß er zu seiner Quelle zurückfließe?“ fragte er sanft. „Habt Ihr das Weib nie gesehen, das in [illegible] Kranz starb?“ — Nunez fühlte, was Huaskar sagen wollte — aber er konnte keine Worte finden, ihm zu entgegnen. „Gehe zu Elviren, sage ihr, Huaskar werde sie ewig lieben, allein Huas-

für denke edel genug, ein Opfer zu bringen, und wenn es sein Leben wäre. Er trat feierlich hin vor Nunez, er erhob seine Hand gen Himmel. „Don Nunez," hob er an, „Ihr huldiget jetzt, wo Ihr Euch zwinget, mir freundlich zu seyn, Ihr huldiget nur der Erinnerung an das, was die Versetzung durch mich zu Eurem Besten geschehen zu lassen für gut fand, ich entbinde Euch hier vor Gott jeder Verpflichtung gegen mich. Vergesset, was ich Euch Gutes gethan, ich will vergessen, was ich von Euch erlitt und erleide! Gott sey des Zeuge!" Er schritt stolz, im Gefühle innerer Würde, an dem zerknirschten Castilianer vorüber, ging in die Hütte, schloß Elviren in seine Arme, und drückte den Scheidekuß auf ihre Lippen. Dann trat er zu Las Casas, umarmte ihn, riß sich los, und floh zur Hütte hinaus, durch das Thal und — war verschwunden. Wir gehen hinweg über die ersten Tage, die dieser Begebenheit folgten. Einen Rabenmantel der düstern Schwermuth hatte dieser Vorfall über Elviren und Las Casas gebreitet. Nunez schien in Stunden, wo das Menschliche in ihm über die Vorurtheile siegte, zu bereuen, was er gethan — aber diese Stunden waren selten. Er bewunderte zwar des Jünglings Edelsinn, den seine Selbstverbannung bewies, aber er freute sich auch dessen, da dadurch, wenigstens seiner Meinung nach, Elvirens Liebe nicht zunahm. Und von der in jeder Hinsicht, nur in dieser nicht, allmächtigen Zeit hoffte er Heilung der kleinen Wunde. Er beobachtete scharf Elviren, daß sie nicht heimlich den Jüngling sähe, aber er fand keine Ursache zu diesem Verdachte. — Aber der Gedanke, Peru zu verlassen, wurde mit jedem Tage lebhafter, und der Gedanke, aller Mittel beraubt zu seyn, je diesen Wunsch auszuführen zu kön-

reichlich aufgehäuft. So vieles bedurfte man, was man nicht hatte, und auch des Geldes ermangelten sie, um es in dem drei Tagereisen entfernten Pasta einzukaufen. Auch in dieser Noth wußte Huaskar Hülfe. Auf seinen Wanderungen hatte er reiche Goldminen entdeckt. Schweigend entfernte er sich eines Tages. Der Abend kam, aber Huaskar nicht. Besorgt um ihn, streifte Halipa in der Nähe umher, aber er fand ihn nicht. Sechs Tage vergingen, und der Jüngling fehlte. Jetzt ergriff Angst und Sorge jedes Herz, denn alle erkannten es, daß ohne ihn nur Mangel und Elend ihr Loos in dieser Einöde seyn würde. Elviras Auge schwamm in Thränen, ihre Seele fand nirgend Ruhe. „Wird er verunglückt seyn, oder ist er die Beute wilder Thiere geworden?“ fragte sie jammernd, allein wer konnte ihr sichere Kunde geben? Je länger er ausblieb, je trostloser sie, je trostloser Las Casas und Halipa wurde. Nunez bedauerte innigst Huaskar's Schicksal, aber es war etwas in seinem Gemüthe, was ihn darin dennoch etwas Gutes sehen, und seine Trauer nicht tief werden ließ. Sie saßen einst wieder kummervoll bei ihrem kärglichen Mahle, als sie Tritte vernahmen, und Elvire mit dem jauchzenden Ausruf: „Mein Huaskar!“ die Thüre aufriß, und hinaus stürzte. Er war es. Beladen mit einer schweren Last mannigfaltigen Geräthes, einiger Matten und eiserner Werkzeuge, trat er, kaum athmen könnend vor Müdigkeit, in die Hütte. „Ach, Huaskar! mein theurer Huaskar!“ rief das Mädchen, ihn umschlingend, „wie hast Du mich betrübt, wie hast Du meine Seele geängstigt durch Dein Ausbleiben!“ Sie schlang ihre Arme um ihn in der Freude ihres Herzens, jede Rücksicht vergessend. Huaskar drückte sie an sich, drückte das

Casas die Hand. Aber als er sie Nunez reichte, stieß dieser sie zornglühend zurück. „Was erkühnst Du Dich, Mensch?“ fragte er wild. — „Woher nahmst Du Dir die Frechheit, die Tochter des Adelantado, Deines Herrn, zu liebkosen, wie Deine Braut? Und Du, ehrvergess'ne Dirne,“ donnerte er der erbleichenden Elvire zu, „konntest Du so Deinen Stand vergessen, Dein Herz in thörigter Neigung an einen Peruaner zu hängen, und im Angesichte Deines Vaters ihn zu umarmen?“ — Jetzt brach wild, wie der verheerende Waldstrom, des Castilianers Aberwitz hervor, und riß rücksichtslos jede Schranke nieder, die die Dankbarkeit gegen Huaskar ihm hätte gebieten sollen. Elvire sank ohnmächtig dahin.

„Ihr seyd ein harter Mann,“ sprach würdevoll Huaskar, „denn sonst würdet Ihr Eures Kindes schonen. Ich habe nicht gebuhlt um Elvirens Herz. Frei hatte sie es mir ergeben. Meine Liebe zu ihr verberge ich nicht, denn sie ist rein und edel vor Gott, der nicht, wie Ihr, den Menschenwerth nach vermoderten Pergamenten schätzt. Allein wisset, daß meine Liebe Eure Tochter nicht entadelt, denn in meinen Adern rollt edleres Blut, als in den Euren. Peru's Inka's sind meine Ahnherrn. Ich bin der rechtmäßige, geborne König meines Volkes! Aber ich fühle Scham in meinem Herzen, daß ich nur eines eitlen Ranges erwähnt habe, denn ich bin Christ, und des Christen Adel ist Christensinn und fromme Tugend. — Ich habe keine Rechte auf Elviren, und will keine haben — aber meine Liebe zu ihr kann kein Adelantado und kein Teufel mir rauben oder wehren. Ihr seyd Herr über Euer Kind. Aber ich erinnere Euch an des Christen Pflicht, die milde die Schwächern anderer richtet, sich der eig'nen bewußt.“ Er

nen, fiel täglich ſchwerer auf ſein Herz. Der Gedanke an Alonzo's Verrätherei war minder lebhaft. Die Verbindung Elvirens mit ihm trat wieder lebhaft vor ſeine Seele. Das machte die Rückkehr nach Spanien und ihre Unmöglichkeit zu einer unausſprechlichen Qual für ihn. Elvire weinte, duldete und ſchwieg; las Casas ſeufzte, und betete um Frieden für Huascar. Aber jede Nachforſchung nach ihm war vergeblich. Haliya ſagte nichts, als: „Gott gebe ihm Frieden!“

Täglich wurde Nunez muthloſer, unzufried'ner, unglücklicher. Er ſah ſeine Plane unausführbar. Er ſah las Casas Kummer, der ihm durch's Herz ſchnitt. Allein ſein Stolz ließ es nicht zu, ſeinen Kleinmuth bloß zu geben. Sein Stolz erlaubte ihm nicht, des Vaterherzens beſſere Empfindungen laut werden zu laſſen. Und ſo wuchs ſeine Unzufriedenheit ſtündlich. Er hatte Niemanden, dem er ſich anvertrauen, dem er den Zwieſpalt ſeines Innern entdecken mochte. Nur in der Einſamkeit machte er in Selbſtgeſprächen ſeinem Herzen Luft. Hier belauchte ihn einſt Haliya. — Wenige Tage darauf fand Nunez eines Morgens vor ſeinem Bette einen Sack, und oben drauf ein Palmblatt, in das die Worte eingeritzt waren: „Euer Wunſch iſt, Peru zu verlaſſen; hier iſt Gold, ſoviel Ihr bedürfen mögt dazu. Bis zum Tage St. Antoni werdet Ihr in Pagta ein Schiff finden, das den Namen El Paz führt. — Legt las Casas Mönchskleid an, und gebt Elviren Mannskleider, ſo mögt Ihr Eures Wunſches Erfüllung finden. Gott geleite Euch!“ — Ueberraſcht las es Nunez wieder und wieder. Es war dem alſo. Gediegenes Gold enthielt der Sack. Er ſprang auf und ſuchte Haliya. „Wer hat dies Blatt und das Gold gebracht?“ fragte

er ihn. „Ich weiß es nicht!“ war seine Antwort, und sonst sprach er nichts. Das war zu viel für des Spaniers Ehrgeiz. Er kämpfte lange mit sich, ob er es annehmen solle, denn daß es von Huaskar kam, lag über jedem Zweifel erhaben. Sonst war Nunez Ehrgeiz unüberwindlich. Hier siegte der Wunsch, nach Spanien zu kommen, über ihn. E. bat Halipa dringend, nach Tacta zu gehen, um die Wahrheit zu erforschen. Er weigerte sich. „Verlaßt Euch auf den Edelmuth eines Peruaners,“ sagte bitter Halipa, „und trauet ihm nur diesmal. Kann ich Euch sonst dienen, so beichtet, und es wird geschehen.“ Halb und halb schwankend in seinem Entschluß, traf er auf Las Casas. „Ehrwürdiger Vater,“ sprach er, „Euer Huaskar hat das Maß seiner Wohlthaten gegen mich voll gemacht; ich habe Geld und ein Schiff, um Peru in drei Tagen zu verlassen.“ Las Casas erstaunte. „O Du edles Herz,“ rief er aus, „brich nur nicht unter diesen Opfern!“ Dann fuhr er gerührt, sich zu Nunez wendend, fort: „Ich bitte Gott, daß Euch der Entschluß nie gereue; ziehet in Frieden. Verberget Euch wohl. Ich will Euch ein abgelegtes Priesterkleid geben, und von Huaskars Kleidung für Elviren!“ — Jetzt belebte die Freude Nunez Herz. Er ging in die Hütte, aber Las Casas hat er, Elviren seinen Plan mitzutheilen. Der Greis fand sie, wie immer, in Thränen. Er war selbst verlegen, und wußte kaum, wie er das Wort aussprechen sollte, das sie erschüttern mußte. Sie selbst kam ihm zuvor. „Euch liegt etwas auf dem Herzen, mein Vater,“ sagte sie, „was Euch schwer wird herabzuwälzen seyn. Ich ahne es. Ich sehe es an meines Vaters triumphirender Miene — wir verlassen Peru!“ — „So ist es, mein Kind!“ —

„Wann, o ſprechet, wann?“ — „Uebermorgen, Elvire.“ — „Darf ich nicht mehr hoffen, ihn wiederzuſehn hienieden?“ fragte ſie leiſe. „Frage ſo nicht mehr, meine Tochter! Gieb die Hoffnung nicht auf, ſo lange der Himmel über Dir blau iſt. Kennſt Du die Wege der Vorſehung? Sie ſind dunkel, räthſelhaft, aber gütig und weiſe. Vertraue ihnen. Da wo Du Nacht ſiehſt, leuchtet vielleicht das Licht des Herrn!“ „Vielleicht, ſagtet Ihr, mein theurer Vater, vielleicht!? O, ich habe aufgehört zu hoffen, denn ich kenne das ſtolze Herz, den unbezwinglichen Willen meines Vaters. Nur noch einmal möchte ich Hamilkar ſehen, und dann — dann will ich gerne ſterben, oder im Kloſter meine Tage vertrauern!“ „Haſt Du nie gehört, daß das Schickſal auch den eiſernen Willen des härteſten Menſchen mürbe machen kann, meine Tochter? — Vertraue dem Herrn. Eure Liebe iſt nicht das Werk der Sinnenweide. Euch hat der Himmel zuſammengeführt. Er wird Euch wieder vereinen. Euer Troſt iſt ſüß, aber nur der Troſt der Liebe für ein krankes Herz.“ — „Werde ich ihn wiederſehen, ehe Peru's Küſte ſich im Nebel hinter mir verliert? — Antwortet mir, es iſt meine letzte Bitte!“ — „Willſt Du Dir das Scheiden ſchwerer machen und ihm — Elvire? Bedenke das und gieb den Wunſch auf. Auch Hamilkar wird den Wunſch hegen, den Du näherſt — aber er wird ihn männlich beſiegen. Beſiege auch Du ihn!“ — Da warf ſie ſich an ſeine Bruſt, weinte lange, und ſprach dann mit Entſagung: „Es ſey alſo, wie Ihr wollet!“ —

Glücklich, wie einer, dem ein lang gehegter Wunſch erfüllt wird, dem ſich unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen gewarfen hatten, war Runzo, aber an den Mädchen

ſeines Glückes nagte ein heimlicher Wurm — das Bewußtſeyn ſeiner Undankbarkeit gegen Huaskar, das Bewußtſeyn, Elviren's Herz durch dieſen Schritt zu brechen, denn das ſah er an den kummervollen Zügen der Jungfrau, an dem erloſchenen Auge. Aber dennoch zog's ihn fort, dennoch konnte er's nicht über ſich gewinnen, ſeinen beſſern Gefühlen zu folgen. Der Antoniustag kam näher. Die Reiſe mußte angetreten werden. Die Prieſterkleidung verwandelte Nunez in einen Mönch, und ſeine finſtern Geſichtszüge mit den ſcharfen Linien paßten recht gut zu dem Kleide. Elvire war ein Jüngling, dem man das Seelenleiden, die Reſignation auf das Leben, und Alles, was es Wünſchenswerthes hat, wohl anſah. So trat Nunez vor Las Caſas. In ſeinem Scheidewort ſprach ſich ſein Dank aus, und das Verſprechen, dermaleinſt, wenn Peru's Statthalterſchaft wieder in ſeiner Hand ruhe, nach Möglichkeit zu vergelten. Denn das konnte der ſtolze Mann nicht tragen, Wohlthaten anzunehmen, ohne zu vergelten, aber nur ſchien ihm Elvirens Hand an Huaskar ein zu großes Opfer des Dankes. Las Caſas ſah ihn wehmüthig an. „Mir," ſagte er, „habt Ihr nichts zu vergelten, und Huaskar hat ſeinen Lohn. — Doch kein Vorwurf beſudle die Scheideſtunde! Zieht mit Gott, und findet Frieden und Glück jenſeits des Meeres! Dir, meine Tochter, Dir gebe der Himmel Geduld, Ausdauer, Ergebung und Hoffnung, und vor allem Deinem Herzen Ruhe." So ſprach er zu Elviren, die vor ihm niederſank und ſeine Knie umſchlang. „Sagt Huaskar, bat ſie mit gebrochener Stimme, daß ich ihn ewig liebe." Muthiger, als es Las Caſas erwartet, erhob ſie ſich, und ſagte zum Vater: „Laßet uns gehen!" Aber als ſie am Ufer

gang des Thales ſtand, als jetzt der Strahl der Morgenſonne auf die Hütte fiel, ach, da brachen dennoch die Thränen ſtromweiſe hervor, und gewaltſam mußte ſie ſich abwenden. —

Der Gang nach Pagta hinab glich dem Gange auf das Schaffot. Ernſt und ſtille war er. Hinter ihr lag eine Welt voll Glück, vor ihr der Tod. Aber ihre Seele war ſtark. Sie blickte noch einmal zurück nach dem Thale, in dem ſie ſo glücklich geweſen. Runez ſchwieg zu allem. Es ſchien ein Panzer um ſein Herz zu liegen, der jeglichem beſſern Gefühle den Eingang wehrte. Nur die Richtung, in der Pagta lag, ſuchte ſein Blick. Nach mehreren Tagreiſen erreichten ſie es. Das Schiff lag ſegelfertig. Es war ein ſpaniſches. Als ſie das Schiff beſtiegen, und nun Elvire den Fuß in das Boot ſetzen ſollte, da ſank ſie leblos in die Arme der Matroſen. Leblos brachte man ſie in das Schiff. Die angewendeten Mittel jedoch brachten ſie wieder in's Leben. Sie verlangte auf das Verdeck. Noch ſtand Halipa am Ufer, gleich als warte er ihres Scheidegrußes für Huaskar. Sie winkte ihm zu, — ging dann hinab in das Schiff, und ehe noch der andere Morgen tagte, war günſtiger Wind eingetreten, und Peru's Küſte war verſchwunden, da Elvire noch einmal nach ihr hinblicken wollte. Von dieſem Augenblicke an war Elvire ſtumm wie das Grab. Die Außenwelt rührte ſie nicht, denn ſie trug in der Erinnerung eine Welt voll Blüthen und Seligkeit, während die Außenwelt einer Winterlandſchaft glich, wo das entflohene Leben allen Geſtalten traurige Merkmale aufdrückte. Seit die See unter ihm, und Peru hinter ihm war, ſchien Runez ein Anderer geworden zu ſeyn. War er früher kalt gegen Elviren erſchie-

nen, ſo war er jetzt ganz der liebende, beſorgte Vater. Allein Elvire hatte nur ein wehmüthiges Lächeln, gleich dem Sterbenden, der Hoffnung ſeiner Lieben ſieht, während er den Tod in allen Gliedern fühlet.

Sie waren mit günſtigem Winde einige Tagreiſen geſegelt, als Nunez mit Schrecken wahrnahm, daß das Schiff die Richtung nach dem Lande nahm. Schon konnte man deutlich die Gegend von Lima unterſcheiden und die Mündung des Stromes. Aengſtlich wandte er ſich zu dem Schiffshauptmann. „Ihr habt ja Euren Lauf geändert, Seemer, mich däucht, wir nahten uns Lima?“ — „Da habt Ihr ganz richtig geſehen!“ erwiederte der wortkarge Seemann. „Aber was ſollen wir denn dort? Unſere Reiſe geht ja nach Spanien?“ — „Da irret Ihr ſehr,“ war die Antwort des Schiffshauptmanns, „meinet Ihr, ich wollte das Geld verlieren, welches Gonzalez Pizarro auf Euren Kopf geſetzt?“ — „Auf meinen Kopf?!“ fragte erſtarrend Nunez. „Was habe ich mit Pizarro?“ — „Haltet doch die Leute nicht für ſo dumm, Don Nunez,“ lachte jener; „Ich habe Euch erkannt, als Ihr mir nur unter die Augen kamet. Wolltet Ihr für einen Prieſter angeſehen ſeyn, ſo durfte Eurem Haupte die Tonsura nicht fehlen — das hattet Ihr nicht überlegt!“ — „Schurke!“ ſchrie Nunez, „ſo ſollſt Du lebend mich nicht dem Wütherich überliefern!“ Er griff raſch nach ſeinem Dolch — aber ſchon hatten zwei nervigte Seeleute ihn gefaßt. — „Einſtweilen,“ befahl kalt und gleichgültig der Schiffshauptmann, „feſſelt ihn, daß er nicht wieder ſolche Thorheiten macht, bis ihm Pizarro die Mühe des Selbſtentleibens erſpart.“ Man feſſelte Nunez und brachte ihn zu Elviren. Sie erſchrack heftig und beklagte weinend

das Schicksal ihres Vaters. Nun begann der Wetteifer der Liebe auch bei Elviren. Sie schien ihres eigenen Grames über dem des Vaters zu vergessen. Sie bot Alles auf, die starre Verzweiflung desselben zu verscheuchen und seine Seele mit Hoffnung zu erfüllen, an die sie doch selbst nicht glauben konnte. In laute Aeußerungen brach oft Nunez Seelenzustand aus. Dann fluchte er seines Geschicks, dann klagte er sich selbst laut als den Urheber seines Elendes an. — Bald hatten sie Lima erreicht. Ganz in der Stille begab sich der Kapitän zu Pizarro, der freudig ihm die ausgesetzte Summe zahlen ließ, und den Gefangenen mit Elviren in der Stille der Nacht in die Gefängnisse bringen ließ, die tief unter dem Pallaste lagen, in dem einst Nunez für des Volkes Wohl gesorgt hatte. Den gefährlichen Gegner enthaupten zu lassen, war Pizarro's erster Gedanke. Doch Gonzalez Gemüth war so entmenscht nicht, wie das seines Bruders Franzesko gewesen war. Er berief seine Freunde zum Rathe zusammen. Sie kamen. Eine frohe Botschaft, sprach Pizarro, habe ich Euch zu geben, Freunde; seit gestern ist Nunez Vela in meinen Händen. Nunez? fragten Alle erstaunt. — Er wollte nach Spanien flüchten in Priestertracht, fuhr Pizarro fort, und hatte mit schwerem Golde Lopez, den Befehlshaber des Schiffes El Paz, gedungen zur Ueberfahrt; der aber erkannte ihn, und lieferte ihn aus. Was dünkt Euch, hat er den Tod verdient? — Escavedo nahm das Wort: Den Tod verdiente Nunez nicht. Ihr wißt, ich war sein Freund, wahrlich! nie; allein er handelte gerecht. — Auch, versetzte Alvarado, möchte es klüger seyn, ihn in sicherem Gewahrsam zu halten; sintemal Ihr nicht wisset, ob der Hof in Madrid durch Eure Geschenke günstig für Euch

geſtimmt iſt. Und iſt er es nicht, ſo könnte im ſchlimmſten Falle die Auslieferung Don Nunez Vela's Euch vor dem Tode ſchützen. Du haſt Recht, Alvarado, ſprach Gonzalez, und ſo ominös auch Deine Rede ſchließt, ſo ſcheint mirs doch, als enthalte ſie keine Unwahrheit! Alſo Nunez lebe, aber die Mauern meiner Gefängniſſe ſollen ihn bewahren, daß er mir nicht ſchädlich werde. —

V.

Nachdem Huaskar jene, das Innerſte des ſtolzen Caſtilianers erſchütternde Worte geſprochen, die Geliebte umarmt, und dem edeln Las Caſas ein Lebewohl geſagt hatte, floh er in wilder Haſt von dannen. Es war, als müſſe er eilen, daß nicht das ſchwächere Herz ihm ſeine Pflicht ſchwer mache. In jenem Momente, wo Nunez zu ihm ſagte: laß ab von Elviren, denn meines Volkes Sitten geſtatten nicht, daß ſie je Dein werde, in jenem Momente faßte ſeine große Seele den Entſchluß der Entſagung. Aber wie tief verwundet war ſein Inneres! Seiner Liebe Hoffnung erblichen, ſein beſſeres Gefühl und das Bewußtſeyn ſeiner Menſchenwürde ſo tief verletzt, ſeine edlen Thaten ſo ſchnöde vergolten zu ſehen, das nagte an des Jünglings edlerem Theile wie ein unheilbarer Krebs. Und dennoch gab ihm der Sieg über ſich ſelbſt manchmal eine anſcheinende Ruhe. Ein Gedanke an Elviren aber riß dieſe wieder nieder, und das alte Weh zog mit ſeiner ganzen erſchütternden Gewalt wieder in ſeiner Seele ein. So litt er unausſprechlich, und doch wollte er nicht ſeiner Sehnſucht, Elviren wiederzuſehen, nachgeben. Er hatte ſein Wort gegeben, ſo wollte er es auch nimmer brechen. In der

erſten Zeit ſeiner Entfernung hielt er ſich in der Nähe des Thales auf. Da fand ihn der treue Halipa, und ſank an des Freundes ſchwer belaſtete Bruſt. Lange hielten ſie ſich umarmt, dann brach Halipa's Unmuth in harte Worte über Nunez aus. „Laß ihn," bat Huaskar. „Ich habe ihm ja vergeben, ſo vergib auch Du ihm. Weißt Du nicht, Halipa, daß wir, wie Jeſus, auch dem vergeben ſollen, der uns den Mordſtahl in das Herz ſtößt?" — „Wohl ſtieß er Dir den Mordſtahl in's edle Herz, und dennoch vergiebſt Du ihm, Du große, edle Seele! Wohl, es ſey, auch ich will ihm vergeben, weil Du es willſt!" — Er drückte ihn wieder an ſeine Bruſt. Dann erzählte er ihm von Elviren, ſagte ihm, daß ſie nach ihm gefragt, ſagte ihm, wie ihre Roſenwange erblichen und des Auges Glanz erlöſche. — Unausſprechlich ergriff das Huaskars Herz und — doch bat er Halipa, jedes Wiſſen von ihm zu läugnen. „Vielleicht," ſagte er leiſe, als zweifle er ſelbſt daran, „vielleicht — findet ihre Seele Frieden." Sie nahmen nun Abrede, ſich täglich zu ſehen und Kunde zu geben. Huaskar gab Halipa den Auftrag, ihrem väterlichen Freunde Alles mitzutheilen. Er that's. Las Caſas war tief betrübt über des Jünglings Schickſale; aber er mußte ſeine Handlungsart billigen. Er ſelbſt verſagte es ſich, ihn zu ſehen, um nur Elviren nicht ahnen zu laſſen, daß Huaskar in der Nähe ſey. Nun ſammelte der Jüngling täglich die herrlichſten Früchte und Halipa holte ſie ab. Ach, oft küßte er ſie, weil er hoffte, Elvirens Lippen würden ſie berühren. So blieb es lange Zeit — aber die Zeit milderte des Jünglings Kummer nicht. Nur ſchwerer wurde ihm ſein Loos, gleichgültiger das Leben. Da offenbarte ihm Ha-

lipa das Selbſtgeſpräch des Spaniers. „Wohlan,“ ſprach Huaskar, nachdem er minutenlang ſeine Hand über die Augen gelegt hatte, „auch das noch will ich thun. Bricht mein Herz — in Gottesnamen, ſo finde ich Frieden — nach dieſen Kämpfen, Ruhe nach dieſen Stürmen. Es ſoll ſo ſeyn!“ Halipa begriff nicht, was er wollte. — „Und was willſt Du thun? Bruder!“ fragte er. — „Ahneſt Du es nicht, Halipa? — Ich will ihm Gold geben, daß er ſich halb Spanien kaufen kann, ich will nicht mein Haupt zur Ruhe legen, und wenn vor Durſt meine Zunge an den Gaumen klebt, bis ich ihm ein Schiff verſchafft habe, mit dem er ſegeln kann in das Land, wo das Menſchenglück von eiteln Stammbäumen abhängig iſt.“ Das wollteſt Du?“ fragte erſtaunt Halipa. „Kannſt Du zweifeln? Halipa! — Eher ſiehſt Du mich nicht wieder!“ — „Weißt Du, Bruder, bedenkſt Du, was Du thuſt?“ fragte er ihn. „Haſt Du es bedacht, daß Du Dein Glück muthwillig von Dir ſtößeſt?“ — „Dein Glück, ſagſt Du, Halipa? Habe ich denn noch Eins auf Erden, ſeit Elvire für mich verloren iſt?“ Und er ließ ſich nicht irre machen. Halipa kehrte, ſeines Freundes Seelengröße bewundernd, zurück in das ſtille Thal; Huaskar aber trat ſogleich den Weg nach Pagta an. Nach dreien Tagen erreichte er es. Ach, mit welchen Empfindungen ging er dieſen Weg? Vor Kurzem war er hingeeilt, um der Geliebten eine Freude zu bereiten, erwägend im liebenden Sinne die heitern Stunden, die er ihr dadurch bereite. Jetzt ging er ihn, und ſeine Wonne war Schmerz, und die Blüthen ſeines Glückes waren welk geworden. Er erreichte Pagta, doch ohne ſeine Abſicht zu erreichen, denn es war kein ſpaniſches Schiff da, allein die Nach-

richt erhielt er, daß in Quajaquil eins vor Anker liege, das ehestens die Rückreise nach Spanien antreten würde. Er ging nach Quajaquil. Er fand in dem Schiffshauptmann einen einsylbigen, ernsten und derben Mann, der jedoch die Krankheit, die epidemisch bei den Spaniern geworden war — den Goldhunger mit ihnen gemein hatte. Er bot, was er forderte. Das machte den alten Spanier aufmerksam. Der Handel wurde geschlossen, und der Schiffshauptmann versprach am Tage San Antonio in Pagta zu seyn, und dort seinen Reisenden zu erwarten. Jetzt kehrte Huaskar wieder zurück. Er suchte die ihm bekannten Goldminen auf, und nahm, so viel er immer zu tragen im Stande war; dann beschrieb er ein Palmblatt, und trug es bei Nacht in die Hütte vor Nunez Bette. — Aber der Jüngling hatte sich zu viel zugetraut — ach, so nahe der Geliebten — ohne sie zu sehen — das vermochte er nicht. Er schlich leise an ihr Lager, kniete nieder, und drückte den Scheidekuß für ewig auf ihre Lippen. In diesem Augenblick lispelte sie im Traume — Bleib, o bleibe, mein Huaskar. — Da durchzuckte es ihn mit einem Schmerz, der unaussprechlich war. — Er riß sich mächtig los und floh hinaus, geängstet, als habe er ein Verbrechen verübt. Und träumend saß er die folgenden Tage in seiner Schlucht, und blickte auf den Weg nach Pagta. Aber sie kam nicht, und Halipa kam nicht. Angst und Sorge erfüllte ihn. Da endlich sah er sie den Weg hinab wanken, die Geliebte und seine ganze Seele drängte sich in das Auge, denn seine Ahnung sagte ihm, jetzt sähe er sie zum letztenmale für dieses Leben. Sie ging, und sah nicht um. Er folgte von weitem. Er umkreißte schützend den Ort, wo sie ihre Nachtlager nahmen. Ach, sie

ahnete nicht die Nähe deſſen, den ihre Seele ſo unendlich liebte. So folgte er bis Pagta. Und auf der Palmen bewachſenen Anhöhe blieb er ſtehen, und ſtarrte auf den Hafen, auf das Schiff! Jetzt ſtieg ſie in das Boot — ſie ſank. — Ein Schrei der Angſt preßte ſich aus ſeiner Bruſt. — Sie brachten ſie in das Schiff. Zitternd und bebend ſtarrte er dahin, wo ſie verſchwunden war. — Jetzt ſieht er ſie wieder — ſie winkt mit dem Tuche ein Lebewohl — und verſchwindet. Starr, wie ein Marmorbild, ſtand der Jüngling an der Stelle, und wich nicht. Die Nacht kam, der Mond ſtieg herrlich ſtrahlend herauf. — Er ſtand noch da, und ſah auf das Schiff. Jetzt bließ der Wind in die Segel, die Anker werden gelichtet — das Schiff geleitet dahin, und mit dem Ausruf: Fahr wohl, Du meines Lebens Freude! ſinkt der unglückliche Jüngling am Fuße des Baumes, der ihm Stütze geweſen war, nieder. —

Die Nacht verging, der Morgen kam friſch und heiter. Der Blick des Jünglings forſchte in dem Nebel der Ferne nach dem Schiffe, das die Geliebte barg. — Vergebens; die Ferne hatte ihren Nebelſchleyer zwiſchen ihn und Elviren geworfen. — Huaskar fühlte ſich ermattet. Er blieb an der Stelle liegen, bis in Pagta das Leben ſich zu regen begann. Da kam und fand ihn Halipa, der den Rückweg antreten wollte. „O,“ rief er aus bei ſeinem Anblick, „ſo betrog mich meine Ahnung nicht, Du begleiteteſt uns?“ — Huaskar antwortete nicht. Er ſah den Freund mit einer Wehmuth, einem Schmerze an, der jede Nerve ſeines Herzens beben machte. Er fragte nicht nach der Geliebten, und doch war ſein Blick bittender, als es das Wort hätte ſeyn können. Halipa erzählte ihm Alles was er wußte.

Er gedachte des Abſchieds aus dem Thale. Die Erinnerung an das Thal, an Las Caſas, gab Huaskars Gedanken und Empfindungen eine augenblickliche andere Richtung. „O," rief er, „laß uns eilen mein Bruder, laß uns eilen! Dort, wo ſie geathmet und gelebt, dort, wo jeder kleine Raum ihr Bild mir zurückruft, dort, wo das treueſte Vaterherz für mich ſchlägt, dort allein iſt der Frieden, wenn er irgend auf Erden noch für mich zu finden iſt!" Dieſe Gedanken, dieſe Empfindungen weckten auf's neue ſeine Kräfte. Rüſtiger wanderten ſie ihren Pfad, und wo Elviren geruht hatte, da ruhte Huaskar, denn der Ort war ihm heilig. Als der dritte Tag ſich neigte, betraten ſie das Thal. Leiſe gingen ſie an die Hütte. Die Thüre war nur angelehnt. Da kniete der Greis und betete laut: „Gieb ihm Frieden, Allgütiger, Deinen Frieden, der höher iſt, als alle Vernunft. Lehre ihn tragen und dulden und hoffen!" — „Amen!" ſprachen die Eintretenden mit Rührung. Der Greis fuhr auf. „Sind ſie wirklich ſchon in See, Halipa?" fragte er. Da erblickte er Huaskar, und mit dem Ausruf: „Sey mir geſegnet, mein armer Sohn, drückte er feſt und innig den Weinenden an ſein Herz, und Halipa drängte ſich in die Umarmung, denn dieſe drei Herzen waren nur Eins. Ach, wie fühlte jeder ſo tief des Jünglings Verluſt, und doch keiner wie er! Aber wie mühten ſich Freund und Vater, ihn zu zerſtreuen! Huaskar ſah es wohl und dankte es ihnen; doch es war umſonſt. Er hatte das Höchſte verloren, was das Leben hatte für ihn — nun war ihm das Leben nichts mehr, und nur um Las Caſas und Halipa's Willen beſiegte er oft ſeine Schwermuth, und mühte ſich, heiterer zu ſcheinen, als er wirklich war.

Daß ein düſtrer, wehmüthiger Ernſt jetzt über ihrem Leben ſchwebte, wer wollte ſich darob wundern? Durch das längere Zuſammenſeyn mit Nunez und Elviren hatte die Gewohnheit ein Band um ſie geſchlungen; bei Elviren war es das Band der Liebe. Das Scheiden von Hausgenoſſen, auch ſelbſt dann, wenn nicht grade zärtere Bande ſie mit uns vereinten, läßt dennoch eine Leere zurück, die uns recht empfindlich iſt. Je näher ſie aber nun unſerm Herzen ſtanden, deſto größer die Leere bei ihrem Scheiden, deſto inniger die Trauer. Schon dieß war es, was jeden ernſt ſtimmte und wehmüthig; nun kam noch hinzu, daß Huaskar's Schmerz der ihre war, weil ihre Herzen in inniger Liebe mit dem Seinigen zuſammen gewachſen waren. So ſchlichen die Tage langſam und träge dahin, und mit Trauer nahm Las Caſas wahr, wie Huaskar's Kummer tiefer und tiefer wurzelte, und ſich ſeine beſten Kräfte im ſtillen Schmerze verzehrten, und Alles Leben ihm abgeſtorben ſchien. Der Greis ſah es und dachte auf Hülfe. — „Aber wie," fragte er ſich, „wie ſoll ich ſie leiſten? — Tröſten iſt eitel, ſo lehrt mich die jüngſte Erfahrung, Hoffnung geben iſt eitel und unrecht, denn ſo ſie trüge, würde er unglücklicher." — Der Greis ſtützte ſein Haupt in die Hand und ſann nach. Plötzlich ging ihm ein Licht auf. „Iſt nicht Kaiſer Carl der V. ſein Schützer und der meine?" ſprach er freudig, „wird nicht des Kaiſers Fürwort den ſtarren Stolz ſeines Unterthan's beugen?" — Er ſtand auf und ging, den Jüngling zu ſuchen. Er ſaß in ſich gekehrt an der ſprudelnden Quelle. Der Greis ergriff ſeine Hand. „Dein ſtetes Hinbrüten, mein Sohn, verzehrt Deine Kraft, und macht Deinen Schmerz gröſſer. — Was ſoll das endlich werden? — Ich weiß al-

lein das Rettungsmittel für Dich. Laß uns noch einmal den Ocean durchschiffen, und in Spanien wieder suchen, was Du verloren hast!" Huaskar starrte ihn gedankenlos an. „Ich verstehe Euch nicht, mein Vater," sagte er darauf. „Nach Spanien wollen wir, um dort Elviren wieder zu finden!"

„Um sie wieder zu verlieren? Hat nicht Nunez zu klar seine Denkart ausgesprochen, als daß nur je an Aenderung zu denken wäre? Es widerstrebt überdem meinem bessern Gefühl, dem Vater sein Kind abzutrotzen oder abzubetteln!"

„Aber Huaskar," hob Las Casas wieder an, „kannst Du ihm nicht bieten, was nur irgend der stolze Grand fordern mag? Ist nicht der Kaiser Dein Freund, und könnte nicht Deine Kenntniß der Goldminen Dich zum reichsten Manne Spaniens machen?" —

„Ich mag durch solche Mittel mir kein Glück erkaufen!" —

Obgleich stets Huaskar widerstrebte, der Greis ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Allein mit Las Casas Ausdauer stieg Huaskar's Entschlossenheit. Er hatte Gründe dafür. Abtrotzen wollte er Elviren dem störrigen Grand nicht; abbetteln — widerstrebte seinem Ehrgefühle. Sie erkaufen mit Golde, das hielt er für Elviren zu entwürdigend. „Laßt mich," bat er den Greis, „laßt mich mein Weh tragen. Ich mag nicht mehr nach Spanien, um unglücklicher in meine Heimath zurückzukehren, als ich jetzt schon bin!" Las Casas sah es je länger, je mehr ein, sein Zureden sey fruchtlos. Da reifte in seinem Herzen ein Entschluß, des edeln Mannes würdig.

Eines Morgens war Las Casas verschwunden. Die beiden Freunde warteten bis zum Abend auf ihn — er kam nicht. Die Nacht sank mit undurchdringlicher Finsterniß herab, und mit ihr eine namenlose Angst in ihre Herzen. Sie warteten den Morgen ab, dann durchstreiften sie die unwegsame Gegend; aber die Gegend war öde und stille. Täglich kreißten sie weiter, ohne jedoch nur die kleinste Spur des Verschwundenen entdecken zu können. Trauernd kehrten sie nach ihrer Hütte, nach ihrem Thale zurück, und muthmaßten ängstlich, was ihn könne bewogen haben zu solcher Entfernung, oder welch ein höchst unglückliches Ereigniß ihm zugestoßen seyn möge? — Doch es blieb dunkel, und der Greis kehrte nicht wieder. Da war der letzte Stern an Huaskar's Himmel untergegangen, und trübes, schauerliches Gewölk zog an ihm hin und nahm ihn ein, und keine Sonne, und keinen Mond, und keine Sterne schienen ihm mehr. So tief auch Halipa gebeugt war, so bemühte er sich doch, seinen Freund zu zerstreuen. Wie es ihm gelang, bewieß Huaskar's zunehmender Trübsinn und Gleichgültigkeit gegen Alles, außer ihm. Nur kurze Zeit war er manchmal heiter; das waren die Augenblicke, wo sie über das Verschwinden ihres beiderseitigen Vaters sich unterredeten. Nach vielem Sinnen und Muthmaßen kamen sie endlich darauf, der Greis müsse von Spaniern aufgegriffen und hinweggeschleppt worden seyn ausserhalb des Thales. Die Vermuthung erhielt dadurch vielen Grund, daß, hatte ihn ein Raubthier zerrissen, man doch wenigstens Spuren seines Blutes und seines Gewandes irgendwo gefunden habe.

Diese Vermuthung erlangte durch ihr stetes Beleuchten und Mitzustimmen endlich volle Gewißheit in ihren

Gemüthern, und der höchſte Unwille, die höchſte Erbitterung gegen die Spanier in Peru regte ſich wieder lebhaft in den peruaniſchen Gemüthern. — Eine andere Veranlaſſung ſolle dieſe Empfindungen bis zur gewaltigſten Leidenſchaft anfachen. Eines Tages waren Halipa und Huaskar zum Jagen in die nahen Wälder gegangen. Lange hatten ſie das Wild verfolgt in allen Richtungen, und auf dieſe Weiſe waren ſie weit von ihrer Wohnung abgekommen. Von einer kleinen Anhöhe, auf der ſie ſtanden, ſahen ſie jetzt in der Entfernung viele und große Feuer brennen, und zwar in den höhern Regionen des Andengebirges, wo ſchon kein Baum mehr wächſt, ſondern nur niederes Geſtrüpp und Farnkräuter. Es dunkelte ſchon zu ſehr, um deutlich ein mehreres unterſcheiden zu können, und Halipa ſagte: „Da ſind die freien, muthigen Männer von Kusko und den übrigen zerſtörten Orten, die dort Freiheit und Sicherheit ſuchten und fanden, und einen ununterbrochenen Krieg führen mit ihren Unterdrückern!“ Sie machten ſich nun ebenfalls ein Feuer an, da ſie ihre Hütte nicht mehr erreichen konnten, und ſchliefen neben dem Feuer, welches ſie vor Ueberfall wilder Thiere ſchützte, ruhig und ſanft nach großer Ermüdung ein. — Kaum begann der junge Tag die Wolken golden zu ſäumen und die Häupter der uralten Koloſſe der neuen Welt zu verklären, indeß in den Niederungen noch das Zwielicht näher der Nacht als dem Tage verwandt war, da erweckte ein ſeltſam Geräuſch die beiden Schläfer, und als ſie endlich klarer um ſich blickten, da ſtand ein Kreis hoher dunkler Geſtalten um ſie, die ihres Erwachens gewärtig waren. Beide ſprangen in einem Momente auf. „Was wollt Ihr?“ fragte kurz und beſtimmt Huaskar. —

„Friede ſey mit Dir, Kind der Sonne," ſprach ein Greis, der, noch ungeſchwächt von der Jahre Laſt, kräftig das Kriegshandwerk übte. „Wir danken den Göttern, daß wir Dich fanden, denn längſt ſuchen wir Dich. Längſt erhielten wir die Kunde, Du lebteſt, und ein ſpaniſcher Prieſter entfremde Dein Herz Deinem Volke, und neige es in Liebe zu dem Seinigen; und ob wir das gleich nimmer glauben konnten von dem Sohne des gemordeten Atahualpa, ſo kannten wir doch die Macht der Ueberredung, die trügeriſche Schmeichelei der Spanier und des jungen Herzens Biegſamkeit zu gut, um nicht der Furcht in unſerm Herzen Raum zu geben. Darum ſegne ich die Stunde, wo ich Dich ſah, und den Sohn Deines muthigen Vaters ſogleich erkannte; denn nun höre aus meinem Munde das Wort, was Dein Volk zu Dir alſo ſpricht: Du biſt unſer, Sohn Atahualpa's, und wir ſind Dein! An Dich haben wir geheiligte Rechte, uns biſt Du nahe verbunden, und nicht den Mördern Deines Vaters. Unſer Inka biſt und ſollſt Du ſeyn; darum haben wir Pfeil, Bogen und Spieß ergriffen, und ſind hinauf in das Gebirge gezogen, Dir ein freies Reich zu gründen; darum fechten wir muthig gegen die fremde Uebermacht und Willkühr, daß ſie weiche von Peru's geſegneter Küſte, und wieder das Glück früherer Zeit mit einem Regenten unſeres Stammes für uns beginnt. — Alſo ſpricht Dein Volk zu Dir. Willſt Du es hören? Willſt Du es glücklich machen? Willſt Du unſer Inka ſeyn? Willſt Du mit uns kämpfen für ein freies Leben, oder einen freien Tod? — Oder magſt Du lieber der Spanier Freund und Deines eignen Volkes Verräther ſeyn? Ziehſt Du es vor ein Sclave zu ſeyn, oder ein freier Mann? Iſt der

Muth und die Vaterlandsliebe Deiner Vorfahren in Dir erstorben, oder glüht sie in Deinem Herzen kräftig fort?—

Huaskar hatte lange mit stillem Ernste dem Worte gehorcht, und gesenkten Hauptes dagestanden. Das letzte ergriff wunderbar sein Inneres. Ist es anders? fragte er sich selbst. Spricht der Greis nicht Wahrheit? Was habe ich zu verlieren auf Erden? Was fesselt mich noch an ein Volk, das meinem Volke ein unerträgliches Joch auflud, und wie Räuber mein Vaterland an sich riß? dessen thierische Leidenschaften eben sowohl gegen sich selbst wüthen, als gegen mein armes Volk? Wohlan, ich will der Ihre seyn! — Aber — ich bin Christ! Darf der Christ kämpfen gegen den Christen? Er stand jetzt wieder gesenkten Hauptes da und die Männer sahen ihn traurig an. Da fielen sie plötzlich alle vor ihm nieder, und hoben bittend ihre Hände zu ihm empor. „Sey unser Inka!" riefen sie alle. Das ergriff ihn gewaltig. Er blickte mit leuchtendem, feuchtem Auge im Kreise herum, da lag auch Halipa vor ihm auf den Knien, bittend: „Sprich ja, mein Huaskar, sprich ja!" — „Auch Du, Halipa?" fragte er sanft. „Auch ich, Huaskar, auch ich! Bedenke, was sie uns entrissen! Vielleicht, daß es der Wille Gottes ist, daß wir so dem Edeln vergelten seine Liebe, daß wir ihn retten aus seiner Feinde Gewalt!" Da leuchtete mehr noch Huaskar's Auge, und er rief: „Ich bin Euer, und mein Ruf soll Euch zum Kampfe, mein Wort zum innern Frieden führen." Ein Jubelgeschrei machte die Luft zittern, und im Triumphe wollten sie den Jüngling nun zu ihren Brüdern in das Gebirge führen, aber Huaskar widersetzte sich. „Noch einmal muß ich in mein stilles Thal," sagte er zu Halipa, „dann will ich folgen,

wohin auch der blutige oder friedliche Weg führen mag, den ich erwählt habe zu meinem künftigen Lebenswege!" Gerne geſtanden ſie ihm das zu. An der Stelle, wo ſie ihn gefunden hatten, wollten die Peruaner ihn wieder ſehen. Als nun die Männer ſich lagerten, ſchüttelte Huaskar ihnen die Hand, und ging mit Halipa über die Felſen hinab.—

„Wird er wiederkehren?" fragten ſie den Greis, der ihr Sprecher geweſen, indem ſie ihm halb zweifelnd nachſahen. — Aber der Greis beruhigte ſie, indem er ſagte: „Seyd ruhig, Brüder, in ihm fließt Atahualpa's Blut, er wird Wort halten, und ſollte es ihn auch ein Opfer koſten!" Und ſo war es. Das Opfer fühlte Huaskar wohl ſchwer, was er ihnen brachte. Allein der Gedanke, vielleicht auf dieſe Weiſe noch Las Caſas Retter zu werden, den Halipa wie einen Funken in ſeine Seele geworfen, dieſer Gedanke überwand jede Rückſicht. Halipa bemühte ſich auf dem felſigen Rückweg, ſeinem Freunde von mehreren Seiten ſeinen Schritt im vortheilhaften Lichte zu zeigen. „Wer," ſagte er, wer gab dieſen Spaniern das Recht und die Befugniß, ein ruhig und glücklich Volk, wie das unſre war, aus ſeiner Ruhe aufzuſchrecken, ihm ſein Heiligſtes, ſeine Freiheit zu rauben? Haben ſie nicht unſer Volk mißhandelt auf's Furchtbarſte? Und nicht zufrieden mit ihrem Wüthen und Raſen gegen unſer Volk, wüthen ſie gegen die Edeln ihres Stammes ebenſo, wie gegen uns. Darum iſt der Ruf heilig, die Dränger zu vertreiben, und Heil, Frieden und Freiheit uns wieder zu erkämpfen. Sprich ſelbſt," fuhr er zu dem ſtille dahingehenden Huaskar fort, „wie würde unſer Volk ſo ſchrecklich vergelten mit zehnfacher Rache, was die Spanier einfach verübt, wenn nur der

wilde Ausbruch der Leidenschaft sie führt. Besser, menschlicher, sicherer zum Ziele führend, wird der Kampf seyn, wenn des Führers fester, edler und guter Wille des muthigen Volkes rohe Kräfte regiert mit Besonnenheit. Und leuchtet nicht als letztes Ziel unseres Strebens, nicht wie ein glänzender Stern Las Casas Befreiung entgegen, die wir in Lima sicher bewerkstelligen werden?!" Also sprach Halipa, und ließ zur Reue über den schnellen Entschluß Huaskar's Seele keine Zeit. Aber je näher sie der so theuern und nun so leeren Heimath kamen, desto wehmüthiger wurde es ihm, desto klarer traten die Bilder seines frühern, harmlosen, glücklichen Lebens vor seine Seele. Mit diesen Empfindungen betraten sie am Abend ihr Thal. Ach, wie ging die Nacht so langsam vorüber in diesem einst so glücklichen Orte! Wie schwer lag der Schmerz über das Verlorenseyn all jenes Glückes auf des Jünglings Seele! Halipa schlummerte ruhig an Huaskar's Seite und ahnete nicht, wie manche Thräne der Erinnerung an Elviren und Las Casas in dieser Nacht floß, wie mancher Seufzer der beengten Brust entstieg! Erst am Morgen, als zum letzten Male die Frühsonne über sie in diesem Thale aufging, sah Halipa Huaskar's Schmerz, und er rastete nicht, bis dieser endlich aufbrach. Das Scheiden von diesem Orte, wo jede Stelle eine selige Erinnerung in sich schloß, wo jeder Baum, jede Pflanze Zeuge seines verwelkten Glückes war, wo er die Stunde seines höchsten Glückes und höchsten Schmerzes erlebt — das Scheiden von ihm that ihm unendlich weh, und Halipa hätte fast ihn gewaltsam fortreißen müssen, wenn nicht seine männliche Zurede den Jüngling wieder sich selbst seinem Muthe und seiner Fassung zurückgegeben hätte.

Nachdem er überall noch einmal geweſen war, jedem Plätzchen ſein Opfer gebracht, warf er ſich an ſeines Freundes Bruſt und ſprach: „Nun iſt es überſtanden, nun laß uns gehen!“

Und denſelben Weg, den ſie gekommen, ſtiegen ſie wieder hinan, und fanden die Harrenden wieder, die frohlockend ihnen entgegen ſtürzten, ihnen den Jubel ihrer Brüder meldend, die ſehnſüchtig ſeyen, ihren jungen Inka zu ſehen.

Durch finſtre Urwälder, die vielleicht Jahrhunderte hindurch ſchon ihre für jeden Sonnenſtrahl undurchdringliches Laubdach über dieſes köſtliche, goldreiche Erdreich wölbten; an reißenden Waldſtrömen vorüber und hindurch, über zackigte Felſen und weiche Mooslager, durch Dornen und ganze Gewebe der ſeltſamſten Schlingpflanzen hindurch führte ihr Weg immer bergan. Immer mehr verlor die Natur ihre üppigen Reize, unförmiger wurde alles, der kühlende Schatten ſchwand, und die Strahlen der Sonne fielen ſengend auf die Wanderer herab. Nur Moos und Farukräuter, Dornen und zwergartige Bäume, wenn man ſie ſo noch nennen konnte, untermiſcht mit gewaltigen Felstrümmern, das waren jetzt die Gegenſtände, auf denen das Auge einen Ruhepunkt fand. Jetzt bog ihr Pfad um eine Ecke, und — vor ihnen ſtanden feſtlich geſchmückt und gerüſtet ein kleines Heer kernhafter Peruaner, Männer und Jünglinge. Ueberraſcht von dem Anblick, blieb Huaskar einen Augenblick ſtehen und überſah, nicht ohne freudige Gefühle, die Schaar, die jetzt huldigend zu ihm ſich drängte. Ungemeßner Jubel erſchallte aus jedem Munde, laut kundthuend, weſſen das Herz voll war. Aber der Anführer, ein Greis von ehrwürdigem Anſehen, gebot Stille zu

ſeyn, und alſobald verſtummte jeder Mund. Er trat vor Huaskar hin und ſprach mit Würde: „Sey mir geſegnet im Namen meines Volkes. Du, Peru's Hoffnung! Dich haben wir lange geſucht und nicht gefunden; auf Dich lange gehofft und unſre Wünſche aufgegeben! Gelobt ſeyen die Götter, die dein Herz regierten! In deine Hand, Kind der Sonne, lege ich freudig den Befehl über dieſe. — Milde gegen ſie, unverſöhnlich gegen die Spanier, vorſichtig, muthig, gerecht und vorangehend mit eignem Heldenbeiſpiel, das waren deiner Väter Tugenden. Auch die deinen werden es ſeyn, denn in Deinen Adern wallt ihr Blut. Nimm hier meinen Bogen, hier meine Pfeile und meinen Spieß. Betrachte es als das Deine, und übe es ſo, wie ich es geübt.“ Er wandte ſich jetzt gerade an ſeine Waffen und ſprach: Möge die Sehne dieſes Bogens nie erlahmen gegen den Feind deines Volkes! Möge der Pfeil, den Deine Hand führt, das Spanierherz ſtets durchbohren! Möge der Spieß, den Du ſchleuderſt, nie verfehlen, einen Spanier anzuſpießen! — Als das Huaskar genommen aus des Oberhauptes Hand, da jubelte wieder das Volk, und Alles nannte ihn „Inka Huaskar,“ und bewieß ihm ſeine Liebe und ſchwur ihm Treue zum Tod und Leben, in Freud und Leid. Huaskar's Herz war vielſeitig bewegt. Er ſchloß Halipa an ſeine Bruſt. Theile mit mir die Gewalt, mein Bruder, bat er ihn; aber Halipa drückte ihm die herrliche Federmütze oder Krone, die ihm der Prieſter einer aufgeſetzt hatte, tiefer in die Stirne, und ſprach knieend vor ihm: „Inka, verachte mich nicht, und laß mich dein Schatten ſeyn.“ Der feierliche Augenblick ging vorüber. Huaskar wandelte recht fröhlich unter ſeinen Männern herum, drückte ihnen die Hände

und ſprach mit ſeiner herzgewinnenden Freundlichkeit zu ihnen, und gewann ſo noch mehr jedes Herz und kettete ſie immer feſter an ſich. Sein erſtes Werk war, einen andern Lagerplatz in dem nahen Hochwalde auszuwählen und zu beziehen. Mit Umſicht und Klugheit ordnete er ſein ſtets wachſendes Heer. Bekannt mit ſpaniſcher Art und Kunſt, Krieg zu führen, ſuchte er Vieles anders zu ordnen, und willig gehorchten ihm Alle, ſein reifes Urtheil bewundernd. Und erſt als das geſchehen war, zog er näher hinab zu den Anſiedelungen der Spanier. Der blutige Krieg begann. Mit Schrecken erkannten die Spanier den Muth und die Ausdauer, die Ordnung und Mannszucht ihrer Feinde, überraſcht von den Vorzügen, die der Kampf dieſer Horden gegen den der frühern Kämpfer zu ihrem Schaden hatte. Und nicht mehr war die kanibaliſche Sitte des Mordens ihr Grundſatz, ſondern mild wurden die gefangenen Spanier behandelt. Haufen, die ſie früher nicht gefürchtet hatten, erfüllten ſie jetzt mit Schrecken.

Recht ernſtliche und wirkſame Maßregeln galt es jetzt zu ergreifen, wenn nicht die aufrühreriſchen Peruaner täglich neue Fortſchritte machen ſollten. Man ſprach viel von dem Heldenmuthe zweier Anführer, und von der Klugheit, mit welcher ſie die Vortheile ſpaniſcher Truppen zu ſchmälern und für ſich unſchädlich zu machen trachteten.

Reißend, wie ein Waldſtrom, waren ſie gegen Lima vorgerückt. Dieſe Peruaner fürchteten das Schießgewehr nicht und nicht die berittenen Spanier, und nicht die Heerden großer, beißender Hunde, die einſt durch ihre die unglücklichen Wilden zerfleiſchenden Zähne ſich bei ihnen ſo furchtbar gemacht hatten. Muthvoll, wie

nach ein, und sicherer in ihren Unternehmungen, als noch je, schlugen sie die Minderzahl der Spanier bis in die Nähe von Lima zurück. Gonzalez Pizarro war jetzt in einer Lage, die leicht einen minder Entschlossenen zum Kleinmuthe vermocht hätte. Auf der Landseite ein furchterregendes Heer Peruaner, die, für Rache und Freiheit kämpfend, unüberwindlich schienen, dabei Kriegsvölker, die ihn nicht liebten. Auf der andern Seite Angst und Sorge, denn schon seit Jahresfrist hatte er seine Abgesandten nach Madrit geschickt mit unermeßlichen Reichthümern, um Carl V. Gunst sich zu erwerben und dessen Bestätigung als Statthalter von Peru zu empfangen; allein bis zur Stunde waren sie nicht zurückgekehrt. Das flößte ihm bange Besorgniß ein. Wie! dachte er, wenn ich nun Lima ganz von Truppen entblößte, sie alle gegen die Empörer sende, wie wird es gehen, wenn dann plötzlich Carl's mächtiges Wort eine Armada herüber sendet, die nun der Wasserseite mich anfällt! Das böse Gewissen hat oft eine sichre Berechnung seines Schicksals. Pizarro schien hinter den Schleier der Zukunft geblickt zu haben, denn schon lag jetzt die von dem gefürchtete Armada unter Pedro's de la Gasca Befehlen seit längerer Zeit auf Hispaniola vor Anker, weil ein Orkan furchtbarer Art, wie er bei den Antillen häufig, ja eigentlich heimisch ist, die Schiffe sehr beschädigt hatte, so, daß ohne Ausbesserung an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken war. Dabei waren denn auch die Lebensmittel ausgegangen, und Gasca mußte auf Hispaniola anlegen, damit er die Schiffe rüste, Lebensmittel einnehme, die Kranken unter seiner Mannschaft heilen lasse. Dieß hatte seine Ankunft bei Lima verspätet. Pizarro ahnete die Gewitterwolke, die sich über seinem

Heeres zusammen zog und sich über ihm zu entladen drohte, schien — darum zauderte er gegen die Peruaner entscheidende Schritte zu thun. Dieses Zaudern erschien jenen als Muthlosigkeit, und dadurch wuchs ihr Muth, fühlten sich ihre Thatkraft. Täglich kamen neue Unglücksboten nach Lima, welche die Siege der Peruaner meldeten, und ihr Heranrücken gegen Lima. — Jetzt erkannte Pizarro die Nothwendigkeit, Alles aufzubieten, um die Rebellen zu zertrümmern. Er zog seine Kriegsleute aus Kusko und Guayaquil zusammen. Alles was in Lima waffenfähig war, vom Knaben bis zum Greise, mußte mit in das Feld rücken, um den eigenen Herd zu vertheidigen. Mit dieser ansehnlichen Macht zog er selbst dem Feinde entgegen. Er traf sie wohl gerüstet. Mehrere Treffen wurden geliefert, ohne daß der Sieg auf einer Seite gewesen wäre. Von beiden Seiten aber wuchs jetzt die Kampfbegierde. Pizarro, klug und listig wie eine Schlange, sandte Escobedo mit einer Abtheilung Spanier ab, um den Peruanern in den Rücken zu fallen, und sie so zwischen zwei Feuer zu nehmen, und ihnen desto sicherer den Untergang zu bereiten. Huascar und Hualpa, ob sie gleich sehr vorsichtig waren, ahneten das nicht, und gingen um so sicherer in eine Falle, die ihnen höchst verderblich wurde. Escobedo hatte einen Umweg genommen, der ihn lange aufhielt. Erst nach zehn Tagen hatte er seinen Posten erreicht. Nachdem dieß bewerkstelligt war, griff Gonzalez an. Mit einer Tapferkeit, die selbst Gonzalez bange machte, schlugen sich die Peruaner. Und als gerade sich der Vortheil auf Huascar's Seite neigte, als mit verdoppelter Kampflust er selbst sich an der Spitze seiner auserwählten Männer in die Reihen der feindlich fechtenden Spanier

nung, dem Kampfe die Entscheidung zu geben, da stürzte, gleich einem Orkane, Cavarro mit seinen Truppen aus seinem Hinterhalte hervor in den Rücken der schon hartbedrängten Peruaner. Mörderisch wüthete jetzt das Spanier Schwerdt unter den Peruanern. Nicht lange konnte das Schicksal des Treffens unentschieden bleiben. Der Peruaner Muth sank plötzlich, denn Hualpa lag schwer verwundet in der Spanier Hände. Zwar kämpften sie noch einzeln mit Verzweiflung, aber bald sahen sie sich überwunden, und flohen schaarenweise vor den verfolgenden Spaniern.

Die Niederlage der Peruaner war außerordentlich. Tausende deckten das Schlachtfeld, und Viele noch tödtete das Spanier Schwerdt auf der Flucht. Eine Kugel hatte Hualpa'n getroffen, als er gerade einen Pfeil auf Pizarro abdrücken wollte. Sein Federschmuck gab ihn zugleich für den Anführer zu erkennen, und seine Gestalt, sein ganzes Wesen ließ nicht lange im Zweifel, daß er zum Stamme der Inca's gehöre.

Grimmig lachte Pizarro, als ihm diese Kunde wurde. Triumphirend blickte er um sich, als wolle er sein Schicksal herausfordern. Er ließ Hualpa nach Lima bringen, ihn verbinden, und in das tiefste Gefängniß werfen. Seine Rache sann auf einen entsetzlich grausamen Tod für den Empörer. Er glaubte mit diesem einen Hauptschlag das Haar der Peruaner vernichtet zu haben, und zog mit den Seinen nach Lima zurück. — So verblendet der Mensch in seiner Vermessenheit, wenn ihm ein Plan gelang. Er meint nur Alles gewonnen zu haben. Allein das Urtheil des Allmächtigen war längst gefällt im ewigen Rathschluß. Schon die Botschaft, daß die Peruaner in einer Nacht alle Lebensmittel dieser Weiler vom

Schlachtopfer geblutet und verkommen lassen, indem sie Tod und Verderben den Spaniern schwuren, machte ihn wieder unruhig, und stimmte seinen Uebermuth merklich herab. Täglich hinterbrachten neue Botschaften die tiefbetrübten Rüstungen des unterdrückten Volkes. Aus allen Gegenden strömten Streiter herzu zu Hualpa, der nun ihr Führer war. Gerade als Pizarro Huascar's Hinrichtung veranstalten wollte, traf die Nachricht ein, Quito sey von einem andern Heere Peruaner erobert. Erschrocken schob Gonzalez das Auto da fe, welches er zur Ergötzlichkeit seiner Truppen an Huascar und andern Peruanern wollte vollziehen lassen, auf, um neuerdings in's Feld zu rücken. —

Da meldete man eines Morgens eine peruanische Gesandtschaft, die um Gehör bei Pizarro bitte. Pizarro ließ sie vor. Um aber desto mehr den Gesandten zu imponiren, waren alle seine Offiziere in der vollen, glänzenden Waffenrüstung um ihn versammelt. Die Peruaner traten ein. Es waren drei Männer von sehr schönem Wuchse, deren herrliche Haltung selbst die Spanier überraschte. Nach den Begrüßungen, in denen sich mehr männliches Selbstbewußtseyn, ja vielleicht Trotz sich aussprach, als Demuth, wie es die Spanier erwartet hatten, begannen sie also: „Unser Heerführer Hualpa und unsres Heeres Männer grüßen zu Dir: Du hast Huascar, unsern obersten Heerführer, in Deiner Gewalt, und willst ihn tödten, wie es Eure abscheuliche Mordlust heischt; wisse, fünfzig Männer Deines Volkes, Spanier, wie Du weißt, von den Edeln Deines Landes, sind in unserer Hand. Huascar, der Held, hatte sie geschont. Sie leben und sind gesund. Siehe, wir bieten Dir fünfzig, gib uns Einen: Huascar! Du weißt, Deine

Oberhaupt ist in unseren Händen — gieb uns Huaskar, und sie ist wieder Dein, und Deinen Landsleuten, die dort wohnen, soll nicht ein Haar gekrümmt werden; — aber willst Du unerbittlich seyn, so laß Dir vorerhalten, daß die fünfzig Männer sterben müssen, und Alles, was von Spaniern in Caxamalca ist, und Brand soll die Stadt verheeren, daß sie von Peru's Küste getilgt werde, und unser Heer, zweimal hunderttausend Männer und Jünglinge zählt es, soll Dich verfolgen, so lange Einer von Ihnen athmet! — Das ist unser Bescheid."

Pizarro ließ sie sich eine Weile entfernen. „Was dünkt Euch?" fragte er seinen Kriegsrath. Die Stimmen waren sehr getheilt. Die heftigsten verlangten Huaskar's Mord als Strafe des Trotzes der Wilden. Die Gemäßigtern schlugen vor, Frieden zu schließen und Huaskar als Geißel zu behalten. Wenige stimmten für die Auslieferung. Lange erwog Pizarro die Sache. „Mich dünkt," hob er endlich an, „es wird besser seyn, wenn wir des Peruaners Leben schonen, und Unterhandlungen einleiten. Ihr wißt, daß wir täglich eine Antwort aus Spanien, vielleicht mit Schwertern gefährden, erhalten werden, wo dann unsere Lage schlimmer seyn möchte, wollten wir nicht die Gelegenheit ergreifen, die sich uns zur Ausgleichung bietet." — Er ließ die Gesandten wieder rufen. „Saget den Empörern," sprach stolz Pizarro, „daß sie es uns Dank wissen müssen, daß unsere Herzen friedlicher gestimmt sind, als die Ihrigen. Wir bieten Euch Frieden an. Jeder kehre in Eure Städte und Dörfer, und lebe in Frieden. Euer Fürst Huaskar soll leben. Alle Eure Gefangenen geben wir Euch zurück, nur ihn allein behalten wir als Geißel. Möget Ihr dagegen die fünfzig Landsleute als

Gewalt von uns scheiden.' — „Wir haben hierauf nichts zu sagen!" erwiederten die Gesandten. „Mag unser Volk entscheiden, und Huaspa, unser Herrscher." Nun entfernten sie sich auf dieselbe Weise, wie sie gekommen waren. — Noch warteten die Spanier fruchtlos auf ihre Entscheidung — da loderte schon Caxamalca in hellen Flammen auf. Das war der Ruf an alle Peruaner zu den Waffen. Aus ganz Peru strömten Heerhaufen herzu. Huaspa's Schaaren wuchsen mit jedem Tage an. Mit einer furchtbaren Macht stand er plötzlich wieder in der Nähe Lima's. Da erbebte Gonzalez Pizarro und ganz Lima mit ihm. In aller Eile wurde Alles zusammengerafft, um dem gewaltigen Feinde die Spitze bieten zu können. Man rückte gegen ihn in's Feld. Man versuchte die angewandte List des Hinterhalts. Vergeblich aber war diese Maßregel, denn der ganze Haufe fiel in die Hände der Peruaner, und wurde aufgerieben. Zu großem Nachtheile der Spanier kannte Huaspa aus früher Zeit den Gebrauch des Feuergewehrs, und errichtete eine Abtheilung Peruaner, denen er selbst die Handhabung der erbeuteten Gewehre lehrte. Schrecken erfüllte Pizarro's Heer, als es sich von Peruanern angegriffen sah, die, mit Feuerröhren bewaffnet, wie sie selbst, ruhig auf sie feuerten. Es dauerte nicht lange, so ward ihre Verwirrung allgemein, und endigte in einer gänzlichen Niederlage. Noch einmal stellten sie sich unweit Lima dem Feinde entgegen. Einige Tage vergingen wieder in fruchtlosen Unterhandlungen. Die Peruaner verlangten Huascar'n ohne Bedingung. Pizarro's Wuth kannte keine Grenzen mehr. Er wollte Huascar'n schrecklich umkommen lassen, und dann kämpfen auf Tod und Leben. Dem aber widersetzten sich seine Offiziere.

Streifhaufen fielen die Peruaner sie in kleinen Haufen an, und arbeiteten sie heimlich dadurch zu Grunde. Pizarro sah es bald ein, daß nur hinter Lima's Wällen und Bollwerken noch Heil für ihn zu finden sey. Er warf sich in die Stadt, die alsbald von dem Heere eingeschlossen wurde.

VI.

Acht traurige Wochen waren für die Belagerten unter steten kleinen Scharmützeln hingegangen, da bot sich eines Tages Morgens ein seltsames Schauspiel dar. Schon im Besitze mancherlei Vortheile, zogen plötzlich eines Morgens die Peruaner sich zurück, und nahmen vier Stunden hinter Lima eine feste Stellung ein. Lauter Jubel brauste durch Lima's Straßen. Alles strömte in die Kirchen, Gott für die plötzliche, wunderbare Errettung zu danken, allein diese Freude wandelte sich bald in Schrecken, als gegen Mittag vor Lima sechs Schiffe der größten Art unter spanischer Flagge erschienen. Die Schiffe legten sich vor Anker, und zum ersten Male bebte Pizarro, denn er sah das Racheschwert der Regierung nur noch an einem Haare über seinem Haupte schweben. In der Angst seines Herzens berief er einen Kriegsrath. Er hatte Muth bei den Seinen zu finden gehofft, aber bleich standen sie um ihn herum, und jeder bebte wie er, weil das künftige Verhängniß sie alle an ihre Thaten mahnte. Nur die Anhänger von Almagro, die, bloß der Gewalt weichend, Pizarro's Partei ergriffen hatten, blieben sich gleich, obwohl es ihnen schwer wurde, die Hoffnung zu verbergen, die sie beseelte. In Pizarro's Rathsstube waren ihrer Viele mit ihm ungeschieden, und freuten sich, ihn gestürzt zu sehen.

Seine Lage war schrecklich. Hier und dort den Feind. Nirgend's Rettung. Er entließ den Kriegsrath wieder, ohne ein Resultat gewonnen zu haben; nur Escovedo und mehrere Andere blieben bei ihm, um auf irgend eine Aushülfe zu sinnen. Alle saßen in tiefen Gedanken. Ihr Schicksal trat blutig vor sie hin, und machte das Blut in ihren Adern starren. Plötzlich fuhr Escovedo auf. „Noch ist nicht Alles für Euch und uns verloren!" rief er aus. „Haben wir nicht Atanz in unserer Gewalt, um unser Leben hier zu retten, und den Peruaner Huaskar, um dort uns einen Ausweg zu bahnen!" — „Wahrlich!" rief Pizarro, „Du hast das Rettungsmittel gefunden! Auf, Escovedo, und Ihr, meine Freunde in der Noth, eilt zu den Peruanern. Lieber will ich zu ihren Füßen, als zu meinen eignen Landsleuten! Versprechet ihnen Alles, wenn sie friedlich in ihre Heimath zurück kehren und meine Bundesgenossen werden wollen!" — Es geschah, wie er befahl. Escovedo und drei seiner Freunde schwangen sich auf ihre Rosse, und sprengten hinaus zu den Thoren Lima's. Bald hatten die Boten die Peruaner erreicht. Die Palmzweige in ihren Händen verschafften ihnen eine freundliche Aufnahme. Man führte sie zu Halipa. „Was bringet Ihr?" fragte sie diese. „Du hast gesehen," begann Escovedo, „welchen bedeutenden Zuwachs an Macht wir heute erhielten, und weiß es als ein Zeichen des uns Spaniern angeborenen Edelmuthes erkennen, daß wir Euch dennoch den Frieden unter folgender Bedingung anbieten. Ihr ziehet friedlich in Eure Heimath, legt Eure Waffen nieder, und werdet unsere und Pizarro's Freunde und Bundesgenossen. Dagegen soll Euer herrlicher Huaskar noch heute in Eure Hand ausgeliefert werden!"

Bei diesen Worten strahlte Huelpa's Gesicht von hoher Freude. Er nahm den Vorschlag an, ohne an irgend etwas in diesem Augenblicke zu denken, als an das Wiedersehen des Freundes. Der Bund wurde geschlossen und beschworen, und frohlockend über den glücklichen Ausgang seines gewagten Unternehmens, kehrte Escovedo nach Lima zurück, und mit ihm ein Trupp Peruaner, der Huascar'n in Empfang nehmen sollte. Mit dem freudigen Ausrufe: „Es ist gelungen!" stürzte Escovedo in Pizarro's Gemach. Dieser schloß ihn freudig in seine Arme. „Gottlob!" rief er aus, „daß doch ein Anhang uns noch übrig ist! Lies selbst," sprach er hierauf zu Escovedo, indem er ihm ein großes Pergament reichte, „lies selbst, und erkläre, welches Schicksal unser wartet." Neugierig griff dieser nach dem Pergamente. Es war Carl's V. Manifest, durch welches er den Don Pedro de la Gasca bevollmächtigt, die Audienzia in Lima wieder einzusetzen, seinem Gesetze treue Befolgung, den Peruanern milde Behandlung zu erwirken, und Gonzalez Pizarro zur strengen Rechenschaft, ob seines Verfahrens, mit allen seinen Anhängern zu ziehen, und worin Lima's Einwohner zur Treue aufgefordert, jedem aber Amnestie versprochen wurde, der Pizarro's Parthei verlasse, und zu Gasca übergehe. Escovedo war bleich geworden, als er das Blatt gelesen. „Nun," fragte kalt Pizarro, „was willst Du thun? Escovedo?" — „Könnt Ihr fragen? Nein, Don Pizarro, solchen Zweifel hat Escovedo nicht an Euch verdient!" — „Sey ruhig, Freund," sprach dieser, seine Hand schüttelnd. „Geh hin, und befreie Huascar." — „Aber," fragte Escovedo, „wollt Ihr denn keine Schritte wegen Nunez thun?" — „Doch," sprach Pizarro, „schon sind meine

Gesandten abgegangen, um Nunez anzubieten, wenn man mir Leben und Freiheit mit den Meinigen garantire. Wo nicht, so muß Nunez uns begleiten in die Wildnisse Peru's." — „Recht so," sagte Escovedo. „Nur laßt uns klug handeln, daß wir nicht selbst in das Netz laufen, das man uns gestellt."

In dumpfem Schmerz lag Huaskar auf seiner Bastmatte im Kerker, und dachte seinem traurigen Geschicke nach. Der Jüngling war niedergebeugt von der Schwere seines Geschicks. Er hatte Alles, Alles verloren, was für den Menschen in diesem Leben Bedeutung und Werth hat. Nur der fromme Glaube, den ihn Las Casas gelehrt, gab seiner Seele Frieden und Ergebung. Von Tag zu Tag hatte er gehofft, man werde ihn zum Tode führen, denn dieser war seine einzige und letzte Hoffnung, da alle Blüthen des Lebens für ihn längst gewelkt waren. Ach, der unglückliche Jüngling ahnete nicht, daß über seinem Haupte das Wesen athme und seufze, das ihm auf dieser Erde das theuerste war! Er ahnete nicht, daß über ihm Nunez und Elvirens Kerker sey. Er glaubte sie längst jenseits des Oceans. An diesem Tage gerade hatte er mehr als je an sie, an Las Casas, an Halipa gedacht, denn er fühlte, daß die dumpfe Kerkerluft ohnedem seine Kräfte verzehre, und ihn bald den Hafen der Ruhe würde finden lassen. Jetzt hörte er schwere Tritte und mehrere Stimmen, die sich seinem Kerker naheten. „Meine Erlöser kommen!" sprach er zu sich. Da klirrten die Schlüssel, und rasselten im gewaltigen Schlosse, und die Thüre ging auf. „Huaskar!" rief eine Stimme, deren furchtbar wilder Ton seine Vermuthung bestätigte. „Huaskar!" rief's noch einmal, und vom Scheine einer Fackel beleuchtet, trat ein Offi-

[illegible]. „Ich bringe Dir Freiheit!“ sprach er, indem er ihm die Fesseln löste. „Für immer, so Gott will,“ entgegnete Huaskar. „Ja wohl, für immer,“ sagte jener, und ergriff seine Hand, und führte ihn aus dem Kerker heraus durch die feuchten Gänge. Endlich erreichten sie das Freie, und Huaskar blickte freudig zum Sternenhimmel hinauf, der in seiner ewigen Herrlichkeit über ihnen strahlte. Ruhig und stille lag Lima unter ihnen. Der Offizier faßte wieder seine Hand, führte ihn die Anhöhe hinab durch die Straßen Lima's zum Thore hinaus. „Nun,“ sagte sein Begleiter, „bist Du frei.“ In diesem Augenblicke nahten die Peruaner dem Ueberraschten. Bekannte Stimmen schlugen an sein Ohr. „Ist es Ernst, oder treibt Ihr grausamen Spott und Scherz mit mir?“ fragte er in sonderbarer Stimmung. „Du bist frei, sage ich Dir, Huaskar,“ entgegnete sein Begleiter. „Vergiß nicht, was wir Dir Gutes gethan haben, wenn wir Schutz suchen müssen bei Dir und Deinem Volke.“

So sprach er, Huaskar's Hand schüttelnd, und die jubelnden Peruaner zogen ihn fort. Und so schnell es immerhin Huaskar ertragen konnte, ging es nun den Landsleuten entgegen. Die Freude machte die Peruaner so stark, daß sie eilten, als ob sie flögen. Aber der Jüngling, der nun so lange schon im feuchten Kerker geschmachtet, und nur die verpestete Kerkerluft geathmet hatte, vermochte nicht, ihnen zu folgen. Beim Sternenlichte flochten sie nun eine Bahre, und trugen ihn ohne Rast weiter. Huaskar wußte nicht wie ihm geschah. Alles, was sich diese Nacht mit ihm zutrug, dünkte ihm ein Traum zu seyn. Als aber Halipa's Arme ihn umfingen, als die jubelnden Peruaner ihm

die Hände drückten und küßten, da erwachte er erst zur Wirklichkeit, und der erste Strahl der Freude fiel durch das Bewußtseyn seiner Freiheit in seine Seele. Und als zum ersten Male wieder der Frühsonne milder Strahl ihn erquickte, da sank er nieder, und dankte Gott innigst für seine Huld und Gnade. Aber wie erstaunte er, als Halipa ihm die Begebnisse der letzten Zeit erzählte. Da erst fand er den Faden zum Ausgange aus dem Labyrinth von Unbegreiflichkeiten, in dem er bisher sich befunden hatte. Noch vier Tage blieben sie in ihrer Stellung; denn so hatte es Halipa Escovedo versprochen. Da aber die vier Tage um waren, und niemand ihre Hülfe suchte, oder sich in ihren Schutz begab, so zog das Heer ab in seine Heimath, und löschte des Krieges Fackel aus. „Aber wohin ziehen wir?" fragte wehmüthig Halipa seinen Freund. „Wollen wir wieder in das stille Thal, wo —" Er endete nicht, denn Huaskars Blicke wurden düster. „Sey unser Juka!" baten wieder die Aeltesten seines Volkes, „und weile in unserer Mitte! Regiere uns, wie uns Deine Väter regierten!" Allein Huaskar lehnte ihre Bitte ab. Laßt mich erst mir selbst leben, dann vielleicht, wenn ich meinen Frieden wieder gefunden, dann komme ich zu Euch, und will in Eurer Mitte leben und dort meine Tage enden! Die Männer mußten abstehen von ihrem Wunsche, und traurig schieden sie von ihm. Da warf sich Huaskar an des Freundes Brust. „Auch der Ehrgeiz ist besiegt," rief er, „o vielleicht wird auch dieses Herz noch ganz besiegt!" Sie wollten sich die Heimath suchen, die Freunde, und dann eine Hütte sich bauen. Ihr Weg war der wieder, den sie einst mit Nunez und Elviren gegangen. Sie kamen an die Stätte, wo Elvirens Mutter schlum-

meine. Lange blieben sie da, und als Halipa zum Aufbruch mahnte, da sagte Huaskar: „Hier laß uns bleiben, Bruder, und eine Hütte bauen! Hier weinte zuerst Cinia an meinem Herzen über der Mutter Tod, hier will ich auch meine Tage verleben.“ — Halipa widersprach ihm nicht, er erinnerte ihn nur an die Nähe von Cinia. „Laß das ruhen,“ bat Huaskar. „Cinia wird unsere Ruhe nicht stören.“ Und unweit des Grabes, wo ein klarer Bach sich über Felsen hinab in einen lachenden Wiesengrund stürzte, bauten sie sich ihre Hütte, und als die Hütte gebaut war, errichtete Halipa mit Huaskar der Verstorbenen ein Grabmahl von Rasen, der frisch grünte und täglich mit ihren Kürbisflaschen begossen wurde.

Während die beiden Freunde hier in der Abgeschiedenheit wenigstens die äussere Ruhe wieder fanden, war es dort ruhig nicht in Cinia's Mauren.

Cuevedo hatte Huaskar'n ausgeliefert. Er eilte in den Pallast Pizarro's zurück. „Laßt uns eilig Eure Kostbarkeiten einpacken, um sie wenigstens auch zu retten!“ sagte er zu Gonzalez. Willig überließ dieser ihm alles. Unermüdet arbeitete Cuevedo. Sehnsüchtig harrte indessen Pizarro der Rückkehr seiner Abgeordneten. Sie kamen nicht. Mitternacht war vorüber, da nahten sich Männertritte seinem Gemache. Es waren wirklich die beiden Gesandten. Aber sie brachten schlechten Trost für Pizarro. Er ließ sie neben sich niedersitzen, um genaue Mittheilung alles dessen zu erhalten, was auf den Schiffen vorgegangen sey. Sie erzählten ihm Mancherlei. Plötzlich vernahm man ein Geräusch im Vorsaale, an den das Zimmer Pizarro's stieß. Erschrocken sahen sich die Beiden an. Pizarro aber beruhigte sie, indem er

sagte, es sey Estevedo, der noch allerlei zu besorgen habe. In diesem Augenblicke aber ergriffen Beide zu gleicher Zeit Pizarro's, und riefen laut: „Herrin, er ist unser! Da stürmten Gasca und eine große Zahl Offiziere in das Gemach. Der Erbleichte wurde gefesselt, und in diesem Augenblicke erfüllte der Jubelruf: „Hoch lebe Don Gasca!“ die Stadt — und ein Schuß, der alsobald fiel in der Nähe des Vorsaals, sagte den Hinzueilenden Estevedo's blutiges Ende an. Er hatte sich selbst gerichtet. —

Noch in dieser Nacht wurden die Truppen an's Land gesetzt, und ohne einen Schwertstreich wurde Lima eingenommen. Willig schlossen sich Nunez Truppen an Gasca an und Pizarro's Anhänger waren genöthigt, ein Gleiches zu thun. Als der Morgen tagte, war Lima in Gasca's Händen. Ruhig und mild fing Gasca die Umgestaltung aller bisherigen Verhältnisse an. Aber wo ist Don Nunez Vela? fragte er die Mitglieder der Audienzia, die er aus ihren Kerkern befreit hatte. Niemand wußte Auskunft zu geben, denn stille und heimlich war Nunez in sein Gefängniß geführet worden, und wer davon Kenntniß hatte, schwieg, um nicht den Schein der Mitschuld auf sich zu laden. Der erste Akt der Audienzia war Oeffnung der Gefängnisse. Wie mancher edle Mann ging bleich und hager aus diesen Aufenthaltsörtern des Schreckens hervor! Als man die Kerker unter dem Pallaste des Statthalters öffnete, da fand man Nunez und Riviren, noch gehüllt in die Kleidung Huascars. Welche Wonne für den edlen Gasca, hier endlich seinen Freund und dessen Tochter zu finden! Kaum aber erkannte er Riviren. Der Kummer hatte sie fast entstellt. Sie glich eher einem Schatten als einem leben-

[illegible] Feierlich wurde Manez herausgeführt und [illegible] in seine Stelle wieder eingeführt. „Aber," [illegible] „sagte man mir nicht, daß in diesen Revolutionen auch der Häuptling der aufrührerischen Peruaner [illegible]?" — Man durchsuchte sie alle und fand ihn nicht, und Jedermann glaubte, heimlich habe ihn Pizarro seiner Rache geopfert. Wie durchzuckte der Gedanke Elviera's Herz, als sie vernahm, Huascar habe ihrer Nähe geschmachtet! Doch wie beugte es sie nieder, hören zu müssen, er sey wohl wahrscheinlich das Opfer der Rache Pizarro's geworden. Wohl freute es sie, ihren Vater wieder in seiner Stelle zu sehen, allein das Leben war ihr öde und leer. Ihr Herz sehnte sich nach Stille und Abgeschiedenheit. Ein Kloster in Spanien war das Ziel ihrer Wünsche. Oft flehte sie darum ihren Vater an. „Ach," seufzte dann der Greis, „soll ich denn meines letzten Trostes in dem freudenlosen Alter beraubt seyn?" — und sie drückte dann wieder den Wunsch in das arme Herz zurück, und trug mit Demuth und Ergebung ihr Geschick. Ein Jahr ging so hin. Der äußere Zustand Peru's war unendlich besser geworden. Das Volk sehnte sich mehr und mehr mit seinen Unterdrückern aus. Ordnung und Gesetzlichkeit waltete überall segensreich. Die Audiencia hatte Pizarro's Prozeß langsam genug geführt, um abzuwarten, ob nicht des Kaisers Huld die Todesstrafe des wilden Eroberers mildere. — Das Schiff, welches die Entscheidung bringen sollte, lief endlich in Limas Hafen ein. Tod — war des Kaisers Urtheil. Nicht lange nach dem Eintreffen der Entscheidung fiel Pizarro's Haupt auf dem Blutgerüste durch Henkers Hand, und ganz Peru athmete freier als lange Jahre zuvor.

Am Abende des Todestages Pizarro's saß der kaiserliche Kommissarius Pedro de la Gasca einsam in seinem Gemache, und dachte dem Lebenslaufe dieses Menschen nach. Es klopfte leise an die Thüre, und auf Gasca's Ruf öffnete sich die Thüre, und herein trat eine hohe, edle Mönchsgestalt, deren silberweißer Bart bis weit auf die Brust reichte. „Friede sey mit Dir, Pedro!“ sprach der Eintretende. Gasca starrte ihn eine Weile an, dann breitete er die Arme aus, und an sein Herz sank — Las Casas. — „Bist Du, Du alter, treuer Freund?“ fragte ihn Gasca. „Das Schiff, das Pizarro's Todesurtheil brachte, führte mich hierher!“ antwortete Las Casas.

„In Spanien warst Du? Glaubte ich doch immer Dich hier in Peru zu finden, als Bekehrer des heidnischen Volkes?“

„Das war ich, Freund. Ein seltsam Geschick bestimmte mich, zum dritten Male die Reise nach Peru zu machen; aber auch, so Gott will, zum letzten Male.“

Er unterrichtete nun den geprüften Freund von den Begebenheiten zwischen Elviren, Huaskar und Manko, wie es die frühern Kapitel der Geschichte berichtet, sorgsam und genau; alsdann reichte er ihm mehrere Pergamente. Gasca stutzte, las sie durch, und sprach dann froh bewegt zu Las Casas: „Ja, so ist Karl gerecht in Strenge und Milde! So hat er sich hier, so in Pizarro's Angelegenheit bewiesen. — Aber, Freund, heißt nicht Dein Peruaner Huaskar?“

„Das ist sein Name!“

„Ein Nachkömmling der mächtigen Inka's von Peru?“

„Huaskar ist des durch Franzisko Pizarro grausam Gemordeten Atahualpa's jüngster Sohn.“

„Dann, theurer Las Casas, dann trauere um ihn! Er war der Anführer des Heeres von Empörern, die Lima bedrohten; er wurde von Pizarro gefangen und wahrscheinlich gemordet!“

„Gerechter Himmel!“ rief wankend der Greis, und sank in Gasca's Arme. An seiner Brust weinte er die Thränen der reinsten, uneigennützigsten Vaterliebe. Ach, alles, was er so schön eingeleitet, sollte so gänzlich jetzt zertrümmert seyn! Er fragte bestimmter bei Gasca, allein dieser war nicht im Stande, die Auskunft darüber zu geben, die er verlangte, und die Gewißheit, vor der seine Seele schauderte. Gasca ließ das Gefängniß öffnen, in welchem der Kerkermeister schmachtete, der meist Pizarro's Bubenstücke ausführen half. Man brachte ihn. — „Mensch,“ redete ihn Gasca an, mit einer Stimme, die gleich dem brüllenden Donner durch Mark und Bein drang — „Mensch, Du weißt, ich kann Dich vernichten, wie Du es verdienst, und Dich begnadigen. Willst Du Wahrheit reden über das, worüber ich Dich fragen werde, und so Dein Leben vom Tode retten? — Willst Du?“ —

Der Mensch sprach bebend sein Ja!

„So sage mir, was hat der Unmensch mit dem Peruaner-Häuptling angefangen, der im Verliese saß?“ —

„Er saß wohl im Verliese, aber was aus ihm wurde, weiß ich nicht.“

„Wer holte ihn aus dem Verließ?“ —

„Der Hauptmann Escovedo.“

„Wann?“ — „Am Abende vor Eurer Landung, etwa drei Stunden vor Pizarro's Gefangennehmung.“ — „Führte er ihn gefesselt ab?“ — „Nein,“ erwiederte der Gefangenwärter, „er war von allen Fesseln befreit,

und Elvirens sprach freundlich mit ihm." — „Glaubst Du, er sey erkrossiert worden?" — „Nein, das glaube ich nicht, sonst würde er in Fesseln geblieben seyn."

Las Casas hatte mit einer außerordentlichen Spannung dem Verhöre zugehorcht. Beruhigend waren ihm des Gefangenwärters letzte Worte. Gasca winkte den Soldaten, den Befreiten abzuführen. „Herr," sprach dieser bittend, „ich habe Wahrheit gesagt, gedenket Eures Versprechens!" — Die Soldaten führten ihn weg, und Gasca sprach zu dem Freunde: „Gieb nicht alle Hoffnung auf, Du siehst, ein Schimmer ist noch von ihr da." — Wie wüßt Du aber Kunde von ihm erhalten?"

Las Casas schwieg nachdenkend eine Weile; dann sagte er: „Ich selbst muß fort, ihn suchen. Mein Herz sagt mir, er lebt, ich werde ihn finden." — Was auch Gasca einwenden mochte gegen diesen Plan, der Greis blieb taub, und am andern Morgen zog er — nur begleitet von einem treuen Diener Gasca's, in das Innere, voll Hoffnung und Vertrauen auf Gottes Hülfe, ab. —

Von Tage zu Tage hoffte Gasca auf Kunde von ihm, aber sie blieb aus, und ein halbes Jahr ging ohne alle Nachricht hin. — Er wollte Nunez Vela, den Vicekönig, unterrichten von allem, aber ein Schwur in Las Casas Hand band seine Zunge. Nunez sollte nichts wissen von Las Casas Anwesenheit.

Elvirens Trübsinn und Kummer nahm von Tage zu Tage zu. Nunez sah sorgenvoll die Jungfrau dahinwelken, deren Gesundheit ohnedem durch die Gefangenschaft sehr gelitten hatte. Ach, wie oft bereute er, was er gethan; wie oft verwünschte er jenen Schritt, der ihn zum Kinderlosen zu machen drohte. Und dennoch gestand er nie, was in seinem Innern vorging. Elvirens Bitten,

sie den Schleier nahmen zu laſſen, wurden immer dringender. Mit gebrochenem Herzen ſagte er es ihr endlich zu. Gaſca wollte bald nach Europa zurückkehren, und unter ſeinem Schutze ſollte auch Elvire die Rückreiſe antreten, um ſich in die ſtillen Mauern eines Kloſters zu vergraben. Noch einen Wunſch hegte Elvire. Noch einmal wollte ſie der geliebten Mutter Grab beſuchen und an ihm beten, ehe ſie einen Welttheil verließ, indem ſie das Glück ihres Lebens gefunden und ſo ſchrecklich verloren hatte. Gerne gab Nunez der geliebten Tochter hierzu ſeine Einwilligung. — Er ſelbſt wollte ſie dahin begleiten. Alles wurde dazu in Stand geſetzt, und am andern Morgen beſtiegen ſie die Maulthiere, von Don Gaſca und ihren Dienern begleitet, um dem Andenken der geliebten Todten das letzte Thränenopfer darzubringen.

Nach zwey Tagreiſen erreichten ſie die Gegend. In wehmüthiger Stimmung folgten alle der trauernden Jungfrau, die heute mehr einer Erſcheinung aus beſſern Welten, als einer Staubgebornen. In ihren Zügen ſprach ſich die tiefſte Wehmuth aus, aber die Erinnerung an vergangene Zeiten, und die Hoffnung, die Geſchiedene bald wieder zu ſehen, gab dem bleichen Geſichte Elvirens eine himmliſche Verklärung.

Ein tiefes Staunen ergriff alle, als ſie das Grab erhöhet mit friſchem grünenden Raſen, umpflanzt von duftenden Blumen, und beſchattet von einer jungen Palme fanden. Ein glatter Stein lag oben darauf, in den die Worte eingegraben ſtanden: „Elvirens Mutter!“ und darunter: „Friede ſey mit ihr!“ — „Das that Huaskar,“ liſpelte die Jungfrau, und ſank auf ihre Knie nieder, ihr Haupt auf das Grab ſenkend.

Bewegten Innersten, zuviefach bewegt, sank Nunez neben ihr nieder, und alle knieten um sie. — Das waren heilige Momente, dem stillen Schmerze geweiht! —

Das Geräusch und die Menschenstimmen hatten Halipa, der in der Nähe an dem Wasserfalle frisches Wasser zu schöpfen gekommen war, herbei gezogen. Mißtrauisch schlich er heran. Aber welcher freudige Schrekken durchbebte ihn, als er die Beteuden sah, die ihn nicht bemerkten. Er flog zurück zur Hütte, zu Huaskar und Las Casas, der gestern erst sie gefunden hatte, und nun noch in der Freude des Wiedersehens unaussprechlich glücklich war. Halipa faßte beide bei der Hand und zog sie fort. „Was willst Du mit uns?" fragten beide den Lächelnden. „Schweigt!" befahl er, und zog sie mit sich fort.

„O, daß der Jüngling noch lebte und hier wäre, damit ich ihm vergelten könnte seine Liebe und Treue!" sprach eben Nunez, als sie hervortraten aus dem Dikkigte, und Halipa rief: „Hier ist er, nun haltet Euer Wort!" — — — —

Ich lege die Feder nieder; bilde Du Dir, Leser, mit Deiner Phantasie die unbeschreibliche Scene! Denke Dir das Erstaunen, die Freude, das Glück der Liebenden, die sich an die treuen Herzen sanken, die nun von neuem die Hoffnung faßten, die längst für sie gestorben war. — Nunez stand da, wie eine Bildsäule, keines Wortes mächtig. Was ihn bewegte, war ein sanftes Gefühl, denn die Thränen perlten über seine Wangen. — Der erste stumme Moment ging vorüber. Nunez trat zu Huaskar, faßte seine Hand und legte sie in Elvirens Rechte. „Hier," sprach er, „über dem Grabe meiner Gattin segne ich Euern Bund! Und Du, Ver-

klärt, segne auch Du ihn," betete er. Jetzt sanken sie alle auf's Neue sich in die Arme. Heiterkeit und Freude strahlte von jedem Angesichte.

Da trat Gasca vor, zog ein Pergament mit kaiserlichem Insiegel heraus und las: „Wir, Karl V., von Gottes Gnaden König von Spanien und Indien, wollen und bestimmen, daß Huaskar, Graf von Tucumna, Statthalter von Quito sey, und jeder unserer Unterthanen ihn als solchem unserm Statthalter Treue, Gehorsam und Ehrfurcht leiste!" Er entfaltete ein Anderes — es war Las Casas Ernennung zum Erzbischof von Quito. — Da erst verklärte höhere Freude Nunez Angesicht, und er und alle riefen: „Gott segne den König und das junge Paar, und den edeln Las Casas!" Und diesen umarmend, sprach unter Thränen Gasca sein „Amen!"

Die Christfreude.

Ein Bild.

Kritik : Stillleben.

Der herzerhebende Chorgesang war eben im Dome geendet; noch brauſsten die feſtlichen, gewaltigen Orgeltöne durch das ehrwürdige, gothiſche Gewölbe, das von vielen Kerzen wunderſam erleuchtet war, zur Vorfeier des morgenden Chriſtfeſtes. Schon hatte der gröſste Theil der verſammelten Menge in ernſter und heiliger Stille den Tempel verlaſſen, da trat auch der alte, arme Cantzelliſt Rhode hinaus in die ſchneebedeckte Straſse. Noch voll von den frommen Empfindungen und wehmüthigen Gefühlen, die des Dompaſtors Rede in ſeinem Gemüthe erweckt hatte, wandelte er durch die Straſse dahin. Ueberall begegnete ihm der Jubel und die Freude einer glücklichen, unſchuldigen Kinderwelt. Aus jedem Fenſter fiel hellerer Glanz auf die Straſse, denn innen ſchimmerten die bunten mit Lichtern geſchmückten Chriſtbäume, und die tauſend Herrlichkeiten, die an dieſem heiligen Abend ſo manches Kinderherz erfreuen. Ein Blick, den der alte Mann hin und wieder durch die hellen Fenſter warf, zeigte ihm Eltern, deren Angeſichtern von der reinſten und heiligſten Freude leuchteten, wie das Angeſicht Moſis. Aber auch dieſer, jeden edlen Menſchen ſo ſehr erfreuende Anblick wirkte eine Thräne in ſeinem Auge. — Was weint der Greis, wo alle Welt

sich freut? Was weint er, wo doch heute nur wenige Augen weinen? es müßte denn seyn, daß die innige Freude die Thränen hervorlockte? — Ist es die Armuth, die ihn drückt und hemmt, daß er nicht bescheeren kann eine gleiche Freude seinen Kindern? — Ach, er hat ja keine Kinder mehr, der Arme! Sieben Hügel auf dem Friedhofe bergen sein Glück, und das Grab des achten liegt fern im Norden. Moskau's Brandfackel leuchtete ihm beim Hinabsteigen in die Gruft! Nein, nun will ich nicht mehr fragen, was weinst Du, alter Mann? — Fragen will ich nicht mehr so, denn ich fühle Dir nach, was Du fühlst, beim Anblick der überschwenglichen Christfreude der Eltern, Großältern und der blühenden Kleinen. Ich fühle Dein Weh. Du denkst zurück an die Tage, wo auch Dir dieser Abend der festlichste des Jahres war, wenn Du von dem mühsam erworbenen Solde so viel Dir erübrigt, an Deinem Munde Dir so viel abgespart, daß Du mit der treuen Gefährtin Deines Lebens, um auch Deinen blühenden Kindern den Christbaum putzen konntest, und die Christgeschenke ordnen mußt. Wer, wie und Bedürfniß den lieblichen Knaben und Mädchen, die Du dein nennen zu können so glücklich wußtest. Darum denkst Du jetzt, und Dir fällt es schwer auf's Herz, daß das Alles vorüber ist, und Du nun der alten Eiche gleichst, der die Elemente ihren Schmuck geraubt haben, ihre Aeste und Blätter. Ach wie wohl muß solch eine Erinnerung thun; ich sehe es an Deinen Thränen! Aber wohin gehst Du, Greis? Das ist ja nicht der Weg zu der kleinen Straße, in der Dein Häuschen steht? — Das ist ja nicht Deine Hütte, die dort liegt, das ist ja das schwarze Thor das zum Gottesacker führet! Er drückt es leise auf —

er wankt hinein — über die Gräber hin — jetzt fällt er auf seine Knie nieder — betet und weint. O Greis, jammre so nicht! Siehe droben im Himmel ist auch heute Christfest, ja viel schöner und herrlicher als hier unten. Siehe wie die Kerzen so hell und herrlich leuchten im himmlischen Saale. Aber er weinet immer mehr; und als er sich ausgeweint, da steht er auf, wankte wieder über die mit dem Leichentuche der Natur, dem Schnee, bedeckte Gräber auf einem andern Wege zu seinem Häuschen.

Wie lange schon hatte die treue Elisabeth des Gatten gewartet. Oft hatte sie gehorcht, ob es noch nicht an dem blanken, messing'nen Klopfer raßle — aber Alles blieb stille. Sie beneidete den Gatten, daß er in den Tempel Gottes gehen konnte, während die Gicht sie bei der Kälte das Zimmer zu hüten nöthigte. Ach, wie wurden ihr die zwei Stunden seiner Entfernung so lang!

Die wehmüthige Erinnerung an das verlorne Aelternglück durchzuckte auch sie mit all' dem ihr eig'nen Schmerze. Heute vor acht Jahren waren zwei ihrer Kinder an den Blattern gestorben — heute vor fünf Jahren war Leopold aus ihren Armen geschieden, um des fränkischen Zwingherrn Fahnen zu folgen, und war nicht wiedergekehret. Und Leopold war die letzte Hoffnung, die letzte Stütze der armen betagten Eltern; Leopold war fromm und gut, war der Bräutigam von des Nachbars lieblichem Töchterlein gewesen, sollte bald ihr Gatte und des alten Vaters Amtsnachfolger seyn — da erschien des Zwingherrn Befehl zur Aushebung einer Heeresmacht gegen Rußland. Auch Leopold war des Alters — er wurde zum Dienste bestimmt, erhielt jedoch die Vergunst, länger bei den Eltern zu weilen. Aber auch er mußte

folgen dem Machtgebot, das ihn zur Schlachtbank rief. Er fiel bei der Einnahme Moskau's. So weit reichte ihre Kunde. Seitdem waren sie kinderlos, die armen Eltern, und zu dem Kummer über den Verlust ihrer Kinder kam des Alters Weh und der Armuth Last, und die Theurung der letzten beiden Jahre. Das Alles drückte schwer, und mancher Seufzer hallte in dem kleinen Stübchen seitdem. Daran dachte Mutter Elisabeth jetzt, und ihre Seele war betrübt, ihre Thränen rannen, und es war ihr in der Stille ihrer Einsamkeit, als ob die seligen Geister ihrer acht heimgegangenen Kinder sie umschwebten, und Leopold winke, auch bald hinüber zu kommen in die bessere Heimath.

Als sie noch in diesen Gedanken da saß, klopfte es unten, und der Harrenden entgegen trat Vater Rhode mit rothgeweinten Augen und bleichem Angesichte.

Du hast mich ja lange warten lassen auf Dich, Vater! sagte zuerst die Mutter, und der Cantelist, der nicht der Gattin sagen mochte von dem Todtenopfer, das er seinen Lieblingen gebracht, schob die Weite des Weges und die Aufhalte bei dem Freunde vor, die ihn abgehalten. —

Ich habe Dich um die heutige Abendpredigt beneidet, Bernhard, sagte sie; denn ich weiß, wie herrlich an solchem Tage der Dompastor spricht. — Nun mußt' Du mich aber auch schadlos durch die Mittheilung halten.

Der Cantelist seufzte und rückte näher zum warmen Ofen. Von der Christfreude sprach er, Elisabeth, und was er sagte, that mir wohl, aber ich dachte, wie doch uns Alten jetzt die Christfreude zu einem Christleiden wurde, und das bewegte mich recht schmerzlich, daß ich, vergebe es Gott, die höhere Christ-

freude darüber gänzlich vergaß, und nur meines Schmerzes gedachte.

Da rückte die gute Alte ihren Stuhl näher, und ihr Arm lag um des Gatten Hals, und beide weinten wieder. O ihr Armen, wie iſt Euch der ſchöne Stern untergegangen, und die Engel Eurer Chriſtnacht ſind droben bei dem Herrn, und ſingen dort ihr: Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen! aber zu Euch will kein Engel treten, der da ſpreche: Siehe, ich verkündige Euch große Freude!

Und dennoch denket Eurer ein Engel und ſinnet darauf, Euch eine Freude zu bereiten. Segne Dich Gott dafür! — Drüben im Nachbarhauſe ſitzet Hannchen, Leopolds trauernde Braut, und putzet den Chriſtbaum für die kleineren Geſchwiſter, und hinter ihr ſtehet der Vater und ſiehet zu, wie die Liebe ſinnet, Freude zu bereiten, und er lächelt, und in dem Lächeln liegt die Wahrheit: ich bin ein glücklicher Vater, denn ich habe gute Kinder. Aber Vater, würdeſt Du auch lächeln, wenn Du Deines Hannchen's Thränen ſäheſt? — Sie gedenkt auch heute an Leopolds Scheiden, und ihr Herz iſt voll Kummer, während ihre Hand für ihrer Geſchwiſterlein Freude wirket.

Biſt Du fertig, Hannchen? fragte er endlich, und ſie nicket mit dem blonden Köpfchen. So laß uns die Kinder rufen!

Da erhebt ſie ſich: Vater, ſagt ſie, wollen wir nicht Leopold's Eltern eine heit're Stunde machen und drüben den Kindern beſcheeren? Das würde an dieſem ſchmerzlichen Tage ſie erheitern.

Ich danke Dir, Hannchen, daß Du daran dachteſt. Ja, ſie ſollen die Freude haben. Rufe Du der Magd

daß sie alles hinüber trage. Also spricht er, und gehet hinaus, ergreifet ein Licht und den Schlüssel des Kellers, wo noch zwei Flaschen des köstlichen Eilfers liegen, eines Freundes Geschenk, und stecket sie in die Säcke des Oberrocks, und kommet wieder. Sieh, Hannchen, spricht heiteren Gesichtes der Vater, das will ich dem braven Alten bescheeren! Und er zeiget die Flaschen.

Und Hannchen ziehet hervor eine Haube, kunstvoll gestickt von ihrer Hand in den Stunden, wo des Hauses Verjüngung sie nicht in Anspruch genommen, und zeiget sie dem Vater, der sie beifällig beschauet. Sie sagt: das ist mein Angebinde für die Mutter.

Darauf tritt die Hausmagd herein und bringet den reinlichen Korb, und Hannchen leget hinein die Gaben der Lieb', und den Christbaum stellet sie oben darauf, daß er nicht verletzet werde, und Beide gehen, indeß der Vater zurück bleibt.

Schwebenden Trittes eilt Hannchen die Stiege hinab und des Nachbars Stiege hinauf, und klopfet leis' an die Thüre, und tritt freundlich grüßend herein.

Da überglänzt die Freude die Angesichter des trauernden Paares, und mit dem Kusse der Liebe begrüßen sie die Liebliche. Als nun aber hinter ihr hereintritt die Magd mit der Kinder Geschenken, da fraget bewegt der Ganzelist: Was ist das, mein Hannchen? Hier bei Ihnen wollte ich den Geschwisterchen bescheeren, sagte sie, um Ihnen eine Freude zu machen. Da sieht er die Mutter Elisabeth wehmüthig an. Sieh, Mutter, spricht er mit wankender Stimme, der Herr sendet uns doch einen Engel zur Christnacht! O, auch der Arme hat doch noch eine Christfreude, so will es der Herr! Und die Mutter schließt in ihre Arme das blühende Mädchen.

Diese nun rücket behende den Tisch in Mitten der Stube, stellet den Christbaum darauf. Dorthin die Puppen für die Schwesterchen, zwei Schweizerinnen; hierher den Hanswurst im bunten Gewande für das Brüderchen, die schönen Bücher, voll bunter Bilder, das Kochgeräthe von blinkendem Zinn; die neuen Kleiderchen, Säbel und Flinte von Blech, und des Marzipan's duftende Häuflein auf blauken Tellern, Aepfel, Birnen und Nüsse, und was so des Herrlichen mehr war. Still erfreut sahen's die Alten, und meinten, die Pforten der Vergangenheit thäten sich auf, und die schöne Zeit ihres Elternglücks kehre zurück. O täuschet Euch, Ihr Guten, und seyd glücklich in der Täuschung. Alles ist Täuschung hienieden. Seyd glücklich, auch wenn's nur einen Augenblick dauern sollte! —

Kaum hatte Hannchen ihr Geschäft beendigt, als sie auch eilte, dem Vater das Zeichen zu geben. Sie kehrt zurück, steckt die Lichter an, und harret. Erheitert von der unerwarteten Freude, stehen die beiden Alten da, und weiden sich an dem Anblicke der Gegenstände, die jetzt die einzige Hoffnung der Kleinen sind. Die Magd des Nachbars steht voll Erwartung in der Ecke. Sie kann nicht weg, sie will auch Theil nehmen an der Festfreude ihrer guten Herrschaft. Jetzt hört man Tritte auf der Stiege — die Thür geht auf, und der Nachbar mit den Kleinen tritt herein. Ein Ach! der Bewunderung entfliegt ihrem Munde. Sie stehen erstaunt, und wissen nicht Worte zu finden. Jetzt nähern sie sich langsam dem Tische — beschauen neugierig dieß und jenes, und fragen: „Ist das mein, Vater? Ist das mein, Hannchen?" — Aber der Christbaum ist das Ziel aller Bewunderung, denn an ihm ist in

buntscheckigter Herrlichkeit das schönste und nützlichste Spielzeug aufgehängt. Alle hatten nur Augen für die Kleinen. Der Nachbar hielt seine beiden Flaschen Eilfer, und Hannchen die gestickte Haube.

Aber was sind das für zwei Männer in Mäntel gehüllt, die da unten von entgegengesetzten Seiten der Canzellisten Thüre zusammentreffen, sich bei'm Laternenlichte anschauen, näher beschauen, und dann einander in die Arme fallen, wie zwei lang getrennte Freunde, oder wie ein Vater und Sohn, denn der eine ist alt und der andere scheint jung? Ist nicht der Pastor des Canzellisten Freund, der von der Christfreude seiner Kinder kommet zu dem alten armen Freunde? Aber wer ist der andere? Allmächtiger Gott, stehen die Todten auf? — ruft der Pastor, als er den andern siehet. Leopold, bist du es wirklich? Ich bin es, Herr Pastor, antwortete dieser, leben die Guten noch? — Sie leben, Leopold — aber sprich, woher kommst du? — Von dem Ufern des Don komme ich in die Heimath — dort war ich Gefangener, bis des Kaisers Huld mir Freiheit gab! — Doch er zog den Pastor mit sich. Halt, sagte dieser, droben ist Christabend. Mir scheint's, als hörte ich Kinderstimmen. Da ist sicherlich der Nachbar und Hannchen mit den Kleinen herübergekommen! Na, Leopold, zittre doch nicht so! Der alte treue Freund Rhode's ging jetzt mit dem wiedergekehrten, als todt betrauerten Jünglinge die Stiege hinauf. Er öffnete leise die Thüre. Da schallte ihnen der Kinder Jubel entgegen, und die Alten hörten und sahen nichts, und die beiden blieben in der Thüre stehen und Leopold zitterte und bebte, und die Thränen machten, daß er nichts sahe.

Jetzt zog der Nachbar seine Flaschen Eilfer hervor und stellte sie auf den Tisch, und Hannchen hing über die Flaschen die Haube für Mutter Elisabeth, und beide nahmen der Alten Hände und führten sie zum Tische, auch ihnen zu bescheeren. — Da aber, als Elisabeth die Haube sah, schlang sie wieder ihre Arme um das blühende Hannchen und sprach: o, daß ich dir auch ein Liebes an's Herz legen könnte und sagen: das sey Deine Christfreude! Jetzt fiel der Pastor ein: Mutter Elisabeth, da ist eins; da ist Hannchen's und dein Leopold! Er lebt, und stehet mitten unter euch und ihr sehet ihn nicht und mich, der ich euch auch ein Engel bin, der große Freude verkündigt! — Da fuhren alle herum, und den Mantel abwerfend, stand Leopold vor ihnen und breitete seine Arme aus. — Und an das Mutterherz, an dem er zuerst gelächelt und geweinet, sank er zuerst, dann in des bebenden Vaters Arme, der ihn betastete, ob nicht ein Geist sey — dann an das vor Freude und Schrecken und Seligkeit erbleichenden Hannchens Herz — zuletzt in die Arme von Hannchens Vater. O ihr Glücklichen, wo ist nun euer Leid? Wo euer Kummer? Weinet ihr wieder? Ach, das sind nicht Thränen des Schmerzes, das sind Thränen der Freude! Und als sie alle so standen im Aufruhr unbeschreiblicher Gefühle, da hob der Pastor seine Hände auf gen Himmel, und sprach mit vor Rührung wankender Stimme: Ehre sey Gott in der Höhe! — denn Fried' und Freude ist auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen; und wie von einem Gedanken ergriffen, sanken sie alle nieder auf ihre Knie und lobeten Gott. — Die Magd aber trocknete mit der Schürze ihr Auge und schlich hinaus, und die Kinder standen und blickten die Gruppe an, und

wußten nicht Bescheid. Als aber dieß Opfer gebracht war vor dem Allerbarmer, da entkorkte der Nachbar die ersten Flaschen, und die herbeigerufene Magd holte Gläser und er füllte die Gläser zum fröhlichen Willkomm, und als sie überselig am Tische saßen, seliger noch wie die Kinder, ergriff der Pastor Leopolds und Hannchens Hände, und legte sie in einander und sprach: was Gott zusammengefügt hat soll der Mensch nicht scheiden! Und die Verlobung wurde gefeiert an diesem glücklichen Abende und bald darauf die Vermählung, und neu auf lebten die Alten; und als nach Jahren der heilige Christ erschien und sie den Enkeln den Christbaum bescheerten, da sprach der alte Freund, der Pastor: siehst du, Rhode, hat dir der Herr eine Christfreude bescheert groß und herrlich, wie ich sie dir einst verkündigt; und sie drückten sich beide die Hand, und der Christabend blieb ein Freudenfest doppelter Art für sie alle, so lange bis sie ihr Christfest droben im großen Vaterhause feierten und ihr Halleluja in das der Engel Gottes mischten.

1903 k. 72

Sämmtliche

historisch-romantische

Erzählungen und Geschichten

von

F. W. Lips.

Dritter Band.

Frankfurt am Main, 1834,
bei Johann David Sauerländer.

Guy de Saint-Flour.

Eine Novelle.

1.

Unter der Regierung König Franz des Ersten und Heinrichs des Zweiten hatte der Protestantismus in Frankreich Eingang gefunden, Wurzel geschlagen und war schon zu einem kräftigen Baume erwachsen, dessen Wachsthum kräftig und freudig auch immer die starken Aeste weiter verbreitete und den Gipfel kräftig zum reinen Himmelslichte hob, trotz der Stürme Toben. Denn nicht in stiller, heiterer Frühlingsruhe war er also gewachsen; — in Stürmen war er stark geworden; und wenn sie auch noch so wild in seinen Aesten tobten und wühlten und den Gipfel niederschmetterten — immer tiefer krallten sich die Wurzeln seines Lebens. Mit einer Heftigkeit, die man Wuth nennen konnte, mit glühendem Fanatismus wurde der Protestantismus bekämpft. Scheiterhaufen zündete der Fanatismus unter den übergangenen Märtyrern für die lautere Glaubenswahrheit an — aber wenn auch unter Höllenqualen das Lebenslicht dieser Männer des Lebens erlosch — die Wahrheit erlosch nicht, und heller strahlte ihr Licht in der Finsterniß. Heinrich der Zweite verfuhr wilder, unerbittlicher, als der ritterliche Franz der Erste. Heinrich wurde von den erbittertsten Feinden des Protestantismus, den Guisen, die man mit Recht die Regel-

genannten des Fanatismus, wie des Ehrgeizes nennen mag, geheßt. Ihre Saat war Haß und Wuth, und die Frucht derselben Blutströme und gräßliche Mordscenen, Meuchelmord und Bürgerkrieg bis zum Kulminationspunkte — der Bartholomäusnacht. — Jenes gräßliche Edikt von Ecouan war ergangen — es sprach das Todesurtheil allen Protestanten Frankreichs. Schlau berechnet blickte die verruchte Diana von Valentinois auf die Folgen dieses Ediktes, das ihr und der Guisen Werk war — denn sie versprachen ihrem Reichthum zu mehren, da die konfiszirten Güter der Protestanten, mochten sie nun als Opfer fallen oder den blutdürstigen Boden des Vaterlandes fliehen und in unwirthlicher Fremde ein freies Daseyn und Glaubensleben suchen, und die daraus erlösten Summen fließen in ihren Schatz. Schlau überlegt blickten die Guisen darauf hin, da auch sie ihre Rechnung dabei fanden, obgleich nicht so materiell wie jene, doch aber Ihnen werther — sie sahen ihre Macht und ihren Einfluß wachsen.

Der König wurde von den Guisen, den zwei genannten und der der Priesterschaft, fanatisirt. Nicht genug sey es, sagte man ihm, im reichen Mittelstande die Ketzerei auszurotten; weiter hinauf müsse die strafende, züchtigende Hand der Gewalt greifen, in die höchsten Stände, da sey das Haupt; und sey das gefallen, so fehle die Kraft und leicht sey der Sieg. Im Parlamente von Paris bezeichnete man dem Monarchen die Ketzer und Anhänger des Protestantismus, sowohl öffentlichen als heimlichen. Das leuchtete dem Monarchen ein. Das Mittel war bald gefunden, der Weg bald begonnen.

Glänzende Namen im Parlamente von Paris standen oben auf der Liste, Namen, die man auf ganzen Geschich-

den am Hof nicht mit den wohlverstandenen Empfehlungen nahmen. Dort, wo talentvolle Redner der Glaubens- und Gewissensfreiheit das Herzen und Geister beherrschende Wort sprachen, von wo aus die Wahrheit so unvermeidlich schnellen Eingang beim Volke fand, mußte das Uebel zuerst gehemmt, vertilgt werden. Das lag klar am Tage. Vom Plan zur That war nur noch ein Schritt, und er wurde gethan. Die Merkuriale *) bot die schönste Gelegenheit dazu dar. Unerwartet, so war der Plan, sollte der König in das Parlament treten und in eigener Person jene Handlung vornehmen, die bisher die General-Prokuratoren geübt hatten. Es geschah.

Gerade damals verhandelte das Parlament über die Ausführung des königlichen Edikts von Chateaubriand und mehrerer anderer Gegenstände, [illegible]. Die Fanatiker hatten schnell entschieden — aber da erhoben sich Sprecher für Wahrheit und die ewig heiligen Menschenrechte, deren Wort mit Schwerterschärfe traf, deren Gründe unumstößlich erschienen, und es entspann sich ein Kampf, der um so toller wurde, je leichter die Leidenschaften von der einen Seite, die der andern weckten, ein Meinungskampf schärfer, merkwürdiger Art. Und mitten in diesem Kampfe öffneten sich die Flügelthüren des ungeheuren Saales, und mit allem Prunke königlicher Majestät trat der König herein, von einem

*) Karl VIII. hatte diese Merkurialen angeordnet. An der letzten Mittwoche (Dies Mercurii, daher der Namen) des Monats begab sich der königl. General-Prokurator in's Parlament, zu untersuchen, ob alle Glieder ihre Pflicht erfüllt. Er übte dabei gegen die Schuldigen eine große Gewalt — bis zur völligen Absetzung.

zischenden zürnenden Gelächter begleitet. Eine augenblickliche Wirkung brachte dieses unerwartete seltene Ereigniß hervor. Tiefe Stille ruhte auf der Versammlung, und lauernde, triumphirende, hämische Blicke flogen herüber zu denen, die es gewagt, eine Sprache zu reden, der man so gerne Ohr und Herz verschloß.

Nach der Begrüßung der Versammlung flog ein blitzender Blick des Königs über dieselbe, und mit herrischem Tone befahl er die Fortsetzung der Verhandlungen. Da hob sich dort der Muth und hier schwoll das Herz von edler Begeisterung, und der Feuerstrom der Rede floß wieder ungehemmt. Während unter beifälligem Lächeln des Königs glühender Fanatismus seine unbegründeten Machtsprüche donnerte, schwiegen Jene. Triumphirend blickten diese auf sie, meinend, nun sey der Sieg ihr. Waren sie's? — Ihr Kurzsichtigen! Nein, jetzt sprachen sie, als dort alle Pfeile verschossen waren — und das Herz sprach, die Seele, der Geist, die Wahrheit, das ewige, heilige Recht — — sprach mit siegendurchdringender Kraft. Die Parlamentsräthe Ferrier, du Faur, du Bourg sprachen mit einer Freimüthigkeit, die, obwohl sie streng die Schranke der Bescheidenheit hielt, dennoch Furchtlosigkeit selbst vor dem Monarchen an den Tag legte, obwohl Zweck der Ankunft des Königs und Wille desselben von Jedem durchschaut war. Aber schöner noch sprach der Parlamentsrath Claude de Viole, Herr von St. Lemer, ein edler Auvergnate.

Rede ist's, sprach er mit einer sonoren kräftigen Stimme und hinreißendem Feuer, und das Auge schoß Blitze unter den buschigen Wimpern hervor, und die heftige Bewegung des Gemüthes gab dem ganzen bleichen, von schwarzen Haare umwallten Gesichte einen Aus-

druck, der an die Propheten Israels erinnerte. Wahr ist's, sprach er, daß der unheilvolle Religionsgeist das Vaterland in eine grenzenlose Verwirrung stürzt, daß er alle Bande geistlicher Ordnung löst, daß er die unveräußerlichen Rechte des Menschen mit Füßen tritt, daß er die Hand bewaffnet, die mit dem friedlichen Pfluge den Acker zu furchen bestimmt ist; aber wer schürt die Gluth, die zur verzehrenden, Frankreichs köstliche Güter verzehrenden Flamme wird? Ich bekenne es hier vor Gott und der Welt, daß ich jener Kirche angehöre mit Herz und Seele, die Glaubens- und Gewissensfreiheit als ihr Palladium und Gottes reines unverfälschtes Wort als ihre einzige, aber auch von den Pforten der Hölle nicht zu stürzende Stütze hat. Wer, frage ich, hetzt uns wie die wilden Thiere des Waldes? Wer mordet unser stilles Glück? — Wer schleppt uns zu Scheiterhaufen? Wer trägt die entsetzliche Schuld? Mit den Worten Elias, des Gottesmannes, spreche ich, wie er zum gottlosen Ahab: Bist du es nicht, der Israel verwirrt? — Und sein stechender Blick traf den König, daß er erbleichend das Auge niederschlug, wie der Sünder vor dem Richterspruche des Herrn, wie David einst vor Nathan. Der König gewann seine Fassung nicht wieder. Er hob die Versammlung auf und verließ den Saal in fieberhafter Bewegung.

Mit dem herzerhebenden Selbstbewußtsein des Edlen nach vollbrachter Glaubens- und Gewissenspflicht, trat Poule in das Gemach, wo Guy, sein vierjähriger Sohn, ihm die Aermchen freudig entgegenbreitete, freudiger wie sonst, wenn der Vater mit den Wolken des Kummers und Mißmuths auf der Stirne in das Gemach trat; denn heute leuchtete sein Auge, und über sein ganzes

Antlitz war das Licht der reinsten Seelenruhe und Seelenheiterkeit verbreitet. Er zog den schönen lieblichen Knaben an sein Herz und drückte den Segenskuß auf seine Stirne. Der Knabe wußte es, daß er den Vater, wenn er aus dem Parlamente kam, nicht stören durfte, da er gewöhnlich Arbeiten mitbrachte, und so wandte er dann auch jetzt sich zu seinen Spielen, indeß Viele sich in einen Polsterstuhl niederließ und den Begebenheiten dieses wichtigen Tages nachdachte, nicht ahnend, daß im Palast des Königs sein und seiner Freunde Todesurtheil jetzt eben gesprochen wurde; wie denn der Edle nicht glaubt an der Bosheit Nachstellung, ja sie nicht denken kann, weil er selbst ihrer unfähig ist.

So nahe auch die Gefahr über den Häuptern der Edlen schwebte, so standen sie doch nicht allein. Selbst in des Louvre's Prunkgemächern standen gleichdenkende Freunde, die freilich noch nicht den Muth hatten, öffentlich zu bekennen ihre heiligste Ueberzeugung. Kaum waren die Schleier einer mondlosen, von regnerischen Wolken noch verdunkelten Junianacht herabgesunken über die Riesenstadt, und kaum wehte linde Kühle nach einem schwülheißen Tag, Erquickung dem Müden, da trat, in einen weiten Mantel, fast unerkennbar eingehüllt, ein bekannter, erprobter Freund Viele's in das Gemach. Nicht die heitere Freude, die Viele nach den Vorgängen dieses Tages in seinem Antlitze zu lesen dachte, zeigte es, vielmehr einen schmerzlichen Ausdruck.

Der Freund ergriff Viele's Hand. Gott lohn' es Euch, sagte er mit tiefer Rührung, was Ihr heute gethan; aber Euer Wort war ein brennender Pechkranz, der zündend in einen Pulverthurm fuhr, dessen Trümmer Euch zerschmettern, Euch zuerst, wenn Ihr nicht

das einzige noch übrige Mittel wählt, dem Verderben zu entgehen. Euer Urtheil, fuhr er fort, iſt geſprochen — Tod. —

Ich flehe in Gottes Hand! ſprach Viole, ſich mit männlicher Würde erhebend.

Irre ich nicht, fuhr der Treue fort, ſo heißt das ſo viel, als Ihr wollt das Kommende erwarten? —

So iſt es; war Viole's Antwort.

An Eurem Muthe zweifelt Niemand, nahm jener mit warmem Eifer das Wort, der es vernahm, wie Ihr heute geſprochen; aber als eine Unklugheit der unverantwortlichſten Art wird es von Jedem erkannt werden, wollet Ihr Euch ruhig hinſchlachten laſſen, und dem Glauben, dem Vaterlande einen ſo kühnen Streiter — und, ſetzte er mit bebender Stimme hinzu — dieſem unmündigen Kinde den treuen Vater rauben. Ihr müßt fliehen, Viole, fliehen wie Ferrier, du Faur und du Vourg. Sie ſind's, die Euch mit allen Eiden darum beſchwören laſſen.

Sie fliehen? fragte erſtaunt Viole. Er dachte einen Augenblick nach. Dann ſah er auf den blühenden Knaben, der unter ſeinen Spielen eingeſchlummert war und nun ſo ſanft ſchlief, und ſein Auge wurde feucht. Des Fremden Rede, ſeine Erinnerung an die Vaterpflicht, hatte ihren Zweckes nicht verfehlt. Ja, ja, ſagte er langſam, ſo weit iſt es alſo gekommen, daß Frankreich ſeine Söhne von ſich ſtößt! —

Frankreich nicht! ſprach verweiſend Jener, hadert nicht. — Jetzt iſt am wenigſten der Augenblick dazu. Noch einmal erinnere ich Euch an Eure Vaterpflicht, Viole. Seht den engliſchen Knaben, mutterlos iſt er — von Euch allein. —

Schweig, um Gotteswillen! rief Viole — mahne mich nicht an das, was ich verlor — jetzt nicht!

Und dringender wurden des Freundes Bitten. Er konnte endlich nicht mehr widerſtehen.

Wohlan, rief Viole, ich will Eure Stimme als die warnende Stimme Gottes anſehen. Ich will fliehen — aber nur mit dem Knaben, anders nicht, und wie wird das möglich ſeyn?

Ich kannte Euer Vaterherz, Viole, ſprach der Freund, ſeine Hand ergreifend. Es iſt dafür geſorgt, daß Ihr Euer Kind mitnehmen könnt. Nur beſchwöre ich Euch, eilet, ehe es zu ſpät ſeyn dürfte. Die Nacht iſt mild, ſie wird dem Knaben nicht ſchaden, und die Reiſe, wie ich hoffe, eben ſo wenig.

Viole ordnete nun ſchnell das Nöthigſte, packte Geld und Papiere ein und war bald zu Ende. Ueberlaßt mir das Weitere, ſagte der Freund zu ihm, und ſo ließ er's. Nur ſein treuer Diener, der mit ihm jung geweſen und alt geworden war, begleitete ihn. Dieſer ſchlug Guy in ſeinen warmen Mantel, und unter dem Schutze der Nacht verließen ſie das Haus ſtill und unbemerkt. Der Knabe ſchlief ſanft auf des Dieners Arm. Aber faſt hörbar klopften die Herzen. Sie bogen unſern des eben verlaſſenen Hauſes in eine kleine, finſtere, dumpfe Gaſſe, und Viole hatte bald die Richtung verloren, in welcher ſie wanderten. Der Freund aber ſchritt raſch zu. Ihm ſchienen dieſe Wege, die durch Paſſagen und Winkelgäßchen führten und durch Gegenden der Stadt, die Viole nie gelegnet, wohl bekannt zu ſeyn. Er ſah ſich nicht einmal um. Nachdem ſie auf dieſe Weiſe in den ſeltſamſten Krümmungen und Windungen — nur ſehr ſelten über öffentliche Plätze oder volkbelebte Straßen, ge-

wandert eine gute Weile, ſah ſich Viole zu ſeiner größten Verwunderung an einem ſüdlichen Thore von Paris, wo er ſich zum erſten Male wieder erkannte, aber auch zweifelte, daß ſie unangefochten durchkommen würden, da eine Söldnerwache das Thor beſetzt hielt. Indeſſen auch hier wurde durch des Freundes Hülfe die Gefahr entfernt. Er raunte der Wache etwas in's Ohr — dieſe grüßte ehrfurchtvoll und — ſie waren außerhalb Paris. — Noch eine Weile wanderten ſie ſtille, theils auf Wegen, theils über das Feld hin, bis ſie am Saume eines Gehölzes ankamen, wo auf ein kaum merkbares Zeichen des Freundes alsbald ein Mann aus dem Walde heraustrat, der zwei herrliche Roſſe am Zügel führte.

Bis hierher hatte keiner der Flüchtlinge ein Wort geredet. Stumm, wie das Grab, waren ſie dahin geſchritten; mit einer Schnelligkeit, die aber auch keine Unterredung würde zugelaſſen haben. Ermüdet ließen ſie ſich auf des Freundes Geheiß auf den Rain nieder.

Ihr ſeid nun für's Erſte gerettet, ſprach heiter der Freund, und Gott wird für das Weitere ſorgen. Jetzt erquicket Euch noch einmal zur weitern Reiſe. Und mit dieſen Worten reichte er Wein und Speiſen hervor, die er aus Beſorgniß ſeinem Diener ſchon gegeben hatte. Nachdem die Diener ſich zurückgezogen hatten, ergriff Viole des Freundes Hand und drückte ſie an ſein Herz, die tiefempfundenſten Dankbezeugungen ausſprechend, da er wohl jetzt einſah, daß der treue Freund ihn nicht nur gerettet, ſondern auch ſich ſelbſt der größten Gefahr ausgeſetzt hatte.

Dieſer aber lehnte den Dank von ſich ab und fragte: Wohin gedenket Ihr nun Eure Flucht zu richten? Das Gerathenſte dünket mir, Ihr wäret in Rochelle! —

Viele dachte eine Weile nach, dann ſprach er: Nicht doch, ich gehe nach Auvergne. Dort in den Bergen meiner Heimath bietet ſich mir, wenn mein feſtes Saint-Flour mir keine Sicherheit mehr gewährt, ſo mancher ſichere Schlupfwinkel dar, der dem Fremdling unzugänglich und mir durch die Streifereien der Jagd bekannt iſt, daß ich in dieſen Hölden lange mich aufhalten kann. Und — ſollte auch dort keine Sicherheit mehr ſeyn, ſo wird mich die Hand der Vorſehung, die mich ja der erſten Gefahr durch Eure Freundeshand entriß, nach Perpignan oder la Rochelle leiten, wo ich leicht hinüberſchiffen kann nach Englands freier Küſte.

Das ſtelle ich Eurem Ermeſſen anheim, verſetzte darauf der Freund, aber wo erreicht Euch die warnende Freundesſtimme, wenn ſie ſollte Gefahr zu verkünden haben?

Schreibt nur an Pierre Raband, meinen Kaſtellan zu Saint-Flour — oder an Michel Salers, der über meine Forſte bei Saint-Flour die Aufſicht führt, dann kommen Eure Briefe ſicher in meine Hand, wo ich auch weilen mag.

Noch Vieles beſprachen die Freunde, noch Wichtiges trug Viole dem treuen du Pleſſis-Mornay, ſo hieß der Freund, auf. — Dann umarmten ſie ſich unter Thränen und Segenswünſchen, der Diener bettete den Knaben warm und ſo ritten ſie ſchweren Herzens in die ſtille dunkle Nacht hinein, indeß du Pleſſis nach Paris zurückkehrte, um ſchnell noch ſo viel von Viole's Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, als vor Tagesanbruch möglich wäre. Er hatte ſich getäuſcht; denn als er nach einer halbſtündigen eiligen Wanderung bei Viole's Wohnung ankam, fand er Alles zertrümmert und

geplündert — ein schauderhaftes Bild der Zerstörung. Knirschend sah er es. Er trat in das verödete Haus — da stürzten noch einige hart mißhandelte Diener des Entflohenen hervor und flehten ihn um seinen Schutz, um Unterhalt an.

Seyd getrost, sprach der edle du Plessis, ihr sollt hinfort in meinem Dienste bleiben, bis bessere Zeiten euch wieder dem braven Herrn zuführen.

Da umschlossen sie mit ihren Armen seine Knie und Freudenthränen gaben ihre Empfindungen kund.

Nun fragte du Plessis nach dem Grunde dieser Zerstörung und die Diener erzählten, daß kaum Viele mit du Plessis das Haus verlassen gehabt habe, als schon dasselbe von Söldnern umstellt worden und der wilde Marquis von Tavannes hereingetreten sey, nach Viele zu fragen. Sie konnten nichts sagen als, er sey nicht zu Hause. Schlau und tückisch lächelnd, befahl er darauf, das Haus zu durchsuchen. Sie fanden Niemanden. Da ergriff eine wahre Berserkerwuth den wilden Normann. Er raßte und befahl seinen Soldaten, Alles zu rauben und zu zerstören, was dem Ketzer gehört habe. Dieß geschah mit viehischer Wuth, die sich dann auch in blutigen Mißhandlungen der beiden Diener entlud. Erst nachher bekam Tavannes Besinnung, Viele'n nachzusetzen. Dieß unterbrach ihr Zerstörungswerk; aber auch diese Nachstellungen blieben erfolglos und, schäumend vor ohnmächtigem Zorne, kehrte Tavannes nach dem Louvre zurück, dem König das Mißglücken des Fanges zu berichten. Auch der König gerieth außer sich vor Zorn und seine ganze Umgebung mußte es entgelten, daß gerade Viele, den er so glühend haßte, gerade dieser, der ihn mit dem zweischneidigen Schwerte

ſeiner zermalmenden Rede ſo tief getroffen, ihm entronnen war. Doch Viele war es nicht allein, der ſein Heil in der Flucht geſucht und gefunden, auch Ferrier und du Val waren dem Mörderarm entronnen; du Faur und du Bourg, Foir, Fumée und de la Porte waren ſo unglücklich auf der Flucht ergriffen zu werden. Die Thore der Baſtille ſchloſſen ſich hinter Allen, und hinter den Meiſten derſelben auch bald die Pforten des Lebens.

2.

In der, an vulkaniſchen Bergen der ſeltſamſten Formen, ſo reichen Auvergne, die damals noch zum gröſſern Theile von ungeheuern Wäldern bedeckt war, lag in faſt gleicher, beträchtlicher Entfernung von den Städten und Städtchen Pierrefart, Conlades, la Voute und Longert in einem ſehr breiten, lavagrundigen, waldbedeckten Thale in tiefer Abgeſchiedenheit und getrennt von den zu beiden Seiten des Thales in faſt halbſtündiger Entfernung ſich hinziehenden Bergreihen, ein einzelner von ſchroffen Felſenzacken bedeckter Berg, deſſen Kegelform, iſolirte Lage, Baſalt-, Kalk- und Tuffſteinmaſſen ihn als einen einſtmaligen Vulkan deutlich bezeichneten. Er war ſchwindelnd hoch und ſo jäh, daß er nur auf einer Seite und zwar auf einem in die Felſen mühſam gearbeiteten Pfade, der oft die Geſtalt einer Stiege annahm, auf der nur ein einzelner Menſch aufwärts ſteigen konnte, zugänglich war. Der Krater war ſeit Jahrtauſenden ausgebrannt, vielleicht, ja mit Grund zu vermuthen, lag die Zeit, wo dieſer und alle Vulkane, die die Auvergne bedecken, weit hinter den Grenzmarken aller Geſchichte und Ueberlieferung. Der Krater hatte ſeitdem

ſich mit Erde angefüllt, geebnet und bot ſo den Vorvätern der Familie de Viole, die aus der Dauphiné eingewandert war, einen höchſt vortheilhaften Platz zum Erbauen ihrer Burg Saint-Flour. Die Familie Saint-Flour hatte ſich in zwei Linien getheilt, deren eine auf dieſer Burg, die andere auf dem Schloſſe Arbeque, unweit Pont de Nopan, in der Dauphiné, wohnte.

Von Oeuf herüber war zu ihnen das Licht des Evangeliums gedrungen, und dieſe Familie war eine der erſten proteſtantiſchen in der Dauphiné und Auvergne. Im Laufe der Zeiten indeſſen war die Familie ſehr geſchmolzen. Jene, die auf Arbeque wohnte, nannte ſich de Viole d'Arbeque, dieſe de Viole de Saint-Flour, und Claude de Viole de Saint-Flour war der letzte Sprößling dieſer, Robert de Viole d'Arbeque der letzte jener Linie. Viole, der Parlamentrath, wohnte auf der Burg Saint-Flour und lebte dort die Tage eines ſtillen ungeſtörten ehelichen Glückes. Innige Liebe hatte ihn mit einer der edelſten Jungfrauen der Auvergne verbunden, und die Tage flohen dahin, wie lauter Sonn- und Feſttage des Glücks, da ihre Liebe durch die Geburt Guy's noch heiliger, feſter wurde. Doch es kamen nun auch die Werktage des Elends über die glückliche Familie, da Claude de Viole zum Parlamentrathe zu Paris ernannt wurde. Dieſes Ereigniß zog ihn hinaus aus dem Frieden ſeines häuslichen Lebens in das vielbewegte Staatsleben, in die wogende Welt einer Hauptſtadt. Die Chimäre des Ehrgeizes, der oft auch dem edelſten Herzen zugänglich iſt, zeigte ihm anfangs Alles im Lichtglanze. Sie zerrann bald in ein leeres Nichts. Seine geliebte Gattin raubte der Tod von ſeinem Herzen und betrete das warme friſche Blüthenleben in die kalte Erde. Und

mit ihrem Tode fielen alle Blüthen Viole's ab. Schwer lag die eherne Hand des Geschicks auf seinem edeln Herzen. Er wollte fliehen in die Einsamkeit mit seinem mutterlosen Säugling, um ganz ihm und der düstern Erinnerung an das verlorene Glück zu leben; aber das Streben, seinen Glaubensgenossen Ruhe und Freiheit des Gewissens zu erkämpfen, hielt ihn zurück. Noch eine Reihe von Jahren hielt er aus unter steten Kämpfen, bittern Kränkungen und betrübenden Erfahrungen. Da trat jenes Ereigniß ein, das Anfangs dieser Erzählung mitgetheilt wurde und, als Flüchtling geächtet, betrat er sein Saint-Flour wieder, einst der Wohnsitz der Freude und des Glücks, jetzt der stille Ort der Trauer, der Besorgniß.

Zu seinem Vetter Robert de Viole auf Arbeaue mochte er sich nicht begeben. Zwiespalt war unter ihnen. Robert hatte nur ein Kind, eine Tochter. Er sah seinem Stamm aussterben, und das stimmte ihn mißmuthig, feindselig. So oft sie sich früher gesehen hatten, waren sie uneinig geworden, und diese häufigen Zwiste waren zuletzt zu offenem, bittern Hasse und unversöhnlicher Feindschaft geworden. Darum war der unglückliche Flüchtling jetzt ganz auf sich selbst beschränkt, war um so unglücklicher, als auch noch der Schmerz ihn traf, seinen Guy, das einzige Wesen, was seinem Herzen geblieben war, in Folge der Reisebeschwerden erkranken, schwer erkranken zu sehen. Tief erschütterte das sein, schon ohnedem durch die harten Schicksalschläge verwundetes Herz. Alle Besorgnisse wegen seiner Sicherheit verschwanden vor der um des Knaben Leben. Tag und Nacht saß er an seinem Bette und lauschte den fieberischen Athemzügen des Geliebten. Alle Bitten des treuen

Rabaud waren umſonſt — er wollte keine Ruhe, keinen Schlaf genießen. Der Schmerz drohte ſeines Lebens Kräfte zu verzehren. Doch die gütige Vorſicht erbarmte ſich des Vielgeprüften. Die Heilmittel brachten günſtige Erfolge hervor. Die Krankheit des Knaben brach ſich, das Fieber ſchwand — aber eine große Mattigkeit blieb zurück, und nur ſehr langſam begannen die verlornen Kräfte zurückzukehren. Jetzt erſt kehrte allmählig Ruhe wieder in das verödete Herz des Unglücklichen zurück; aber es war noch nicht müde, das Mißgeſchick, ihn zu verfolgen. Ein neuer Blitz fuhr in ſein Leben.

Eines Tages, wo wieder Viole an dem Bette des allmählig wiedergenesenden Sohnes ſaß, trat Rabaud herein und überreichte ſeinem Herrn ein Schreiben, das eben ein ſtaubbedeckter Eilbote gebracht.

Von Pleſſis! rief Viole mit Schrecken aus. Das iſt eine neue Hiobspoſt!

Eilig erbrach er das Siegel und las:

„Du biſt nicht mehr ſicher, Freund; flieh ſobald Du dieſe Zeilen erhältſt. Saint-Flour iſt konfiszirt und an Dianen von Valentinois geſchenkt. Bald nach dem Boten werden ihre Leute eintreffen, die noch den beſondern Auftrag haben, Dich zu fangen, da man Dich in Saint-Flour vermuthet. Fliehſt Du, ſo meide die Städte Deiner Nachbarſchaft. Ueberall achtet man auf Dich. Dein Namen iſt an dem Galgen auf Montmartre angeſchlagen. Du biſt geächtet, fliehe ſchnell nach Rochelle!

Gott ſey mit Dir! P.“

Als er dieſe Zeilen geleſen, ſank er erbleichend zurück in den Lehnſtuhl, in welchem er ſaß. So iſt denn Alles, Alles verloren! rief er im herzzerreißenden Tone aus.

Was soll ich länger das elende Daseyn fristen, da das köstlichste seiner Güter, die Ehre, unwiederbringlich verloren ist, und Schmach auf meinem Namen lastet?

Da standen die treuen Diener um ihn, Rabaud und Salers, und sahen mit Schmerz in das bleiche Antlitz des Herrn. Bald wurde es ihnen klar, warum so heftig sein Schmerz sich äussere. Und als sie Alles wußten, da flehten sie mit Thränen, daß er fliehe. Sie umschlangen seine Knie und beschworen ihn, sich zu retten. Er widersetzte sich mit kalter Hartnäckigkeit.

Euer Sohn ist uns ein theures Pfand, sprachen sie, und wenn die bessern Tage nach Gottes Gnade bald wiederkehren, dann legen wir das anvertraute Pfand unverletzt in Eure Hand.

Er widerstand lange — aber endlich übertäubten sie ihn — er war nur willenloses Werkzeug in ihrer Hand geworden. Rabaud eilte, Pferde zu besorgen; und als sie bereit waren, schwang er sich mit Viole und dem treuen Diener auf, der bereits mit ihm hierher geflohen war.

Unbeschreiblich schmerzlich war das Scheiden von seinem Kinde. Sanft schlief der Knabe, als er an seinem Bette niederkniete und für ihn betete, ihn segnete, den Scheidekuß auf seine Stirne drückte und dann fast sinnlos hinaus taumelte.

Die Nacht sank herab auf die Berge Auvergne's, und dahin jagten auf fliegenden Rossen die Flüchtigen. Oed und stille war es auf Saint-Flour geworden. Den erquickenden Schlaf der Wiedergenesung schlief noch immer der verwaisete Knabe, und eine sanfte Röthe der Gesundheit kehrte auf die bisher so bleichen Wangen zurück. Es war eine der größten Wohlthaten für Salers,

daß der Knabe nicht erwachte bis zum frühen Morgen, wo er frisch und munter die schönen Augen, aus denen der Mutter edle Seele und des Vaters Geist blickte, aufschlug; denn in den Stunden der Nacht schaffte er Alles, was Werth hatte, hinaus in das Waldhäuschen, wo er wohnte, und verbarg es da, so gut er konnte. Wohl fragte der Knabe nach dem geliebten Vater — aber er ließ sich wieder beruhigen, und verlangte zu Salers Freude aus dem Bette. Der Treue sorgte nun für grobe Kleider — denn für seinen Sohn mußte er Guy ausgeben fortan zu seiner Sicherheit. Noch an demselben Tage zog Salers in das Waldhäuschen, einen Diener Viole's auf dem Schlosse zurücklassend. Die Neuheit der Umgebung, das Zwitschern der Vögel, das freundliche Waldesgrün — Alles trug dazu bei, Guy zu beruhigen, zu erheitern, und die Liebe des guten Salers wußte so viel Abwechslung in die Spiele und Erheiterungen des Knaben zu bringen, daß er bald sich an dieß Verhältniß gewöhnte und, bei zunehmender Kraft und Gesundheit, sich bald heimisch fühlte in dem neuen Verhältniß.

Schon am andern Tage nach der Flucht Viole's trafen die Beauftragten Diana's von Valentinois ein und nahmen Saint-Flour in Besitz. Alles wurde durchsucht nach dem rechtmäßigen Besitzer. Spione durchstreiften die Wälder. Mit genauer Noth entging Salers der Entdeckung. Auf Saint-Flour nahm alles eine andere Gestalt an. Rabaud's Eigenthum rettete Salers Muth. Aber seine Stelle wurde ihm aufgekündigt, und eine Kreatur Diana's nahm seine Stelle ein. Salers war aus der Dauphiné. Nun, wo er brodlos war, faßte er den Entschluß, sich dorthin zu begeben mit dem was er von

Viole's Vermögen und dem Rabaud's gerettet hatte, und dem Knaben. In aller Stille verließ er ſeinen bisherigen Wohnort.

Ein Dorf unweit Pont de Royan war ſein Geburtsort. Dorthin zog er mit Guy und harrte der Wiederkunft Rabaud's. Erſt nach monatlicher Friſt kehrte er mit der freudigen Nachricht zurück, daß ſein Herr glücklich nach England entkommen ſey. Von nun an lebten die beiden Männer in einer rührenden Freundſchaft zuſammen, und widmeten alle ihre Kräfte der Erziehung Guy's, der überall für Salers Sohn galt. Sie ſuchten ihm jene unerſchütterliche Liebe zu ihrem heiligen Glauben einzuflößen, die ihre Herzen erfüllte und ſeinen Geiſt auf das Gute und Edle zu lenken, indeß Rabaud, des Krieglebens nicht unerfahren, einen ritterlichen Sinn und Geiſt ihm einzupflanzen, und ſeine Körperkräfte zu ſtählen bemüht war. Täglich ſtreifte er mit dem Knaben in den Bergen und Wäldern herum. — Die Bilder früherer Erinnerungen dämmerten allmählig bei dem Knaben, und die Liebe zu Salers und Rabaud war ſo feſt in des Knaben Seele, daß der Schmerz um den verlornen Vater ſich allmählig milderte. Die Freunde erhielten ohnedem die Hoffnung wach in ſeinem Herzen, daß der Vater wiederkehren würde, wenn günſtigere Zeitumſtände einträten. So viel ihm dienlich war, hatten ſie ihm von des Vaters Mißgeſchick mitgetheilt. Beſonderes Gewicht legten ſie darauf, daß ſein Namen verſchwiegen bleibe und er überall nur für Salers Sohn gälte. Des Knaben Verſtand war reif genug, dieſe Nothwendigkeit einzuſehen, und er leiſtete willig das Verſprechen, nie ihn zu nennen, unter keiner Bedingung. Die freie Lebensweiſe, das Geheimnißvolle ſeines Lebens,

das Unglück, was den geliebten Vater heimgesucht, der glühende Haß, den ihm Rabaud und Salers gegen die Feinde des Vaters, gegen alle Anhänger des Königs und des katholischen Glaubens einflößten — dieß vereint, gab dem Knaben frühe schon einen Ernst, der noch weit jenseits der Grenzen seines Alters zu liegen pflegt, und eine gewisse Festigkeit und Entschiedenheit des Charakters, die seinen Jahren eben so fremd war. Er verschmähte die Gesellschaft der Knaben seines Alters und lebte nur im Umgang mit seinen Pflegern, übte sich in alle dem, was einst ihn zu einem tüchtigen Krieger bilden konnte.

Neue Hoffnungen dämmerten im Herzen der Freunde, als Franz, der Jüngling, des Vaters Thron bestieg — denn nun zerrann der Glanz Diana's von Poitiers, ihre den Protestanten entzogenen Güter verlor sie, und konnte es nur der Gunst der Umstände danken, daß sie, ohne Katharina's Rache zu fühlen, sich auf ihr Schloß Anet zurückziehen durfte. Saint-Flour war nicht mehr ihr. Jetzt schien ihnen der Zeitpunkt gekommen, wo ihr vielgeliebter Herr wiederkehren würde, das Erbe seiner Väter zurückzufordern. Sie hofften vergebens. So gut sie auch Viole's Charakter zu kennen glaubten, so blieb ihnen doch das feine Ehrgefühl desselben verborgen und die Reizbarkeit seines Gemüths. — Er lebte noch — sein Blick weilte oft auf Frankreichs Begebnissen, sein Herz war ja ganz dort. Manchmal hegte er Hoffnung, daß einst seine Ehre hergestellt werde — aber dann sagte er zu sich: Nein, der Namen, der einmal gebrandmarkt ist, wird nie wieder rein, und trostloser wurde seine Lage. In der tiefsten Verborgenheit lebte er in England — ohne Nachricht von seinem Guy, dessen Spur selbst du

Pleſſis nicht entdecken konnte. Seine einzige Beſchäftigung war Aſtrologie. Einſt in frühern Jahren ſeine Lieblingsbeſchäftigung, da auch er dem Hange ſeiner Zeit nicht entwachſen war, diente ſie ihm jetzt, des Sohnes Lage und Geſchick zu ergründen und ſeiner Zukunft Räthſel in den Sternen zu leſen. Auch die Täuſchung iſt für das leidende Gemüth ein Heil — ſie war es für Viole.

3.

Friſch und fröhlich wuchs Guy heran, und wurde kräftig und edel und ſchön, an Leib und Seele. Sein größtes Vergnügen war die Jagd. Tagelang konnte er unermüdet in den Wäldern umherſtreichen und, reich mit Beute beladen, kehrte er am Abend heim. Stets war einer der Treuen ſein Gefährte. So wuchs er urkräftig heran. Jahre kamen und flogen dahin in dieſem freien Leben, und während im übrigen Frankreich Verfolgungen gegen die Proteſtanten wütheten, ruhte ſtiller Friede auf dieſer einſamen Gegend. So war Guy zu einem kräftigen Jünglinge herangereift, als Franz II. plötzlich ſtarb und Carl IX. als Knabe einen Thron beſtieg, der eines ganzen Mannes bedurfte und die Zügel der Regierung in die Hand Katharina's von Medicis fielen, deren herzloſe ſchlaue Politik zwiſchen den Chatillons und Guiſen ſchwankend, beide benutzte, um ihre hölliſchen Plane zur Reife zu bringen.

Condé, dem das Henker-Beil an einem Haare über dem Haupt geſchwebt, wurde jetzt befreit, und Katharine ſah ſich am Ziele ihrer Wünſche — ſie wurde Regentin im vollen Sinne des Worts, da Anton an ihrer Seite blos figurirte. Einer der erſten Schritte dieſer

Regierung war ein Edikt, das den Proteſtanten die gottesdienſtlichen Verſammlungen unterſagte. Des edeln Kanzlers l'Hopital milde Rathſchläge wurden nicht gehört, und mit Strenge das Edikt durchgeſetzt. Erſt dann hörte man ihn, als in Languedoc ernſtliche Unruhen ausbrachen. Der Hof ſah wohl ein, wozu es führen könnte, wenn er mit Fanatismus jene Abſichten verfolgte, und l'Hopitals Vorſchläge zu einem Religionsgeſpräche, zur Ausgleichung der Mißverhältniſſe in kirchlichen Dingen, fanden Gehör. Viele waren dagegen, fürchtend die ſiegende Gewalt des Proteſtantismus; allein der Kardinal von Lothringen, dieſer eitle Mann, ſah eine Gelegenheit, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine Beredſamkeit geltend zu machen, und ſo fand es Statt. Aller Augen waren auf die Abtei von Poiſſy gerichtet; allein dieſer, wie ſo viele ähnliche Verſuche, mißlang.

Indeſſen ſchienen günſtige Sterne dem Proteſtantismus zu leuchten. Katharina von Medicis neigte ſich ſichtbar auf ſeine Seite — ſie ließ ihn in ihren Gemächern predigen; ſie ſchloß ſich enger an Condé, an Coligni an, und täuſchte alle — denn offenbar hatte mehr das Beſtreben, ſich Condés und Coligni zu gewinnen, um dem ſogenannten Triumvirat Franz von Guiſe's, des Connetable's und des Marſchalls von St. André ein Gegengewicht entgegenzuſetzen, mehr Antheil an dieſem Meinungwechſel, als die Ueberzeugung dieſer, ihren Gelüſten nach Macht alles unterordnenden, Fürſtin.

Neue Hoffnungen ſchöpften die Proteſtanten, und bis in die Thäler der Dauphiné drang die frohe Botſchaft, die Rabaud von einer Reiſe nach Angers mitbrachte.

Neue Hoffnungſtrahlen fielen in Guy's Sohnes-Herz. Lebt er noch, der theuere Vater, ſprach zu ſich der Jüng-

ling, ſo wird er wiederkehren, jetzt, wo Alles ſich ſo günſtig geſtaltet für die Verfolgten. Auf ſeinen einſamen Streifereien durch die Wälder träumte der Jüngling ſo ſchön von der Zukunft, daß oft ſein Herz in Entzücken ſchwamm bei dem Gedanken, den Vater wieder zu umarmen.

An einem ſchönen Herbſttage wanderte er, wieder begleitet von ſeinem treuen Hunde, hinaus auf die Jagd. Der Mittag war noch nicht gekommen, und mild fiel der Sonnenſtrahl herab auf die Wälder und machte das Wandeln unter ihrem Laubdach überaus angenehm. Der Jüngling verſank wieder in ſeine Träumereien, und ſchritt, ohne die Richtung zu beachten, kräftig fürbaß. Da ſtand er plötzlich an des Waldes Saum, der eine bedeutende Höhe bekränzte. Vor ihm lag ein Thal mit üppigen Wieſen, in der Entfernung ein Dorf — gerade vor ihm in ſchwindelnder Höhe ein ſtattliches, feſtes Schloß. Er war fremd in dieſer Gegend und erkannte es, daß er ſich ſehr weit von dem Orte der Heimath entfernt. Bald jedoch erinnerte er ſich, von dem Schloſſe Arbeque gehört zu haben, und kein anderes konnte das vor ihm liegende ſeyn. Er war ermüdet. Brennender Durſt quälte ihn. Er ſpähte rings umher nach einer Quelle. Zu ſeiner Freude entdeckte ſein ſcharfes Auge bald am Fuße eines nicht weit von ihm liegenden Felſens das Ziel ſeiner Wünſche, einen klaren ſprudelnden Quell. Er wollte eben ſich dahin begeben, als ſein Hund Laut gab und, heftig an ſeinem Riemen zerrend, emporſprang. In demſelben Augenblick faßte eine nervigte Fauſt Guy's Arm. Guy fuhr herum, und vor ihm ſtand ein Fremder. Er war von majeſtätiſchem Weſen. Ein grünes Jagdkleid trug er und eine reichverzierte Büchſe und ein ähnliches

Jagdmeſſer. Der Mann war längſt über die Mittagshöhe des Lebens hinaus — ſchon an der Schwelle des Alters. Seine Züge hatten etwas Ernſtes, Finſteres, das beim erſten Anblick abſtieß, doch ein wohlwollender Zug ſchwebte um den Mund und der Blick des Auges war feſt, klar und ruhig.

Was ſucht Ihr hier? fragte der Fremde ſtreng. Gehört Ihr etwa zu der — — hier herumſtreifenden Zigeunerbande? —

Die erſte Ueberraſchung bei Guy wich ſchnell. Des Mannes herriſches Weſen beleidigte ſein Freiheitgefühl, und ein Stolz regte ſich in ihm, von dem er nie eine Ahnung gehabt. Er machte des Fremden Hand beſcheiden, aber kräftig los, trat einen Schritt zurück und maß ihn mit feſtem Blicke.

Ihr habt eine Art zu fragen, ſagte er dann ſcharf, als ob Ihr Prokurator des Parlaments von Paris geweſen, dem man bekanntlich eine ganz eigene Redeweiſe zuſchreibt — indeſſen diene Euch zur Nachricht, daß ich Waſſer ſuche, meinen Durſt zu löſchen, und mit Zigeunern nichts gemein habe. Nun lebt wohl.

Er wandte ſich, nach der Quelle zu gehen; allein der Fremde vertrat ihm den Weg und betrachtete ihn mit argwöhniſchen Blicken, indem er ſagte: Wenn Euch, junger Menſch, meine Art zu fragen auffiel, ſo wiſſet, daß Ihr hier auf meinem Grund und Boden ſteht, und ich ein Recht habe zu fragen, wer Ihr ſeyd. —

Das Recht will ich Euch nicht beſtreiten, ſagte Guy, und darum durſtig Euren Grund und Boden verlaſſen.

Der Trotz, der in dieſen Worten lag, mißfiel dem Fremden nicht. Er ergriff Guy's Hand. Nein, ſagte er, wer Ihr auch immerhin ſeyn mögt, das ſollt Ihr

nicht Robert d'Arbeque nachſagen, daß er Euch ohne Erquickung von ſich ließ. — Er langte ſchnell nach einer Feldflaſche und reichte ſie Guy dar.

Ich danke Euch! ſagte Guy, und wieß ſie hinweg.

d'Arbeque maß ihn mit ſeltſamen Blicken. Ihr ſeyd ſehr trotzig — ſagte er gedehnt. Ich habe Euch beleidiget und das thut mir leid; laßt uns nicht mit Groll ſcheiden!

Dieſe Worte waren zu gutmüthig, als daß Guy ihnen zu widerſtehen vermochte. Er reichte ihm ſeine Hand. Ich trinke mit Euch, Herr, ſprach er dann, nahm die Flaſche und ſagte, indem er ſie zum Munde führte: Auf Euer Wohl!

Die ungewöhnliche Art und Bewegung ſchien d'Arbeque zu gefallen. Er verſuchte Guy zu entlocken, was ihn hierher geführt. Dieſer ſagte ihm freimüthig, daß er ſich verirrt habe; er nannte ihm den Ort, wo er wohne, ſeinen Namen Guy Salers. d'Arbeque glaubte ihm nicht, ſo gerade und ehrlich auch Guy ſprach. d'Arbeque vermuthete entweder in ihm einen Räuber oder, was bei ihm überwog, einen Jüngling von Stande. Dagegen ſprach aber die ärmliche Kleidung, die größtentheils aus Hirſchleder beſtand, der Stoff, aus dem damals die meiſten Landleute der Dauphiné ihre Kleider bereiteten. Guy's Sitten, ſein Anſtand, ſelbſt das ſtolze Selbſtbewußtſeyn der Freiheit, das ſich in ſeinem ganzen Weſen, ſeiner Rede und Haltung ausprägte, widerſprachen der eigenen Ausſage des Jünglings.

d'Arbeque lud ihn ein, mit ihm auf das Schloß zu gehen, da er doch jetzt den Rückweg nach der Heimath vor der Nacht nicht mehr erreichen könne, und die Nacht dort zu weilen. Das Nachtlager ſchlug Guy beſtimmt

aus, indeſſen konnte er, ohne unhöflich zu ſeyn, des Barons Einladung nicht ablehnen. Darum ging er mit ihm. Auf dem Wege zum Schloſſe lenkte ſich das Geſpräch auf die Jagd, d'Arbeque's Lieblingsbeſchäftigung. Hier trafen beide in einem Punkte zuſammen. Mit Begeiſterung ſprach Guy von dem Waidwerk und von dem Wilde, das in den Forſten jenſeits Pont de Royan ſich finde. d'Arbeque hörte mit immer ſteigendem Wohlgefallen die Reden und Erzählungen des Jünglings. Bei ſeiner einſamen Lebensweiſe wurde ihm ſelten der Genuß, mit einem tüchtigen Waidmanne zu jagen und von der Jagd zu reden. Darum fand er immer größeres Behagen an dem Jüngling, ſo, daß bald der Wunſch in ihm aufſtieg, ihn öfter um ſich zu haben; und in der Aufwallung der Freude fragte er Guy, ob er nicht in ſeine Dienſte treten wolle?

Guy's Stirne faltete ſich. Eine glühende Röthe überzog ſein Geſicht. Ein ſtolzes Wort ſchwebte auf der Zunge, doch hielt er es gewaltſam zurück und ſagte, mühſam ſich ſelbſt bezwingend: Verzeiht, wenn ich es vorziehe, mein eigner, freier Herr zu bleiben — allein, ſetzte er begütigend hinzu, wollt ihr es geſtatten, ſo ſoll es nicht das letzte Mal ſeyn, daß ich Schloß d'Arbeque ſehe.

Der Baron hätte gern das ſchnell entſchlüpfte, unbedachte Wort zurückgenommen, da in dem Jüngling etwas war, was ihn zwang, ihn anders zu behandeln, als es ſeine äuſſere Erſcheinung mit ſich zu bringen ſchien, und ihn nöthigte, ſich faſt jenes Wortes zu ſchämen. Freudig ergriff er daher des Jünglings Aeuſſerung, und bat ihn, oft mit ihm die Vergnügungen der Jagd zu theilen. Und nun ſchilderte er auf ächte Waidmanns-

Art in den größten Hyperbeln den Reichthum ſeiner Forſten an Wild aller Art. Wenn mir, ſetzte er zuletzt hinzu, die verdammte Zigeunerhorde nur nicht Schaden thut. Dieſes heimathloſe Volk der Wüſte pflegt ſich nur zu gern als die Herrn der Wälder zu betrachten, und, bietet ſich zu Raub und Betrug nicht Gelegenheit, das Wild niederzumachen, ohne Rückſicht, ob ſie die Jagd auf Jahre hinaus verderben.

Alſo war wirklich ſolch eine Horde in der Nähe, zu der Ihr mich rechnen zu müſſen glaubtet? — fragte Guy neugierig, da dieſes Volk mit ſeiner phantaſtiſchen Lebensweiſe ihn gar ſehr intereſſirte, ohne daß er noch mit ihm irgend je zuſammenzutreffen Gelegenheit gefunden.

Allerdings, verſetzte Jener darauf. Schon ſeit acht bis zehn Tagen treibt ſich eine bedeutende Horde dieſes gottloſen Heidenvolkes hier herum. Sie auszukundſchaften war größtentheils meine Abſicht; daher heute mein Irrthum mit Euch. Die Horde zählt leicht an 100 bis 150 Köpfe, und mir ſchien's, als hätten ſie nicht übel Luſt, mir einen Beſuch auf Arbeque abzuſtatten. —

Ihr ſcherzt, ſprach Guy, ihn forſchend anſehend.

Nicht doch, mein junger Freund, verſetzte Jener. Es wäre nicht das erſte Mal, daß ſie eine Burg zu überfallen und auszuplündern Miene gemacht. Und ich habe darum meine Leute wohl bewaffnet.

Unter dieſen Reden kamen ſie am Thore des Schloſſes an, das auf des Herrn Ruf und ſeiner Hunde Gebell alſobald geöffnet wurde, indem man die Zugbrücke herabließ. Sie traten ein. Wirklich ſah hier alles kriegeriſch aus, und in Guy wollte ſich eine ſatyriſche Bemerkung eben Luft machen, als aus dem Portale desjenigen Schloßtheils, der die Wohnung des Herrn um-

faßte, eine weibliche Geſtalt heraus und auf d'Arbeque zuflog, ängſtlich nach der Zigeunerhorde fragend.

d'Arbeque lachte. Sey nur ruhig, ſprach er, ſie ſind weit weg, Gabriele!

Jetzt ſah Gabriele den Jüngling, der mit glühender Röthe auf den Wangen daſtand, im Anſchauen der lieblichen Erſcheinung vertieft.

Das Mädchen erſchrack und ſah den Vater forſchend an. Als dieſer lächelte, fiel ihr Blick wieder auf Guy — aber nicht ſcheu und mit Widerwillen, ſondern vielmehr mit ſichtlichem Wohlgefallen.

Wie ſoll ich Euch doch eigentlich meiner Tochter vorſtellen? fragte der Vater den Jüngling.

Als Guy Salers, wenn es Euch beliebt, erwiederte mit einer anſtändigen Verbeugung der Jüngling.

Ich bringe Dir in dieſem jungen Manne einen Gaſt; ich lernte ihn auf der Jagd kennen und wünſchte, daß Du ihn gaſtlich behandelteſt.

Gabriele erröthete leicht, neigte ſich und liſpelte mit ſüßem Wohllaut: So ſeyd mir herzlich willkommen!

Der Alte führte nun den Jüngling in den Saal, den rings die Bilder der Ahnen des Hauſes de Viole zierten. Er führte den Jüngling zu jedem Einzelnen, erzählte dann, welche Ehrenſtellen ſie an den Höfen der Könige Frankreichs, ſeit Pipin und Carl dem Großen, bekleidet hatten; wie ſie ſich im Kriege ausgezeichnet, welche von ihnen den Kreuzzug unter König Ludwig VII. und den frühern unter Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouſe, Robert von Flandern und den übrigen Helden jenes abentheuerlichen Unternehmens mitmachten, und all das Heer der Thaten, die ſie gethan und nicht gethan, mit breiter Ruhmredigkeit und großem Stolze.

Nie aber nannte er den Namen „de Viole," weil er ihn an den verhaßten Parlamentrath, Guy's unglücklichen Vater, erinnert haben würde; und so blieb Guy das nahe verwandtschaftliche Verhältniß, in dem er zu Arbeque ſtand, unbekannt, da zumal ſeine Freunde Rabaud und Salers nie deſſen Erwähnung gethan. Er war ein aufmerkſamer Zuhörer, und das machte ihn dem Baron noch werther.

Einige Zeit darauf lud die liebliche Gabriele zum Mittagmahle, das ſie in einem andern Gemache mit faſt verſchwenderiſcher Freigebigkeit bereitet hatte. Guy wußte nicht, wie ihm geſchah. Es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er ſich in der Nähe eines ſo lieblichen Geſchöpfes befand. Er vermochte kein Auge von ihr zu wenden, und traf ihr Blick den ſeinen, dann ſchlug er ihn doch nieder. Sprach ſie, ſo lauſchte er und hielt den Athem an. Er wußte zuletzt kaum mehr, was er that, ſo hatte ihn Gabrielens liebliches Weſen bezaubert. Sie war aber auch ganz geeignet, ſolchen Eindruck auf ein reines Jünglingsherz zu machen. Mit allen Reizen ihres Geſchlechts hatte ſie die Natur ausgeſtattet, und dieſe ſchöne Hülle barg ein Herz rein und klar, wie der Himmel, treu und fromm, ſanft und demüthig, und doch war ihr Charakter beinahe männlich feſt. Ihr Weſen war unbefangen und natürlich; ohne alle Zurückhaltung — ſie war ein Kind der Natur, fern von jenem frivolen Leben, das jene Zeit auszeichnete, und gleich fern von jenem formellen, ſteifen Zwang erzogen, der ſchon damals die höhere Geſellſchaft zu beengen begann. Daß ihr Bild ſein Herz erfüllte, daß eine tiefe, innige Liebe zu ihr in ihm erwachte, war eine nothwendige Folge ihres beiderſeitigen Zuſammentreffens, und beinahe ähn-

lich war es bei Gabrielen. Sie ſah in Guy den erſten Jüngling ihres Alters, ſah in ihm den vollendeten, ſchönen Jüngling — und auch ihr Herz liebte. Allein fremd und unbekannt war beiden dies Gefühl, um darum ergriff es die unbewachten Herzen um ſo gewaltiger.

Nur mit innerm Widerſtreben erhob ſich endlich, als ſchon die Sonne zu ſinken begann, Guy, um an die Rückkehr zu denken. Recht aufrichtig und herzlich bat ihn d'Arbeque, zu bleiben. Sein Herz wollte ſo gerne; aber ſollt' er die treuen Freunde beängſtigen durch ſein Ausſenbleiben? — Dieſer Grund beſtimmte ſchnell ſeinen Entſchluß. Mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen, und mit Gabrielens Bild in der Seele, riß ſich endlich der Jüngling gewaltſam aus den ihn zauberiſch umſchlingenden Feſſeln und eilte flüchtig, wie die Gemſe, den Felſenweg hinab, und in den letzten Strahlen der Sonne ſah Gabriele ihn am Saume des Waldes verſchwinden.

4.

In einem Zuſtande, der dem Traume am nächſten verwandt, trat der Jüngling in die Waldesnacht, und in demſelben Zuſtande ſchritt er, ohne zu bemerken, wohin er gieng, fürbaß. Eine tiefe Finſterniß umgab ihn. Hin und wieder fiel mattes Sternenlicht auf ihn herab, wo der Bäume Laubdach es zuließ; allein es war zu ſchwach, ihn erkennen zu laſſen, wo er gieng und ſich befand. Enger ſchloß ſich der große Hund an ſeinen Herrn an, und gieng vorſichtig nur wenige Schritte vor ihm her. Plötzlich ſtand er und knurrte, und zu gleicher Zeit bemerkte Guy in der Entfernung ein großes Licht, um welches eine raſche Bewegung ſtatt zu finden ſchien,

ohne daß er jedoch zu unterſcheiden vermocht hätte, was es ſey, da die Entfernung noch zu bedeutend war. Er gebot dem wohlabgerichteten Hunde Schweigen und ſchritt vorſichtig dem Lichte zu. Als er näher kam, ſtellte ſich ihm ein Schauſpiel der allerſeltſamſten Art dar. Ein großer, freier Raum lag vor ihm, in deſſen Mitte ein großes Feuer flammte. Rings um den Platz lagen auf Matten, oder ſaßen vielmehr mit unterſchlagenen Beinen eine bedeutende Anzahl ſchwarzbrauner, wildausſehender, phantaſtiſch gekleideter Männer und Frauen reiferen Alters und Kinder. Um das Feuer tanzten eine gleichfalls nicht kleine Anzahl jüngerer Männer und Mädchen in wilden, mitunter äuſſerſt üppigen Stellungen und Geberden. Sie hatten das Anſehen von Bachanten — ihr Haar flog los im Winde, und ihre durch das Feuer gerötheten Geſichter ſahen wild und leidenſchaftlich aus. Dreie ſtanden da und regelten den Tanz durch eine eben ſo einfache als disharmoniſche Muſik; der eine bearbeitete den Dudelſack, indeß der andere ein Schellentambourin ſchlug, und der dritte auf einer gellenden Pickelflöte eine wilde Weiſe bließ. Alle Tänzer ſangen — bisweilen ernſt und gemeſſen, dann wilder und lauter und in ſchnellerem Zeitmaaße, und jedesmal richtete ſich der Taaz nach ihrem Geſange.

Das iſt die Zigeunerhorde! dachte Guy, und hielt dem Hunde, der Laut geben wollte, den Mund zu. Einige Hunde aber, die bei der Horde waren, witterten alſobald den fremden Genoſſen und ſchlugen an, und in demſelben Augenblick riß ſich Guy's Hund los und fiel jene mit großer Gewalt an.

Die Tänzer ſtoben auseinander und die ganze Bande erhob ſich wie mit einem Zauberſchlage, und ehe noch

Guy überlegt hatte, was zu thun, faßten ihn ſchon vier kräftige Arme und riſſen ihn rücklings zu Boden, und blitzſchnell war er geknebelt und am Feuer unſanft auf die Erde geworfen. Neugierig ſtanden die Mädchen und Frauen um ihn, in einer Guy ganz unverſtändlichen Sprache ſich ihre Gedanken über ihn mittheilend. Eine Weile deliberirte die Bande mit einem alten Manne, deſſen gelbbraunes Geſicht den Stempel der Verſchlagenheit, Liſt und Büberei trug, und der ihr Hauptmann zu ſeyn ſchien. Die Mädchen, denen der ſchöne Jüngling gefiel, lächelten ihn an und legten ihr Fürwort für ihn ein — jedoch vergeblich. Während noch die ziemlich ſtürmiſche Berathung dauerte, leuchte eine ſcheußliche Alte, deren Haupt eine thurmartige Mütze ſeltſam zierte, auf ihren Stab geſtützt daher, ergriff einen Feuerbrand und beleuchtete ihn. Während ihr rothes, triefendes Auge ihn belugte, murmelte ſie unverſtändliche Worte in den Bart; dann wendete ſie ſich zu den Männern, die noch immer im Kreiſe berathend ſtanden, und rief mit einer krächzenden, widerlichen Stimme, Guy verſtändlich:

Laßt ihn los, die Altmutter befiehlt es. Er iſt keiner von der Burg Arbeque, keiner von der feindlichen Brut, die ihr vernichten wollt. — Dieſes Wort wirkte zauberiſch. Schnell waren Guy's Bande gelößt und er ſtand frei unter ihnen.

Wer giebt Euch das Recht, mich zu feſſeln? rief er wild aus. Die Altmutter ſah ihn freundlich an, und die Augen der Mädchen ruhten wohlgefällig auf der ſchönen Geſtalt, die jetzt in der drohenden, gebieteriſchen Stellung noch um Vieles ſchöner war.

Gebt mir meine Büchſe und meinen Hund und laßt mich meines Weges ziehen! donnerte er jetzt ihnen zu.

Still, still, mein Söhnchen! krächzte die Alte. Du bist jetzt nicht auf Saint-Flour, was ohnedem für Dich verloren ist. Vergiß nicht, daß Du hier nicht gebieten, sondern nur bitten und gehorchen kannst.

Guy erbleichte vor Schreck, das Geheimniß seiner Herkunft aus diesem Munde zu hören.

Weib, sprach er, nach gewonnener, ruhiger Besinnung, woher kennst Du mich?

Ey, ey, sagte sie in demselben Tone und auf dieselbe widerliche Art, sollte ich Dich nicht kennen? Habe ich doch in den Bergen von Auvergne zuerst das Sonnenlicht gesehen, und seitdem das Land lieb gehabt und oft dort herum mich aufgehalten, wo Deiner Väter Stammsitz ist. Sollte ich Dich nicht kennen, der Du Deines Vaters Abbild bist? Dich nicht kennen, da ich Dich als Knaben fliehen sah mit Deinem Salers in die Wälder und von da nach Dauphiné? Hat doch Dein Vater mir noch dieß Goldstück geschenkt, als er mit Rabaud durch die Wälder floh, meinend ich (hier wurde sie wild und zornig und ihr Antlitz glich einer Furie), ich, die so oft auf Saint-Flour sich sättigte, so manche Gabe von Deiner Mutter empfieng, ich könne ihn verrathen an Heinrichs Bluthund?! — Nein, das konnte ich nicht und es hat mir wehe gethan, und ich habe das Sündengeld aufgehoben bis ich ihn wiedersehe, um es ihm vor die Füße zu werfen. Doch — setzte sie beruhigt hinzu, nach einer Pause — ich vergebe es ihm, denn er war in Verzweiflung, Dich krank zurückzulassen. Du weißt es nicht, Guy de Viole, daß ich für Salers die Tränke kochte, die Dich gesund machten. Aber frage ihn morgen und er wird Dir sagen, die alte Adelma war's, die Dich gesund machte.

Guy traute ſeinen Ohren kaum. — Aber er faßte die dürre Knochenhand der Alten und ſagte: Iſt es, wie Du ſagſt, und wie ich nicht zweifeln kann nach Deinen Worten, ſo nimm jetzt meinen Dank, Adelma. Leider bin ich arm und kann Dir ihn nicht thätig beweiſen.

Ey, daß ihr Leute doch alles mit Gold abthun zu können meint! zürnte die Alte. Hat Dich denn das Elend nicht klüger gemacht? Haſt Du denn noch nicht erfahren, daß auch arme — hier wurde ihre Stimme ernſt und feierlich — heimathloſe, verachtete, verſtoßene, mißhandelte Menſchen Gutes thun können ohne Lohn? —

Guy drückte ihre Hand — und die frühere Freundlichkeit kehrte zurück auf ihre tiefmarkirten Züge.

Komm, ſagte ſie, ſetze Dich zu mir und ich will Dir erzählen von den Zeiten, die Du nicht kennſt. Weg da! rief ſie — ich nehme ihn unter meinen Schutz — er iſt eines braven Mannes verſtoßnes Kind. — Alle wichen auf die Seite, und die Alte führte Guy zu ihrem Sitze am Stamme einer alten Buche. Gebt ihm ſeine Büchſe wieder, rief ſie, er iſt frei, ich will es! —

Einer reichte ihm ſein Gewehr.

Der Hauptmann der Horde aber trat jetzt zu der Alten und redete wieder heftig mit ihr in unverſtändlicher Sprache. Sie erwiederte kurz, aber beſtimmt, einige Worte, und er zog ſich mürriſch und das Haupt mit dem rothen Käppchen ſchüttelnd zurück.

Die Narren meinen, ſprach ſie nun halblaut zu Guy, der durch ſeine Dankbarkeit und die Erinnerung an die von ſeinen Eltern empfangenen Wohlthaten ihr ganzes Herz gewonnen hatte; die Narren meinen, Du könnteſt die auf Arbeque warnen, da ſie morgen die Burg zu überfallen denken, da der alte Robert d'Arbeque uns

geschmäht, mißhandelt hat, und sie so eine blutige Rache nehmen wollen; aber sie wissen nichts, als was gestern geschah. Sie wissen nichts von dem blutigen Hasse zwischen Deinem Vater und dem d'Arbeque, der ihn auch bitter gekränkt hat, obwohl er ihm so nahe verwandt.

Verwandt? fragte Guy, den die Mittheilungen der redseligen Alten in eine fieberhafte Spannung versetzten.

Die Alte schüttelte den Kopf unglaublich. Weißt Du denn nicht, und bist doch ein schmucker Junge, daß die d'Arbeque's Deine Blutverwandten, Deine Vettern sind? Ist es Dir denn unbekannt, daß sie de Viele heißen, wie Du?

Guy sah sie verwundert an. Das Räthsel konnte er nicht lösen. Nie hatte er davon durch Salers oder Rabaud eine Sylbe vernommen. Ein Gefühl stieg in ihm auf, das er nicht nennen konnte, und der Gedanke tagte in ihm, Gabrielens Retter aus dieser Gefahr zu werden. Schnell stand er klar vor seiner Seele, und eben so schnell war sein Plan entworfen, durch Schmeicheleі die Alte zu firren.

Was Du mir sagst, Mutter, sprach er nach kurzem Besinnen, ist mir fremd. Nie hat Salers etwas gesprochen von diesem Verhältniß, nie Rabaud. Nie wurde der Namen d'Arbeque genannt.

Meining kennet der Menschen Herzen, wie die Tage der Zukunft, sprach wieder die Alte. Weil sie wußten, wie d'Arbeque Deinen armen Vater gekränkt, darum schwiegen sie, um nicht auch Dir den Haß mitzutheilen. Aber, Knabe, fuhr sie in höher steigendem Affekte fort, vergiß nicht, was ich Dir sage, könnte d'Arbeque Deinen Stamm mit einem Dolchstoße niedermachen, er würde nicht eine Minute zaudern. Doch — sagte sie

es giebt vielleicht eine Zeit, wo ich Dir mehr ſagen kann, und Du hörſt gewiß lieber von Deiner Mutter. — Guy, ſie war ein Engel. Nur ihr — — gönnte ich Deinen Vater, den ich — — lache nicht des Alters, Knabe, denn freilich die Gefühle der Jugend — nur einer fernen Heimath ähnlich ſind, zu der das Auge mit einem leiſen Heimweh hinblickt, — den ich liebte, weil er eine Zierde ſeines Geſchlechtes war. Damals, Guy, war aber auch Melma nicht die alte Hexe, wie man ſie jetzt nennt, damals war ſie ein blühendes, ſchönes Mädchen, um das mancher ſchmucke Jüngling warb — nur Dein Vater verſah ſie. Ich haßte ihn damals, denn verſchmähte Liebe iſt bitter als der Tod; und als er Deine Mutter heimführte, da glich mein Zuſtand der Raſerei, und ich würde ſie ermordet haben —; aber da ſah ich ſie — ſie, die ſchön war, wie ein Engelbild und gut wie ein Engel, und ſie nahm mich, die Leidende, auf das Schloß, und pflegte meiner und haßte mich nicht, obgleich ſie den Grund meiner Krankheit errieth — Guy, da lernte ich ihr Herz anbeten; und als die Kunde kam, ſie ſey zu den Vätern gegangen, da weinte Melma um ſie, wie Du jetzt — mein Sohn — und mein Herz war ſeitdem der Altar, auf dem ihrem Andenken oft Opfer der Liebe gebracht wurden. Es war geheilt von der frühern Thorheit, dieſes Herz. —

Darum aber danke Gott, daß ich Dich heute fand und Dich vom unvermeidlichen Tode rettete — und daß ich es konnte, Guy — das iſt meinem alten Herzen viel, viel werth, denn ich habe ſo eine Schuld der Dankbarkeit abgetragen.

Guy war innigſt gerühret durch die Sprache der Alten. Doch konnte er nicht begreifen, wie bei ſolchen

wirklich ein Empfindungen wieder der glühende Haß, ob einer Beleidigung wohnen könnte. Er suchte das Gespräch wieder auf die Unternehmung auf Schloß Arbeaux zu lenken — sogleich aber waren wieder alle feindseligen Leidenschaften erregt, und er war froh, als die Alte fragte, wie er doch hierher gekommen?

Er konnte der leicht ein Mährlein erzählen und sie glaubte gerne an seine Verirrung. Mit gutem Vorbedachte erwähnte er nun der Angst und Besorgniß, die Salere und Rabaud um ihn haben würden.

Ja, da hast Du Recht, sagte die Alte. Ich kenne sie, es sind gute Menschen, die Deinen Vater liebten und auch Dich gleichermaßen lieben. Darum eilst Du wohl, sogleich mit Tagesanbruch heim zu eilen. Jetzt möchte es zu spät seyn; denn sieh nur, wie das Volk schläft. Ja, ja, das ist der Fluch des Alters, daß der süße Schlummer sein Auge flieht — doch es findet Ersatz in der längern Vergangenheit, in die es zurück blicken kann, wie in ein verlornes Paradies.

Obwohl es spät ist, nahm Guy das Wort, so möchte ich doch gerne noch in dieser Nacht heim, zur Beruhigung meiner Freunde.

Du hast Recht, sagte die Alte, die Angst ist peinlich. Weißt Du denn den Weg von hier aus? Pont le Roman liegt rechts, Arbeaux links, und mitten durch in gerader Richtung etwa zwei Stunden weit liegt das Dörfchen.

Ich finde mich leicht zurecht, sprach freudig Guy, der so unerwartet die Richtung vernahm, die er nehmen mußte, um Arbeaux zu finden, und im Falle ich irren sollte, blicke ich zu den Sternen und finde mich.

Ja, die trügen nicht, sagte ernst und mit einem tiefen Seufzer die Alte.

Sie gehet jetzt denn von der Horde, die noch machten, sich niederzulegen, und nahm Guy's Hand — sah hinein und sagte dann dumpf — Du gehst eine blutige Bahn — da stürmts — Du — wie wild — doch — sey ruhig — das ist das Glücksrad — — geh, geh — bleibe fromm und treu — und zerreiß kein Herz, das Dich liebt — wie Dein — Vater. — Leb wohl! —

Sie drängte ihn, fortzugehen. Er drückte ihre Hand und sagte, zürnt mir nicht, Mutter, wenn ich Euch nicht immer folge. Die Pflicht gebietet oft anderes.

Wohl! sprach sie, folge der. Ich sehe Dich wieder. Wie — wo? das weiß ich nicht — doch vielleicht in den ernstesten Stunden Deines Lebens. Sieh, Adelma will Dir wohl — denn Du bist Deines Vaters Sohn und Deiner Mutter Herz hängt über Dir. — Leb wohl!

3.

In süßem Schlummer lag Gabriele — sie träumte von dem Jünglinge, der so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Richiger, als seit den letzten acht Tagen, schlief d'Arbeaue, da er von der Zigeunerhorde heute in der Nähe um das Schloß nichts entdeckt hatte. Auch die Bewohner des Schlosses genossen der Ruhe. Es mochte Zwölfe vorüber gewesen seyn, als Guy die Alte verließ. Eine Weile hielt er die Richtung nach seiner Heimath, um die, die ihn etwa beobachten möchten, zu täuschen; dann aber wandte er sich schnell links und hielt, so gut er es vermochte, eine gerade Richtung. Lange Zeit wanderte er in der Finsterniß der kühlen Herbstnacht. Er konnte unmöglich entdecken, wo er sich befand. Als aber nun die Müdigkeit sich einstellte und

er den Entſchluß ſchon gefaßt hatte, den Morgen zu erwarten, dünkte es ihm, als würde der Wald lichter. Muthiger ſchritt er nun fürbaß und hatte bald die Freude, die dunkeln Umriſſe der Burg vor ſich, und des Wächters Laterne auf dem höchſten der Thürme zu ſehen. Vorſichtig ſtieg er die felſige Anhöhe hinab. Er ſuchte lange, bis er den Weg fand, der zur Burg wieder am jenſeitigen Berge hinauf führte. Nach langem Suchen traf er ihn endlich. Er ſtieg nun ſo leiſe er konnte hinan, doch vermochte er das Geräuſch, welches durch das Rollen der loſen Steine verurſacht wurde, nicht zu vermeiden, und es dünkte ihm, als er ſchon nahe dem Thore war, einen gellenden Ton, wie den einer Pfeife, zu vernehmen. Da fiel unten im Abhang des Berges ein Schuß — und die Kugel pfiff an ſeinem Ohr vorüber und fuhr ſchmetternd gegen das Thor. Jetzt pochte Guy heftig. Der Schuß weckte die Wächter; es gab Lärm in dem Schloſſe; aber ein zweiter Schuß fiel bald in größerer Nähe und die Kugel fuhr in Guy's rechten Schenkel, daß er mit einem lauten Schrei des Schmerzes niederſank. Jetzt kamen Windlichter auf die Mauern — es wurde lebendig im Hofe. Guy's Hund wimmerte, Guy rief mit matter Stimme — aber Niemand öffnete. Wohl vernahmen ſie den Ton des Schmerzes draußen deutlich, und einige der Burgmänner waren der Meinung, man ſolle nachſehen. Andere dagegen, vorſichtiger und beſonnener, wendeten ein, daß es unklug ſey, da es leicht eine Liſt der ſtarken Horde ſeyn könne, die Burg mit größerer Macht zu überfallen. Der Rath der Letztern, des ältern Theils der ſchwachen Beſatzung, ſiegte, und Guy lag bewußtlos, vom großen Blutverluſte ermattet, auf einem Feldſtück, auf den er hingeſunken

war. Olympien ſehr ermüdet, ſanken ihm bald die Augen zu. Während in der Burg Alles zur Vertheidigung gerüſtet ward und auch d'Arbeque ſich eingefunden — ſchlich leiſe, Verrath athmend, ein Zigeuner, der mit einigen ſeiner Geſellen zur Beobachtung der Burg ſich im Gehölze am Abhange des jenſeitigen Berges verborgen gehalten und jenen, für Guy ſo unheilbringenden, Schuß gethan, leiſe heran, den zu ſuchen, den ſein Blei, wie er nach dem Sichverlieren des Klageliants ſchloß, getödtet, indem er argwöhnte, es möchte jener Jüngling ſeyn, den Adelina ſo merkwürdig und auffallend in ihren Schutz genommen — gegen den Willen der Horde und des Hauptmanns. Guy's treuer Hund lag zu den Füßen ſeines Herrn. Das treue Thier vernahm den anſchleichenden Zigeuner und ließ ihn nahen, bis er nur wenig Schritte von Guy entfernt war — da ſprang mit fürchterlichem Gebell das ſtarke Thier mit einem Sprunge an des Zigeuners Hals. Panischer Schrecken ergriff diesen, als er ſich ſo gefaßt fühlte und rücklings ſtürzte ihn das Thier nieder, und wühlte mit ſeinen Zähnen grimmig in der Bruſt deſſelben. Bald ermannte ſich dieſer wieder und kämpfte nun mit dem Thier einen hartnäckigen Kampf. Kaum drang der Schall dieſes Streites und das Heulen des Hundes zu den Ohren d'Arbeque's, als er plötzlich den Zuſammenhang ahnete. Schnell ließ er das Thor nieder und ſtürmte heraus. Der plötzliche Lärm zog den Hund einen Augenblick von ſeiner Beute ab, und mit unglaublicher Gewandtheit ſprang der blutende Zigeuner auf und in mächtigen Sätzen den Berg hinab, im Dickigt verſchwindend. Wüthend rannte das Thier ihm nach — doch bald kehrte es blutend und heulend zurück und kroch zu ſeinem Herrn, den jetzt d'Arbeque entdeckte.

Er schrie laut auf, als er den blassen, blutenden Jüngling sah.

Ha, ich ahne es, rief er, der Jüngling kannte die Gefahr und wollte mich warnen. Armer, Du starbst ein Opfer Deiner Freundschaft für mich, klagte er.

Die Männer waren jetzt zu Gog herum getreten. Er ist nicht todt, gnädiger Herr, sprachen sie, der Bluterlust hat ihn blos betäubt!

Dieß war eine frohe Botschaft für d'Arbogast. Schnell befahl er, den Jüngling in die Burg zu schaffen, und Alles anzuwenden, ihn wieder ins Leben zurück zu rufen. Einige Männer ergriffen ihn und trugen ihn vorsichtig hinweg. Langsam kroch der treue Hund nach, dem das Messer des Jägermeers eine tiefe Wunde beigebracht hatte. Im Schloßhofe angelangt, wurde sogleich das Thor wieder geschlossen, die Zugbrücke aufgezogen und die Wachen bezogen mit genauem Befehlen des Burgherrn ihre Posten.

Gabriele, während, der Kampf tobte schon heftig, sehr, durch den Lärm und die Schüsse geweckt, aus ihren Zimmern empor. Ihre Dienerinnen, ängstlicher als das muthige Mädchen, standen zitternd um die entkleidete Gebieterin und besorgt sie. Gabriele sah sie an und erstaunte. Was doch, sprach die Jungfrau, Ihr zittert, wo Ihr handeln sollte. Geht und sucht Jemand zu besorgen, wenn etwa der Unsern Einer sollte verwundet werden.

Sie eilt sie weg, kleidete sich schnell an, und eilte dann hinab in den Burghof, wo sie eben anlam, als sie den blassen Gog hereintrugen. Ein Schrei augenblicklichen Entsetzens entfuhr ihr, und erbleichend sah sie den blassen Jüngling. Sie konnte keinen Zusammenhang in

diesen Ereignissen finden, und fragte nur, ob er noch lebe. Er lebt, sprach froh der Vater, eile nur und hole stärkende Essenzen, daß wir den Ohnmächtigen erwecken.

Deren aber bedurfte es nicht. Guy schlug das Auge auf, blickte um sich, und als er mit deutlichem Bewußtseyn inne wurde, wo er sich befand, reichte er d'Arbeuse die Hand, die dieser mit Rührung drückte.

Redet nicht, redete er; Ihr seyd zu matt!

Er trieb die Männer an und bald war Guy in warmen Gemach, wo allmählig wieder Leben in seine, von der kalten Herbstnacht fast erstarrten Gebeine kam. Gabriele flog herbei. Liebend beugte sie sich über den Jüngling und bestrich ihn mit theuren Essenzen, die der Vater ihr von Paris hatte kommen lassen. Die Wunde wurde, nachdem sich die sittige Jungfrau entfernt, untersucht, die Kugel ausgeschnitten, die zum Glück nicht tief eingedrungen war, und durch den Verband, den ein vielerfahrner Krieger unter den Wehrmännern des Baron's angelegt, fühlte sich Guy ganz leicht. Er verlangte aufzustehen; doch d'Arbeuse litt es nicht. Gabriele kehrte wieder und war hocherfreut, den Jüngling so heiter zu finden.

Neugierig, aus seinem Munde den Zusammenhang der Ereignisse zu erfahren, von dem nur dunkle Vermuthungen in den Gemüthern der Bewohner des Schlosses waren, umgaben sie sein Ruhebett.

Guy erzählte nun, wie er, sich vom Schloß d'Arbeuse entfernend, die Zigeuner gefunden, und was sich dort begeben; wohlweislich verschwieg er jedoch seine Unterredungen mit Adelma. Ich eilte sogleich hierher, fuhr er fort, Euch von der Gefahr zu benachrichtigen, die Euch gewiß kommen hier und der folgenden Nacht drohe.

Die Horde mußte doch einige von ihren Leuten in die Nähe des Schlosses zu Wächtern gestellt haben, und einer dieser vernahm das Geräusch der rollenden Steine und rief mich gefällig mit seiner Kugel.

Vergebt, nahm d'Arbeque das Wort, daß wir nicht sogleich Euch zu Hülfe eilten. Hätten wir es ahnen können, daß Ihr es wäret, dann würde Euch schnelle Hülfe geworden seyn. Wir aber hielten das Wimmern für eine List des Gesindels, uns leichter zu überfallen. Euer treuer Hund wurde Euer Retter; denn erst als er mit dem Mörder kämpfte, stürmten wir hinaus und fanden Euch. Wie soll ich es Euch danken, sprach er kaum bewegt, und Ihr für mich, den Fremdling, der Euch gekränkt, freilich wohl ohne Absicht, thatet? Ihr habt eine große Strecke entfernt von uns; und nach der Art zu denken und zu handeln, die dieses Gesindel zu befolgen pflegt, habt Ihr mir und Gabrielen — ja uns allen, das Leben gerettet!

Guy wollte das durchaus nicht gelten lassen; allein d'Arbeque blieb auf seiner Meinung.

Glaubt Ihr wirklich, daß sie einen Versuch wagen werden? fragte er den Jüngling.

Allerdings, entgegnete Guy, und ich freue mich, daß meine Wunde so unbedeutend ist, daß ich mich dankbar für Euere Wohlthat erweisen kann. Vielleicht noch ehe der Morgen vollends anbricht, werden sie nahen.

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als Schüsse auf Schüsse fielen, und ein wildes Geschrei draußen sich vernehmen ließ.

Er hat die Wahrheit gesagt, rief d'Arbeque, sie sind da!

Und alles ſtürmte hinaus auf die Mauern und ließ Gabriele und Guy allein. Die Jungfrau, die bisher den lebhafteſten Antheil an allem genommen, ohne doch mitzureden — ſtand in dieſem Augenblick unſchlüſſig da; denn zwei Pflichten ſtritten in ihrem Herzen um den Vorrang, die mehr dem Manne zukommende, Theil zu nehmen an dem Vertheidigungskampfe, zu der ihr kräftiger, entſchiedener Charakter ſie hinzog, und die mehr weibliche, Pflegerin des leidenden Retters zu ſeyn. Doch nur einen Augenblick dauerte jener Streit und die Weiblichkeit ſiegte. Sie blieb aber in ſichtbarer Spannung. Keins der Beiden war eines Wortes mächtig. Guy horchte eine Zeit lang, dann ſchien er ſeinen Zuſtand zu vergeſſen, riß ſich empor, ſprang vom Ruhebette, auf dem er angekleidet lag, griff nach ſeinem Gewehr und eilte zur Thüre.

Um Gottes Willen, bleibt! rief Gabriele voller Angſt. Wollt Ihr denn gewaltſam Euren Zuſtand verſchlimmern?

Kaum aber ſprach ſie das Wort, ſo ließ die Ueberſpannung der Kräfte des noch ſchwachen Jünglings nach, und er taumelte und ſank faſt ohnmächtig in die auffangenden Arme des Mädchens, die, erröthend aus Schaam, Furcht und Liebe, ihn krampfhaft hielt und an ihr Herz drückte. Er ſah matt zu ihr auf, aber mit einem ſeligen Gefühl, und dieß ſprach ſich im Blicke klar und deutlich aus. Schnell ermannte er ſich und kehrte geleitet von Gabrielen zum Ruhebette zurück.

Er reichte ihr ſtumm ſeine Hand, ſeinen Dank anzudeuten. Glühenderes Roth malte ihre Wange — aber ſie gab ihm die ihre, und Guy drückte ſie im überwallenden Gefühl an ſein Herz.

Schnell aber wandte ſie ihm Gabriele — einen faſt zürnenden Blick warf ſie auf ihn und eilte hinaus.

Da lag er nun, und bittre Vorwürfe über ſeine Kühnheit quälten ſein Herz, und die Sorge um Salers und Rabaud, die Treuen, marterte ihn, und draußen hörte er das dumpfe Toben eines erbitterten Kampfes — und jenes konnte er nicht gut machen, das andere für den Augenblick nicht mindern und an dieſem nicht Theil nehmen, da der Blutverluſt ihn zu ſehr entkräftet und der Verband ihn zu gehen hinderte.

Und dennoch mußte er in dieſer Lage verweilen noch eine Stunde, die zu einer Ewigkeit heranwuchs. Jetzt aber, als er lange dieſe Pein erduldet, ſchien es ihm, als verlöre ſich das Getümmel, das Schießen wurde ſeltener — allein er vernahm den Ton der Klage, des Bedauerns — auf dem Korridor, der an ſeines Gemaches Thüre hinlief, vernahm er ſchwere Männertritte, ſie naheten ſich — die Thüre öffnete ſich und ſchwer verwundet wurde d'Arbeque hereingetragen.

Guy ſah nur ihn, nur die bleiche Gabriele, die keine Thränen weinte — in deren Bruſt aber der tiefſte Schmerz wühlte. Guy ſprang von ſeinem Ruhebette auf und die Männer legten den Greis darauf. So ſchwach er war — jetzt fühlte er ſich ſtark. Er unterſuchte des Barons Wunde, ſie war nicht ohne Gefahr. Er wuſch, er verband ſie mit vieler Geſchicklichkeit. Dann fragte er, wie es mit dem Kampfe ſtehe? —

Sie ſind entflohen, ſagte der Reiſigen Einer, und ihrer Viele decken den Kampfplatz. In den Dörfern läutete man Sturm — da flohen ſie in wilder Unordnung und in wenig Stunden ſind ſie ſchon weit weg und die Gegend iſt rein von dem Geſindel.

Gut, ſagte Guy, ſo eilt nach dem Dörfchen meiner Heimath und holet meinen Vater hierher; er iſt der Heilkunſt mächtig und weiß der Kräuter Kräfte!

Seine Befehle wurden ſchnell vollzogen.

Gabriele reichte ihm die erquickenden Spezereien, die er mit kindlicher Sorgſamkeit anwandte, und jetzt erſt vermochte ſie, die Worte hervorzubringen: Iſt es gefährlich mit meinem Vater? Und nach dem Worte perlten die Thränen herab.

Seyd ruhig, edle Jungfrau, erwiederte Guy — noch iſt keine Gefahr, und der Himmel wird ſie von dem theuern Haupte fern halten.

Gabrielen's Hände falteten ſich und ihr Blick wandte ſich verklärt empor. Sie wurde ruhiger und vermochte thätiger zu ſeyn um den theuern Vater, konnte Guy's Bemühungen theilen, und es war, als ob Bruder und Schweſter wetteiferten in liebender Sorgfalt um des geliebten Vaters Leben.

Ihre Bemühungen gelangen. d'Arbeque ſchlug die Augen auf und lächelte ſie an — dann reichte er Gabrielen ſeine Rechte, Guy ſeine Linke, und ſprach leiſe freundliche Worte und fragte dann, ſchnell ſich beſinnend, wie es ſtehe um die Zigeuner?

Sie ſind entflohen, antwortete Guy, und die Wahlſtatt decken ihre Leichen.

Er lächelte und ſchloß das Auge wieder und entſchlummerte ſanft — doch zuckte manchmal der Schmerz im Schlafe über das Geſicht.

An ſeinem Lager ſaßen Gabriele und Guy. Die Sonne hatte geſiegt über den herbſtlichen Morgennebel — der Tag ſchien freundlich und hell durch die Bogenfenſter des Gemachs. Bleich waren Gabrielen's Wan-

gen. Guy ſah dies mit Trauer. Er bat ſie, der Ruhe zu genießen, weil er wache an des Vaters Lager.

Ach, antwortete ſie, ich ſollte ruhen können? Und Ihr, der Ihr Ruhe bedürftet, ſelbſt verwundet ſeyd, vergeſſet Euch ſelbſt über meinen Vater, und ich ſollte an mich denken, da ich mich doch ſtark fühle? — Nein — das verlanget nicht, oder Ihr kennet nicht die Kindesliebe.

Guy ſeufzte tief auf; dieſe Worte berührten eine Saite, deren Ton wehmüthig fortklang im Gemüth des Jünglings. Selbſt in der Nähe des Weſens, das er mit aller Kraft eines reinen jugendlichen Herzens liebte, konnte er die Wehmuth nicht bannen, die dieſe Erinnerung weckte und er verſank in tiefes Sinnen. Wo iſt er jetzt vielleicht, dachte er, der treue, unglückliche Vater, wenn er noch lebt? Er bedurfte vielleicht meiner in den trüben Stunden eines freudenleeren Daſeyns, und ich bin fern! —

Es vergingen mehrere Stunden bis Salers kam. Tiefen Ernſt, ja eine deutliche Mißbilligung des Vorgefallenen, glaubte Guy in ſeinen Zügen zu leſen. Er reichte ihm ſeine Hand mit dem Ausdruck der treueſten Liebe. Ich habe Euch Sorge gemacht, mein Vater — verzeiht — es geſchah nicht mit Vorſatz, und daß ich Euch nicht noch in derſelben Nacht wieder ſah, verhinderte die Erfüllung einer heiligen Pflicht!

Salers Züge erheiterten ſich. Ich zürne Dir nicht, Guy, ob Deiner That, nicht ob Deines Ausbleibens — wenn ich auch gleich nicht froh ſeyn kann über das, was geſchah. Oft iſt ein unbedeutendes Ereigniß das Saatkorn einer Zukunft, die reiche Kummerernte liefert — doch dieſe Worte ſchienen ihm unwillkührlich

entſchlüpft — er ſah jetzt Gabrielen — und erſchrack. Verzeiht, Fräulein, ſprach er ernſt, daß ich Euch zu grüßen verſäumte — ich hatte nur Augen und Sinne für Guy.

Nun forſchte er nach der Wunde d'Arbeque's. Guy ſagte ihm ſeine Bemerkung. Gabrielen's Augen hiengen an Salers Munde, ſie zitterte fieberhaft.

Iſt's alſo, dann ſeyd ruhig, Fräulein, und bittet Gott, daß er meine Mittel ſegne. Ich hoffe, Euren Vater zu heilen. Und Du, Guy, fragte er dann — Du ſchweigſt — wie ſteht es um Dich? —

Mir iſt ja ſo wohl, Vater, ſprach der Jüngling in einem Doppelſinn, den nur er verſtand — den aber Gabriele ahnen mochte, denn eine leiſe Röthe flog über ihre bleichen Züge und ſie entfernte ſich.

Leiſe erzählte nun Guy die Begebenheiten der jüngſt verfloſſenen Stunden. Salers unterſuchte ſeine Wunde, empfahl ihm Ruhe und Pflege ſeiner ſelbſt und beobachtete dann den Baron. — Wir haben große Angſt ausgeſtanden um Dich, Guy, ſprach er dann wieder; Gottlob, daß ſie in einer Hinſicht wenigſtens umſonſt war. —

Jetzt ſchlug d'Arbeque die Augen auf, und richtete ſie feſt und forſchend auf Salers. Es war, als ſuche er in ſeinem Gedächtniß nach dieſen Zügen, die ihm ſchon irgendwo begegnet ſeyen.

Gabriele war wieder herein getreten.

Was will der Menſch? fragte der Baron heftig ſeine Tochter.

Unſer Retter hat ihn beſchieden zu Eurer Heilung, mein Vater, ſagte ſie ſanft. — Es iſt ſein Vater Salers.

Da richtete ſich d'Arbeque haſtig auf und ſah ſcharf in Guy's Züge. —

Euer Vater? fragte er dann mit einer ſeltſamen Heftigkeit. Es iſt mir, als ſey dieſes Geſicht mir begegnet an Orten, die ich nicht liebe, und in der Gemeinſchaft mit Menſchen, die ich haſſe — ſtieß er wild heraus.

Ihr täuſcht Euch wohl, ſagte ſanft Gabriele. Vertraut Euch ihm an. — Er iſt ja der Vater dieſes jungen Mannes, dem Ihr ſo viel verdankt.

Du haſt Recht, Kind, ſprach er dann — es iſt wohl nur ein Fiebertraum. Und er ließ nun Salers die Wunde unterſuchen — verbinden — jedoch ununterbrochen fixirte er ihn mit ſtechenden Blicken.

Salers behauptete einen Gleichmuth, der ſich durch nichts irren ließ.

Er that ſeine Pflicht — empfahl Ruhe und ſagte dann — nicht ohne Empfindlichkeit: Es giebt Züge, gegen die wir oft einen Widerwillen haben, weil ſie uns an Begebniſſe mahnen — die — — doch, es wird beſſer ſeyn, ich entferne mich — da ich das Unglück habe, Euch zu mißfallen. Zudem bedarf Guy der Wartung und Pflege; darum werden wir uns heimbegeben und ich kehre wieder, wenn der Verband neu angelegt werden muß — auf den Fall, daß Ihr es wünſchet, gnädiger Herr!

Gabriele ergriff ſeine rauhe Hand; laßt Euch das bittre Wort nicht verletzen, das vielleicht nur die Fieberhitze ſprach. — Ich beſchwöre Euch, zu bleiben. Zudem darf Euer Sohn nicht hier weg — wir ſind ihm zu hoch verpflichtet. —

d'Arbeque richtete ſich auf. Nein, ſagte er — das kann nimmer geſchehen, und auch Ihr ſolltet nicht mein

Wort ſo ſcharf nehmen. — Ich bitte Euch, bleibet. Zu Gabrielen's Auge flimmerte eine Thräne, ſie ſah Guy ſo bittend, ſo flehend an. Guy war in ſeltſamer Lage. Er blickte forſchend in Salers Geſicht, das unverändert den Ausdruck eines finſtern Ernſtes behielt. Er ſah ihn bittend an.

Wohlan, erwiederte Jener, Euer Wille geſchehe. Erlaubet aber, daß mein Sohn der Ruhe genießen darf.

Gabrielens Antlitz erheiterte ſich bei dieſen Worten. Sie flog hinaus, für Guy ein Gemach zu bereiten, und bald ging er, geſtützt auf Salers, dahin.

Salers ſetzte ſich zu ihm; aber kein Wort kam über ſeine Lippe. Er ſchien nachzudenken über unangenehme Dinge.

Guy war zu begierig, den Zuſammenhang deſſen zu erfahren, was er ahnete, ohne es ſich bewußt zu ſeyn. Er fragte Salers. Ganz wider ſeine Gewohnheit ſchwieg dieſer lange — dann ſagte er — laß das jetzt. Nur ſo viel wiſſe — es liegt eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen uns, Dir und dieſem Hauſe. — Darum — er faßte des Jünglings Hand und drückte ſie mit inniger Liebe — wache über Dich und Dein Herz! — Dein Name muß ewiges Geheimniß bleiben vor d'Arbeque's Ohren. Es kommt vielleicht bald eine Stunde, wo ich Dir, wenn dieſe Mauern hinter uns liegen, mehr ſagen kann, mehr, ſetzte er mit tiefer Bedeutung hinzu, als Dir und mir lieb ſeyn dürfte.

6.

Sie blieben beide noch acht Tage. Die Zigeunerhorde war verſchwunden, der Statthalter der Dauphiné ließ ſie verfolgen — aber es ſchien faſt, als ſeyen ſie in die Erde verſunken; denn nirgends wollte man ſie geſehen haben.

Guy konnte nach Tagen wieder gehen. Salers Kunſt heilte ſchnell ſeine Wunde; auch d'Arbeque genaß ſchneller, als es ſonſt im höhern Alter der Fall zu ſeyn pflegt. Seit Salers in die Burg getreten war, ſchwebte ein finſteres, unheimliches, Grauen erregendes Weſen über Allen und verſtimmte die Gemüther. Nur Gabriele blieb ſich gleich, und dieſe Heiterkeit, dieſe unverdroßene Thätigkeit, dieſe liebevolle Aufmerkſamkeit zeigte ſie Guy in einem immer liebenswürdigern Lichte. Sprach ſie mit ihm, dann war ſie ernſt, gemeſſen, oft feierlich. Sprach er vom Scheiden, dann umflorte Wehmuth ihren Blick. Bald ſchwamm ſein Herz in einem Meere von Wonne — bald nagten Zweifel an ſeiner Seele.

Salers klarer Blick ſah tiefer, er ſah die Liebe keimen, wachſen und ihn braunte es auf der Burg an die Sohlen. Eine Unruhe, eine Angſt ſonder gleichen trieb ihn um. Auch d'Arbeque ahnete das Geheimniß, das noch tief und unbekannt in Gabrielen's Buſen lag. Der Stolz des Freiherrn empörte ſich gegen dieſe Liebe zu einem Jüngling niedern Geſchlechts. Willkommen war ihm darum eines Tages die Erklärung von Salers, gegen den er ohnedem einen unbezwinglichen Haß im Herzen trug — daß ſeine Gegenwart fürder nicht mehr nöthig ſey.

d'Arbeque wollte ihn reich belohnen, nicht ſowohl um ſeiner, als ſeines Sohnes Dienſte, dem er Lohn zu bie-

ten durch ſeine Hochachtung gegen den Jüngling verhindert wurde.

Salerd ſah ihn groß an. Ich danke Euch, gnädiger Herr, ſagte er; gebt die Summe den Armen; ich bedarf ihrer nicht und diene nicht um Lohn.

Den Baron verdroß der Stolz des Mannes.

Ich weiß es, verſetzte er, daß Ihr deß bedürfet — Ihr ſeyd arm. —

Ihr irret, erwiderte Salerd — wir haben aus den Stürmen ſo viel gerettet, daß wir leben können, und der Parlamentrath de Viole ließ nie einen treuen Diener darben.

Bei dieſen Worten erbleichte d'Arbeque. — So iſt es doch wahr, rief er aus, was ich vermuthete — ſo dienteſt Du dem Verhaßten, und ich ſah Dich auf St. Flour!?

Euer Gedächtniß täuſchte Euch nicht, fuhr Salerd ruhig fort; der Haß ſieht ſcharf. Wohl dem, der ſo vergelten kann — wie mir ſich die Gelegenheit darbot!

d'Arbeque ſchwieg. Er unterdrückte den innern Grimm. In dieſem Augenblicke trat Guy herein. Sein Auge leuchtete — eine unbeſchreibliche Seligkeit lag auf ſeinen Zügen. — — Er hatte von Gabrielen ſich beurlauben wollen — — er fand ſie in tiefe Gedanken verſunken im Saale, wohin er ſich begeben, um noch einmal die Bilder ſeiner Ahnen zu beſchauen; ſie fuhr auf, als ſie ihn kommen ſah. Guy wollte zurücktreten — doch ſie bat ihn, zu bleiben. Eine Weile ſtanden ſie ſtumm vor einander. Guy war tief bewegt. Ich muß Euch Lebewohl ſagen, Fräulein, ſprach er dann mit zitternder Stimme. Nehmt den Dank eines — treuen Herzens! — Gabrielen's Thränen rannen — ſie gab ihm ihre

Hand — ſie bat ihn, nichts von Dank zu reden — ſie gedachte ſeiner Hülfe — daß er ihr Retter geworden. — Guy prieß ſich glücklich — obgleich er beſcheiden das Verdienſt ablehnte. Er hielt ihre Hand noch, er drückte ſie an ſeine Lippen, an ſein Herz. Sein Muth wuchs mit ſeiner Liebe — er wagte, ſie an ſein Herz zu ziehen. Da fuhr ein Schauder durch Gabrielens ganzes Weſen — ſie ſchlang ihre Arme um ihn, drückte ihr Haupt an ſeine Bruſt — dann riß ſie ſich gewaltſam los und verſchwand durch eine Nebenthüre. Lange ſtand Guy auf der Stelle, wie bezaubert. — Dann gieng er mit einem Himmel in ſeiner Bruſt auf d'Arbeque's Gemach zu, und trat gerade ein, als Salers jenes Geheimniß enthüllt.

Und dieſer iſt nicht Dein Sohn! rief d'Arbeque aus — die Züge ſind de Viole's Züge! —

Ihr habt auch das errathen, ſprach mit fürchterlicher Kälte Salers. Es iſt ſein verwaiſetes Kind — Guy de Saint-Flour.

Da flammte eine wilde Gluth in d'Arbeque's Blikken auf.

Lebt wohl — rief jetzt Salers, und ergriff Guy's Hand — Ihr ſeyd des Dankes überhoben!

Und raſch zog er den Jüngling mit ſich hinweg — durch die Höfe des Schloſſes. Als das Thor hinter ihnen ſich ſchloß, athmete Salers erſt wieder frei auf. Guy war in einem Traum befangen. Er wußte ſich das, was er gehört, kaum zu deuten — der Kontraſt war recht wie ein Maifroſt in die Blüthen ſeiner Liebe gefallen, die ſich kaum erſchloſſen und ihn doch ſo glücklich gemacht hatten. Er beſchwor Salers, ihm Rede zu

flehen. Dieſer aber zog ihn mit ſich fort und beobachtete ein hartnäckiges Schweigen.

So mußte er folgen, ohne zu wollen. Nur als ſie die Höhe jenſeits des Thales erklommen hatten, riß er ſich los, um noch einmal nach dem Schloſſe zu blicken, das ſeine Welt umſchloß. Da wehte ihm Gabrielen's Tuch den Scheidegruß zu, und eine innere Stimme rief ihm zu: das ſey der Scheidegruß für dieſe Welt. Er ſchauderte. Noch einmal winkte auch er — und des Waldes Dickicht entzog ihn ihren Blicken. Kräftig ſchritt Salers weiter. Kaum vermochte ihm Guy zu folgen. Auf keine Frage gab Salers eine Antwort, und endlich ſchwieg Guy unmuthig. Erſt als ſie ſchon eine gute Strecke zurückgelegt hatten und eine freie Stelle des Waldes ſich ihnen darbot, ſtand Salers ſtill.

Vergib mir, Guy, ſagte er, mein ſeltſames Benehmen. Es wird Dir mancher Auftritt der letzten Stunden räthſelhaft ſeyn — ich will Dir die Räthſel jetzt löſen. — Er hob nun an, aus dem frühern Leben ſeines Vaters die Begebenheiten mit d'Arbeque zu erzählen, nachdem er ihm vorher geſagt, wie nahe ihm d'Arbeque verwandt. Guy hörte mit ſteigendem Intereſſe, aber auch mit wachſendem Schmerze der Erzählung zu. Als Salers geendet, ſchien es ihm, als ſchlöſſen ſich des Paradieſes Pforten hinter ihm. Salers letzte Worte fielen zentnerſchwer auf ſein Herz.

d'Arbeque's Haß, hatte er geſagt, iſt ohne Ziel und Ende. Nie vergiebt er; darum iſt unſeres Bleibens in dieſen Gegenden jetzt nicht mehr lange, zumal er uns kennt.

Und wird nicht gerade der Dienſt, den ihm des Feindes Sohn geleiſtet, ſein Herz milder ſtimmen und

die Reue über den blinden Haß in ihm wecken? fragte Guy.

Kannſt Du die Steine hier erweichen? war Salers Antwort; kannſt Du dem Bache, der dort über die Felſen hinab in den Abgrund ſtürzt, gebieten, daß er ſeinen Lauf rückwärts nehme? Kannſt Du den ſtarren Winter umwandeln zum blühenden Lenze? —

Euer Urtheil iſt fürchterlich hart; verzweifelt Ihr an der Möglichkeit der Beſſerung eines Menſchenherzens? —

Nein, Guy. Ich will glauben, daß der Verbrecher ein edler Menſch werden kann, aber nimmer, daß d'Arbeque's Haß ſich in Wohlwollen verkehre. Ich kenne ihn, ich weiß, was Dein Vater that, ihn auszuſöhnen — aber es war alles umſonſt. Sein Sinn iſt eiſern.

Guy brach ab. Schmerz, bitterer, herber Schmerz erfüllte ſein Herz. Er fühlte zum erſten Male die brennende Wunde in ſeinem Innern. Gabriele — war für ihn verloren. Die Träume ſeines Glücks, denen er oft in ſtiller Nacht auf Schloß Arbeque Gehör gegeben, ſie zerrannen.

Finſter kehrte er zu Rabaud zurück. Der treue Alte ſtarrte ihn an. Was iſt geſchehen? fragte er.

Salers winkte Schweigen ihm zu.

Dir, Guy, habe ich einen ſeltſamen Gruß, ſagte Rabaud darauf, ſich zu Guy wendend. Ein Zigeunerweib war hier vor ungefähr acht Tagen, die alte Adelma, die ſo oft auf Saint-Flour war. Sie gebot mir, dieſe Zeilen Dir zu reichen.

Guy riß das Blättchen auf.

„Sie draußen ſchon die Stürme, die ich Dir verkündet, ſchrieb eine faſt unleſerliche Hand; noch iſt ihr Ende nicht da. Erſt wenn Blutſtröme um Dich

geflossen sind — erst dann kommt Frieden — er liegt weit, weit von Dir. Das aber hättest Du mir nicht thun sollen! Ich allein weiß, was geschah, denn ich folgte Dir. Du hast gebüßt — wüßten es meine Söhne — Du möchtest fliehen, wohin Du wolltest — ihr Dolch fände Dein Herz. Adelma zürnt Dir nicht. — "

Er hatte die Wort laut gelesen.

Neue Räthsel! rief Salers — woher kennst Du das unselige Weib?

Guy erzählte ihnen ohne Rückhalt seine Begebenheiten mit der Zigeunerhorde.

Unsres Bleibens ist nicht länger hier, sprach Salers. Unser Frieden ist gestört. Gebe Gott, daß nicht Schlimmeres folge!

Guy erhob sich. Nicht Euer Friede, der meinige ist gestört. Darum laßt mich ziehen. Dieses unthätige Leben paßt ohnedem nicht mehr für mich. Ihr kennt die Anzeigen eines blutigen Kampfes der Glaubenspartheien im Vaterlande. Mein Entschluß ist gefaßt: ich trete in die Reihen der Kämpfer für meinen heiligen Glauben und seine Rechte ein, für die mein Vater mit einem andern, schärfern Schwerte stritt!

Ein tiefes Feuer leuchtete aus seinen Blicken bei diesen Worten. Rabaud sah ihn erschrocken, aber mit einer innern Freude an. Er schwieg indessen, wie Salers, der endlich äusserte: Nur nicht zu schnell, mein Guy. Laßt uns als besonnene Männer handeln, wohl erwägen — dann sey's in Gottes Namen!

7.

Die Heiterkeit, der Frieden — der ſonſt in dem engen Häuschen der Freunde gehauſet — er ſchien gebannt, verſchwunden für immer. Auf Guy's Herzen lag eine Laſt, die er nicht abzuwälzen im Stande war, nicht die Freunde, ſo gerne ſie es gethan hätten. Ruhe war in ſeinem Innern — aber eine kalte Grabesruhe, die Frucht der Reſignation auf des Lebens ſchönſtes, der Liebe Glück. So gerne auch das jugendliche Herz den Anker der Hoffnung noch faßt und feſt hält, ſelbſt in der Gränze der Möglichkeit — ſo gab ihr doch Guy nicht mehr Raum in ſeinem blutenden Herzen. Salers Worte waren zu mächtig von Einfluß auf ihn, und jenes dunkle Wort Adelma's, ſo frei auch übrigens Guy's Seele war, übte dennoch ſeinen geheimnißvollen Zauber aus und fügte neue Wolken zu denen, die bereits ſeine Seele umnachteten. So floß fortan ſtill und öde das Leben der Dreie hin. Nur der Plan Guy's brachte eine Abwechſelung in das einförmige Treiben. Salers hob einen ſchweren Stein von Guy's Bruſt, als er von dem geretteten Vermögen ſeines Vaters ihm Rechnung ablegte und es zu ſeiner Verfügung ſtellte.

Aber was ſoll ich mit dem, was übrig bleibet, wenn ich mir ein Roß, ein Koller, Piſtolen und Schwert gekauft? fragte er. Es ſey Euer, Ihr Treuen, ſprach er. Eures Alters Tage ſollen nicht von Mangel getrübt werden. Gott weiß es, ob ich je im Stande ſeyn werde, Euch zu ernähren und die Liebe zu vergelten, die Ihr an mir geübt.

Verwalten wollen wir es denn, ſagte Salers — denn unſere Bedürfniſſe ſind klein, und es bewahren für kommende ſchwere Zeiten.

Rabaud beſprach ſich nun mit Guy über ſeine Ausrüſtung und über ſeinen Eintritt ins Heer.

Ich will erſt genauere Kunde einziehen über die Verhältniſſe unſerer Glaubensgenoſſen und ihre Stellung gegen den Hof, ehe wir handeln, bemerkte er, und Guy war wohl damit zufrieden.

Indeſſen nahmen die Ereigniſſe damals ſchnell eine ernſte Wendung, die Guy's Wünſchen ſehr zuſagte und ihm eine Laufbahn, wie er ſie ſuchte, zu eröffnen verhieß.

Die Hinneigung Katharinen's von Medicis zum Proteſtantismus trug einen Schein der Aufrichtigkeit, der Montmorency und den Marſchall von Saint-André mit Furcht und Schrecken erfüllte.

Die Proklamation des Ediktes von Saint-Germain en Laye mehrte dieſe Furcht. Sie ſahen ihren Fall, den Fall ihrer Macht, ihres Einfluſſes nahen. Es galt ein ſchnelles, kräftiges Handeln, den Strom zu dämmen, der brauſend ſich heranwälzte. Franz von Guiſe, der Dritte des unheilvollen, fanatiſchen Bundes, war nicht in Paris. Er weilte ſeit einiger Zeit in Lotharingen, Plane ſchmiedend mit dem ſchlauen Kardinal zu der Ketzer Vertilgung, und des eigenen Hauſes Glanzerhöhung und Machtzuwuchs.

Ein Eilbote Saint-André's beſchied ihn nach Paris, wo ſeine Gegenwart jetzt unumgänglich nöthig war, denn man wußte, daß Katharina, den Stolz und die Macht des Triumvirats und des Guiſiſchen Hauſes fürchtend, an Condé geſchrieben, ihn dringendſt gebeten hatte, ſich mit Coligny und Dandelot, ſeinem Bruder, ihrer und des Königs anzunehmen und ſie aus den Banden der Guiſen zu befreien. Man wußte, daß die Proteſtanten im Stillen ſich rüſteten. Franz empfing dieſe Botſchaft

mit Freude. Schnell verließ er Lotharingen mit einem bedeutenden Gefolge von Herren, die auf ſeiner Seite ſtanden und einer nicht unanſehnlichen Macht von Soldaten; Montmorency und Saint-André ſammelten eine Armee bei Paris, und bei Orleans machten die Proteſtanten, an ihrer Spitze Condé, Coligny, d'Andelot, Anton von Croi, die Herren von Larochefoucault, Roban, Genlis und Grammont, Miene ſich zu vereinigen.

Franz von Guiſe eilte. Es war am 1. März 1562, als er in Waſſy, einem Städtchen in der Champagne, eintraf, um dort eine kurze Friſt von der angeſtrengten Reiſe zu raſten. Der Herzog ließ alsbald in der Kirche des Orts Meſſe leſen und ſein Gefolge begleitete ihn dahin, jedoch faßte die Kirche die Menge nicht, die mit der Parthei der Guiſen dahinſtrömte, und viele derſelben mußten auſſen weilen. Da erſchallte unweit davon der Geſang der Proteſtanten, die in einer Scheune ihren Gottesdienſt in heiliger Andacht hielten. Es war eine willkommene Gelegenheit für die fanatiſirten Diener und Söldner Guiſe's, ſich an den ruhig ihres Glaubens lebenden Proteſtanten zu vergreifen. Sie ſtörten durch Steinwürfe und beleidigende Worte, durch Lärm und Unzucht den Gottesdienſt der Proteſtanten, die in einer nicht kleinen Zahl hier vereint waren. Anfangs litten es dieſe ruhig; aber dieſe Ruhe erhitzte jene deſto mehr, und bald kam es zu Thätlichkeiten. Die Proteſtanten mußten Gegenwehr leiſten den Angreifenden, und ſo entſpann ſich ein erbitterter Kampf, der von Seiten der waffenloſen Proteſtanten einſtweilen nur mit Steinwürfen geführt wurde.

Der Lärmen auſſerhalb der Kirche endigte die Meſſe. Guiſe ſtürzte heraus und ein heftiger Steinwurf traf ihn

ſogleich ſo heftig an die Stirne, daß er faſt beſinnungslos in die Arme eines der Seinen taumelte und mit Blut bedeckt wurde.

Das war die Loſung eines entſetzlichen, wüthenden Kampfes zwiſchen den erbitterten Partheien. Man ergriff ſchnell die Waffen, und ein unmenſchliches Blutbad erfolgte. Schonungslos wütheten die Guiſiſchen unter den Hugenotten. Sechszig Leichen deckten die Wahlſtatt von proteſtantiſcher Seite, und über 200 Verwundete zählten ſie. Auch die Guiſen hatten gelitten und ihr Verluſt war ebenfalls nicht unbedeutend.

Zitternd trat der Richter von Vaſſy vor den grimmigen Herzog und flehte um Schonung für die unglücklichen Proteſtanten, die ja doch den Streit nicht veranlaßt.

Seyd Ihr auch ein Ketzer! fuhr ihn zornig der Herzog an.

Nein, ſprach muthiger der Richter, ich bin Katholik, wie Ihr, gnädigſter Herr — aber mein Herz blutet bei dem Morden; um ſo mehr, da es geſetzwidrig, wie unmenſchlich iſt, und das Edikt vom Januar freie Religionsübung den Proteſtanten verheißt.

Mit rollenden Augen ſah ihn der Herzog an; dann riß er ſein Schwert aus der Scheide und rief: Dieß ſoll jenes verfluchte Edikt zerhauen! —

Der Richter verließ mit tiefem Abſcheu den unmenſchlichen Herzog. Das Blutbad dauerte fort bis der Schleier der Nacht die Gräuel dieſes Tages umhüllte. Die Proteſtanten flohen in die Berge, in die Wälder, und die ſchreckliche Kunde dieſes Tages von Vaſſy drang mit Windeseile durch Frankreich und zu den Ohren Coligny's. Die Fackel des blutigen Bürgerkriegs war angefacht! Das

blutige Loos war geworfen in den Schoos einer unheilschwangern Zeit!

8.

Auf dem Wege von Grenoble nach Sainte-Marcelline ritt eines Tages in den späten Nachmittagsſtunden Guy de Viole auf einem überaus ſchönen und guten Roſſe, das er eben erſt in Grenoble um hohen Preis erſtanden. Die Ausführung ſeines Vorhabens war nahe. Zu ſeinen Ohren waren ſie ſchon gedrungen, die Gräuelthaten von Vaſſy. — Es war ihm die Rüſtung ſeiner Glaubensgenoſſen bekannt geworden, und Rabaud hatte Tages vorher die Botſchaft gebracht, es werbe für Coligny's Heer der Herr von Maugiron in der Dauphiné. Dieſe Kunde beſtimmte den Jüngling zur raſchen Ausführung. So ſehr aber auch die neue Laufbahn des Jünglings Ehrgeize ſchmeicheln mochte, ſo war doch ſein Herz tief-bekümmert. Auch jetzt wieder waren ſeine Gedanken bei Gabrielen. Es war ſo ſtille und einſam in der Gegend, durch die er ritt. Neben ihm am Wege hin, jedoch in einem beträchtlich tiefen Bette, ſtrömte die Iſere und ihr Brauſen war das einzige Geräuſch, das die Stille der Einöde unterbrach, und dieſes Brauſſen wiegte ihn noch mehr in ſeine Träume ein. Die Vergangenheit lag vor ihm mit ihren kargen Freuden, und die Zukunft dunkel und blutig. Gabrielens Bild ſchwebte vor ſeiner Seele. Ihre Liebe war ja der einzige Sonnenblick ſeines Lebens, und ſo ſchnell gieng er vorüber, ſo eiſern war das Gebot des Verhängniſſes zwiſchen ihre Herzen getreten! Lebhaft wurde der Wunſch in ſeinem Herzen wieder rege, den er ſo oft ſchon bekämpft, ſie wieder zu ſehen, noch einmal in ihr Auge

zu blicken und dann dem Lebensglück auf ewig Lebewohl zu ſagen. Schon war er im Geiſte bei ihr, ſchon lag ſie an ſeiner Bruſt. — In ſolchen Träumen ſchwelgte das liebende, hoffnungsloſe Herz des Jünglings. Er hatte den Zügel auf des Pferdes Hals gelegt und es gehen laſſen, wie es wollte, ohne darauf zu achten, daß es nahe am ſteilen Ufer der Iſere hinſchritt und nur ein Fehltritt ihn in den Wellen des Stromes begraben konnte.

Seht Euch vor, rief plötzlich hinter ihm eine ſtarke Stimme, die einem Reiter angehörte, der in ſauſendem Galopp ihm folgte, ſonſt liegt Ihr drunten in der Iſere!

Der Jüngling fuhr aus ſeinen Träumen auf, ergriff des Pferdes Zügel und riß es mit ſtarker Fauſt herüber in den Weg, und ſah alsbald den Warner an ſeiner Seite.

Das hätte leicht ſo einen Sprung zum Leben hinaus geben können! ſcherzte der Reiter, und ſah dem Jüngling dabei in das bleiche, ſchöne Geſicht.

Es war ein junger Mann, von etwa 28 Jahren, in militäriſchem Anzug. Ein breitkrempiger Federhut ſaß recht unternehmend auf einer Seite, und ließ die langen braunen Lockenhaare graziös auf die Schulter wallen. Eine himmelblaue Feldbinde ſchmückte ihn. An ſeiner Seite hing ein ſchönes Schwert. Heiterkeit und Frohſinn ſtrahlte aus ſeinen Blicken.

Guy grüßte ihn mit Anſtand und dankte für die Warnung.

Habt gewiß ans Liebchen gedacht, mein junger Freund! fuhr lächelnd jener fort.

Guy erröthete, verneinte das aber ſtotternd, denn die Lüge wollte nicht über die Zunge, und bemerkte: Es giebt ſo viele Dinge in unſern Tagen, die wohl geeignet

ſind, den, der Antheil daran nimmt, in recht ernſte Betrachtungen zu verſenken.

Der Reiter neigte ſich vor und ſah ſcharf in des Jünglings Antlitz, das ihm dieſer offen zuwendete. Dieß ernſte Wort und die Jugend des Redenden ſchien jenem ſo recht nicht zu einander zu paſſen. — Doch der Blick in Guy's Antlitz ſchien ihm Vertrauen eingeflößt zu haben.

Da habt Ihr ein ſehr wahres Wort geſprochen, junger Mann, entgegnete darauf derſelbe; es kommt nur darauf an, mit welchen Augen man die Vorgänge anſieht. Habt Ihr von Baſſy gehört?

Wie ſollte mir fremd geblieben ſeyn, was jedes Gemüth empört? fragte Guy und ſah ſcharf den Fremden an.

Da habt Ihr ſehr Recht, antwortete der; ſelbſt der gemäßigte Katholik hörts mit Abſcheu und Entſetzen. Wie vielmehr der Proteſtant, der in dieſen Vorgängen nur das ſieht, was ihn früher oder ſpäter treffen wird und unausbleiblich iſt — fuhr er fort, indem er dem Herzen freien Lauf ließ, wenn nicht wir Proteſtanten uns ſelbſt ſchützen, und uns die Glaubensduldung und Gewiſſensfreiheit erkämpfen, die man uns gutwillig nicht zugeſtehen will. — Aber ſie iſt endlich gekommen, die Stunde, wo die Kraft an die Stelle geduldiger Schwäche tritt. Orleans iſt Zeuge der Vereinigung unſerer Häupter, und es ſind Namen, auf die Frankreich ſtolz zu ſeyn gewöhnt iſt.

Guy hatte ihm ſtille zugehört. Jetzt fragte er: Und werdet auch Ihr in ihren Reihen fechten?

Auf dieſe Frage möchte ich kaum antworten, verſetzte hitzig der Fremde; jedoch Ihr kennet mich nicht. Wiſſet alſo, ich heiße Maugiron und werbe hier im Lande

für Coligny's und Condé's Heer, in denen ich Hauptmann zu seyn, mir zur Ehre rechne.

Ihr sucht Waffengefährten? sprach Guy — wollt Ihr mich dazu, so biete ich Euch hier meine Hand.

Freudig schlug Maugiron ein. Seyd mir willkommen! rief er fröhlich aus. Doch sagt mir nun, da Ihr wisset, wer ich bin, auch Euren Namen! —

Guy de Viole, heiße ich.

Viole? fragte Maugiron. Viole d'Arbeque — doch nein, dieser hat ja nur ein Kind, ein bleiches Mädchen, die ich heute noch sah. Aber welcher Viole seyd Ihr denn? Ich kenne des Namens Niemanden mehr in der Dauphiné und Auvergne, die ich weidlich durchstreift.

De Viole de Saint-Flour, versetzte Guy, dessen ganze Seele von dem Gedanken an Gabrielen ergriffen war, die Maugiron ein „bleiches Mädchen" nannte, die er heute gesehen habe. —

Gehört Ihr also jenem edlen Parlamentrath de Viole an — der — so muthig für seinen Glauben stritt und seines Freimuths Opfer wurde?

Er war mein Vater, sprach wehmüthig der Jüngling.

So sey die Stunde gesegnet, in der ich Euch fand, rief froh Maugiron; denn im Sohne wird des Vaters Heldenmuth aufleben, und auf solche Streiter darf unsere Sache stolz seyn. —

Erlaubt mir eine Frage — unterbrach den Strom seiner Rede Guy — Ihr sagtet eben, daß Ihr meinen Vetter d'Arbeque und seine Tochter gesehen, darf ich wohl fragen, wo dieß gewesen? — Guy sprach dieß mit einer Hast, die Maugiron auffiel.

Wohnt Ihr vielleicht zu Schloß Arbeque? fragte er neugierig.

Nicht doch — verſetzte Guy — ich — könnte dann, wenn ich von Euch Gewißheit erhielte, den Ritt dahin erſparen. —

Ich ſah ſie jenſeits Grenoble, in der Richtung von Paris. — Die Tochter, ein ſchönes Mädchen, ſchien krank, ſie ſah ſehr bleich.

Der redſelige Maugiron ahnete es nicht, wie er das, ohnedem leidende, Herz durch dieſe Kunde noch tiefer betrübte. Er bemerkte wohl ſeines Begleiters wachſende Verſtimmung und meinte, durch ſeine Redſeligkeit ihn zu zerſtreuen. Er begann demnach die Stärke des Hugenottiſchen Heeres, die Tapferkeit ſeiner Führer, die Kampfluſt ſeiner Streiter zu ſchildern. Es kam ihm dabei nicht darauf an, ob er mit den größten Hyperbeln ſich ausdrückte.

Guy blieb ernſt und ſtille. Er hörte nicht einmal Maugirons Gerede, und erſt als dieſer laut zum zweiten Male fragte, wo er wohne — kam er zum klaren Bewußtſeyn zurück.

Er ſah die Nothwendigkeit ein, Maugiron ſein ganzes Verhältniß auseinander zu ſetzen. Mit mehr Geduld, als bei dem beweglichen jungen Manne zu erwarten war, hörte er ihm zu und bezeugte ihm dann ſeine Theilnahme an dieſem Geſchicke. Guy fragte ihn nun genauer um das Reſultat ſeiner Werbung, um den Ort der Verſammlung und die Zeit des Aufbruchs, indem er den Wunſch ausſprach, recht bald nach Orleans zu kommen.

Dazu kann Rath werden, mein junger Waffenbruder, ſprach zutraulich der Hauptmann. Euer Namen ſichert Euch eine nicht unbedeutende Stelle im Heere — darum will ich Euch ſogleich zum Führer von 100 Gewor-

benen machen, die ſchon beritten ſind und in Sainte-Marcelline meiner warten. Mit ihnen mögt Ihr die Reiſe ſchon übermorgen antreten. Ich werde erſt ſpäter Euch wiederſehen, doch wo möglich noch ehe der erſte Schlag fällt.

Dieß war dem Jüngling ſehr erwünſcht. Jetzt, wo Gabriele nicht mehr hier weilte, wo ihn alſo nichts mehr feſſelte, als die Liebe Saler's und Rabaud's, jetzt wollte er hinweg aus dieſen Gegenden, die die Erinnerung an ſein in der Blüthe zerſtörtes Glück ewig wach erhielten, in den neuen Wirkungskreis, und freudig nahm er darum Maugirons Anerbieten an. Sie hatten jetzt Sainte-Marcelline erreicht. Schon ſtanden die Sterne am Firmamente, und über den Bergen von Auvergne gieng eben der Mond in ſeiner ganzen Fülle auf und beleuchtete ihren Weg. Guy konnte nicht weiter. Er blieb bei Maugiron und durchwachte mit ihm die Nacht, die Verhältniſſe ihrer Parthei beſprechend und Abrede nehmend über den Zug nach Orleans. Beide gefielen ſich wohl, und ſo ſchloſſen ſie innige Freundſchaft.

Am Morgen verſammelte Maugiron ſeine Leute. Er ſtellte ihnen in Guy ihren einſtweiligen Führer vor, gab die genaueſten Befehle zum Aufbruch und ließ ſie Gehorſam in Guy's Hand geloben. Maugiron mußte weiter. Er umarmte Guy, ihm ein herzliches Lebewohl ſagend, nachdem er ihm ein Schreiben an Coligny eingehändigt, in welchem er über den Erfolg ſeiner Bemühungen Rechenſchaft gab und ihm Guy empfahl.

Guy eilte nun, nachdem ihn Maugiron verlaſſen, zu ſeinen Freunden. Freude erfüllte ſie bei Guy's Nachricht, doch auch Trauer ob der Trennung betrübte ſie wieder.

Rabaud prüfte mit kunſtgeübtem Auge Guy's Roß. Er lobte das edle Thier und ließ es ſich nicht nehmen, es ſelbſt zu verſorgen. Ungetrennt verlebten ſie die wenigen Stunden ihres Zuſammenlebens, die ihnen noch gegönnt waren. Eine tiefe Trauer war über ihre Geſpräche verbreitet. Die beiden Alten liebten ſo innig den Jüngling, ſie waren ſo ſehr an ſeine Gegenwart gewöhnt, daß ihnen unendlich ſchwer wurde, ſich von ihm zu trennen. Liebend bereiteten ſie Alles für ihn vor, und manche Thräne benetzte die grauen Wimpern.

So kam der Tag der Trennung, die Scheideſtunde. Tief gerührt ſegneten ſie den Jüngling und drückten ihn an ihr Herz. Auch Guy war erſchüttert. Er liebte die ſeltenen Menſchen ja auch ſo herzlich, ſo kindlich, daß auch ihm die Trennung wehe that, weher, als er es ſelbſt geglaubt. Er mußte ſich gewaltſam losreißen. Tauſend Segenswünſche begleiteten ihn. Er ſchwang ſich auf's Roß und war bald den thränenden Blicken der Alten entſchwunden, deren Schmerz allein darin Linderung fand, daß der Jüngling den Weg ſeines Berufs und ſeines Ruhmes gieng, und ihnen verheißen hatte, recht oft Nachricht von ſeinen Schickſalen zu geben.

Auch Guy trocknete ſeine Augen. Auf der Anhöhe vor dem Dörfchen hielt er an. Wehmüthige Blicke ſandte er dem Ort, wo er ſo harmloſe und in der letzten Zeit ſo harmvolle Tage verlebt. Ein tiefer Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt. — Er wandte ſein Roß und flog den Weg nach Sainte-Marcelline dahin.

Dort traf er ſeine Schaar gerüſtet und ſeiner harrend. Ein jubelndes Lebehoch! begrüßte den ſtattlichen Führer, und ohne Zeitverluſt verließen ſie den Ort, ihre Richtung nach Orleans nehmend.

9.

Das ſehr bedeutende Heer des Triumvirats ſtand in und jenſeits Paris, welches einem ungeheuern Lager ähnlicher ſah, als der Hauptſtadt eines den Frieden, wenigſtens ſcheinbar, wünſchenden Hofes. Obgleich Katharina von Medicis den Prinzen Condé dringendſt gebeten, ſie und den König aus den Händen der Guiſen und ihrer Genoſſen, des Connetable's Montmorency und des Marſchalls Saint-André, zu befreien; obwohl ſie ſogar den Proteſtantismus begünſtigt, ſeine Lehren in ihren Gemächern hatte predigen laſſen: ſo war ſie doch viel zu ſehr Meiſterin in der Verſtellungskunſt, als daß ſie dieſes Benehmen nicht hätte bemänteln, es als ein von der Noth des Augenblicks gegen ihre Ueberzeugung ihr aufgedrungenes, darſtellen ſollen, um ſich die furchtbaren Triumvirn, deren Feſſeln ſie jetzt trug, wieder geneigt zu machen. Ehe ſie die desfallſigen Briefe an Herzog Franz von Guiſe ſchrieb, beſprach ſie ſich mit einem Manne, den ihr der Marſchall Saint-André als einen der erfahrenſten und bewanderteſten Aſtrologen, die jemals Andaluſien's balſamiſche Luft geathmet und aus den Schachten mauriſcher Weisheit die Kunſt geſchöpft, aus den Konſtellationen des Himmels die Räthſel des Daſeyn's zu löſen, empfohlen. Es war dieſes ein finſterer, ſtrenger, ſehr leidenſchaftlicher Menſch — weniger der Rede zugethan, ſich um nichts kümmernd, als ſeine Beobachtungen und Berechnungen, und nur dann Antheil nehmend an den Ereigniſſen des Tages, wenn Katharina ihn befragte, was von ihnen die ewige Sternenſchrift melde, oder wenn ſie in ſchwierigen Lagen ſeines Rathes bedurfte. Katharina's Vertrauen war ſchwer zu erringen, und bei ihrer Abneigung gegen Saint-André

würde der finstere Acevedo schwerlich jemals es sich erworben haben — hätte nicht des Astrologen imponirendes Wesen, seine Sicherheit und Festigkeit — ja selbst seine genaue Kenntniß der Lage Frankreichs und ihrer selbsteigenen, und seine geheime Warnungen vor Saint-André und Franz von Guise nach seinen ersten Beobachtungen ihm in ihrem Aberglauben einen Freund gewonnen, dessen Einflüsterungen auch ihr nicht so leicht zu besiegendes Mißtrauen unterlag. Darum suchte sie den Meister ganz in ihr Interesse zu ziehen. Sie überhäufte ihn mit Geschenken. Nicht wenig aber erstaunte sie, als er nur einen kleinen Theil derselben behielt, und die andern mit der Katharinen schmeichelnden Bemerkung zurückgab: Er nehme nur so viel, als er bedürfe — ihr Vertrauen sey sein reichster Lohn. Sie ließ ihn genau beobachten. Er hatte mit Niemanden Umgang, der ihr verdächtig war. Er ging nicht aus dem Louvre. — Das Alles ließ nicht länger an des Astrologen Treue zweifeln, und Katharina schätzte sich glücklich, ihn gewonnen zu haben.

Die Lage, in welche sie sich jetzt versetzt sah, war so kritisch, forderte so gebieterisch Schlangenklugheit mit dem Scheine der Taubenunschuld, daß sie nicht ohne Acevedo's Rath handeln mochte. Sie beschied ihn daher zu sich.

Bleicher als gewöhnlich, finsterer noch als sonst, trat er in ihr geheimes Kabinet.

Ihr seht so bleich, Meister, sprach sie theilnehmend, fühlt Ihr Euch unwohl? —

Er verbeugte sich tief, stumm dankend für die Theilnahme der Königin. Nach einer Pause erst sagte er mit einer hohlen Stimme:

In den Sternen habe ich geleſen in letzter Nacht, und kein Schlaf kam in mein Auge.

Und das ſollte auf Euch ſo nachtheilig eingewirkt haben, was Euch ſo oft begegnet?

Das nicht! antwortete jener, und richtete den durchdringenden Blick des ſchwarzen Auges feſt auf die Königin.

So waren's die Dinge, die Euch die Geſtirne kund gaben? fragte ſie in wachſender Spannung.

Ich leugne es nicht, ſagte Acevedo.

Und was, ich bitte Euch, was laſet Ihr? — Was ſahet Ihr?

Ströme Blutes — ſprach er grauenhaft feierlich — die um Eure Majeſtät floſſen, wie ein Meer. Ströme rauchenden Blutes.

Und ich? fragte bebend Katharina. —

Ihr ſtandet auf einem Felſen und das Blut floß um Euch, und Eure Hand war blutig. —

Sie ſchauderte. Wurde Euch keine Kunde von dem Ausgange der jetzigen Verhältniſſe? fragte ſie nach einer Weile ruhiger.

Das Schwert wird den Knoten löſen, Tauſende bluten — und nichts gewonnen ſeyn. —

Nichts?? — Und Guiſe, Saint-André —

Ihr [illegible] iſt nahe. Ihre Sterne giengen unter, in der Nähe des Mars — ſchnell — ſehr ſchnell — ſie fallen. Guiſe durch Mörderhand.

Katharina trat zum Fenſter, die freudige Bewegung ihres Herzens den Augen Acevedo's zu verbergen.

Wie aber ſtand es mit den Hugenotten? fragte ſie nach einiger Zeit.

Wolken verhüllten mir die Sternbilder. Der Tag war nahe und mein Werk vorüber in dieser verhängnißvollen, wunderbaren Nacht.

Katharina maß jetzt mit raschen Schritten das Gemach. Es war deutlich zu bemerken, wie die Leidenschaften in ihrem Innern tobten, wie sie sich vergebens bemühte, sie zu beschwichtigen. Der Astrolog stand ruhig und fest, wie ein Sternbild da; aber ein sichernder Blick folgte ihr überall und beobachtete ihre Züge, und ein hämisches Lächeln flog schnell über die seinen.

Nachdem die Königin einige Zeit hin- und abgegangen war, ließ sie sich endlich in die Kissen ihres Ruhebettes nieder, dem Astrologen einen Wink gebend, sich unweit von ihr zu setzen.

Meine Lage ist Euch kein Geheimniß, Ruggieri, hob sie, nachdem sie sich gesammelt, an; Euch sind meine Pläne klar. —

Lenke und herrsche, sagte er, finster vor sich hinblickend.

Die Königin verzog unwillig die Lippen, doch wollte sie es nicht hören und fuhr fort: Ihr wißt, daß ich mich in Condé's Arme zu werfen gedachte, den Guisen zu entgehen. Es mißlang. Condé zauderte zu lange. Ihr wißt, welche Opfer es mich kostete, diesen Schritt zu versuchen, daß ich selbst den Schein annahm, den Ketzern gewogen zu seyn, den Ketzerglauben, den meine Seele, wie die Hölle, haßt, in meinen Gemächern predigen ließ. Sie sind umsonst gebracht, diese Opfer, und der Haß Guise's ist der Gewinn. Gebt mir Euren Rath, wie ich dieser Lage mich entwinde.

Euer Majestät Einsicht bedarf meines Rathes nicht; sagte ausweichend Ruggieri — doch noch einmal, sage ich

hütet Euch vor Saint-André, Guise und dem alten Connetable!

Katharina schwieg mürrisch. Sie hatte Acevedo's Rath erwartet und sah nun, daß er ausweichen wollte.

Ihr habt mir sonst Euren Rath nicht vorenthalten, warum wollet Ihr's jetzt? fragte sie heftig. Ihr seht es ein, daß meine Lage nicht die günstigste ist. Mir scheint nur ein Weg offen, der — an Guise zu schreiben, ihm meine wahre Gesinnung zu entfalten. Mit einer Lüge muß ich jenes tolle Hinneigen zum Protestantismus bekleiden. Ich muß Guise sagen, daß ich Condé locken wollte.

Sollte das wirklich eine Unwahrheit seyn? meine glorreiche Gebieterin, fragte Acevedo mit einem schlauen Lächeln.

Laßt das und rathet mir, soll ich jenen Schritt thun?

Wenn die ausgesprochene Eurer Majestät wahre Gesinnung ist, wie ich nicht zweifle, da ich mich nicht überreden kann, daß es Euch jemals Ernst gewesen mit Eurer Hinneigung zu den Ketzern, so stimme ich, wenn meine Meinung bei Eurer Majestät Gewicht hat, ganz in die weise Absicht, die Ihr heget.

Katharina sann nach. Es sey denn! sprach sie dann entschieden. Kommt nach einer Stunde wieder, Meister — dann Ihr sollt an Guise die Briefe überbringen.

Acevedo neigte sich tief und entfernte sich.

Katharina setzte sich, stützte den Kopf in die Hand — ergriff dann schnell den Kiel und schrieb.

Eine Stunde floß hin, und Acevedo trat wieder in das Gemach der Königin.

Sie reichte ihm die Briefe.

In Franz von Guiſe's eigene Hand! befahl ſie und Arnoldo ging, die Briefe in ſeinem Gewande verbergend.

Aber ſein Weg führte jetzt nicht zu Franz von Lothringen — nein aber in den öſtlichen Theil des Louvre, wo er ſeine Wohnung hatte. Er trat hinein und hinter ihm flog die Thüre ins Schloß und ein gewaltiger Riegel raſſelte. Zwei ganze Stunden währte es, bis er wieder heraus trat und nun ſich zu Franz von Guiſe begab, der jenſeits Paris, doch unweit der Barriere, ſich in der Mitte ſeiner Truppen, umgeben von ſeinen Offizieren, in einem prunkvollen Gezelte befand.

Er gieng feſten Schrittes durch die Zeltgaſſen, durch die Reihen der, die ſeltſam abenteuerliche Figur des Aſtrologen begaffenden und ſpöttelnden Soldaten auf des Herzogs Gezelt zu.

Ein tumultuariſcher Auftritt fand gerade dort ſtatt. Man führte eben einen mit Ketten belaſteten Mann in des Herzogs Zelt, das von Offizieren umgeben war. Unweit derſelben lehnte an einem Baume ein Knabe von etwa 15 Jahren. Bleich, aber ſchön waren ſeine Züge. Reiche Locken floſſen um das ſchöne Geſicht, und heiße Thränen rieſelten über die Wange, die noch kein Flaum bedeckte. Arnoldo's Blick fiel auf ihn — doch ſein Auftrag hatte Eile. Er verlangte zu dem Herzog.

Ihr müßet einen Augenblick verziehen, Meiſter, ſprach der Marquis von Lavannes, der ihn öfters im Louvre geſehen.

Mein Auftrag leidet keinen Aufſchub, Marquis, ſprach er gegenüber, er kommt von der Königin Mutter — meldet mich!

Der Marquis gieng in das Zelt und kam bald wieder, ihn einzuführen.

Saint-André, Montluc, Poltrot de Mercy mit dem unſtäten Blick, der ſeinen Glauben verlaſſen, um Guiſe's Mörder zu werden, ſtanden mit mehreren Andern umher. Der Herzog ſaß in einem Feldſeſſel. In einiger Entfernung ſtand der gefeſſelte Gefangene, den man eben eingeführet, mit dem der Herzog in harten Worten ſprach.

Acevedo ſah ihn an und erſchrack. d'Arbeque! rief er in ſich hinein und wandte ſchnell den Blick ab, den Herzog gebührend zu begrüßen, der ſeinen Gruß nachläſſig erwiederte und ihn fragte, was er bringe?

Mein Auftrag geht an Euch allein, Durchlaucht! erwiederte Acevedo.

Ein Wink des Herzogs und Alle traten ab — ſelbſt Saint-André, doch mit Zögern.

Acevedo reichte dem Herzog das Billet der Königin.

Er las es flüchtig — dann lächelnd noch einmal.

Meldet der Königin, ſprach er dann mit herriſchem Stolze, daß ich die Ehre haben würde, meine Antwort mündlich zu überbringen, wenn es Ihrer Majeſtät gefallen ſey.

Saint-André! rief er dann.

Acevedo verbeugte ſich und ging — doch vernahm er noch des Herzogs Worte zu dem Marſchall: Habe die Güte, der Königin den Vorgang mit dem Ketzer zu melden!

Acevedo trat aus dem Zelte. Noch ſtand der Knabe an dem Baume und rang die Hände. Das jugendliche leidende Geſicht ſprach zu Acevedo's Herzen. Er trat zu ihm.

Warum weineſt Du, mein Sohn? fragte er ſo ſanft, als es ihm möglich war.

Der Knabe ſah ihn zweifelnd an; doch ſchien er Vertrauen zu faſſen zu dem Einzigen, der ihn hier mit Theilnahme angeredet.

Ach, ſagte er, ſie haben meinen Herrn gefangen, wie einen Verbrecher und werden ihn wohl morden, und ich habe Niemanden, der ſich ſeiner und meiner annimmt in der fremden Stadt! Er ſprach das ſo rührend, und doch ſo unſicher, ſo beängſtigt, daß es Acevedo jammerte.

Komm mit mir, Knabe, ſagte er dann, vielleicht kann ich etwas für Deinen Herrn thun, und bei mir ſoll es Dir wohl gehen, wenn Du treu und verſchwiegen biſt.

Der Knabe ſah ihn ängſtlich zweifelnd an.

Ach, ich kann ihn nicht verlaſſen! ſprach er dann. Die Ungewißheit ſeines Schickſals würde mich tödten!

Es wird ihm nichts geſchehen; glaube mir, und laß uns eilen, damit ich für ihn thue, was möglich iſt.

Er nahm des Knaben Hand und zog ihn mit ſich fort. Faſt willenlos folgte ihm dieſer.

Wo führt Ihr mich hin? fragte er ängſtlich, als ſie ſchon innerhalb den Mauern von Paris waren.

In das Louvre, ſagte Acevedo, wo ich bei der Königin für deinen Herrn ſprechen will.

Sie kamen dort an. Weile hier! gebot Acevedo, ich gehe zur Königin.

Er meldete der Monarchin des Herzogs Ankunft, die ſie mit Wohlgefallen vernahm, und verließ ſie dann ſchnell, um mit dem Knaben in ſein Gemach ſich zu begeben.

Dort angelangt, begann er, den Knaben auszuforſchen, wie Arbeaux nach Paris gekommen?

Erröthend und ſtotternd erzählte dieſer, daß er die eigentliche Urſache nicht kenne, doch ſchiene es ihm, als

ob er geheime Gründe gehabt, die Dauphine zu verlaſſen und nach Paris zu gehen, zumal da der Hof ſich auf die Seite der Hugenotten geneigt. An den Barrieren habe man ſie angehalten. Mentor habe ſeinen Herrn erkannt und ihn gefangen genommen und als Verbrecher behandelt.

Thränen entquellen ununterbrochen bei dieſer Erzählung den ſchönen ausdrucksvollen Augen des Knaben, und tiefer Kummer leuchtete aus ſeinen Zügen.

Acevedo betrachtete ihn forſchend. Er ſchlug das Auge nieder. Acevedo faßte ſeine Hand — ſie war zart und weich. — Er ſah ſchnell in das Geheimniß, und es ſchien, als erſchütterte es ſein Gemüth.

Gabriele d'Arbeyac! ſagte er dann, danke dem Herrn, daß ich Dich fand. Ich kenne Deinen Vater, doch woher? das frage nicht. Dein Geheimniß iſt mir heilig; mein Arm ſchützt Dich. Vertraue mir und Du wirſt es nicht bereuen!

Da ſank der Knabe, einer Ohnmacht nahe, vor ihm nieder und umfaßte jammernd ſeine Knie, und ſchlug am Schuh zu ſeinem Herzen.

Steht auf, Fräulein, ſprach Acevedo, nur vor Gott müßt Ihr knien.

Dann hob er ſeine Hand empor. Gott ſieht mich, ſagte er feierlich, zu ihm ſchwöre ich Euch, daß ich Vaterpflicht an Euch erfüllen will!

Da drückte das Mädchen ſeine Hand an ihre Lippen und dankte Gott und dem edeln Retter.

Hört mich, ſagte dann Acevedo, der tief erſchüttert war. Der Boden, auf dem wir ſtehen, iſt gefährlich. Euer Geſchlecht muß verborgen bleiben. Du biſt mein

Dieser sterben, Gabriele — meinem Herzen Kind — und ich will erkennen — Du seyst mein Sohn —! —

Da lag Gabriele an seinem Herzen und Annette wischte die Thränen aus den Augen.

Er verließ sie nun. Saint-André sprach jetzt bei der Königin gewesen seyn. Und während er mit klopfendem bewegtem Herzen zu Katharinen ging, lag Gabriele auf ihren Knien, dem Schöpfer dreimalig dankend für die Rettung zur Stunde der höchsten Noth.

Die Königin empfing ihn mit den Worten: Ihr kommt zur guten Stunde, Meister, Saint-André hat mich eben verlassen. Man hat einen der berüchtigtsten Hugenotten gefangen genommen, der an den Unruhen der Dauphiné und des Vivarais den thätigsten Antheil genommen. Der schlaue Fuchs ist jetzt in die Falle gelaufen! Saint-André meint, man sollte ein recht grausliches Beispiel statuiren.

Ich bin zu fremd in der Dauphiné, versetzte Merode, um ohne genauere Bezeichnung den Mann zu erkennen. Gefällt es Euer Majestät nicht, mir den Namen zu nennen? —

Es ist der Baron de Viole d'Arbogne.

Es ist doch nicht jener Parlamentsrath de Viole, der einst —

Die Züge der Königin entstellte bei diesem Namen eine wilde Leidenschaft. —

Du! mir' es der! rief sie aus — doch, setzte sie hinzu, der ist dem Urtheil entgangen, geviertheilt zu werden, und bedarf dessen wohl nicht mehr! Nennt mir aber nie den Namen mehr!

Merode lächelte in sich hinein, ohne daß es Katharina sah, und verbeugte sich.

Und was gedenket Eure Majestät zu thun?

Noch ist nicht mein Entschluß gefaßt. Er sitzt einstweilen sicher in der Bastille. — Doch muß ich den Triumvirn nachgeben.

Müssen? fragte scharf betont Acevedo. Seit wann muß Frankreichs Regentin — ich will nicht sagen — gegen die Gefühle ihres Herzens — doch gegen die Milde, welche eine umsichtige Klugheit erheischt, handeln? —

Katharina erhob sich stolz. Sie warf sich in die Brust. Ihr habt Recht, Acevedo, sagte sie — aber gebietet nicht eben die Klugheit jetzt Nachgeben? —

Ich bescheide mich, Eurer Majestät Vorschläge zu machen, versetzte jener, allein mit keiner Parthei brechen, mit keiner in allzu enge Verbindung treten und — alle beherrschen, das war der Weg, den ich Euch mit hoher Bewunderung so sicher, so energisch gehen sah. Habt Ihr Ursache gehabt, ihn zu bereuen?

So schlau Katharina war — sie war Weib. Die Schmeichelei war so unabsichtlich gesprochen, kam von einem Manne, der sich nicht um ihre Gunst beworben, darum wirkte sie um so mehr. Ein Lächeln des Beifalls überflog ihr Gesicht, doch nur schnell vorübergehend.

Ich sehe, Acevedo, Ihr leset nicht allein in den Sternen! sagte sie, und ein freundlicher Blick des schwarzen Flammenauges begleitete die Worte. Wie würdet Ihr in diesem Falle, jenes Ziel verfolgend, handeln?

Kalt und ernst sprach Acevedo: Ich würde den Ketzer in die Bastille stecken und ihn dort fest halten, als eine Münze, die früher oder später ihren bedeutenden Werth bei den Hugenotten haben und, zur guten Stunde ausgegeben, einen Schritt näher zum Ziele führen

wird. — Dann müſſen dieſe ſchweigen, und jene werden nicht erbittern. Leicht iſt die Ausflucht gefunden. — Die Erfüllung, man wollte mit des Ketzers Hinrichtung bis zu einem Zeitpunkte warten, wo ſolch ein Beiſpiel kräftiger wirke, muß Guiſe und Saint-André beſchwichtigen.

Katharina ſtand einige Augenblicke nachdenkend da; dann ſagte ſie: Ihr habt nicht ſo ganz Unrecht, und es wird Euer Rath ſeyn, den ich befolge.

Acevedo hatte ſeine Abſicht erreicht und dankte dem Himmel im Stillen. Katharina's Herz lag zu klar vor ihm enthüllt, er kannte all die geheimen Triebfedern ihres Handelns zu gut, als daß er nicht mit Gewißheit auf die Erreichung deſſen, was er beabſichtigte, hätte zählen können.

Gnädig entließ ihn die Königin, die er um die Erlaubniß bat, vier Tage ungeſtört ſeinen Beobachtungen ſich hingeben zu dürfen.

Der Verlauf wichtiger Ereigniſſe ſcheint gekommen, ſagte er, es wird darum um ſo nothwendiger ſeyn, den Schleier der Zukunft zu lüften.

Gerne geſtand ſie es ihm zu, und er verließ der Königin Gemach. Ueber einen weiten finſtern Gang führte der Weg zu ſeinem Gemache.

In Mitten des Ganges trat ihm leiſe ein Vermummter entgegen und flüſterte: Du Pleſſis-Mornay!

Gut, erwiederte Acevedo, reichte ihm ein Blatt, das jener ſchnell verbarg und dann verſchwand.

10.

In dem großen ſtattlichen Hauſe des Prevot von Orleans ſaß der Admiral Coligny an einem großen Tiſche, der voller Papiere und Briefe lag, in das Leſen derſelben vertieft. Gegen ihm über ſaß, mit auf die Bruſt geſunkenem Haupte, gedankenvoll ein Unbekannter, der in der letzten Nacht, man wußte nicht wie, unbemerkt von den Wachen, in die Stadt gekommen, und nun ſchon ſeit drei Stunden mit Coligny allein war.

Das Gemach, in dem beide ſich befanden, hieng mit einem Vorſaale zuſammen, der jetzt der Aufenthaltort der Offiziere Coligny's war, die ſeiner Befehle dort harreten und über das unbegreifliche Alleinſeyn des Räthſelhaften mit dem Admirale allerlei ſeltſame Vermuthungen hegten, ohne doch ins Klare kommen zu können. Aus dem Gemache, worin ſich der Admiral mit dem Fremden befand, führte eine Thüre in den Garten des Prevot, von wo aus man in eine der winkeligſten Gäßlein der alterthümlichen Stadt gelangte. Die Fenſter des Gemaches giengen ebenfalls nach dieſem Garten, und durch keine gegenüberſtehenden Gebäude beeinträchtigt, verbreiteten ſie ein helles, wohlthuendes Licht in das, durch ein hohes Getäfel von dem koſtbarſten Holze, mit allerlei Schnitzwerk in den ſeltſamſten Formen, Gewinden und Schnörkeln ohnedem etwas verdunkelte Gemach.

Coligny war in ein einfaches, grünes Gewand gekleidet, über welches er ſeine reichen Waffen und die Feldbinde ſeiner Parthei trug. Der gegen ihm über ſitzende Fremde hatte ein ſehr bizarres Aeußere. Ein langes, rothbraunes, faſt mönchiſch geformtes Gewand, das um den Leib von einer breiten Binde gehalten wurde, floß faltenreich um die große, vom Alter ſchon gebeugte Ge-

ſtakt. Sein langes, dunkles, hin und wieder erſt greiſendes, Haar fiel auf das am Halſe feſt anliegende Gewand, und über die Bruſt wallte ein reicher, ſchöner Bart faſt bis zum Gürtel. Das Geſicht war bleich, die Wangen eingefallen, die Züge ſtarr, der ganze Ausdruck des Geſichtes kalt und fürchterlich ernſt. Das feurige Auge lag tief in ſeiner Höhle. Es allein gab dem kalten, ſtarren, man hätte ſagen mögen, ſteinernen Geſichte Ausdruck und Leben. Man hätte ſchwören mögen, daß über dieſe Züge niemals das Lächeln der Freude glitt. Das ganze Weſen des Mannes war faſt grauenhaft, geſpenſtig anzuſehen.

Es herrſchte eine tiefe Stille im Gemache. Coligny las ohne aufzublicken, und der Andere ſchien den ernſteſten Betrachtungen nachzuhängen.

Als der Admiral, deſſen Geſicht, ſonſt ſo ruhig, ſo mild und wohlwollend, den Ausdruck des Unwillens, ja des Zorns angenommen, geleſen, warf er die Papiere heftig auf den Tiſch — ſtand auf und maß mit groſſen, haſtigen Schritten das Gemach, und rief dann endlich, in der Nähe des Fremden ſtehen bleibend, mit Heftigkeit aus:

Das iſt eine Verworfenheit, deren ich dies Weib nicht fähig gehalten! Ihre Denkweiſe hat zwar einen ſo ächt italiſchen Anſtrich, daß man ihr wohl ſchon viel zutrauen darf —

Alles — ſchaltete, ihn unterbrechend, der Fremde ein mit einer tiefen, hohlen Stimme.

Allein, fuhr Coligny fort, daß ſie ſo mich täuſchen würde, ahnete ich nicht! Er trat wieder zum Tiſche, ſah aufmerkſam in die Papiere und trat dann ſchnell vor den Fremden:

Menſch, rief er, wenn Du mich hintergiengeſt? Wenn Du durch Büberei die Fackel des blutigen Krieges anfachteſt — welche Strafe wäre groß genug für Dich? —

Keine, verſetzte der Fremde; aber ſein Geſicht blieb ſich gleich. Seine Ruhe blieb dieſelbe. Er ſah feſt in Coligny's Auge.

Eine Weile ſtand der Admiral ſo vor ihm. Sie ſahen ſich Auge in Auge. Kein Wort kam über ihre Lippen.

Endlich faßte der Admiral ſeine Hand. Meiſter Acevedo, ſagte er, ich faſſe Vertrauen zu Euch. Die Züge der Schrift ſind authentiſch und es bleibt mir kein Zweifel übrig; allein wie kamt Ihr dazu?

Das iſt mein Geheimniß, Herr Admiral; ich habe niemals Euch nach den Eurigen gefragt, auch kein Recht, darnach zu fragen.

Ihr gebt mir da einen herben Verweis, ſprach lächelnd der Admiral; aber Ihr ſolltet das nicht. Bedenkt Ihr, wie viel dieſe Briefe wiegen, jetzt wo Ihr ſie in die Waagſchaale des Völkerwohles legt, dann werdet Ihr die Frage billiger beurtheilen.

Ihr wißt bereits, antwortete Acevedo, daß ich das zweifelhafte Glück habe, Katharinens Vertrauen zu beſitzen, daß ich im Louvre in ihrer Nähe wohne, daß ich das einzige Gut, wenn mans ſo nennen will, das man mir ließ, das arme elende Daſeyn, der heiligen Sache meines Glaubens geweiht habe; fragt nun nicht weiter.

Doch noch eine Frage müßt Ihr mir beantworten: Wie gelangtet Ihr zu dieſem Vertrauen?

Ich leſe in den Sternen die verſchlungenen Wege des Geſchickes, erwiederte er feierlich, Saint-André hat mich ihr empfohlen.

Und ſie fragte nie nach Eurem Glauben?

Niemals.

Nie nach Eurer Heimath?

Herr Admiral, ſprach mit bitterm Ausdruck der Aſtrolog, ſo viel fragte ſie mich nie, als Ihr. Ihr wißt, Euch diene ich nicht. Lohn fordre und verlange ich nicht. Darum ſchweigt jetzt. Es thut mir weh, Euch das ſagen zu müſſen; allein ich muß. Mögt Ihr denken von mir, wie Ihr wollt. Selbſt der Menſchen Meinung von mir iſt mir gleichgültig geworden. Einem bin ich Rechenſchaft ſchuldig. Ich habe nichts zu fürchten — zu hoffen — nur das Grab. Lebt wohl!

Er ſtand auf.

Coligny faßte ſeine Hand, ihn zurückzuhalten. Ein tiefes Mitleid bewegte ſein Herz. Armer Mann, ſprach er wehmüthig — Euch muß ein ſchreckliches Loos gefallen ſeyn.

Das ſchrecklichſte, gnädiger Herr, erwiederte der Aſtrolog — doch laßt mir meine Geheimniſſe. Indeſſen drang des Admirals mitleidiger Ton wohlthuend in ſein Herz. Lohn Euch Gott die Theilnahme an einem Manne, den die Menſchheit ausſtieß! ſagte er ſanft. Er machte ſeine Hand aus der des Admirals los und trat zum Fenſter, wie es ſchien, eine ſich ſeiner bemeiſtern wollende Rührung zu unterdrücken. Er verſank dort wieder in ein Sinnen, das ihn völlig theilnahmlos machte, denn er blickte nicht einmal herum, als nun die Thüre ſich öffnete und ein Offizier herein trat, der leiſe dem Admiral rapportirte, und als dieſer mit dem Haupte ſchweigend genickt, wieder abtrat, und bald darauf wieder mit einem Fremden herein trat. Der Admiral ſchien verlegen. Ihm wäre es lieber geweſen, Acevedo hätte ſich entfernt; allein

er dachte zu ſchonend, dieſes wunde Gemüth durch eine derartige Mahnung zu verletzen.

Mit dem Offiziere trat ein Jüngling herein, der mit edlem Anſtande den Admiral begrüßte und ihm ein Blatt überreichte.

Ah! Maugiron, ſprach dieſer laut, als er die Schriftzeichen ſah, bringt Ihr mir gute Kunde von ihm?

Die beſte, antwortete beſcheiden der Jüngling, den Coligny wohlgefällig betrachtete; ich habe ihn geſund, thätig und in ſeinen Beſtrebungen glücklich verlaſſen! —

Das iſt eine frohe, willkommene Botſchaft, ſagte Coligny, das Blatt entfaltend und las dann eifrig.

Ihr ſeyd warm empfohlen, ſprach Coligny nach einer Pauſe, in der er den Brief durchgeleſen, und Maugirons Empfehlung gilt viel bei mir, junger Mann; Ihr bringt mir wackere Kämpfer und wohlberitten, wie der Kapitän ſchreibt. Wie viel ſind's ihrer?

Hundert, gnädiger Herr, verſetzte jener.

Und Euren Muth und Arm dazu! Seyd mir willkommen! Habt Ihr ſchon gefochten?

Unter Eurer Führung, gnädiger Herr, hoffe ich zum erſten Male in meinem Leben den Sieg erkämpfen zu helfen.

Coligny lächelte. Ihr habt die Schaar ohne Anſtand hierher geführt; ſeyd Ihr mit der Mannſchaft zufrieden?

Sehr wohl.

Dann mögt Ihr der Führer bleiben im Feldzug und durch Tapferkeit werdet Ihr mein Vertrauen rechtfertigen!

Mein Wille iſt gut, ſprach feierlich, die Hand aufs Herz legend, der Jüngling.

Wohl dann Euch, ſprach Coligny mit einem Seufzer, denn der iſt des Menſchen Himmelreich. — Doch, faſt hätte ich etwas Wichtiges vergeſſen, was auch Maugiron in der Eile, womit er dieſe Zeilen ſchrieb, vergaß, — Euren Namen? —

Guy de Viole de Saint-Flour. —

Bei dieſen Worten, die der Jüngling laut und vernehmlich ausſprach, fuhr, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen — Acevedo herum — der bisher auch nicht die entfernteſte Notiz von dem Vorgange genommen, nicht einmal ſich nach den Eintretenden umgeſchaut hatte. Ein wildes Feuer loderte in ſeinem Auge. — Er ſah den Jüngling an — und er erbebte. Seine Hände falteten ſich ſo krampfhaft, daß alles Blut aus ihnen zurücktrat; ſein Blick haftete durchbohrend auf dem Jüngling. Ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus der Bruſt hervor, und ſein Herz pochte faſt hörbar.

Was mit ihm vorgieng ſah der Admiral nicht, der ihm den Rücken zuwandte, und Guy war in dieſem Augenblicke zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um es wahrzunehmen, und der Offizier war abgetreten. Beide vernahmen nicht den Ausruf, den er jedoch auch gedämpft ausſtieß: Großer Gott!! —

De Viole de Saint-Flour? wiederholte der Admiral — das iſt ein Namen, der einen hellen guten Klang in Frankreich hat. —

Er ſtand am Galgen auf Montmartre! ſtöhnte halblaut Acevedo, und ein Schauder durchrieſelte ſeine Gebeine; aber ſein durchbohrender Blick wich nicht von dem Jüngling, ſein ganzes Weſen war in einer fürchterlichen Spannung. —

— Dann ſeyd Ihr ohne Zweifel ein Angehöriger des edlen Parlamentraths de Viole, den man ſo ſchändlich mißhandelte? — fuhr Coligny fragend fort. Sein einziger Sohn! ſprach Guy, und das freudige Bewußtſeyn, einem edlen Vater anzugehören, hob des Jünglings Bruſt.

Arcado's Hände ſanken jetzt ſchlaff herab. Er ſank in einen Stuhl und ſeine Bruſt arbeitete fürchterlich. — Er lehnte ſich weit vor und ſah mit unbeſchreiblichem Ausdruck in Guy's Geſicht. Dann fuhr ſeine Rechte nach dem Herzen und er flüſterte leiſe: Herr, Herr, du thuſt Großes an deinem Knechte! Gieb ihm Kraft, daß er es trage! —

— Dann ſeyd mir zwiefach willkommen, fuhr freudig Coligny fort, ihm ſeine Hand reichend. Möge des edlen Vaters Sinn und Geiſt und Muth in Euch neu aufleben, zu Heil und Frommen unſers heiligen Glaubens! Ihr habt ihn frühe verloren, mein Sohn, ſprach er wohlwollend — Frankreich, das undankbare, ſollte blut'ge Thränen weinen am Grabe ſeines edelſten Sohnes; vor allen aber muß dieß unſere Glaubensgemeinſchaft; denn ſie hat in ihm eine ihrer kräftigſten Stützen, einen ihrer muthigſten, edelſten und beredteſten Vertheidiger verloren. Er hätte ſollen an Beza's Seite zu Poiſſy ſtehen, und noch größer wäre unſer Triumph, noch größer des eitlen, herzloſen Kardinals Niederlage geweſen! —

Dieſe Worte des Admirals brachten eine fürchterliche Wirkung bei Guy hervor. Wohl hatten die Freunde Salers und Rabaud auch ſchon die Vermuthung gehegt, die tief betrübende, Guy's Vater ſey nicht mehr; wohl hatte er ſelbſt innig getrauert — aber das jugendliche

Gemüth giebt ſie nicht leicht auf, die beglückende Hoffnung, und immer trug ſie Guy noch im Herzen, dennoch einſt den theuren Vater wieder zu finden. Jetzt traf ihn, ſo entſchieden ausgeſprochen, dieſe Nachricht unerwartet, und darum um ſo gewaltiger.

Coligny's liebevolle Behandlung, die Erfüllung ſeiner allerkühnſten Wünſche, hatten die bleichen Wangen des Jünglings mit dem Roth der Freude ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder gemalt — jetzt erblich er, wie eine Leiche, und mußte einen Stuhl faſſen, um nicht zu ſinken.

An ſeinem Grabe? ſagt Ihr, gnädiger Herr — rief er mit bebender, faſt erſtickter Stimme.

Coligny ſah ſein Erbleichen und eilte, ihn zu halten. Was iſt Euch? fragte er beſorgt. Wußtet Ihr nichts von des Edlen Tode? —

Guy ſah ihn ſtarr an und ſchüttelte das Haupt, gewaltſam die Thränen des Gefühls zurückhaltend, die hervorbrechen wollten.

O, dann thut es mir ſehr wehe, daß ich es gerade ſeyn mußte, der Euch dieſen herben Kelch reichen mußte! klagte Coligny; allein es iſt geſchehen und ich kann es nicht widerrufen — er iſt nicht mehr, Euer edler Vater; ich habe die ſichere Kunde von Pleſſis-Mornay, dem treueſten Freunde Eures Vaters.

Da bedeckte Guy mit beiden Händen das Geſicht und ſchluchzte laut.

Coligny hielt den Jüngling, den er vom erſten Augenblicke an lieb gewonnen, umſchlungen, und eine Thräne des Mitgefühls zitterte im Auge des Helden.

Der Aſtrolog war aufgeſtanden. In einer vorgebeugten Stellung ſtand er da, und es ſchien, als wolle

er hinzueilen, um den Jüngling an's Herz zu drücken. Sein Geſicht war leichenblaß, ſeine Lippen zuckten; Thränen ſtanden in ſeinen Augen, aber es waren keine Thränen des Schmerzes — denn über die bleichen Züge des Mannes war eine Verklärung verbreitet — die aus einer andern Quelle mußte entſprungen ſeyn.

Coligny wandte ſich jetzt zum erſten Male wieder zu ihm mit den Worten: Wahrlich, Meiſter, man möchte den Vater im Grabe beneiden um die Trauer eines wackern Sohnes!

Sey ſtark, mein Herz! ſprach leiſe zu ſich Acevedo, der heftig zuſammengefahren war, als Coligny ihn angeredet. Mühſam ſammelte er ſich.

Einige Offiziere mußten den Ton des Schmerzes gehört haben, ſie ſtürzten herein und betrachteten verwundert die Scene, die ſich ihnen darbot, und bei dem Anblick des weinenden Jünglings flog ein ſpöttiſches Lächeln über das Geſicht des einen.

Coligny bemerkte es.

Kapitän, ſprach er ernſt, habt Ihr einen Vater, den Ihr kindlich liebt?

Der junge Mann fuhr zurück vor dem ſtrafenden Blicke des Admirals und bejahte verblüfft die Frage.

Dieſer junge Mann hat einen Vater verloren, den er, den Frankreich mit Stolz nennt, und erfuhr jetzt eben von mir die Trauerbotſchaft. Dieß zu Eurer Nachricht, und noch die Bemerkung, die Ihr nicht vergeſſen wollet, daß wer einer Thräne ſpotten kann, keine Thräne verdient. — Laßt uns jetzt allein! —

Tief beſchämt entfernte er ſich mit dem Andern.

Guy blickte auf. Ich fühle es, ſagte er, daß der Ausbruch meines Schmerzes hier nicht hätte ſtatt finden ſollen; verzeiht mir, gnädiger Herr! —

Coligny ſah ihn mißbilligend an und ſagte dann: Ihr habt Euch Eurer Gefühle nicht zu ſchämen, denn auch den grauen Helden ehrt die Thräne des Gefühls.

Guy drückte ſeine Hand an ſein Herz. Reden konnte er nicht.

Euer Verluſt iſt unerſetzlich, ſagte nach einer Pauſe Coligny; allein bedürfet Ihr jemals väterlichen Rathes, väterlicher Hülfe — dann ſuchet mich auf — ein Vaterherz findet Ihr dann immer!

Acevedo konnte ſich jetzt nicht mehr halten. Raſch trat er herzu und reichte Guy ſeine Hand, indem er mit bebender Stimme ſagte: Und hier biete ich Euch die Freundes-Hand; verſchmäht ſie nicht!

Der Jüngling ſah ihn durch Thränen lächelnd an und drückte die dargebotene Hand herzlich.

Da ergriffs mit fürchterlicher Gewalt den Alten. Gott, Gott! rief er aus, und eine heiße Thräne fiel auf des Jünglings Hand.

Herr Admiral, rief er dann dieſem zu: Fordert mein Herzblut, und es iſt Euer!

Dann eilte er raſch der Thüre zu, die nach dem Garten führte und verſchwand.

Seltſamer, räthſelhafter Menſch! ſagte nachdenkend der Admiral. Wie gräßlich muß das Schickſal geweſen ſeyn, das dieſen Geiſt beugte und die harte Rinde um dieſes Herz legte!? —

Guy richtete ſich auf in einer heftigen Bewegung. Wer war der Mann? fragte er.

Das kann ich Euch nicht ſagen, denn ich kenne, ihn ſelbſt erſt kurz; allein daß er ein edler, großer Menſch iſt, das weiß ich.

Guy entſchuldigte ſich noch einmal. Schweigt, Herr de Viole, antwortete der Admiral, auch ich war Sohn und verlor einen edlen Vater.

Er rief jetzt ſeine Offiziere und ſtellte ihnen Guy vor, empfahl ihn ihrer Freundſchaft und entließ mit herzlichem Wohlwollen den Jüngling.

11.

Des Admirals warme Empfehlung erwarb Guy die zuvorkommendſte Behandlung bei den Offizieren, und das öftere Zuſammenſeyn mit dem Admiral, der dem Jüngling wohlwollte; die Auszeichnung, die ihm von dem Prinzen Condé bei der Muſterung des Heeres wurde, und die Zuneigung, die Mouvans, ſein Obriſt, und der wackere Maugiron, der der allgemeinſten Achtung ob ſeiner Thätigkeit und Tapferkeit genoß, ihm bewieſen, machten ſeinen Aufenthalt in Orleans angenehm, benahm ihm wenigſtens das Einerlei eines ruhigen Lagerlebens, und die damit für viele der Offiziere verbundene Langeweile.

Die erſten Tage ſeines Aufenthalts in Orleans waren traurig, und forderten mitunter ſchmerzliche Opfer. Er ſollte heiter ſeyn unter den Fröhlichen, ſcherzen mit den Scherzenden, jubeln mit den beim Gelage Jubelnden — und ſein Herz war ſo voll, ſo ſchwer; ſein Gemüth ſo düſter, ſo wehmüthig ſeine Stimmung, daß er oft meinte das Herz müſſe brechen, während er ſich bemühte, eine heitere Miene zu machen. Hier hatte er noch keine Seele gefunden, der er ſein Inneres erſchlieſ-

ſen konnte. Maugiron war edel und gut — er achtete, ſchätzte ihn; allein er ſtand durch ſein reiferes Alter doch wieder dem Jünglingsherzen mit ſeinen ſchwärmeriſchen Gefühlen zu entfernt; auch war ihre Freundſchaft noch zu jung, um Anſprüche auf ſolche gänzliche Hingebung machen zu können. Allein mußte Guy ſein ſtilles Weh, den doppelten Schmerz, den der Verluſt des Vaters und ſeiner Liebe ſeinem Herzen brachten, tragen. An einem Nachmittage, wo Maugiron ihn gebeten, an einem frohen Gelage Theil zu nehmen, wo aber auch ſein Gemüth ganz beſonders wehmüthig geſtimmt war, vermochte er es nicht, in der Reihe der Fröhlichen zu ſeyn; er ſehnte ſich zudem nach einer Stunde im Freien. Er, der dort in der kleinen Hütte bei Salers und Rabaud nie lange geweilt, beinahe immer im Freien gelebt, er war nun ſchon lange in der Stadt, ohne im Freien die erquickende Luft geathmet und dort Frieden geſucht zu haben für das vielfach gequälte Herz. Darum eilte er hinaus vor die Thore Orleans; aber da war Zelt an Zelt und ein wildes, regelloſes Treiben. Eilenden Schrittes gieng er durch die Zeltgaſſen hindurch, bis er das Freie nun endlich erreichte. Er ſah ſich nach einem ſtillen Plätzchen um und entdeckte in einiger Entfernung einen Hügel, der, mit Gebüſch bewachſen, eine freie Umſicht verſprach. Die Sonne war ſchon im Sinken. Gluthroth malte ſie den Himmel und in wundervoller Verklärung lag Orleans mit ſeiner Häuſermaſſe, das Lager mit ſeinem bunten Leben und die ganze freundliche Gegend mit dem breiten Silberbande der Loire vor ihm da. Aber alle dieſe Reize giengen faſt unbemerkt für ihn verloren, da er hier einmal ſtill und ungeſtört ſeinen Empfindungen nachhängen konnte. Seine innere, ſo gewaltſam erſchüt-

terte Welt that ſich ſeinem Blicke auf, und ſchmerzlich fiel er auf ein einſames Daſeyn, auf ein im Lenze der Jugend verödetes Leben. Dieſe Betrachtungen drückten den Jüngling nieder. Er vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten, die den Augen entquollen, und Alles, was ihn umgab, verſchwand vor ſeinem Blicke. Allmählig ſank die Sonne hinab. Das Gluthroth des Himmels verglomm. Die Tinten wurden immer tiefer und gienzgen zuletzt in ein dunkles Grau über, das nur noch ein Purpurſtreifen ſäumte. In immer dunklere Schatten ſank die Gegend, und der duftige Schleier der Dämmerung hüllte Alles ein. — Wie es Auſſen dunkler wurde, ſo auch in Guy's Innerm. Immer düſterer wurden die Bilder ſeiner Phantaſie, immer beklommener ſeine Bruſt — immer tiefer ſein Schmerz.

Plötzlich berührte eine dürre Knochenhand die ſeine!

Salam alecum! ſprach eine widrige krächzende Stimme.

Wer biſt Du, daß Du mich ſtörſt? rief Guy und griff nach dem Schwerte, das an ſeiner Seite hing.

Eine ſchwere Stunde Deines Lebens iſt gekommen, Guy de **Viole**, ſagte die alte Adelma. — Friede ſey mit Dir! Das mein Wunſch. Ich halte Wort!

Willſt Du Dich meines Elends freuen? fragte, von einer widrigen Empfindung durchdrungen, Guy.

Du gleichſt Deinem Vater, mein Sohn, ſprach die Alte, mit hörbarem Schmerz; auch Du ſcheuchſt die Herzen von Dir. O, thue es nicht, Guy de Viole! Adelma ſollte Dir grollen, denn vielen ihrer Kinder grubſt Du ein Grab. Der Sohn der Wüſte haßt und rächt ſich wild — Adelma nicht. Sohn Deines Vaters, Du haſt ihre Liebe geerbt. Sie trauert mit Dir — denn er ſoll todt ſeyn. Er ſoll es ſeyn, — doch —

er iſt's wohl auch. — Meine Augen ſehen nicht mehr klar und die Todten ſtehen nicht auf. — Sey ſtark, mein Sohn, fuhr ſie fort, und ihre Stimme verlor das Weibliche — der Kelch iſt bitter. — Ich habe ihn auch getrunken — mein Herz empfand auch einen Verluſt unermeßlich groß, und empfand ihn mit einer Gluth, die Dir fremd iſt — und keine Hoffnung blühte ihm — wie Dir. Verzage nicht! Verzage nicht! — Verlaß den Ort hier — man harret Dein! Das rief ſie aus der Ferne ſchon und der Ton verhallte.

Guy legte die Hand auf ſein Herz. Es war ihm — als wäre Frieden ihm gegeben.

Welma war verſchwunden und er kehrte ruhiger heim.

Sein Diener meldete ihm, daß Oberſt Mouvans ſchon zu dreien Malen nach ihm geſendet habe.

Guy verließ ſogleich ſeine Wohnung, um dahin zu eilen.

Er trat in Mouvans Gemach.

Da ſaßen drei Krieger noch um ihn — einer mit den Abzeichen der royaliſtiſchen Armee, wie Franz von Guiſe, Saint-André und der Connetable die ihrige nannten. Dies machte Guy betroffen, denn er konnte es nicht begreifen, wie doch Mouvans mit ſeinem glühenden Religionseifer ſo traulich bei einem Feinde ſitzen könne. Das Räthſel ſollte ſich bald löſen.

Mouvans und Maugiron traten ihm entgegen.

Ihr habt lange auf Euch warten laſſen, ſagte ſanft verweiſend der Oberſte, wo wart Ihr doch?

Verzeiht, ſprach Guy, daß ich nicht zu Euren Dienſten war — es geſchah, ohne daß ich es beabſichtigt. Ich lebte in meiner Heimath ſtets im Freien, und ſo ergriff mich heute ein wahres Heimweh nach der freien

Luft, die ich in Orleans nicht athmen kann. Auch Euch muß ich um Vergebung bitten, Maugiron, daß ich nicht Wort hielt!

Fürs erſte Mal ſey es vergeben, wenn Ihr Euch zu beſſern verſprecht, ſagte, ſeine Hand drückend, Maugiron.

Mouvans nahm wieder das Wort.

Hier iſt ein Edelmann, der ſich ſehr geſehnt nach Euch, Hauptmann de Viole! Er führte ihn zu dem Fremden, vor deſſen Ehrfurcht gebietendem Weſen ſich Guy tief neigte.

Darf ich fragen, was mich dieſer Ehre werth machte? fragte Guy beſcheiden.

Der Fremde antwortete nicht. Mit verſchränkten Armen ſtand er vor Guy, den das Kerzenlicht beleuchtete. Es ſchien, als ob eine innere Bewegung ihn am Reden hinderte. Sein forſchender Blick ruhte unverwandt auf Guy's Geſichte. Endlich ſagte er:

Ja, es ſind die Züge ſeines Vaters! — Doch dieſe Worte ſprach er mehr zu ſich ſelbſt, und erſt nach einer kleinen Pauſe ſetzte er bewegt hinzu: Als ich Euch zuletzt ſah, junger Mann, da waret Ihr noch Kind und ein Flüchtling, wie Euer Vater.

Guy ſah ihn ſcharf an. Es dämmerte eine Erinnerung in ihm. Dieſe Züge waren ihm ſo fremd nicht. Die Erinnerung wurde allmählig klarer und mit hoher Freude ſprach er dann fragend:

Du Pleſſis-Mornay? —

Ja, der bin ich, Deines Vaters Freund! rief jetzt ergriffen der Fremde, und zog den Jüngling an ſeine Bruſt.

Mit leuchtenden Blicken ſtanden die Andern umher als ſtumme, aber innigſt theilnehmende Zuſchauer dieſer

Scene. Selbſt über das düſtre Geſicht des andern Fremden flog der Ausdruck der Rührung.

Wie entſannet Ihr Euch doch des Namens noch? fragte du Pleſſis.

Ich ſah Euch ſo oft, und mein Gedächtniß hat mir Euer Bild bewahrt und den Namen meines und meines unglücklichen Vaters Retters grub die Dankbarkeit unauslöſchlich in mein Herz, ſagte Guy.

Mouvans konnte ſich jetzt nicht mehr halten.

Brav, brav, Viole! rief er aus; der verdient es; denn ſeht, er hat uns bisher ſo treue Dienſte geleiſtet im Stillen; und jetzt, wo die Entſcheidung naht, tritt er öffentlich in unſere Reihen!

Du Pleſſis zog jetzt Guy an ſeine Seite. Zwiſchen damals und jetzt, zwiſchen dem Knaben Guy und dem Hauptmanne de Viole liegt ein ſo bedeutender Zeitraum, ſagte er zu Guy, und ſo manches mir dunkle Ereigniß, das ich wiſſen möchte, daß ich Euch recht dringend um deſſen Mittheilung bitten muß. Vergeßt dabei nicht, ſetzte er hinzu, daß auch das Kleinſte mir von Bedeutung iſt!

Guy, der ſich von der Theilnahme des nah Befreundeten ſo wohlthuend angeſprochen fühlte, erzählte ihm nun, nachdem die drei Andern in einem entferntern Theile des Gemachs mit einander eifrig ſprachen, die Ereigniſſe ſeiner Jugend bis in das kleinſte Detail. Nur eins verſchwieg er, und ein tiefer Seufzer füllte die Lücke aus. Liebevoll und dankbar gedachte er der Freundſchaft Saler's und Rabaud's.

Iſt denn niemals nach Euch geforſcht worden? unterbrach du Pleſſis ſeine Erzählung.

Nur dunkel entſinne ich mich, ſprach Guy, daß einſt Rabaud von Grenoble kam und die Nachricht mitbrachte, daß man unſere Spur ſuche; ſonſt nie. Unſer Schlupfwinkel lag ſo verborgen, daß unſre Feinde uns nicht leicht finden konnten. Zudem galt ich für Salers Sohn.

Eure Feinde? fragte du Pleſſis. Nein, die forſchten nicht nach Euch; wohl aber Eure treueſten Freunde, Euer Vater und ich! — Und nirgends entdeckten wir Eure Spur.

O, mein Gott, mein Gott! rief Guy ſchmerzlich aus. So nahe war mir das höchſte Glück meines Lebens — und nun iſt's für immer dahin!

Nicht für immer, mein Sohn, ſprach feierlich du Pleſſis — unſre Hoffnung, wenn ſie auch hienieden ſtirbt — reicht über das Grab hinaus! —

Guy drückte gerührt ſeine Hand. Ach, ſagte er dann — erfüllt mir die einzige Bitte, und ſagt mir, was Ihr von den letzten Schickſalen ... s Vaters wißt!

Es iſt wenig, was ich Euch ſagen kann, nahm du Pleſſis das Wort, denn meine Kunde reicht ſelbſt nicht weit. Seit Eure Spur ſich im Dunkel verlor, wurden die geheimen Nachrichten von Eurem Vater, die ich durch die Vermittelung des Kardinals von Chatillon erhielt, ſeltener. Einmal hörte ich durch eine Zigeunerin etwas von Euch — aber ich mißtraute dem alten Weibe und hielt es für eine bei dieſem ſchlauen Volke ſo oft vorkommende Liſt.

O, der hättet Ihr trauen dürfen, ſagte Guy, es war ſicher die alte Adelma, die genaue Kenntniß von unſrer Familie hat und einen Antheil an mir nimmt, der über meine Erwartung und Begriffe geht.

Warum wußte ich das nicht! rief Pleſſis. Wie würde dieſe Kunde ihn beglückt haben!

Sie ſchwiegen beide und verſanken in ſchmerzliche Vorſtellungen.

Pleſſis nahm darauf wieder das Wort und erzählte Guy, wie nun, nachdem Guy nirgends zu entdecken, auch Salers und Raband verſchollen geweſen ſeyen, auch alle Kunde von dieſem gefehlt, und ſelbſt der Kardinal von Chatillon, der die wärmſte Theilnahme für ſeinen Vater vielfältig bewieſen, ſeinen Aufenthalt in England nicht wieder habe ausfindig machen können. Ein Zufall, den er jedoch ſelbſt nicht genau kenne, habe endlich die Kunde von Viole's Tod dieſem gebracht.

Mochte Mouvans, wahrnehmend die traurige Stimmung der beiden, ſie dieſer entreißen wollen, oder war es das eigenthümliche Feuer ſeines Temperaments, das ihn in dieſem Augenblicke hinriß, er rief plötzlich du Pleſſis zu, wenn er mit ſeinem Gefährten noch etwas zu reden habe, müſſe er eilen, da er ſich entfernen wolle, um morgen zur Reiſe rüſtig zu ſeyn. Dieſe Bemerkung unterbrach jenes Geſpräch, und erſt jetzt erinnerte ſich Mouvans, daß Viole nicht einmal wiſſe, wer jener andere Fremde ſey.

Montgommeri! ſagte er, ehemals Hauptmann der königlichen Leibwache.

Guy betrachtete jetzt erſt aufmerkſam dieſen und ſah ein bleiches finſteres Geſicht, in das der Kummer ſeine leſerlichen Schriftzüge eingegraben.

Seht in mir die unglückliche Urſache von König Heinrichs des Zweiten ſchauderhaftem Tode; ſagte Montgommeri zu Guy — einen Königsmörder, ohne den Willen zu jener Greuelthat je gehegt zu haben.

Mitleidig ſah ihn Guy an. Man ſah, jenes Unglück, deſſen unſchuldige Urſache er war, lag mit Zentnerſchwere auf ſeinem Herzen.

Du Pleſſis zog ihn in ein Fenſter und ſprach eifrig mit ihm.

Und wohin geht der Hauptmann? fragte Guy Maugiron.

Nach Rouen, ſagte dieſer. Condé hat ihm die Vertheidigung des Ortes anvertraut. Guiſe macht Miene ihn zu belagern.

Laßt uns mit ihm gehen! ſprach plötzlich Guy eifrig. Wozu liegen wir hier im trägen Nichtsthun. Laßt uns dort Lorbeern ſammeln!

Maugiron legte die Hand an die Stirne und ſann nach.

Wahrhaftig, ſagte er dann, Ihr habt da einen herrlichen Gedanken ausgeſprochen. Wer weiß, wann ſich uns die Bahn öffnet! Es fehlt Condé noch an Geld und Leuten. Zwar hofft er von dem Mannweibe auf Englands Thron Unterſtützung — aber es dürfte ſich noch in die Länge ziehen, bis ſie kommt, obgleich Poinings bereits Havre und Dieppe beſetzt, und nun noch Rouen möchte in ſeine Hände haben. —

Er verließ jetzt Guy und ſagte zu Montgommeri:

Wie wär' es, wenn wir beide, de Viole und ich, Euch begleiteten? Wollt Ihr uns? Viole ſprach den Wunſch eben aus.

Mit Freuden, ſagte jener; allein ohne Condé's und des Admirals Erlaubniß, wißt Ihr, darf ich nicht. Erwirkt Euch die, und Niemand ſoll mir willkommner ſeyn, als Ihr.

Recht freudig blickte du Pleſſis auf den Jüngling, und gleicherweiſe Mouvans.

Der Wunſch macht Euch Ehre, Viole, ſagte er zu ihm, denn in Rouen giebt es heiße Tage. Ich werde Euch die Stelle bei Euern Reitern offen halten, und will morgen des früheſten bei dem Admiral Euch vertreten — doch nein — Ihr mögt mich begleiten.

Nun ſchieden ſie mit frohen Ausſichten. Auf die herzlichſte Weiſe entließ du Pleſſis den Jüngling.

Früh am andern Morgen trat Guy mit Mouvans in das Gemach des Admirals, bei dem ſie ſchon Condé antrafen.

Kurz und bündig trug Mouvans Guy's Bitte vor.

Ich kenne Euren Wunſch ſchon, de Viole, ſprach freundlich der Admiral, und zweifle nicht, daß des Prinzen Hoheit Euch dieſe Bitte gewähren werde.

Geht in Gottes Namen! ſprach Condé, und kämpfet wacker für unſere gute Sache. Haltet Rouen und laßt es Euch nimmermehr nehmen!

Jetzt war Guy's Wunſch erfüllt, und nach Verlauf mehrerer Stunden ritt er und Maugiron neben Montgommeri an Mouvans Quartiere vorüber, der ihnen Heil und Sieg wünſchte, den Weg nach Rouen.

Schon unterwegs brachten ihnen Kundſchafter die Nachricht, daß das royaliſtiſche Heer nahe. Schnelle Tagreiſen gab es nun; aber ſie erreichten Rouen noch zu guter Zeit mit ihren Truppen, ehe noch das katholiſche Heer ſich blicken ließ. Auch Poinings warf noch eiligſt eine kleine Anzahl Engländer hinein, zu Montgommeri's Unterſtützung, der ſich nicht ſtark genug fühlte, dem mächtigen Heere, das Guiſe hierher führte, lange zu widerſtehen. Eifrig wurde nun an der beſſern Befeſtigung der Stadt gearbeitet. Montgommeri war überall ſelbſt; und wo er war, da begleitete ihn Guy und

Maugiron und theilten ſeine Arbeiten, ſeine Mühen und Entbehrungen. Er verſagte ſich ſelbſt den Schlaf, um ſeiner Pflicht zu leben.

12.

Es war in den letzten Tagen des Monats September 1562, da eben die Arbeiten zur Befeſtigung Rouens längs den Ufern der Seine unter Montgommeri's Leitung vollendet waren —, als flüchtige proteſtantiſche Landleute in die Stadt ſtürzten und die Ankunft des feindlichen Heeres meldeten. — Montgommeri befahl ſchnell Maugiron und Guy de Viole, in andern Theilen der Stadt die nothwendigſten Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Der Jüngling flog dahin, ordnete die Anſtalten auf's Vorſichtigſte und kehrte, nachdem er ſich von allem ſelbſt überzeugt, an Montgommeri's Seite zurück, der auf dem Walle ſtand und dem nahenden Heere entgegen ſah. Bald zeigte es ſich in ziemlicher Nähe. Deutlich ſah man, wie die Regimenter vorüber zogen, ihre Stellung in einem bedeutenden Halbkreiſe einnehmend. Der Klang kriegeriſcher Muſik tönte luſtig herüber und man ſah die fliegenden Fahnen. Eine dumpfe Stille lag auf Rouen. Auf allen Geſichtern ſchwebte ein finſterer Ernſt, der jedoch weit von Muthloſigkeit entfernt war. Eine Ahnung künftiger Leiden lag ſchwer auf allen Gemüthern. Der Bailly, der Prevot waren bei Montgommeri, an deſſen Seite auch der wackere Vertheidiger des Evangeliums Auguſtin Marlorat, der angebetete Prediger des proteſtantiſchen Glaubens, ſtand. Unzählige Menſchen bedeckten die Wälle und ſahen es mit an, wie das Heer der Hofparthei das Lager ſchlug. Montgom-

meri's Falkenauge entgiengen die Streitmaſſen nicht, die ſich dort entwickelten. Im Stillen erwog er ſeine Kräfte im Gegenſatze jener, und ſo niederſchlagend ihm auch die Einſicht der eigenen Ohnmacht wurde — ſo war dennoch heute ſeine Stirne glätter und ſein Auge heiterer als je, und er ſcherzte ſelbſt mit denen, die ihn umgaben.

Aller Blicke flogen von dem Lager der Feinde zu Montgommeri's Antlitz, dort neuen Grund zu Beſorgniſſen oder Muth zu ſuchen. Gewiß war des Hauptmannes und Befehlshabers Heiterkeit von dem beſten Erfolg in dieſen kritiſchen Augenblicken.

Noch war das Lager der Feinde nicht vollendet, als der Abend ſich herabſenkte und manchem angſtvoll pochenden Herzen Ruhe verhieß.

In Begleitung Montgommeri's unterſuchten Guy und Maugiron die Poſten, und kehrten mit ihm zum Stadthauſe zurück, wo Montgommeri ſein Quartier genommen. Dort angelangt, überraſchte ſie freudig eine Deputation der Bürgerſchaft und aller Gewerke der Stadt, die den Kommandanten baten, mit den Truppen gemeinſchaftlichen Antheil an der Vertheidigung der Stadt nehmen zu dürfen.

Montgommeri nahm mit Vergnügen dieſe Anträge auf. Er ließ die Vorgeſetzten der Stadt zu ſich beſcheiden. Die Liſten der waffenfähigen Mannſchaft wurden ihm vorgelegt, und mit Wohlgefallen vernahm der Kommandant den bedeutenden Zuwachs ſeiner Macht. Die Bewaffnung wurde angeordnet, mit Beihülfe der Vorgeſetzten der Stadt, die Eintheilung der Bürger beſtimmt, ihre Anführer ernannt, und ehe noch der Tag graute, war das Formelle dieſer wichtigen Handlung vollzogen. Kurze Raſt gönnte ſich Montgommeri und genoſſen ſeine

beiden Freunde Maugiron und Saint-Flour. Der Morgen rief zu neuer Thätigkeit. An Maugiron und Guy de Saint-Flour übertrug nun Montgommeri die Vertheidigung des Stadttheils, der jenſeits der Seine lag und mit der Stadt durch die Seinebrücke in Verbindung ſtand.

Geht dort hin, meine Freunde, ſprach er, wo Eure Tapferkeit ein weites Feld findet. Es mag Euch nicht entgehen, daß gerade dort gewiſſermaßen die Vorhut der Stadt, alſo ein gefährlicher, ein um ſo bedeutenderer Poſten iſt. Erwägt darnach das Vertrauen, das ich in Euch ſetze, und die Freundſchaft, die ich für Euch hege. Ich lege Alles in Eure Hand, und was Euch, mein theurer Viole, an Erfahrung noch abgeht, das erſetzt Maugirons Umſicht, und ſomit geht mit Gott ans Werk.

Gerührt von des edlen Mannes Freundſchaft ſchieden ſie und nahmen ihre Stelle ein, die ganz das war, was Montgommeri von ihr geſagt; denn gerade in dieſer Richtung ſtand die Hauptmacht der Feinde, und es war zu erwarten, daß bei einem Sturme dort gerade der Angriff am hitzigſten werden würde.

Mit auſſerordentlicher Schnelligkeit war das feindliche Lager aufgeſchlagen worden. Katharina von Medicis, mit ihren Söhnen Carl dem IX. und dem jüngern Heinrich, der Connetable und Saint-André und König Anton von Navarra, waren im Lager gegenwärtig. Franz von Guiſe ſtand mit einer andern Heeresabtheilung bei Paris, Condé und Coligny, die noch immer in Orleans zauderten, beobachtend und erwartend.

Schon am Morgen dieſes Tages erſchien als Parlamentär der Marquis von Tavannes an den äuſſerſten Linien der Vertheidigungswerke Rouens und verlangte

zu den Befehlshabern. Mit verbundenen Augen wurde er vor Maugiron geführt, der bereits an Montgommeri Guy de Saint-Flour abgesendet.

Montgommeri lächelte, als ihm Guy seine Meldung machte.

Die Antwort stelle ich in Euren Willen, sagt das Maugiron, war seine Entgegnung, und in fliegender Eile kehrte der Jüngling, der nach Thaten sich sehnte, zurück.

Sagt dem Connetable, der Königin, dem König, wir seyen treue Unterthanen Seiner Majestät — allein nie werden wir uns freiwillig der Blutgier der Guisen und ihrer Parthei unterwerfen, sprach Maugiron mit besonnenem Trotze zu Tavannes, und nur über unsere Leichen gehe der Weg nach Rouen. Sagt ihnen, wiederholte er, das Alles auf's Bestimmteste und spart die Wiederkehr.

Er wandte ihm dann höhnisch den Rücken und sagte zu Guy, laßt uns eine Parthie Schach spielen, Herr de Viole!

Tavannes Auge fiel bei Nennung dieses Namens durchbohrend auf Viole; er zauderte noch.

Ihr seyd entlassen! herrschte ihm schneidend Maugiron zu und setzte sich an den Tisch, auf dem das Schachbrett stand. Die Offiziere, die den Abgesandten begleitet hatten, verbanden ihm die Augen und führten ihn wieder vor die Werke hinaus.

Die Belagerungsarbeiten der Feinde wuchsen riesenmäßig und schnell. Das Landvolk der Normandie wurde zusammengetrieben und mußte Hand anlegen zum Verderben seiner Glaubensbrüder in der Stadt, und bald begann das Feuer des Geschützes den grimmigen Gruß der Stadt zuzubrüllen. Alles, was in Maugiron's

Kräften ſtand, die Arbeiten auſſen zu hemmen, geſchah. Sein wohlunterhaltenes und wohlgeleitetes Feuer zerſtörte oft die Arbeiten mehrerer Tage in kurzer Zeit. Häufige Ausfälle thaten den Belagerern heftigen Schaden und ſteigerten die Erbitterung auf's Heftigſte.

Katharina ſah es ungern, daß Rouen ſollte mit Sturm genommen werden. Sie verſuchte Alles, was in ihren Kräften ſtand. Trotz der Wachſamkeit Montgommeri's und Maugiron's, wußte ſie dennoch ihre heimlichen Anerbietungen an die Bürgerſchaft, die ſie durch Montgommeri beherrſcht und geknechtet glaubte, gelangen zu laſſen; allein ſie erſtaunte, daß ihre Antwort der glich, die Tavannes zurückgebracht hatte. Immer näher rückten indeſſen die Werke der Belagerer — größer wurde im Innern der volkreichen Stadt die Noth, da alle Zufuhr abgeſchnitten war und die Belagerung nun ſchon einen Monat gedauert hatte. Der Connetable, welcher von dem Herzog von Guiſe die bitterſten Vorwürfe, ob ſeines Zauderns, empfieng — wollte nicht mehr länger zuſehen und ordnete einen Sturm an. König Anton von Navarra entriß ſich den Armen der buhleriſchen Hofdamen Katharina's, um an dem Sturme ritterlichen Antheil zu nehmen. Er begann mit dem grauenden Morgen gerade da, wo Maugiron und Guy befehligten. Mit grimmiger Wuth war der Anfall. Ein mörderiſches Geſchützfeuer wühlte in den Reihen. Der Wall war ſchon erſtiegen von Tavannes Leuten, als Guy mit einer Abtheilung Bürger und Engländer ſich auf dieſe ſtürzte und ſie vernichtete. Mit gleichem Muthe ſtritt man überall, und gegen Mittag zogen ſich die Belagerer zurück und ließen eine große Zahl der Ihrigen in den Gräben als Opfer des Wagniſſes liegen.

Auch König Anton von Navarra war verwundet worden. Die Wundärzte achteten indeſſen dieſe Wunde gering, und Anton, der nun an der Belagerung keinen Antheil mehr nehmen konnte, fand Zerſtreuung bei den Hofdamen. Unerwartet verſchlimmerte ſich ſeine Wunde, und nach wenig Tagen beſchloß er eine Laufbahn ohne Ruhm und keine Thräne wurde ihm im Lager vor Rouen nachgeweint.

Aber ſeit dem Tode Antons von Navarra gewann die Belagerung Rouens einen ernſteren Anſtrich. Unermüdet thätig war der alte Montmorenci. Die Laufgräben warden eröffnet; die Minen der Belagerer ſprengten die Vertheidigungswerke in die Luft; das Feuer zerſtörte ſie und brachte den Gebäuden der Stadt unerſetzlichen Nachtheil. Mit jeder Stunde wuchs die Gefahr der Belagerten, und ihre Noth griff mit Rieſenarmen um ſich. Krankheiten der gefährlichſten Art im Gefolge des Mangels, der Entbehrung, der Unruhe und Angſt, wütheten gräßlich, ſo unter der Bürgerſchaft, als der Beſatzung, und troſtloſer wurde Rouens Lage mit jedem Augenblick. Kummervolle Blicke richteten die Befehlshaber in die Richtung von Orleans — aber kein Erſatz, keine Hülfe kam. Unter dieſen Umſtänden ordnete der Connetable Montmorenci einen Hauptſturm an.

Am Abend vor dem Sturme trat ſpät der Diener Guy's de Saint-Flour in das Gemach ſeines Herrn, der, erſchöpft von den unaufhörlichen Anſtrengungen, ſich in ſeiner Rüſtung auf das Lager geworfen hatte, einige Stunden der Ruhe zu genießen. So ſchwer es auch der treuen Seele wurde, des Jünglings tiefen Schlaf zu ſtören — er mußte — denn ein unbekannter Menſch hatte ihm einen Zettel gegeben, den er ſehr wichtig ge-

nannt, und ihm befohlen, ihn augenblicklich in ſeine Hände zu bringen.

Als ihn der Diener rüttelte, fuhr der Jüngling haſtig auf.

Was giebt es! rief er dem Diener zu.

Dieſer erzählte die Umſtände und reichte ihm dann das künſtlich geſchloſſene Billet. Eine feſte Hand ſchrieb:

„Seyd auf Eurer Hut! Montmorenci ſtürmt morgen. Schont Euer Leben, Viole; Rouen könnt Ihr nicht halten. Sichert Euch den Rückweg, die Rettung!“

Wirf ihn in die Flammen des Kamins, den entehrenden Brief! zürnte der Jüngling und verließ das Lager, um zu Maugiron und Montgommeri zu eilen. Doch kehrte er wieder um, ſich genauer nach demjenigen zu erkundigen, der die Zeilen gebracht.

Der Diener konnte ihm jedoch nur Unzulängliches ſagen, und unbefriedigt eilte er von dannen.

Noch graute der Tag nicht, da rückten leiſe und vorſichtig die Truppen des Connetable's an. Schlagfertig harrte in tiefer Stille der Theil der Beſatzung, der noch waffenfähig war, unter den Befehlen Maugiron und Guy's. Jetzt, als die Feinde nahe waren, donnerte mit einem Male ihr Feuer mit entſetzlicher Gewalt unter ſie und ſie wichen. — Froher Jubelruf ertönte auf den Wällen; aber nur auf einen Augenblick; denn dicht wie Heuſchreckenſchwärme drangen ſie wieder an. Die Sturmglocke von der Kathedrale heulte entſetzlich in die allmählig dämmernde Nacht. Das Geſchütz brüllte, der Schlachtruf ſchallte gräßlich von allen Seiten.

Kein Quartier! ſchrien die Feinde.

Kein Quartier! brüllten die Belagerten entgegen. Sie hatten den Wall erſtiegen und drangen unaufhaltſam herein. Gräßlich war der Tumult. Da mehrte das in dreien Theilen der Stadt ausbrechende Feuer das Schreckliche ihrer Lage. Wüthend kämpfte Guy und Mangiron.

Ihre Schwerter mäheten furchtbar. Aber der Andrang war zu heftig. Sie wichen gegen die Seinebrücke zurück. Neuer, mörderiſcher Kampf entſpann ſich da. Ein Wall von Leichen bildete ſich um ſie — aber ihre Reihen wurden lichter und ſchmolzen von Minute zu Minute mehr zuſammen. Vergebens ſahen ſie ſich nach Hülfe von Montgommeri, von den Engländern um. Auf allen Seiten Rouens wüthete der Kampf, überall unglücklich für die tapfern Vertheidiger.

Allmählig graute der Tag und ließ ſie das entſetzlichſte Schauſpiel erblicken. Bald erleuchteten gräßlich die Flammen den Kampfplatz, bald hüllten dicke Rauchmaſſen ſie ein und drohten ſie zu erſticken. Schon waren die Feinde in der Mitte der Stadt — ſie war erobert. Noch zogen ſich kämpfend Guy, Mangiron und einige ihrer Leute zurück, und trafen in dem Augenblicke in der Nähe des Stadthauſes ein, als von der andern Seite ein Schwarm Feinde ſie im Rücken anzufallen drohte.

Schnell warfen ſie ſich in das Gebäude und ſchloſſen das Portal, nicht erwägend, daß ſo ihr Fall um ſo ſicherer war. Jetzt ſtanden die Freunde einen Augenblick da und überdachten ihre Lage.

Unſer Stündlein iſt gekommen! ſagte ruhig Mangiron. Laßt uns die Seele Gott empfehlen und einen ritterlichen Tod ſterben! In dieſem Augenblicke faßte eine unſichtbare Hand beide.

Folgt mir! ſprach eine hohle Stimme.

Willenlos gehorchten ſie.

Mit flüchtiger Eile gieng es hinab und hinauf, über lange Gänge, und endlich öffnete ihr Führer eine Thüre und zog ſie hinaus. Und immer weiter gieng es unaufhaltſam. —

Nach einer ziemlich langen Wanderung ſtanden ſie am Ufer der Seine. Der Mann, den ſie jetzt erſt, wo die Sonne blutigroth über dem Greuel der Verwüſtung aufgegangen war, deutlicher erblickten, drängte ſie in einen Kahn, ſtieß raſch vom Ufer ab, und dahin glitt der Kahn und war bald, bei der ſchnellen Strömung des durch herbſtlichen Regen angeſchwollenen Stromes, außerhalb Rouen.

Ihr ſeyd gerettet für's Erſte, ſprach dieſer jetzt, und Guy erkannte in ihm jenen Unbekannten, den er einſt bei Coligny geſehen.

Ihr habt Euer Wort herrlich gehalten, edler Mann, ſagte er dankbar, das Ihr mir damals gabt, als ich Euch bei Coligny ſah.

Des Alten Auge ruhete wohlgefällig auf ihm. Schade, ſagte er dann, wenn auch das Leben zweier tapferer Streiter noch in der unglücklichen Stadt hätte verbluten ſollen!

Weiter ſprach er nichts mehr. Sein kräftiger Arm ruderte noch immer den Kahn weiter abwärts. In der Entfernung ſahen ſie jetzt nur noch die Rauchſäulen der brennenden Stadt.

An einer Stelle, wo dichter Waldung ſich bis zum Ufer herabzog, legte Accorde, denn er war es, den Kahn ans Ufer.

Ich kann Euch nicht länger dienen, ſagte er, und muß Euch nun Eurer eigenen Klugheit überlaſſen. Hal-

ret Euch heute noch in dem Walde verbergen und ſchlagt dann in der kommenden Nacht den Weg gen Orleans ein. Merkt Euch die Richtung von Rouen und bleibt möglichſt weit von der Stadt entfernt. Gott ſey mit Euch! rief er aus, und ſprang, ohne auf ihren Dank zu hören, in den Kahn und ruderte ſchnell hinüber an's andere Ufer. Noch einen Gruß warf er ihnen zu und verſchwand dann im Dickigt, die Geretteten ihrem Nachdenken überlaſſend.

Der arme Montgommeri! das war Maugirons erſtes Wort.

Er wird wahrſcheinlich auch gefallen ſeyn. Schade für ihn — er war ein tapferer Mann, ein Held!

Die Freunde trauerten um ihn aufrichtig.

Maugiron fragte nach ihrem Retter. Guy erzählte, was er wußte, und das war wenig. Sie dachten nun an ihre Sicherheit und ſuchten tiefer im Walde ein Dickigt, wo ſie ſich in einem Zuſtande großer Erſchöpfung niederlegten, und nach den heftigen Anſtrengungen einer durchkämpften und durchwachten Nacht, in einen tiefen Schlaf ſanken, der ſie in ſeinen Feſſeln gefangen hielt und faſt einem Zuſtande der Bewußtloſigkeit glich. Der Abend nahte ſchon, und noch immer ſchliefen die beiden Ermüdeten.

Guy erwachte zuerſt und fühlte zugleich einen ungemeinen Hunger und Durſt. Er richtete ſich auf und ſah ſich um. Alles war dunkel um ihn. Er fühlte nach Maugiron. Der ſchlief noch feſt. Stören mochte er ihn nicht, und ſo legte auch er ſich wieder auf das Moos, das ſie weicher diesmal gebettet, als das weichſte Pfühl.

In dieſem Augenblicke dünkte es ihm, als rege ſich etwas in ſeiner Nähe. Er horchte genauer und glaubte

freudende Ruderzüge zu vernehmen. Manchmal war es nicht; denn es kam von der andern Seite.

Guy de Viole! rief jetzt eine bekannte Stimme, bist Du erwacht? — Siehe, ich bin Dir nahe in den gefährlichsten Stunden deines Lebens.

Adelma! rief freudig der Jüngling. Lohne Dir Gott Deine Treue!

Stehe auf, sagte sie, und wecke Deinen Gefährten, denn es ist Zeit, daß Ihr eilet. Die Verfolger waren Euch nahe genug.

Die Verfolger? fragte erschrocken Guy.

Ja doch, entgegnete die Alte. Meinst Du denn, Eure Flucht sey so unbekannt in Rouen? Ich bin dort gewesen, um, wo möglich, Dich zu retten — aber ich sah Dich nicht. Doch meiner Söhne einer sagte mir, daß Ihr, in Begleitung eines Fremden, glücklich entflohen.

Ich eilte hierher, wohl wissend, welchen Weg Ihr genommen — aber ich sah Euch nicht, auch den nicht, der Euch rettete, so sehr ich es gewünscht. Endlich entdeckte ich Eure Spur und fand Euch; aber zu gleicher Zeit schallte auch der Ton vieler Stimmen vom Ufer her. Ich schleiche hin und finde den grimmigen Tarameš, der Euch verfolgen will.

Er kennt mich und fürchtet mich, da ich ihm so Manches prophezeiht, was ihm nicht gefällt, und er forscht mich aus. Ich erzählte ihm, meine Heerde liege in dem Walde und ich weile jeden den ganzen Tag über hier. Sogleich fragte er nach Euch. Da habt Ihr einen Irrweg eingeschlagen, Marquis, sage ich ihm; denn seht, da drüben am rechten Seine-Ufer liegt im Schilf der Kahn, der sie wahrscheinlich rettete — deutlich anzeigend,

in welcher Richtung Ihr ſie zu ſuchen habt. Die Augen des ſchlauen Fuchſes entdecken das Schößlein, und alſobald leuchtete ihm meine Weiſung ein. Sie ſeyen über und ſuchen Euch nun dort. Daran mögt Ihr ſehen, daß Eures Bleibens hier nicht länger iſt.

Guy hatte der Alten mit ſteigendem Erſtaunen zugehöret. Er merkte Mangiren; aber dieſer nahm Anſtand, ſich ihr anzuvertrauen. Guy verpfändete ſein Ehrenwort für die Alte, die ſich dadurch gewaltig geſchmeichelt fühlte, und da erſt folgte auch Mangiren der Führerin.

Ihr Weg ging durch Dickigt, über Stock und Stein. Die Alte humpelte ſchnell und unermüdet fürbaß; allein ſchon nach einer halbſtündigen Wanderung erklärte Mangiren, daß er nicht mehr weiter könne, weil er eine gänzliche Erſchlaffung und einen quälenden Hunger und Durſt fühle.

Die Alte lachte. Da langet zu, rief ſie, und reichte ihnen ein rauhes Brod, das faſt ungenießbar war. Guy fühlte ſich gewiß in eben dem Zuſtande, wie Mangiren, allein er mochte nichts ſagen. Nun aber griff er haſtig nach der Brodrinde, die ihm die Alte reichte, und aß ſie mit einer Luſt, als wäre es die köſtlichſte Speiſe.

Adelma, die die Gegend genau kannte, ſchaffte auch Waſſer, und neu geſtärkt traten ſie dann wieder ihre Reiſe an. — Doch der ſonſt ſo heitere Mangiren, der in jedem Ungemach ſcherzen konnte, war einſilbig und düſter. Das Schickſal Rosens, der Tod Montgommeri's, den er als gewiß vorausſetzte, ſchmerzte ihn tief.

Er äußerte dieß gegen Guy, als dieſer nach dem Grunde ſeiner Verſtimmung gefragt hatte.

Da habt Ihr wohl Urſache zu trauern, ſprach in ihrer gewöhnten Art die Alte. Adelma iſt dort geweſen

und hat Ekel der Vermählung gesehen, vor der sie schauderte.

Großer Gott! rief Mangiron erschüttert aus, das muß schrecklich gewesen seyn, wenn es selbst ein Zigeunerherz zum Schaudern brachte!

Die Alte schien es zu überhören, oder wollte es nicht hören. Sie schwieg.

Guy bat leise seinen Genossen, sie nicht zu beleidigen. Sie allein kann uns vor Irrwegen sichern, uns retten, da wir von Feinden umgeben und des Weges unkundig sind. Thut es um meinetwillen, Mangiron, bat er. Ich bin der Alten hoch verpflichtet.

Mangiron lachte. Meint Ihr denn, dieses Zigeunervolk habe so feines Ehrgefühl, wie Ihr? sagte er lachend.

Das will ich nicht untersuchen, entgegnete Guy; allein auch unter der dichten Erdkruste liegt oft der Diamant, und warum wollt Ihr jeden Einzelnen verdammen, wenn ein Volk schlecht ist!

Seyd ruhig, Viele; Ihr nehmet warmen Antheil an der Alten; aber glaubt Ihr, daß sie dort in Rouen um menschenfreundliche Zwecke zu erreichen herum strich oder um im Trüben leichter zu fischen? —

Melina war weit voraus — sie vernahm ihre Unterredung nicht. Jetzt blieb sie stehen, um Athem zu schöpfen, und Guy mußte seine Vertheidigungsrede, die er eben ihr zu halten sich anschickte, unterdrücken.

Glaubt mir, sagte sie, in ihrer frühern Erzählung fortfahrend, daß Eure Landsleute in Rouen grimmiger gewüthet, als Barbaren. Ich sah Säuglinge morden, Weiber und Jungfrauen schänden, Häuser anzünden — Greise würgen — ich sah — und mir lief eiskalt über

die Haut, einen Greis von hohem Alter und großem Verdienste, den edeln Marlorat, am Galgen! —

Marlorat! riefen in düsterm Schmerze beide wie mit einer Stimme.

Ja, fuhr Adelma fort, so war es. Und was meint Ihr, daß die Aerndte dieser Saat seyn wird? —

Du wirst uns zuletzt eine politische Offenbarung geben wollen! rief jetzt Maugiron; laß das lieber und sage uns, ob Du den Hauptmann Montgommeri kennst?

Den, der den König aufspießte im Turnier? — fragte sie — ja, den kenne ich — er vertheidigte die Stadt.

Und weißt Du, was aus ihm geworden? —

Er ist der Strafe entgangen, die den Hauptmann de Crose traf.

Maugiron erstaunte über des Weibes Kenntniß; aber eine innige Freude erfüllte sein Herz, da er Montgommeri gerettet wußte.

Ist es aber auch sicher, Du Alte, fragte er, daß Montgommeri gerettet ist?

Ich lüge nicht, Hauptmann, sagte sie unmuthig. Es war mein eigener Sohn, mein eilfter sage ich, der ihm durchhalf.

Möge ihm der Hauptmann reichlich lohnen, da der Lohn des Himmels nicht hell klingt! rief jetzt heiter werdend Maugiron aus — wahrlich, setzte er hinzu, Du Alte hast Verdienste! Wer eilf wackere Söhne der Welt schenkte, die so tapfer die Gefallenen zu entkleiden wissen und mit den mitleidigsten Vögeln, den Raben, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ziehen und mittlerweile Elsterntugenden üben — der verdient ein Denkmal!!

Ihr solltet des Alters nicht spotten, Hauptmann, sprach jetzt scharf verweisend die Alte. Es ist im minde-

den Betrachter nicht ekel. An Anderes mag ich Euch nicht mahnen!

Nun, nun, Mütterchen, werde mir nicht gram! Sieh, ich biete die Hand zum Frieden, und will Dir sie sogar mit ritterlicher Courtoisie küssen, wenn Du es verlangst. Auch gebe ich einem Deiner Füße oder Allen die Erlaubniß, alles Geld, was sie bei mir finden, wenn ich werde gefallen sein, von Rechtswegen zu behalten!

Die Alte konnte doch ein Lächeln nicht verbergen über den komischen Ausdruck des Hauptmanns, und der Friede war hergestellt.

Während Mangiron mit der Alten scherzte, ging Gun nachdenkend und stille neben ihm her. Er dachte an jenen Hauptmann de Croisé, den er in einem Ausfall als tapfern und menschlichen Soldaten kennen und achten gelernt hatte. Was sollte ihm das Todesurtheil zugezogen haben? fragte er sich selbst und dann kam die alte Melina.

Ey, sagte sie, wißt Ihr denn nicht, daß er auf Condé's Befehl Harre in der Engländer Hände liefere? Dafür hat ihn der Connetable vierteilen lassen.

Zwischen den Freunden entspann sich nun ein lebhafter Streit über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Todesurtheils über Croisé. Mangiron war empört über jene Handlung Condé's, er nannte sie frei einen Verrath an Frankreich — ja er stellte den Herzog von Guise gegen Condé, der Frankreich von seinem Erbfeinde befreit hatte, und dieser lieferte ihm einen Hafen von so großer Bedeutung aus, der die Seine beherrschte und ihm den Weg in das Herz Frankreichs bahnte.

Der alten Melina war nichts, was auf die jetzigen Verhältnisse Einfluß hatte, unbedeutend. Sie horchte be-

gierig auf die Eintretenden. Doch wurde ihr Reden endlich zu laut und sie mahnte an die nothwendige Klugheit in ihrer gegenwärtigen Lage, was die beiden wohl einsahen und befolgten.

In gerader Linie hatten sie ununterbrochen ihre Wanderung fortgesetzt, denn Melina wußte so geschickt die beiden Männer im Zigeuner umzuwandeln, daß auch kein Auge sie zu entdecken vermochte, und nach einer langwierigen und höchst ermüdenden Fußreise erreichten sie endlich Orleans, wo noch immer das hugenottische Heer stand, in gleicher Unthätigkeit wie früher. Es bedurfte eines Ereignisses wie die Eroberung und Zerstörung von Rouen, und die Ankunft deutscher Hülfsvölker unter dem Befehlen des Herrn von Andelot, Coligny's Bruder, und des wackern Rodelsheimen, um endlich neues Leben in diese todten Massen zu bringen und Energie in das erschlaffte Volk.

Condé und Coligny saßen vereint in ernster Berathung über die zu thuenden Schritte, nachdem d'Andelot angekommen war. Die Ungewißheit über Rouens Schicksal lag schwer auf ihrem Herzen. Noch war keine Kunde zu ihnen gelangt über dessen Fall, und sie schmeichelten sich mit dem jetzt möglichen Entsatz, und besprachen die schnelle Ausführung dieses Planes eben, als man zwei Zigeuner meldete, die, wichtige Nachrichten von Rouen bringend, sie nur dem Admiral oder Condé'n eröffnen wollten.

Sie wurden alsobald vorgelassen.

Welche Kunde bringt Ihr? fragt Condé hastig. Kommt Ihr aus der Gegend von Rouen?

Aus Rouen ſelbſt, antwortete der Aeltere der beiden Zigeuner — das in den Händen des Connetable's iſt.

Das lügſt Du, Hund! rief Condé, aufſpringend und auf ihn zueilend, das iſt unmöglich, tapfere Männer vertheidigten die Stadt!

Glaubt diesmal dem Kapitän Maugiron, den Ihr ja auch tapfer genannt, gnädigſter Herr, Rouen iſt in Feindes Hand!

Maugiron? Ihr? —

Leider! ſagte der Hauptmann — leider in ſchimpflicher Verkleidung und durch eine ans Wunderbare grenzende Rettung entgiengen de Viole und ich, und wahrſcheinlich auch der tapfere Montgommeri, dem allgemeinen Blutbade — wollte Gott, ich wäre auf Rouen's Wällen gefallen!

Höchſt betroffen ſtanden beide Anführer der Hugenotten da. Sie trauten kaum ihren Ohren, als Maugiron nun das erzählte, wovon er Augenzeuge geweſen, und was er von Adelma, deren Wort doch in der letzten Zeit bedeutend an Zuverläſſigkeit bei ihm gewonnen, gehört hatte.

Den Admiral betrübte das Ereigniß tief — doch ertrug er es ſtille und männlich. Condé klagte bald, bald fluchte und ſchwur er blutige Vergeltung an Paris zu üben, und Marlorat's und Croſe's Tod furchtbar zu rächen.

Coligny kannte ſein Temperament, das von einem Extrem zum andern ſprang, und ließ ihn gehen. Im Stillen erwog er den Stand der Dinge, und war nur in ſofern mit Condé einig, daß es jetzt an der Zeit ſey, entſcheidend zu handeln.

Mangiron und Guy de Viole verloren nichts in den Augen der Anführer. Aus ihren Erzählungen und aus der langen Dauer der Belagerung gieng es hervor, daß tapferer Widerstand war geleistet worden.

Einige Tage nach ihrer Rückkehr in's Lager der Hugenotten kam auch Montgommeri an und bestätigte alle ihre Aussagen auf's Getreueste.

Freudig war das Wiedersehen der drei Freunde. Sie hatten sich gegenseitig für todt angesehen und aufrichtig betrauert. —

Als die Nachrichten von Rouen im Heere der Hugenotten bekannt wurden, stieg die Erbitterung gegen die Katholiken furchtbar. Laut verlangte das Heer, endlich in's Feld geführt zu werden, und die Heerführer sahen sich genöthigt, dem Wunsche Gewährung zuzugestehen.

Coligny, den kein Ungemach beugen konnte, war unermüdet thätig zur Eröffnung des Feldzugs. Condé kümmerte sich weniger darum. Sein Gemüth war noch immer in der größten Spannung; und ob auch Coligny ihn noch so sehr bat, nicht des Connetable's Grausamkeit mit Gleichem zu vergelten, so vermochte er dennoch den Grimm des Prinzen nicht zu mäßigen über Marlorat's Mord, den er persönlich sehr hoch geschätzt, und Eyse's Blutgericht, der nur der Vollstrecker der Befehle des Prinzen gewesen. Er ließ öffentlich als Wiedervergeltung den Parlamentrath Jean Baptiste Sapin, den er in Orleans gefangen hielt, und den ihm in die Hände gerathenen Abt von Gastines, Jean de Troyes, aufknüpfen.

Die Unternehmungen der Hugenotten waren überhaupt von unglücklichen Zufällen begleitet. Rouen war gefallen, nur Lyon und Orleans waren von den bedeu-

tenden Städten Frankreichs noch in ihrer Gewalt. Die Engländer, mit denen Condé jenen unglückſeligen Vertrag geſchloſſen, und denen er Havre und Dieppe überlieferte, erfüllten ihre Verſprechungen nicht ſo, wie ſie geleiſtet und von Condé erwartet wurden. — Die Kriegsvölker, die Duras aus Guyenne heranführte, wurden von dem grauſamen Montluc geſchlagen und zerſtreut, und nur die Ueberreſte ſammelte Larochefoucauld und führte ſie gen Orleans.

Alle dieſe Mißgeſchicke waren aber nicht im Stande, Coligny's Heldenmuth und den der Seinen zu untergraben. — Höchſt erwünſcht waren daher die 8000 Deutſchen, die d'Andelot heranführte, obgleich auch ſie vielfach gelitten und nur nach unbeſchreiblichen Mühſeligkeiten es ihnen gelang, Orleans zu erreichen.

Neuer Muth belebte das Heer, als die Nachricht des baldigen Aufbruchs ſich zu verbreiten anfing. Jubel und Frohlocken war überall. Auch Guy und Maugiron, die nichts mehr wünſchten als Krieg, um die Lorbeeren des Sieges zu erndten, ſahen es mit Freuden.

Das hugenottiſche Heer brach endlich auf und erſchien plötzlich vor den Thoren von Paris, wohin der Hof nach der Eroberung Rouen's zurückgekehrt war. Allgemeiner Schrecken ergriff Paris, als es die Feinde vor ſeinen Thoren ſah. Der Hof zitterte, indem er die gerechte Rache der Hugenotten fürchtete, und aus Condé's Handlungen in Orleans ſchließen zu müſſen glaubte, was die Hugenotten thun würden, wenn Paris in ihre Hände fiele. Schnell knüpfte man Unterhandlungen an, die ſich in eine für die Hugenotten ſehr nachtheilige Länge zogen. — Der ſtrenge Winter trat indeſſen ein. Paris war ununterbrochen befeſtigt worden. Sechstauſend Spa-

vier waren zum Heere des Hofes geſtoßen, und die Unterhandlungen zerſchlugen ſich endlich ganz.

Condé's Heer hatte viel gelitten. Er ſah ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich in die Normandie zu ziehen, um neue Kräfte zu ſammeln und die engliſchen Subſidien zu erzwingen.

Kaum aber war Condé von Paris abgezogen, als die bei weitem ſtärkere royaliſtiſche Armee ihm auf dem Fuße folgte.

13.

Es war am 19. Dezember, als beide Heere unweit der kleinen, aber alten Stadt Dreux an den Ufern der Blaiſe einander im Angeſichte ſtanden.

Coligny und Condé rechneten an dieſem Tage auf keinen Angriff; demungeachtet ſtand ihr Heer ſchlagfertig.

Unvermuthet griffen die Feinde das Heer der Hugenotten an. Auf die Reiterei, die beſte Heeresabtheilung der Hugenotten, ſtürzten ſich die Feinde mit ſtürmiſcher Gewalt — aber mit Heldenmuth wurde der heftige erſte Angriff zurückgeſchlagen und die feindlichen Truppen geworfen.

Drauf, Kinder! rief Mouvans freudig, ſie fliehen!

Gleich dem reißenden Waldſtrom ſtürzte ſich Mouvans Regiment auf die Schweizer, die wie ihre Berge ſtanden und vom alten Connetable von Montmorenci ſelbſt befehligt wurden. Mörderiſch wütheten die Hugenotten in den Reihen der Schweizer, die endlich zu weichen begannen. Mouvans Auge ſpähte nur nach dem Connetable — jetzt erblickte er ihn. Guy de Viole, der an ſeiner Seite kämpft, erhielt ſchnell den Befehl, ſich enger an ihn anzuſchließen, und im ſauſenden Galopp

gienge weiter — jetzt war der Connetable erreicht, von Guy's Reitern umzingelt.

Ergebt Euch! schrie ihm grimmig Mouvans zu, indem er den Säbel über seinem Haupte schwang.

Der Connetable, wohl einsehend, daß er verloren sey, ergab sich an Mouvans und wurde von Guy zurückgeleitet, der alsobald wieder freudig mit seinen Leuten in das Treffen zurückkehrte. Condé hatte das Mitteltreffen des Feindes gänzlich geschlagen, sein Fußvolk zersplittert — aber allzu hitzig im Verfolgen des Sieges, den er zu seinen Gunsten schon entschieden glaubte, sein Fußvolk selbst entblößt.

Wie ein Tieger stürzte sich Franz von Guise, dieß bemerkend, mit seinen Gensd'armes auf dasselbe und schlug es in eine regellose Flucht. Saint-André warf sich jetzt zwischen die hugenottische Reiterei, die noch das feindliche Fußvolk verfolgte, und die Fußvölker, unter denen Guise mähete mit unerhörter Wuth — und plötzlich sah sich Condé im Rücken angegriffen. Seine Reiterei war zerstreut. Er mit wenigen allein, sein Pferd war ohnedem verwundet, konnte nicht Stand halten, und wurde von dem Sohne des Connetable's nach hartnäckiger Gegenwehr gefangen genommen. Der Royalisten Jubelgeschrei erfüllte die Luft; der Sieg schien sich auf ihre Seite entschieden neigen zu wollen.

Coligny, der nie größer war, als im Unglück, sammelte hinter einem Gehölze das flüchtige Fußvolk und setzte über die Blaise, von neuem bei dem Dorfe Blainville das Heer des Hofes angreifend. Mouvans kämpfte noch immer muthig mit Saint-André und zog sich kämpfend auf das Dorf zurück, wo Coligny sich mit ihm vereinigte und ein neuer heftiger Kampf sich entspann,

der hartnäckig bis in die Nacht dauerte. In diesem Kampfe fiel Saint-André.

Mit Einbruch der Nacht zog sich Coligny zurück. Der Sieg war unentschieden, der Verlust gleich groß auf beiden Seiten. Das Schlachtfeld war weithin mit Todten und Verwundeten bedeckt. Auch Guy lag schwer verwundet unter seinem Rosse, das zu gleicher Zeit mit ihm tödtlich verwundet worden war.

Die Nacht senkte sich kalt über das Schlachtfeld herab, die schreckliche Lage der Schlachtopfer noch durch ihre Kälte vermehrend.

Auch die Royalisten hatten sich zurückgezogen und die Verwundeten ihrem Schicksal überlassen.

Hell und glänzend waren die Sterne heraufgezogen. Ein schneidender Ostwind bließ über das Schlachtfeld hin, wo der Tod in tausend Gestalten seine Opfer gesucht und gefunden, und gräßlich tönte das Wimmern und das Aechzen der Sterbenden und Verwundeten.

Haufenweise krochen sie zusammen die Unglücklichen, Freunde und Feinde, und suchten Wärme in der schrecklichen Nachtkälte, und Mancher, für den noch Rettung möglich gewesen wäre, starb einen gräßlichen Tod.

Guy lag besinnungslos unter seinem Rosse. Er war schwer verwundet. Nur einmal kam er zur Besinnung, aber der Schmerz raubte sie ihm bald wieder — denn ein feindlicher Säbel hatte einen furchtbaren Hieb über seinen Schädel geführt, und nur durch die Wendung der Klinge auf der Hirnschaale war er dem augenblicklichen Tode entgangen. Dadurch aber war gerade die Wunde fürchterlich groß und breit geworden. In dem Augenblicke der Besinnung zog er die Decke seines Pferdes über die klaffende Wunde und fiel wieder in Ohnmacht.

14.

Eine sehr wahre Bemerkung war es, die Mangiron einst über das halbwilde, heimathlose Volk der Zigeuner gemacht hatte — es folgte in den kriegerischen Zeiten, wie der Raben Schwärme, den Schlachtfeldern, um die Gefallenen zu berauben. Ihr seltsamer, durch finstern Aberglauben gleichsam geheiligter Umgang mit den Menschen; ihr herumschwärmendes regelloses Beduinenleben weihte sie bei ihrer Schlauheit in die tiefsten Geheimnisse ein, machte sie den Menschen weniger, als die Menschen und ihre Verhältnisse ihnen bekannt, und so hielten sie gewöhnlich auf des Todes Aerndtefelde eine Aehrenlese, die ihrer Arbeitscheu und Trägheit oft auf lange Zeit hinaus Vorschub leistete. Hauptsächlich im südlichen Frankreich und in den baskischen Provinzen sich aufhaltend, durchzogen sie von da ganz Frankreich und kehrten mit reicher Beute in ihre pyrenäischen Schlupfwinkel zurück. Adelma's Horde, eine der muthigsten und stärksten, die damals Frankreich durchzogen, folgte in ruhiger Ferne dem Heere der Hugenotten. Lüstern nach Beute, harrten alle einer Schlacht. Die Alte allein verwünschte sie. Menschlicheren, ja edleren Gefühlen hatte einst das leidende Herz des Mädchens auf Saint-Flour sich geöffnet, wo die vollendete Weiblichkeit mit dem hohen Reichthume der sanftesten und reinsten Tugenden und Gefühle in Guy's Mutter als Vorbild ihr leuchtete. Und der Nachklang dieses reinen Tones klang, wenn auch nicht ununterbrochen — doch stark durch ihr ganzes Leben fort. Sie allein dachte mit Schrecken an eine Schlacht, in welcher Guy, ihr Liebling, ihrer Wohlthäterin Sohn — der Sohn des Mannes, den einst ihr Herz mit aller südlichen Gluth geliebt, Schaden nehmen konnte. Sie hatte

von den Anhöhen von Montfort die Schlacht beobachtet. Kaum ſah ſie das Zurückziehen der Heere, kaum fiel der ſchwarze Schleier der Nacht über das ſchreckliche Gemälde — da brach die Horde auf und nahte ſich durch das Gehölze, das ſich von den Anhöhen von Montfort bis Blainville und zu dem Ufer der Blaiſe herabzog, dem Schlachtfelde, um die Beute zu ſammeln.

Mit einer Fackel in der Hand eilte ſie über das Schlachtfeld. Eine bange Ahnung ſchnürte ihre Bruſt ſo feſt zuſammen, daß ſie faſt nicht athmen konnte, und doch mußte ſie dem unbegreiflichen innern Drange folgen und eines ihrer Todtenlieder halblaut ſingen. Schauerlich klang die düſtre ſchwermüthige Melodie, langſam und abgemeſſen geſungen, von der häßlichen Stimme der Alten. Sie achtete nicht auf das Treiben der Leute ihrer Horde. Sie beleuchtete jeden Todten, jeden Verwundeten, und irrte ſo in allen Richtungen über das Schlachtfeld. Schon zu verſchiedenen Malen war ſie an der Stelle vorüber gegangen, wo der unglückliche Guy lag, und hatte ihn nicht entdeckt. Jetzt kam ſie zum dritten Male dahin und zog die Decke hinweg, die über ſeinem Haupte lag — und — erkannte ihn. Einen lauten Jammerſchrei ſtieß ſie aus und warf ſich dann jammernd über den Jüngling hin. Einige Leute ihrer Horde eilten herzu, meinend, es ſey der, von allen geehrten, Aeltermutter etwas Schlimmes zugeſtoßen. Staunend ſahen ſie ihren Schmerz. Es koſtete ſie Mühe, die Alte von dem Körper zu trennen. Sie unterſuchten ihn, und einer ſagte dann: Beſinnt Euch, Mutter Adelma; der, um den Ihr trauert, iſt nicht todt. Zwar iſt er ſchwer verwundet, eine Kugel iſt tief in ſeine Seite gedrungen und faſt iſt ſein Kopf geſpalten; laßt uns ihn verbinden.

Die Alte wurde ruhiger. Sie unterſuchte ſelbſt den Jüngling. Matt ſchlugen die Pulſe — er lebte noch. Sie ließ ihn aufheben, ließ ihm etwas Wein einflößen, ihn ſchnell verbinden, ſo gut es möglich war, und lud ihn dann den beiden Männern auf.

Sie wanderten nun über das Schlachtfeld hin, durch die Blaiſe, an der Stelle, wo eine Furt den Durchgang möglich machte, und kamen nach einer langen Wanderung bei ihren Zelten an, die bei Montfort im Walde waren.

Dort angelangt, wurde Guy in der Nähe des Feuers ſo gut gebettet, als es möglich war, und nun von der Kunſt, deren Mutter Noth und Natur war, verbunden. Der Aeltermutter ſtanden einige Mädchen, ihre Urenkelinnen, mit ſorglicher Treue bei, indeß die Männer in fliegender Eile zu dem Schlachtfelde zurückkehrten.

Den angeſtrengteſten Bemühungen der Alten gelang es, den Verwundeten ins Leben zurückzurufen. Matt ſchlug er — aber erſt gegen Morgen, das Auge auf und erkannte bald die Alte.

Sie jubelte, als ſie es ſah, daß er ins Leben zurückgekehrt ſey.

Siehſt Du, Guy, ſagte ſie freudig, die alte Adelma hält ihr Wort. Sie iſt Dir nahe in den ſchwerſten Stunden Deines Lebens. O dank dem Himmel, daß ſie es kann!

Guy drückte matt ihre Hand und deutete nach oben.

Nein, Du ſtirbſt nicht! rief ſie aus, Du darfſt nicht ſterben. Deine Bahn iſt noch nicht am Ziele!

Er ſchloß ſein Auge wieder. Die Mädchen ſorgten für ſtärkende Brühen, die Adelma ihm einflößte, und ſo ſchlummerte er wieder ein.

Ein allgemeiner Unwille war indeß bei dem männlichen Theile der Horde rege geworden, als ſie die Anweſenheit eines Verwundeten vernahmen, den Adelma unter ihre Obhut genommen.

Ihr Sohn, der Hauptmann der Horde, machte ihr die bitterſten Vorwürfe.

Undankbarer! rief ſie, Du biſt nicht werth, daß Dich Deine Mutter unter ihrem Herzen trug. Des Jünglings Mutter rettete mich vom Wahnſinn und Tod, und Du willſt, daß ich ihr Kind dem Tode preiß gebe!

Er ſchwieg beſchämt. Dann ſagte er: Wie willſt Du ihn fortbringen? — Wir müſſen ſchnell nach der Dauphiné aufbrechen und ſo zwiſchen beiden Heeren hindurch ziehen; denn dort links ſtehet das Heer Guiſe's, und Coligny zog ſich nach der Normandie zurück. Die Beute iſt ungeheuer, die wir gemacht. Wie wollen wir ſie fortbringen und den Verwundeten dazu — da hier keine Sicherheit für uns iſt?

So zieht hin und laßt mich hier bei ihm! ſagte Adelma bitter, und bei dieſen Worten war ein Blick, in dem ſich Verachtung und Vorwurf ausſprach.

Der Zigeuner gieng ſtille hinweg, erſt auſſerhalb des Zeltes wagte er es, murmelnd ſeinem Herzen Luft zu machen; allein er hatte den Muth verloren, weiter zu proteſtiren. Flechtet eine Bahre von Reiſern, befahl er zwei Jünglingen, die alsbald gehorchend ans Werk giengen.

Eilig wurden die Zelten abgebrochen, die Beute aufgepackt und alles machte ſich reiſefertig.

Der Hauptmann trat nun mit den Jünglingen und der Bahre zu Adelma. Aufgehoben durch ihres Wunſches Erfüllung, ſah ſie jetzt wieder freundlich auf ihren

Sohn; und ehe noch eine halbe Stunde verfloſſen war, ſuchte man umſonſt eine Spur von den wandernden Söhnen der Wüſte.

Ein Eilbote Guiſe's brachte eine Siegesnachricht im vollen Sinne des Worts nach Paris. Condé iſt gefangen, die Hugenotten vernichtet! ſchrie jubelnd der fanatiſche Pöbel der Hauptſtadt. Das Geläute aller Glokken verkündete den Sieg der trunkenen Stadt, und Tauſende ſtrömten zum hohen Portale von Notre-Dame hinein, ein Te Deum zu ſingen für den Sieg über die gemordeten Brüder.

In ſeinem einſamen Gemache ſaß an einem Folianten der Meiſter Acevedo und las eifrig. Der ſchöne, bleiche Knabe Gabriel ſaß, das Köpfchen in die Hand geſtützt, an einem Fenſter, und ſchien trübe Erinnerungen an der Seele vorüberziehen zu laſſen, denn das klare, ſchöne Auge ſchwamm in Thränen. Da ſchlug der Ton des Geläutes an ſein Ohr.

Hört, rief er plötzlich aufſpringend — alle Glocken läuten, was bedeutet das?!

Acevedo horchte. Er faltete dann ſeine Hände und rief ſchmerzvoll: O Gott, das iſt die Siegesfreude Frankreichs auf dem Grabe ſeiner Kinder!

Ein kalter Schauer rieſelte durch ſeine Gebeine und es ſchüttelte ihn wie Fieberfroſt.

Gabriel ſtürzte herzu. Angſtvoll fragte er: Was iſt Euch?

Kind, ſagte der Alte, Du haſt einen Vater im Gefängniß — wie wäre Dir's, wenn Du hörteſt, die Gefangenen werden gerichtet, oder ſie ſind es wirklich?

Gabriel erbleichte. Großer Gott, es wäre schrecklich!

Sieh, so ist es mir, fuhr Acevedo fort. Dort haben Menschen gefochten, die mir — unendlich theuer sind. Leben sie noch? Wer kann mir Gewißheit geben?

Ach, sagte Gabriel, ihr leset ja in den Sternen — fraget sie!

Acevedo seufzte tief. Ach, sagte er dann, der Tag ist noch so lang — und es ist eine schwere Aufgabe, das eigene Geschick zu erforschen!

Er stand auf, denn eine peinliche Angst und Unruhe verfolgte ihn.

Da klopfte es leise an der Thüre des Gemachs. Schnell öffnete Acevedo. Eine Hand reichte einen Zettel herein und zog dann die Thüre schnell zu, so daß der Alte nicht einmal sehen konnte, wer es gewesen.

Hastig trat er zum Fenster und las.

Darauf trat er zum Kamin und warf den Zettel hinein — aber seiner Stirne tiefe Falten glätteten sich nicht.

Schweigend verließ er das Gemach.

Gabriel legte die Hand auf's Herz. Er ist so gut, sagte er leise, und leidet doch auch so viel, der Arme, und die Welt muß ihm viel genommen haben. Ach, mein Vater! mein — — Guy!" — seufzte er und sank wieder in seine Träumereien zurück.

Zur Königin begab sich der Meister.

Kommt Ihr, mir Glück zu wünschen, Acevedo? — fragte mit triumphirendem Lächeln Katharine.

Nein, sprach fest Acevedo — denn anders ist das Loos gefallen.

Wie? rief die Königin, Ihr wolltet an dem Siege zweifeln, den Paris mit Jubel verkündet? — Ihr? —

Ich, ſagte, ſich gleichbleibend, Acevedo. Zwar noch hörte ich nichts von der Botſchaft, die Ihr wahrſcheinlich von dem Herzoge werdet erhalten haben; allein mag er Eurer Majeſtät melden, was er will — die Sternenſchrift lügt nicht.

Und was meldet ſie? fragte halb enttäuſcht Katharina.

Condé iſt in Eurer Gewalt — Montmorenci in der Coligny's. Saint-André hat ſein Geſchick erreicht, wie ich Euch verkündigt — aber es fehlen ſieben Tauſende in dem Heere Guiſe's! —

Katharina ſtarrte ihn an. So lügt der Siegesbericht; das iſt kein Sieg Guiſe's — obwohl es ein Sieg für mich iſt. —

Wohl, ſprach Acevedo, denn Saint-André iſt nicht mehr, und der, der Euch — vergebt Majeſtät, daß meine Zunge das Gräßliche ausſpricht, — der an Eure geheiligte Perſon frevelnd ſeine Hand legen wollte, Euch in der Seine erſäufen zu wollen ausſprach — er folgt bald ſeinem Bundesgenoſſen. Alſo ſpricht der Sterne Wort.

Katharinen's Züge nahmen einen erſchütternden Ausdruck an. Alle Leidenſchaften, deren ihr Herz fähig war, ſtanden leſerlich darauf geſchrieben. Krampfhaft bebte und zuckte ihre Lippe — aber ſie ſchwieg. Sie verſtand den Aſtrologen, der ſo kalt, ſo ruhig daſtand, als ob tiefer Frieden in ſeinem Innern ſey. — Der Aufruhr ihres Innern gieng vorüber. Sie wandte ſich lächelnd zu Acevedo. Und, wie wird es dann werden? —

Katharina wird Frankreich beherrſchen, ſagte Acevedo. Euer eignes Herz beſtimmt das Wie!

Eine Glorie verbreitete ſich bei dieſem Gedanken über Katharina's Züge.

Was wiſſet Ihr von Condé's Geſchick? — fragte ſie darauf.

Eure Majeſtät vergißt es nicht, wie nahe ihr Condé ſteht. Ihr vergebet ihm den Fehler der Uebereilung, zu dem ihn Partheihaß trieb. —

Und wenn ich ihn nun hinrichten ließe, weil er Havre an Eliſabeth verrieth? fragte mit höhnendem Stolze die Königin.

Der Herr leitet wie Waſſerbäche der Könige Herzen, ſagte Acevedo, Condé fällt nicht durch Eure Hand! —

Was trieb Euch dann aber zu mir? fragte ſie nach einer Weile.

Die Bitte, daß Ihr mir es geſtatten wolltet, in das Lager Guiſe's zu gehen, um Euch ſichre Kunde zu bringen!

Es ſey, Acevedo! rief ſie aus; doch ſeyd klug. Ich lohne königlich, vergeſſet es nicht.

Acevedo's Miene verzog ſich ſpöttiſch. Er entfernte ſich ſchnell.

Er gieng zu Gabriel. Kind, ſagte er, bleibe Du hier — doch nein, Du magſt mich begleiten! — Mein Herz will Ruhe und Frieden!

Und wohin führt unſer Weg?

Weit, mein Sohn, ſagte Acevedo. Du möchteſt hier nicht ſicher ſeyn; denn ich werde längere Zeit weilen in Ferne.

13.

Und weit und immer weiter hinab nach der Auvergne und Dauphiné zogen die Zigeuner, und in ihrem Gefolge der immer gefährlicher erkrankende Guy.

Die alte Adelma verließ ihn nicht mehr. Wäre Guy eines ihrer Kinder gewesen, größere Liebe hätte das Mutterherz nicht üben können.

Alle Sorgfalt schien indessen fruchtlos bleiben zu wollen. Das Reisen in dieser Jahreszeit war dem Leidenden sehr nachtheilig, und doch traute die Horde nicht, sich lange aufzuhalten. Der Unwille über des Kranken Anwesenheit wuchs mit jedem Tage. Adelma selbst befürchtete zuletzt eine Freveltat. Und so faßte sie den Entschluß, den Jüngling zu Rabaud und Salers zu bringen. Wer malt aber die Freude und den Schrecken der treuen Freunde, als der geliebte Jüngling jetzt plötzlich wieder zurückkehrte in die stille Hütte und — dem Tode nahe war? —

Sie boten Alles auf, sie wetteiferten mit einander, mit Adelma, die noch weilte bei dem Liebling. Ihren vereinten Anstrengungen gelang es, ihn in einen bessern Zustand zu bringen. Der Wundarzt von Grenoble, den Rabaud holte, sprach von zweifelhafter Hoffnung, weil die Wunde sehr versäumt und gefährlich geworden sey.

Als Guy zum ersten Male aus der todtähnlichen Bewußtlosigkeit erwachte, und Rabaud und Salers sah und die bekannten Räume der Hütte — da schien es ihm Fiebertraum, und nur schwer überzeugte er sich von der Wirklichkeit des Verhältnisses. Seine Leiden waren groß und weit hinaus schob sich die immer noch ungewisse Wiedergenesung.

Die Nachtheile der Schlacht von Dreux zu vergüten, vereinigte sich Coligny mit den Engländern in der Normandie. Seinem Bruder Dandelot trug er die Vertheidigung des wichtigen Platzes Orleans auf, und dieser warf sich mit einer nicht unbeträchtlichen Macht hinein. Mouvans und du Plessis waren mit ihren Regimentern bei dieser Heeresabtheilung. Beide und der Dritte im Bunde, der wackere Maugiron, waren höchst betrübt über den Verlust Guy's de Saint-Flour. Keiner von ihnen hatte ihn fallen sehen — darum deutete ihnen sein räthselhaftes Verschwinden auf nichts anders als Gefangenschaft.

Mouvans war unerschöpflich im Lobe seiner Tapferkeit, die er an seiner Seite bewiesen, und um so mehr betrauerte man seinen Verlust. Doch beruhigten sie sich schneller — da sie als Gefangenen wohl — aber ihn doch sicher wußten und die Hoffnung hegten, ihn wieder zu sehen.

Anders sollte es sich nach kurzem Zwischenraume gestalten.

Kaum war Dandelot in Orleans eingezogen, als Franz von Guise, nun alleiniger Befehlshaber des Heeres, vor Orleans erschien, um die Belagerung mit allem Eifer zu beginnen; zu Schloß Cornée hatte er sein Hauptquartier, und von hier aus leitete er die Belagerung der Stadt, die Dandelot mit ritterlicher Tapferkeit vertheidigte.

Von Guise's Treiben zu Schloß Cornée sprach man im Heere viel Seltsames und Ungereimtes. Ein geheimnißvoller Mensch, ein Sterndeuter, hielt sich bei ihm auf, sagte man laut, und er habe ihn eingeweiht in die Geheimnisse dieser unseligen Kunst. Es war nichts Un-

wahres, was man sprach. Seit einiger Zeit war Acevedo bei Guise, und manche Stunde der Nacht brachte er bei dem weisen Meister zu. Acevedo hatte sich ganz seines Vertrauens bemeistert.

Eines Abends, wo sie wieder in ihre tiefsinnigen Betrachtungen sich vertieft hatten, sprach Guise den schon oft berührten Wunsch aus, einige Zeilen in des Connetable's Hände zu spielen, der von Dandelot in Orleans gefangen gehalten wurde. Was er schon einige Male abgelehnt, nahm dieses Mal der Meister auf.

Ich will es übernehmen, sagte er, schützt mir den Knaben hier, und schon morgen bin ich in Orleans.

Wie aber wollt Ihr das vollbringen? fragte der Herzog.

Dafür laßt mich sorgen, entgegnete der Astrolog. Ich habe in Orleans gelebt, als der Hof sich dort aufhielt, und weiß Wege, die vielleicht Hunderten in Orleans fremd sind.

Der Herzog war froh, dieß zu vernehmen, und schon mit der einbrechenden Nacht trat Acevedo seine gefahrvolle Wanderung an.

Nach Orleans zu kommen, wo er wußte, daß du Plessis war, hatte Acevedo lebhaft gewünscht; allein seine Klugheit ließ es nicht zu, dem Wunsche des mißtrauischen Herzogs schnell zu begegnen. Jetzt endlich sah er sich am Ziele und leicht gelang es ihm, der so genau hier bekannt war, in die Stadt zu kommen.

Der edle du Plessis saß allein in seinem Gemache und dachte den unglücklichen Folgen der Schlacht von Dreux nach, als seine Thüre sich öffnete, und in einen langen und weiten Mantel gehüllt, ein Mann hereintrat, den er im ersten Augenblicke nicht erkannte, als er

aber den Mantel abwarf, flog Acevedo an ſeine Bruſt. Sie hatten ſich lange nicht geſehen, darum war er innig und freudig, der Empfang.

Bringſt Du mir Kunde von Guy? fragte du Pleſſis den Freund, und in dem Worte ſprach ſich der herzliche Antheil aus, den er an dem Jüngling nahm.

Acevedo erſchrack. Guy? fragte er gedehnt — von Dir erwartete ich ſie! —

Großer Gott! rief, von banger Ahnung bewegt, du Pleſſis — iſt er nicht unter den Gefangenen?

Acevedo ſtützte ſich auf die Lehne eines Stuhles. Seine Knie wankten.

Ich habe ſie alle geſehen, ich habe alle Verwundete geſehen, alle Todte auf dem Schlachtfelde betrachtet mit angſterfülltem Herzen, aber ich ſah ihn nicht! Das ſprach er mit zitternder Stimme.

Da faltete du Pleſſis die Hände.

So weiß Gott allein, wo er iſt und was ihn traf, ſagte er bewegt, denn er verſchwand im Gefechte, nachdem er heldenmüthig an Mowans Seite gekämpft und mit ihm den Connetable zum Gefangenen gemacht; und erſt als die Nacht kam, denn früher verließ er nicht ſeinen Oberſten, ſeinen Freund Maugiron, verſchwand er.

O mein Sohn, mein Sohn! rief herzzerreißend Acevedo, ſo fand ich Dich, um Dir unbekannt zu bleiben und Dich wieder zu verlieren!

Sey Mann, Viole, ſprach Pleſſis, eine Thräne zerdrückend, und ſchloß den Freund an ſeine Bruſt. — Gerade das Räthſelhafte ſeines gänzlichen Verſchwindens giebe einen Schimmer von Hoffnung.

Aber es war umſonſt, den Greis zu tröſten. Tief und erſchütternd war der Schmerz. Er verließ das Ge-

nach du Plessi's nicht und hieng ganz seinem Schmerze nach, der durch den Vorwurf, daß er sich dem Jünglinge nicht zu erkennen gegeben, unendlich gesteigert wurde.

Am andern Tage gewahrten die Belagerten eine ungewöhnliche Bewegung im feindlichen Lager. Alle waren eines Angriffs gewärtig — aber er erfolgte nicht. Erst in der Nacht lößte sich das Räthsel gräßlich durch Kundschaften.

An dem mildklaren Februartage war Herzog Franz von Guise aus dem Lager vor Orleans nach seinem Quartiere, dem Schlosse Cornée, geritten. In Mitten des Weges lauerte auf ihn des Meuchelmörders frevlerische Hand. Poltrot de Meray war es, der, von fanatischem Eifer erfüllt, scheinbar zu den Katholiken sich hingeneigt und, um die Mordthat an dem gefährlichsten Gegner seines Glaubens zu verüben, zu dem Heere der Katholiken übergegangen war. Er ersah den günstigen Augenblick, wo der Herzog, von einer Anhöhe sich umzuschauen, sein Roß anhielt, und traf mit tödtlichem Blei Guise's Brust so sicher, daß er wenige Tage darauf seinen Geist aufgab.

Diese Nachricht weckte den unglücklichen Acevedo aus seiner Lethargie.

Lebe wohl! sprach er zu du Plessis, ich muß zurück in's Lager, noch eine Pflicht zu erfüllen — zurück nach Paris. Ich fühle, der mürbe Bau dieser Hülle bricht bald und der Bewohner kehrt zum Lande des Friedens heim.

Trauernd entließ ihn der Freund, nachdem er Alles versucht, ihn zum Bleiben in Orleans zu bereden.

Acevedo kehrte ins Lager zurück, wo Gabriel in unsäglicher Angst seiner geharret.

Er ſah des Mannes tiefen Schmerz und forſchte liebevoll.

Ach, ſagte er, ich habe das letzte Erdengut verloren — ich bin ein Fremdling hier!

Da warf ſich der Knabe an ſeine Bruſt und weinte heiße Thränen, und die ſeinen miſchten ſich mit ihnen.

Laß uns nach Paris zurückkehren, Deines Vaters Rettung zu verſuchen! ſagte er zu Gabriel, und ſo verließen ſie das Lager.

So weit entfernt auch eine Ausgleichung der Partheien zu ſeyn ſchien; ja ob ſie gleich, nach den Begebniſſen der letzten Zeit, ſelbſt jenſeits der Grenzen der Möglichkeit zu liegen ſchien, ſo war ſie doch näher, als man dächte, und Condé, der ſich den Reizen des üppigſten Hoflebens hingegeben, bot die Hand dazu dar. In Orleans wurden die Verhandlungen angeknüpft und nahmen einen ſo günſtigen Fortgang, daß ſie bald ihr Ende erreichten und von beiden Partheien beſtätigt wurden. Die Vergünſtigungen, die Katharina, die ſich nun von zweien ihrer gefährlichſten Feinde befreit ſah, den Proteſtanten zugeſtand, beruhigten dieſe, und gerne boten ſie ihre Hand zur Befreiung von Havre, das noch immer in den Händen der Engländer war. Nur der edle Admiral und ſein Bruder waren unzufrieden mit Condé's Handlungen. Sie zogen ſich von der Unternehmung gegen Havre aus edlen Beweggründen zurück. Aufrichtig meinte es Katharina von Medicis nicht. Es galt ihr nur, für den Augenblick Ruhe zu gewinnen. Andre Plane bewegten ihre Seele. Sie fürchtete Condé's Theil-

nahme an der Regierung, da er nach dem Tode des Königs von Navarra, seines Bruders, Ansprüche zu haben schien. Klug berechnend die Umstände, ließ sie durch das Parlament von Rouen Carl den Neunten in seinem vierzehnten Jahre mündig erklären. Die größten Wünsche waren ihr erfüllt. Ihr Herz frohlockte, und Acevedo, der so hoch in ihrer Achtung, als sie niedrig in der seinen stand, wagte es zum ersten Male, für Arbeque's Befreiung zu wirken. So erstaunt auch Katharina über diese Bitte war, sie schien nicht abgeneigt, sie zu gewähren, da Acevedo ihr das Vortheilhafte dieser Handlung der Milde ins klarste Licht setzte.

Aber dieser Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden.

Arbeque, durch vielfache Leiden aufgerieben, kränkelte im Gefängniß, und sein Zustand ließ eine baldige Auflösung erwarten.

Acevedo, der dieß erfuhr, wußte sich die Erlaubniß, ihn zu sehen, unter der Versprechung zu erwirken, ihn zum Katholizismus bekehren zu wollen.

Arbeque wußte seine Gabriele sicher bei dem menschenfreundlichen Manne, den er nicht kannte. Acevedo hatte sich Gelegenheit zu verschaffen gewußt, ihm diesen Trost schriftlich zu bringen.

Jetzt eilte er mit der trostlosen Gabriele zu dem Vater, der seiner Auflösung mit schnellen Schritten entgegen gieng.

Erschütternd war der Augenblick, da Gabriele an des Vaters Brust lag — keiner Beschreibung fähig. Schmerzlich ergriff sie den edlen Acevedo, dessen Herz gebrochen war. Dieses Wiedersehen griff den Kranken so heftig an, daß er dem Tode näher kam, als es vielleicht andern Falls jetzt noch geschehen wäre.

Gabriele verließ ihn nicht wieder, und Acevedo kehrte oft zu ihm zurück. Der Hof trat indessen jene für die Protestanten unheilvolle Reise durch Frankreich an, die das Edikt von Roussillon gebar, das dem kaum geschlossenen Frieden den Todesstoß zu geben verhieß.

Acevedo, den Katharina so gerne bei sich gehabt hätte, blieb in Paris zurück, seine wankende Gesundheit vorschützend, eigentlich aber nur um bei Gabrielen zu bleiben, wenn der Tod den Vater von ihrem Herzen risse.

Still und trübe flossen nun seine Tage dahin. Sein Auge blickte oft in den stillen Abendstunden sehnsüchtig hinauf zu der Gestirne Bahnen. Dort, im Lande des Friedens, war sein Alles, diese Welt bot ihm nichts mehr. Nur die Sorge um Gabriele, die seinem Herzen theuer geworden war, gab seinem Leben Reiz, und der Gedanke, d'Arbeque's Haß in Liebe zu verwandeln, Versöhnung zwischen ihm und sich zu stiften, beseelte ihn.

So wandelte er denn auch einst wieder zu dem Leidenden. Weinend empfing ihn Gabriele. Er ahnete, was ihr Herz bewege, und ein Blick auf d'Arbeque zeigte ihm, wie nahe die Scheidestunde sey.

Der leidende Greis faßte seine Hand.

Ich fühle es, sprach er matt, mein Stündlein ist nahe. Ach, ich wollte gerne die Welt verlassen, — aber Gabriele ist hülflos. —

Nein, das ist sie bei Gott nicht, rief Acevedo — sie ist meinem Herzen theuer, und sie soll mein Kind seyn, wenn Ihr sterbet.

Da verklärte sich d'Arbeque's Gesicht.

Lohne es Euch Gott, was Ihr an meiner Verlassenen thut! sagte er; Gabriele sagte mir, wie Ihr sie be-

ſchätzt, wie Ihr liebevoll für ſie geſorgt, und das giebt mir die Hoffnung, daß Ihr ſie nicht verlaſſen werdet.

Acevedo hob ſeine Hand empor. Bei Gott und ſeiner Gnade, die ich hoffe, ſchwöre ich es Euch, ſie ſoll mein Kind ſeyn!

Da drückte krampfhaft der Kranke ſeine Hand.

Gott ſegne Euch! ſagte er mit tiefer Rührung. Ihr hebt eine Laſt von meinem Herzen; ach! ſie war ſo ſchwer, und friedlich kann ich ſterben.

Da ergriffs mächtig das Herz Acevedo's. — d'Arbeque! rief er, Du ſtehſt nahe an der Pforte des Grabes, auch mir iſt ſie ferne nicht. — Der Schleier falle — ich bin Viole de Saint-Flour! —

d'Arbeque richtete ſich auf. Er zitterte heftig. Du? fragte er, und ſein Auge ruhte forſchend auf de Viole. Du, de Viole? wiederholte er, aber nicht der Haß, den er ſonſt gefühlt, erfüllte ſein Herz.

Und Deinen Sohn habe ich fortgeſtoßen, als er mein Leben gerettet und Gabrielen, und ihre Herzen, die ſich liebten, habe ich auseinander geriſſen — und Du willſt Vater meines Kindes ſeyn? Kannſt Du mir vergeben, Du Edler? O, rief er, gieb mir Deine Hand! —

de Viole zitterte. Er reichte ihm ſeine Hand.

Gabriele kam herein. Kind, rief der Vater, komm — ſieh, ich ſcheide freudig, denn Friede iſt zwiſchen uns — Er iſt Dein Vater, mein Freund! O, komm an mein Herz!

Da lagen ſie an ſeiner Bruſt, und das ſelige Gefühl der Verſöhnung zog durch Viole's Bruſt. —

Als er ſich aufrichtete — ſah er d'Arbeque's bleiche Züge — er ſank zurück auf's Lager, er war nicht mehr!

Und ohnmächtig ſank Gabriele in Viole's Arme.

Er brachte sie nach dem Louvre vermittelst einer Sänfte. Still ließ er d'Arbeque bestatten.

Gabrielen's Schmerz war namenlos. Viole (wie wir ihn jetzt nennen wollen) verließ sie nicht. Sein Herz fand Frieden bei Gabrielen's Schmerz, und sie Trost bei ihm. — Sie hatten ja beide Alles verloren, und nur noch sich selbst. Aber lange, lange dauerte es, bis die Zeit Gabrielen's Schmerz milderte, bis sie im kindlichen Vertrauen dem, der jetzt ihr Vater, ihres Guy's Vater war, alle jene Begebenheiten, so weit es die jungfräuliche Schaam zuließ, vertrauen konnte, die d'Arbeque berührt hatte und die Viole, unbekannt waren. Auch er fand Beruhigung in der Mittheilung seines Geschickes; aber er verschwieg Gabrielen den wahrscheinlichen Tod Guy's. Muthig und stark trug ihn der edle Mann. Er erkannte es, daß diese Mittheilung ihr Herz ganz brechen würde; aber er weihte sie ein in seine Geheimnisse, und höher achtete sie ihn noch und inniger, da sie die erhabenen Zwecke seines Wirkens erkannte.

16.

Den harten, schweren Kampf des jungen, unverwüsteten, kräftigen Lebens gegen des Todes Gewalt kämpfte Guy lange Zeit. Eine gefährliche Krankheit gesellte sich zu seinem Wundfieber und dem Schmerz seiner Wunden. Lange blieb dieser Kampf unentschieden. Alle Anstrengungen der Heilkunst blieben fruchtlos lange Zeit. Endlich, als des Frühlings mildes Wehen neues Leben der Natur einhauchte, und frische Kraft durch alle Pulse der Schöpfung wallte, da auch wurde des Jünglings Zustand besser, und seine kräftige Natur entwand sich den Fesseln des Todes.

Aber ſeine Kräfte kehrten nur ſehr langſam wieder. Es vergiengen Monate, ehe er wieder kräftig in den Wäldern umherſtreifen konnte.

Seines Herzens innige Sehnſucht zog ihn zu dem Orte hin, wo er die glücklichſten Stunden ſeines Lebens gelebt hatte, nach Schloß Arbeque. Hier hoffte er Kunde von der Geliebten zu erhalten. — Doch er täuſchte ſich.

Er kam an eines Tages auf dem Schloſſe. Ein mürriſcher Alter öffnete, der ihn nicht kannte; als er aber ſich zu erkennen gab, da erinnerte ſich der Greis des Jünglings wieder, und mit aller breiten Redſeligkeit des Alters erzählte er von ſeines Herrn unglückſeliger Reiſe; von Gabrielen's Thränen nach Guy's Entfernung, deren Urſache man nicht gekannt; von ihrem Widerwillen gegen jene unſelige Reiſe nach Paris, und endlich von des Barons Tode, und wie d'Arbeque, auf den Fall ſeines Todes, ihm die Verwaltung des Gutes und der Burg für Gabrielen anvertraut.

Wißt Ihr des Fräuleins Aufenthalt? — fragte Guy mit all der namenloſen Angſt, die ihm ihre hülfloſe Lage, ihr Alleinſtehen in der gefährlichen Hauptſtadt einflößte.

Leider kenn' ich den nicht, ſprach betrübt der Greis; allein ſie ſelbſt hat mir des Vaters Tod gemeldet, und die nöthigen Weiſungen ertheilt.

Und woher? fragte eifrig der Jüngling.

Aus Paris, antwortete der Greis. Näheres aber ſagte ſie nicht. Sie nur in Perſon wird Rechenſchaft von mir fordern. Auch weiß ich nicht, wo ſie meine Nachrichten treffen ſollten, da ſie ihren Aufenthalt nicht weiter angab.

Wer wird ihr beiſtehen, wer ſie ſchützen? rief Guy mit bangen Ahnungen aus. Ich will nach Paris und ſie aufſuchen!

Seyd Ihr jemals in Paris geweſen? fragte theilnehmend der Greis.

In Paris war ich nie, obgleich ich mit Coligny's Hause bewo ſtand.

Dann will ich mich nicht wundern, daß Ihrs für ſo leicht haltet, dort Jemanden auszukundſchaften, verſetzte Jener. Glaubt mir, junger Herr, fuhr er fort, hielt ich es für ſo leicht wie Ihr, ich würde heute noch aufbrechen, um meine junge Herrin zu ſuchen; allein Paris iſt mir nicht fremd, und darum habe ich den Wunſch aufgegeben, der oft zum Vorſatz werden wollte. Auch täuſcht Ihr Euch, wenn Ihr glaubet, es gienge ihr ſchlimm. Sie beruhigt mich ihretwegen: ſie ſpricht von edlen Menſchen, die ſich ihrer väterlich angenommen. Es müſſen alſo nothwendig Gründe obwalten, die die Verborgenheit ihres Aufenthaltes wünſchenswerth machen, und dieſe zu erforſchen, habe ich oft ſchon umſonſt mich angeſtrengt. —

Guy verließ tief bekümmert den Ort. Sie lebt; der Gedanke erheiterte ſein Gemüth, und wie ein freundlich tröſtender Engel zog die Hoffnung in ſein Herz, mit ihr aber auch die Sehnſucht, dorthin zu ziehen, wo die Geliebte ſich aufhielt, um, vertrauend auf den himmliſchen Schutz treuer, engelreiner Empfindungen — nach ihr zu ſuchen.

Auch dieſem Wunſche nahte Gewährung, obgleich von einer andern Seite.

Die Freunde Raband und Saleys kannten keinen ſehnlichern Wunſch, als den, ihren Liebling, Guy, im rechtmäßigen Beſitz der Burg ſeiner Väter zu ſehen. Bisher war Saint-Flour noch immer Eigenthum des Sta-

tes geweſen, nachdem die verſtoßene Diana de Poitiers die Burg hatte zurückgeben müſſen.

Jetzt, wo der Frieden geſchloſſen war, wo der Hof geneigt ſchien, alle Mißhelligkeiten auszugleichen, wo Coligny ſich in Paris aufhielt, und des Jünglings Schritte unterſtützen konnte, wo ein edler Mann, wie der Kanzler l'Hopital, ſein Gewicht in die Wagſchaale des Rechts legen konnte; jetzt ſchien der günſtigſte Augenblick gekommen. — Darum beſtürmten ſie auf's Neue den Jüngling mit ihren Bitten und Vorſtellungen, händigten ihm alle die wichtigen Dokumente ein, die Salers Umſicht zur Zeit der Flucht de Viole's gerettet, und ließen nicht nach, bis Guy ſich zu handeln entſchloß.

Guy war nun hergeſtellt. Seine Kräfte hatte er wieder; aber jene Friſche der Geſundheit, jenes blühende, jugendliche Weſen war noch nicht wiedergekehrt, und blaß waren ſeine Wangen noch. Allein ſein männlich ſchönes Geſicht erhielt dadurch einen leidenden Ausdruck, der es anziehender machte. Die warme Jahreszeit war wieder gekommen — ohne Gefahr konnte er die Reiſe unternehmen, an deren Ziel die Hoffnung ſo viel Erwünſchtes verhieß.

Guy trat dieſesmal wieder, von den geretteten Schätzen aus beſſern Tagen ausgerüſtet, die Reiſe nach Paris an. Der alte Rabaud wollte ſelbſt ihn begleiten, allein dies gab Guy nicht zu, weil er zu ſchwach war, und ſo zog der Jüngling allein des Weges mit einem Herzen voll ſchöner Träume.

Der Hof hatte eine Reiſe durch Frankreich unternommen. Katharina gab vor, den jungen König ſeinem Volke zeigen zu wollen, und dadurch die Bande der Liebe zwiſchen König und Volk feſter zu knüpfen; aber gewiß

lagen andere Beweggründe tief in diesem Herzen verborgen. Sie versäumte es nicht, den König auf die verübten Gegenden, auf die zerstörten Kirchen und Klöster aufmerksam zu machen, und alle Schuld auf die Protestanten häufend, bei Königs Hass gegen die Ketzer um mehreres zu entflammen. Ueberall trug sowohl Carl der Neunte, als die Königin Mutter, die offenbarste Neigung gegen die Ketzer zur Schau. Es war die günstigste Gelegenheit, den Samen, der in der Bartholomäusnacht so gräßliche Früchte trug, auszustreuen in Carls Gemüth, und nichts wurde von allen seinen sanatischen Umgebungen versäumt, was zu dem Zwecke führen konnte. Mit den scheußlichsten Entwürfen trug man sich und Katharina nährte sie heimlich, wenn sie auch wohl hin und wieder den Ketzern einen freundlichen Blick gönnte. Nicht Milde war es, die sie bestimmte, jenem Bündniß, das zwischen dem Pabst, dem Kaiser, Spanien und Frankreich zur Ausrottung der Ketzer heute geschlossen werden sollte, nicht beizutreten, sondern eine wohlberechnete Politik, die nur auf sich selbst sich stützen wollte. Ihrem Ketzerhasse bot sich eine bessere Gelegenheit in Bayonne dar, wo die königliche Familie mit Elisabeth, Philipps II. dritter Gemahlin, zusammen kam. Aber nicht den Ergüssen der heiligsten Empfindungen mütterlicher und fraulicher Liebe waren die Tage geweiht. Alba, der in so naher Blutsverwandtschaft mit Katharinen stand, der gräßliche Blutrichter, der allen Gesetzen der Menschlichkeit Hohn sprach, war hier ihr steter Gesellschafter. Während der Hof in üppigen Gelagen schwelgte, besprach sie mit ihm das Problem, das zu lösen ihr sehnlichster Wunsch war, die Ausrottung der Protestanten. Alba legte den Grund eines umfassenden

Plans in ihre Seele. Gewaltsame Unterdrückung mit einem Schlage, das war sein Grundsatz. Nicht gerade stimmte ihm Katharine bei, aber dennoch faßte seine Idee Wurzel, und sein Wort: „Daß der Kopf eines Lachses mehr werth sey, als alle Frösche in den Sümpfen" blieb in ihrem Andenken.

Allein jene geheime Unterredungen blieben nicht geheim. Heinrich von Navarra erfuhr das Geheimniß, und der zwölfjährige Knabe vertraute der hochherzigen Mutter, was er vernommen.

Schaudernd begriff die edle Johanna den schrecklichen Plan. Ihre Warnungen schreckten Condé aus seiner Ruhe auf, und machten den Admiral Coligny aufmerksamer auf die Wege der Feinde. Doch zu offener Widersetzung war kein Grund vorhanden, jetzt wenigstens nicht. Der Hof schien friedlich. Katharina nahm ihre Maske vor, und jene Versöhnung der Häuser Chatillon und Guise war ein verächtliches Spiel, das den Haß tiefer in die Gemüther senkte, indeß äußerlich das Heiligthum des Menschenherzens, Freundschaft, erheuchelt wurde. — Katharine, je mehr sie die Lage Frankreichs erwog, je mehr sie einsah, daß ihre Verschwendung und die Ueppigkeit des Hoflebens es entkräftete, begann nur im Kampfe der Partheien ihr Heil zu sehen. Er bot Gelegenheit zu Einziehung von Gütern, bot Gelegenheit, ihrem Lieblingsohne Heinrich, Herzog von Anjou, eine wichtige Stelle, den Oberbefehl der Armee, zu übertragen, und dem glühenden Ehrgeize desselben die Bahn des Ruhmes zu eröffnen. Das neugeschlossene Bündniß mit dem Pabste und den katholischen Kantonen der Schweiz, die Annahme von 8000 Schweizern in französischen Sold, zeigten den Protestanten, was sie zu

erwarten hatten. Sie blieben nicht unthätig. Es rüsteten ſich beide Parteien.

Katharina's Klugheit hatte leicht einen Vorwand für ihre Rüſtungen gefunden. Alba führte ein mächtiges Heer nach den Niederlanden, dort zu thun, was Katharina beabſichtigte. Scheinbar äußerte man Beſorgniß ob dieſes Heerzuges an den Grenzen des Königreichs. Die Klugheit rieth, ein Beobachtungsheer zuſammenzuziehen, und dies geſchah, indeß der Franziskanermönch Hugo nach Madrid eilte, die wahren Gründe Philipp II. zu meſſen, der ſeine Rolle mit Sicherheit und Virtuoſität ſpielte.

So ſtanden die Sachen, als eines Tages Guy de Saint-Fleur in den Hof des Schloſſes Chatillon einritt, wo Coligny ſich aufhielt. Bei ihm waren Montmorenci und du Pleſſis. Die üble Geſtaltung der Verhältniſſe für die Sache ihres Glaubens machte den Gegenſtand ihrer Unterredung aus.

Guy wurde gemeldet.

Alle ſahen ſich erſtaunt an, als ſein Namen von dem Diener genannt wurde.

Es geſchehen Dinge, die an's Unglaubliche grenzen, ſagte Coligny — ſogar die Todten ſtehen auf!

Er hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, als Guy hereintrat, die Herren mit jenem edlen Anſtande begrüßend, der ihm eigen; mit jener Hochachtung, deren ſie würdig, und mit jener Herzlichkeit, zu der ihn ſeine Liebe zu ihnen hinzog.

Die Ehrerbietung vor dem Admiral hielt allein Pleſſis und Montmorenci zurück, dem Triebe ihres Herzens Folge zu leiſten, und den Jüngling an ihre Bruſt zu drücken.

Der Admiral trat ihm entgegen und reichte ihm mit väterlicher Huld seine Hand. Gottlob, daß Ihr lebt, Herr de Saint-Flour, sprach er mit Gefühl, wir haben Euch alle als todt betrauert; und der Verlust eines so tapfern jungen Mannes, dessen Leben und Ruf so fleckenlos, hat meinem Herzen wehe gethan. Mit Freuden heißt es Euch darum willkommen!

Der Jüngling drückte mit Rührung die Hand dieses großen, edlen Menschen.

Jetzt aber konnte sich der stürmische Mouvans nicht länger halten.

Komm heran, rief er, Du wackrer Freund, der Du so ritterlich treu an meiner Seite kämpftest, den ich mit Schmerzen verlor!

Da flog der Jüngling in des Mannes geöffnete Arme und aus ihnen in die des sanfteren du Plessis.

Als das herzliche Bewillkommen vorüber, sprach der Admiral:

Setzet Euch nun an meine Seite, Herr de Viole, und theilet uns umständlich Eure Begebnisse seit jener unseligen Schlacht bei Dreux mit. Sie müssen seltsam seyn — denn Euer Verschwinden war so räthselhaft, als nach so langem Zwischenraume Euer plötzliches Erscheinen ist. —

Guy ließ sich nieder. Sechs Augen hiengen an seinem Munde erwartungsvoll. Alles was zwischen jener Stunde seiner Verwundung und der lag, wo er die Freunde wieder sah, erzählte er ihnen nun mit Offenheit und Treue.

Voll Erstaunen hörten sie zu; machten ihm aber dann bittere Vorwürfe, daß er so lange her schon nichts habe von sich hören lassen.

Guy entschuldigte sich so gut es gehen mochte.

Angelegentlich fragte er dann nach den jetzigen Verhältnissen, die ihm in seiner Einsamkeit unbekannt geblieben.

Coligny übernahm das unwillkommene Geschäft, den Jüngling einen Blick in die verworrenen Verhältnisse thun zu lassen, und ihm die feindselige Stellung des Hofes zu zeigen, dessen Treulosigkeit keinen Glauben, kein Zutrauen mehr verdiente.

Wie schmerzlich sah sich Guy getäuscht. Alle seine Hoffnungen sanken nun zusammen. Er äußerte sein Vorhaben, nach Paris haben gehen zu wollen, dort die Zurückgabe von Saint-Flour zu betreiben.

Der Admiral lächelte wehmüthig.

Diese Hoffnung müßt Ihr aufgeben, Herr de Viole, sprach der Admiral; denn des Hofes feindselige Stellung deutet genugsam an, wie wenig man Eure gerechte Forderung beachten würde; aber auch den Fall angenommen, der Hof wäre unsern Glaubensgenossen günstig, dennoch würdet Ihr nur eine trügliche Hoffnung nähren, da Katharina den Schatz, der ohnedem durch die Kriege und die Verwüstungen, die in seinem Gefolge sind, erschöpft ist, noch mehr durch ihre unselige Reise und ihre Verschwendung in üppigen Hoffesten erschöpfte. — Wie wolltet Ihr da hoffen, daß sie eine so reiche Besitzung, als Saint-Flour ist, zurückgäbe? —

Diese Gründe waren zu einleuchtend, als daß sie hätten widerlegt werden können. Guy ergab sich in sein Geschick; aber jener andere Gedanke, der seine Seele beherrschte, wurde so leicht nicht aufgegeben.

Das Gespräch wandte sich nun auf die nothwendigen Rüstungen der Hugenotten. Der Admiral theilte

ihnen nun mit, was bereits geschehen und wie viel noch geschehen müsse.

Und zu dem, was ich thun muß, fuhr er fort, bedarf ich treuer, muthiger und unternehmender Männer, wie die sind, in deren Mitte ich jetzt stehe.

Ihr, du Plessis und Oberst Mouvans, kennt schon die Aufträge, die Ihr zu erfüllen Euch entschlossen; Ihr aber, de Violez noch nicht. Auf Euch rechne ich, und darum wünsche ich, daß Ihr in meiner Nähe bleibet; wollt Ihr das? —

Ein Schmerz zog durch des Jünglings Brust — aber er richtete sich männlich auf und gab feierlich sein Wort, zu jeder Unternehmung bereit zu seyn.

Coligny drückte seine Hand. So kannte ich Euch, sagte er, und mein Vertrauen, das mich oft täuschte, hat sich in Euch herrlich bewährt, und diese ist eine von den freudigen Erfahrungen, an denen das Leben nicht eben reich ist.

Bis tief in die Nacht blieben Mouvans und du Plessis in Chatillon — dann aber verließen sie den Admiral; Guy blieb in seiner Nähe und mußte den Plan, den sein Herz entworfen, für jetzt aufgeben. Zu dem Vater über den Sternen betete er, und seinem Schutz empfahl er die Geliebte vertrauensvoll, und Frieden kam, des Gebetes reicher Segen, in seine bewegte Brust.

Katharina's Kundschafter umgaben mit Argusaugen den Admiral sowohl als Condé, der sich damals in Noyers in Auxerrois aufhielt, und hinterbrachten ihr jeden Schritt. — Damals wurde zum erstenmale am Hofe und im Kabinet Katharina's der Namen eines jungen Mannes genannt, der Katharina's wildes Herz durch die Erinnerung, die er heraufrief aus der Vergangenheit,

in stürmische Bewegung brachte. Guy de Mole de St. Pierre nannte man als Coligny's Lieblingen, als den, der die geheimen Aufträge nach Nerac zu dem Prinzen Condé bringe, der selbst in der Nähe Johanna's von Navarra zu Nerac sey erblickt und von ihr ausgezeichnet worden. Man schilderte ihn als einen der muthigsten Männer der Hugenotten, der, noch Jüngling, in der Schlacht bei Dreux mit Montmorency den Connetable zum Gefangenen gemacht, und durch seine Tapferkeit in jener Schlacht dem königlichen Heere beträchtlich geschadet. Es war wirklich an dem. Unbedingtes Vertrauen schenkte der Admiral dem jungen, fähigen Manne, und die Klugheit, womit er sich der wichtigsten Aufträge entledigte, der nie rastende Eifer für die Sache seines Glaubens, stellte ihn noch täglich höher in des Admirals Achtung und Werthschätzung.

Es war zu Monceaux en Brie, wo sich damals der Hof aufhielt, und wo Katharina, bei dem sich allmählig mit Wetterwolken umlagernden Horizont, das in ihrem finstern Aberglauben wurzelnde Bedürfniß fühlte, den ihr so treu ergebenen Astrologen Renato, der noch immer in Paris in fast klösterlicher Einsamkeit lebte, wieder um sich zu haben, und den sie darum zu sich beschied.

Renato verließ ungern Paris, aber er, der durch die Nachricht von Guy's Wiedererscheinen, die ihm ins geheim de Pilles mitgetheilt, ein neues Leben gewonnen, er sah jetzt, wie nothwendig es sey, seine Stellung zu behaupten, und sich tiefer in das Geheimniß zu hüllen, das ihn bisher verbarg; und so folgte er dem Rufe der Königin, das Wiedersehen des geliebten Sohnes bessern Tagen überlassend.

Er wußte ihn ja jetzt am Leben; er wußte die an's Wunderbare grenzende Erhaltung des Jünglings, und seine dankbare Seele schwur auf's neue, sich der heiligen Sache seines Glaubens zu weihen, und im Dunkeln die Blitze abzuleiten, die ihm Verderben drohten. — Gabriele sah freudig die Aenderung des Wesens bei dem Manne, der jetzt ihr Vater war, den sie so innig verehrte und liebte. Sie fragte ihn nach dem Grunde seiner erneuten Lebenslust, die ihr um so weniger begreiflich war, da sie durch ihn die sich immer mehr verfinsternden Aussichten für die Glaubensgenossen kannte.

Gabriele war ja das einzige Herz, das in Liebe ihm nahe war, in aufopfernder Kindesliebe — ihr erschloß er sein Herz und sagte ihr, wie der Sohn, um dessen Tod er getrauert, lebe und wiedergefunden sei. Er sprach jetzt begeistert von seinem Vaterglück, und von der Hoffnung, endlich ihn nahe sehen, ihn an's Vaterherz drücken zu können. Jener früheren Ereignisse seines Lebens gedachte er nicht, aus Schonung für Gabrielen, da er nothwendig des tödtlichen Benehmens ihres verstorbenen Vaters hätte gedenken müssen, und so blieb es ihr unbekannt, wie nahe ihrem Herzen dieser Guy stand, dessen Namen ihrem Herzen so schmerzlich süße Erinnerungen zurückrief, und das Bild des Jünglings, den sie liebte, in dem ganzen Farbenschmelz der ersten Liebe zurückzauberte — den ihr Vater so hart, so undankbar von sich gestoßen, und nie ihr gesagt warum.

Dinde blickte mit unaussprechlicher Liebe auf das Mädchen. Er sah, wie bei der Nennung des Namens „Guy" eine Flammenröthe ihr schönes Antlitz überzog.

Dann forschte er leise und vorsichtig, ob wirklich Guy's nahe Verhältnisse ihr fremd seyen. Er nannte den Namen „Salers" wie zufällig und beobachtete sie. Eine unaussprechliche Verwirrung bemeisterte sich Gabrielen's. Sie beugte sich tief herab, denn sie fühlte, daß Acevedo's Auge auf ihr ruhe.

Nachdem sie ihre Fassung wieder gewonnen, fragte sie, anscheinend gleichgültig, aber mit zitternder Stimme, nach dem alten Salers, der einst ihres Vaters Wunde geheilt.

Viele, der jetzt genug wußte, sagte leicht hingeworfen, der Alte lebe noch in der Dauphiné. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus des Mädchens Brust herauf; aber sie schwieg.

17.

Die Hugenotten sahen mit jedem Tag ihre wachsende Gefahr mehr ein, denn immer bedeutender wuchs das Heer des Hofes an, und immer deutlicher trat das Mährlein von einer Beobachtungsarmee in's Licht. Zu Vallery und zu Chatillon hatten sie bereits zahlreiche Versammlungen gehalten, worin beschlossen wurde, eine kräftige Stellung anzunehmen. Im engern Rathe zu Chatillon war ein Plan entworfen worden, der besonders Condé, Mouvans und andre feurige Häupter der Hugenotten für sich hatte, und da er am sichersten zum Ziele führen konnte, auch zuletzt des Admirals Beifall erhielt, der nämlich, den Hof in der Stille in Monceaux en Brie, wo Carl der Neunte die Freuden der Jagd genoß, aufzuheben, was um so leichter war, da Monceaux nicht befestigt, also auch um so sicherer einzunehmen war.

Zu diesem Schritte wurde nun Alles in der Stille vorbereitet.

Guy de Viole war in dieses Geheimniß eingeweiht, und war von dem Admiral ersehen, die Kunde davon nach der Picardie zu bringen, wohin sich du Plessis-Mornay begeben, um Truppen zu werben und den protestantischen Adel der Picardie für die neuen Unternehmungen zu gewinnen.

Mit den nöthigen Schriften versehen, die er heimlich auf seinem Leibe trug, verließ Guy Chatillon, und trat, blos von seinem Diener begleitet, die Reise an, die bei dem immer mehr wachsenden Mißtrauen und bei der jetzt sich mehr und mehr anfachenden Gluth des Fanatismus viele Umsicht forderte, wie sie auf der andern Seite nicht ohne große Gefahr war. Mit den aufrichtigsten Segenswünschen entließ ihn der Admiral, dessen Herz doch ein wenig pochte bei dem Gedanken, wie doch ein unangenehmer Zufall das Geheimniß enthüllen könnte.

Die reizende Lage des Schlosses Monceaux en Brie, mehr aber noch der große Reichthum der das Schloß umgebenden herrlichen Buchenwälder an Wild aller Art, fesselte Carl den Neunten mit fast unauflöslichen Banden an diesen Ort. Wie König Carl alles, was er ergriff, mit großer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit ergriff, so war die Jagd ihm wahrhaft zur Leidenschaft geworden. Ueber ihr vergaß er Alles. Sie nahm ungetheilt sein ganzes Wesen so sehr ein, daß er durch sie selbst zum Schriftsteller wurde. Katharina von Medicis wußte gar klug diese Leidenschaft ihres königlichen Sohnes zu befriedigen, und ihn so von den Regierungsgeschäften entfernt zu halten. Daher ertrug sie gerne die traurige Einförmigkeit, die der Aufenthalt in Monceaux

für ſie haben mochte — indem ſie klug den kleineren Verluſt des größern Gewinnes wegen trug.

Schon lange hielt ſich der Hof in Monceaux auf, und noch immer war keine Ausſicht der Rückkehr nach Paris, da Carl vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend die Freuden der Jagd genoß, und ſelbſt oft die Damen des Hofes zu dieſen Freuden, ſo unweiblich ſie auch ſeyn mochten, hinzog. Vor allen gefiel ſich Margarethe von Valois, Carls Schweſter, in dieſen Vergnügungen. Heiter und lebensfroh, im Mai ihrer Tage ſtehend, geſchmückt mit der reichſten Fülle weiblicher Schönheit, fand ſie Erſatz für die Einförmigkeit Monceaux's in dieſen Zerſtreuungen, da ihr Sinn an die immer jungen Freuden des galanten und üppigen Hoflebens gewöhnt war.

Es war am Ende Septembers, als Carl eine große Hetzjagd angeordnet hatte, zu der die verſchwenderiſchſten Vorbereitungen gemacht worden waren, an der der ganze Hof Theil nehmen ſollte. Einer der freundlichſten Herbſttage lächelte dem wilden Feſte. Frühe ſchon, denn im Walde ſollte das Mittagmahl in einem prachtvoll geſchmückten Zelte eingenommen werden, ſammelte ſich das Jagdgefolge im Hofe des Schloſſes. Die Herren des Hofes wetteiferten in Galanterie gegen die Damen, die in den reichſten und anmuthigſten Jagdkleidern, auf den zierlichſten Zeltern ſitzend, des Hofes Krone, die ſchöne Margarethe, erwarteten. Einer der ſchönſten ſchneeweiſſen Araber harrte, koſtbar aufgezäumt, der lieblichen Reiterin, die endlich an ihres königlichen Bruders Hand aus dem Portale des Schloſſes trat. Ein allgemeines Ah! der Bewunderung wurde laut, als die Herrliche hervortrat im grünen Jagdkleide, von goldner Stickerei über-

deckt. Sie war heute ſchöner als je, das geſtand ſelbſt die eitle, gefallſüchtige Luſtrac, Saint-André's ſchöne Wittwe. Ein leichtes Roth malte die Wangen der lieblichen Prinzeſſin, und das dunkle Gewand hob recht die blendende Weiße ihrer Lilienhaut.

Selbſt Carls dunkles Auge blickte mit Wohlgefallen auf die ſchöne Schweſter, die ſich ſo leicht, ſo anmuthig auf das ſchöne, ſtolze Thier ſchwang, und rief dem Marſchall von Tavannes zu:

Unſre Jagd muß heute glücklich ſeyn, Marquis, denn ſeht nur, die reizende Göttin der Jagd, Diana ſelbſt, begleitet uns! —

Lauten Beifall und einmüthigen erhielt die Galanterie des Königs. Höher färbten ſich Margarethens Wangen; die Hörner erſchallten in luſtigen Fanfaren, und des Königs Aufſitzen gab das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Katharina ſtand auf dem Balkon und weidete ihre Blicke vielleicht ſeit langer Zeit zum erſtenmale mit reiner mütterlicher Freude an der Tochter Liebreiz, der mit zauberiſcher Macht aller Augen auf ſie zog. Sie allein nahm nicht Theil und der Liebling ihres Herzens, Heinrich von Anjou, der eine Unpäßlichkeit vorgeſchützt. Bald war das Jagdgefolge der königlichen Geſchwiſter dem Blicke entſchwunden, und nur noch aus der Ferne klangen luſtig die Hörner zum Schloſſe herüber, und bald verlor ſich in reizendem Dekreszendo der liebliche Klang, dem Katharina gelauſcht, und ſie verließ den Balkon, ſich in ihre Gemächer zu begeben, um über wichtige Dinge mit Heinrich von Anjou zu verkehren.

Alba's Saat, ausgeſtreut in den ſtillen Zuſammenkünften zu Bayonne, begann zu keimen. Katharina's Gemüth hatte den Funken aufbewahrt, den der Würger

ſo leicht in daſſelbe geworfen, als handle es ſich um ein Würfelſpiel. Oft ſah man ſie ſeit jenen Tagen brüten über finſtern Gedanken, öfter verkehrte ſie mit dem fanatiſchen und grauſamen Heinrich dem Vertrauten ihrer blutigen Entwürfe.

Auch die Stunden dieſes ungeſtörten Tages wollte ſie mit ihm verbringen in vertrauter Berathung.

Sie war kaum in ihr Kloſett getreten, als der hochfahrende Prinz, der in Carls ſchwächlicher Geſundheit die Hoffnung künftiger Thronfolge ſah, auch ſchon hereintrat und ſich zur Mutter ſetzte.

Ihr Geſpräch drehte ſich fürs erſte um den nahen Ausbruch der Feindſeligkeiten. Gedenkt wirklich Carl dem Connetable das Kommando zu? fragte er die Mutter mit einem Tone, der nur zu deutlich das Mißvergnügen an dieſer Idee des Königs ausſprach.

Urtheile nicht unbillig, Heinrich, erwiederte Katharina; er muß dem Alten ſeine Gerechtſame laſſen. Gedulde Dich nur eine kurze Friſt — ich weiß es, daß ſein Ziel nahe iſt.

Heinrich ſah ſie erſtaunt an.

Acevedo, fuhr ſie fort, hat ihm das Horoscop geſtellt — er endet ſchnell, wie er behauptet, vielleicht in der erſten Schlacht.

Heinrichs Antlitz erheiterte ſich. Und was gedenkt dann meine theure Mutter zu thun? fragte er.

Du biſt dann am Ziele Deiner Wünſche — Du erhältſt dann den Oberbefehl, und Tavannes und Coſſé ſtehen mit ihren reichen Erfahrungen Dir zur Seite und winden die Lorbeern zu Deinem Siegerkranze.

Voll dankbarer Freude küßte der Prinz der Mutter Hand.

Ihr ſollt Freude erleben, ſprach er, denn ich will ſie hetzen, die Ketzer, wie des Waldes Thiere, die Carl jetzt hetzet, während er die Ketzerbrut gewähren läßt nach ihrem verſtockten und verruchten Sinn.

Säße ich an Carls Stelle auf Frankreichs Thron, anders ſollte es ſich geſtalten und bald ſollte Frankreichs Boden kein Ketzer mehr entweihen, und unſere heilige Kirche uneingeſchränkt herrſchen, ſo weit Frankreichs Zunge gehört wird.

Du ſprichſt mir aus der Seele, ſagte vertraulich die Königin. Zu einſeitig, zu kraftlos war bis hierhin das Verfahren. Schlagt der Schlange den Kopf ab, ſagte Alba in Bayonne, und ihr zertretet das ohnmächtige Thier mit einem Tritt. Viel zu ſehr habe ich nachgegeben, und durch dieſe Milde, die ich unzeitig nennen muß, ſind ſie ſo kühn geworden, daß ſie trotzen unſerer Macht.

Heinrich ballte wild ſeine Fauſt. Mit einem Tritt ſie vernichten, das wäre allein der Weg zum Heil; denn ſo wachſen ſieben neue Köpfe, wenn einer vom Schwerte gefällt wird.

Die Königin lächelte teufliſch in ſich hinein: Das iſt Alba's Meinung. Sie locken an einen Ort und ſie niedermachen, die Häupter, und dann durch Frankreichs Statthalterſchaften, die vorher mit vertrauten Leuten beſetzt werden müßten, ein Gleiches thun — ſo wäre kurz und ſchnell das gute Werk vollbracht.

Vergeßt es nicht, ſprach beſonnen der Prinz, daß ſo lange l'Hopital Kanzler iſt, ſein eiſerner Sinn und ſeine Neigung für die Ketzer Euch indirekt hemmend im Wege ſtehen wird.

L'Hopital? fragte die Königin, und ein Zug bittern Hohnes um den Mund wurde ſichtbar; wer hält ihn, wenn deine Mutter will, daß er falle? — Wer aber wäre geeignet, ſeine Stelle nach unſerm Sinne zu vertreten?

Morvilliers! ſprach der Prinz. Seine Geſinnung iſt die meine und die Eure. —

In der That, Heinrich, Deine Wahl iſt gut, ſagte nach einigem Nachſinnen die Königin, und den Namen werde ich nicht vergeſſen. Ueberhaupt werde ich das, was wir hier beſprochen, wohl erwägen. Es wird ſich ein günſtiger Zeitpunkt finden, wo der Plan zur That wird.

Gebraucht Ihr indeſſen einen tüchtigen Menſchen, deſſen Gewiſſen ſo weit iſt, daß die Sünden von ganz Frankreich es nicht füllen — ſo gedenkt des Namens: Maurevel!

Eine Hofdame, die jetzt nahte, unterbrach das Geſpräch, das ohne Zweifel die hölliſchen Pläne noch weiter würde ausgeſponnen haben — indem ſie meldete, eben ſey Meiſter Acevedo von Paris angekommen und wünſche Ihrer Majeſtät Befehle zu vernehmen.

Laß mich allein mit ihm, Heinrich, bat freundlich die Mutter, und der Prinz entfernte ſich. Im Vorſaale begegnete er dem Meiſter, der ihn ehrerbietig grüßte. Leicht erwiederte der ſtolze Heinrich den Gruß. Sein blitzendes Auge ruhte auf Gabriel's ſchönem Geſichte, der erröthend das Auge ſenkte. Der Prinz blieb ſtehen, ſah noch einmal um und verließ dann erſt den Saal, indem er unverſtändlich etwas in den Bart murmelte.

Acevedo trat in der Königin Gemach. Sein Gruß war ernſt, aber ehrerbietig. Sein durchbohrender Blick

faßte die Königin ſo ſcharf, daß ſie faſt verwirrt ihr Auge niederſchlug.

Seyd mir willkommen, Meiſter, ſprach ſie freundlich; lange waret Ihr fern, zu lange für meine Wünſche. Was hielt Euch doch ſo feſt in Paris?

Die Laſt der Jahre drückt Euren Diener nieder, und der Fluch der Creatur, des Alters Leiden und Wehe ſucht ihn heim — alſo ſprach Acevedo mit hohlem, faſt geiſterhaftem Tone.

Die Königin maß ihn mit ihren Blicken. Ihr ſeyd ſo rüſtig noch, ſagte ſie.

Könnt Ihr es dem Baume anſehen, wenn ſein Mark faul und ſein Herz verdorret iſt? fragte er.

Ich hoffe nicht, daß Eure Krankheit Euch in Euren Beobachtungen ſtörte? fuhr die Königin fort, denn gar Manches hat ſich ereignet, ſeit ich Paris verließ, über das ich den Willen des Schickſals zu befragen wünſchte.

Ich gleiche der Nachteule, erwiederte Acevedo; die Nacht iſt meine Zeit des Wirkens — aber wie des Käuzlein's Ruf nur Unheil verkündet — ſo auch ich! Fraget nicht weiter, meine Gebieterin!

Die Königin erſchrack heftig. Acevedo's Rede hatte ihre Neubegierde auf's Heftigſte erregt.

Alſo Unglück weiſſagen die Sterne — Unglück mir!? — Redet, Acevedo! Ich bin Weib — aber meine Seele iſt ſtark, ſie kann auch Schreckliches tragen und hat es getragen bereits.

Wohlan, Euer Wille geſchehe, ſprach Acevedo. Er richtete das brennende ſchwarze Auge feſt auf die Königin. Seine Stellung war imponirend; ungewöhnliche Gluth übergoß ſein Geſicht, und ſeine Rechte war erhoben. Höret, was die Sterne ſagen: Frankreichs Köni-

gin, sprach er mit prophetischem Feuer, und seine Stimme schien aus einer Grabeshöhle zu kommen: Frankreichs Königin, Blut — Blut — Bürgerblut — umwallt Dich in rauchendem Strome, und es schreiet um Rache zu dem Herrn, der ein Vergelter ist alles Thuns! Blut düngt Frankreichs Beten — aber keine Saaten sprießen, wo unschuldig Blut floß. — Mutter — Dein Stamm erlischt — schrecklich! — ein Ast dorret ab nach dem andern — und ist der Stamm gefallen, fället des Meuchlers Dolch auch den letzten Sprößling, der Todesengel wird sein Schwert über Tausende ausrecken, und sein Schwert bist Du! — Und Wüsteneien werden seyn, wo blühende Fluren sind, und rauchende Trümmer, wo die festliche Hütte steht — und von Süden her wallet der Blutstrom! — Du — Du — leitest ihn! — Wehe! Wehe! — ruft die warnende Stimme! — der Fluch folget, wo der Mensch frevelt in seinem gräulichen Wahn! —

Katharina hatte vor ihm gestanden und sich auf einen Lehnstuhl gestützt. — Ihr Wesen war in einer sinnverwirrenden Spannung. Ihr Blick hieng begierig an seinem Munde, und alle Seelenkräfte schienen in dem Sinne des Gehörs sich konzentrirt zu haben. Der Anblick des Mannes, wie er jetzt so vor ihr stand und das lange Gewand so lose um die dürre Gestalt hieng, der schneeweiße Bart über die Brust herabwallte, und das Auge aus seiner tiefen Höhle so zermalmende Blitze schoß, war der Art, daß ein unheimliches Grauen sie ergriff, das sie gewaltsam unterdrücken wollte, aber nicht zu verdrängen vermochte. Als er aber jetzt langsam und dumpf — die Worte — Blut — Blut — Bürgerblut aussprach, und seine Stimme mit jedem Augenblicke mehr hob, also daß sie gegen das Ende seiner Rede wie dumpfer Don-

ner rollte — da durchfuhr eine Todeskälte ihr ganzes Weſen — das Blut wich aus ihrem Geſichte, ihre Zähne ſchlugen wie in fieberiſchem Froſte aneinander — ihre Hände zitterten, ihre Kniee wankten — ſie ſank, einer Ohnmacht nahe, in den Lehnſtuhl, und bedeckte ihre Augen mit den Händen — indem ſie mit verzweifelndem Tone rief: Schweig, ſchweig, Du Schrecklicher!

Acevedo blieb wie ſtarr in ſeiner Stellung. — Und als nach einem langen Zwiſchenraume Katharine mühſam ihre Faſſung wieder errungen, ſtand er noch ſo da, und aufs neue ergriff ſie Furcht und Entſetzen.

Geht ins Vorzimmer, rief ſie ihm zu — Euer Anblick tödtet mich! —

Acevedo drehte ſich um und verließ, ohne ein Wort zu reden, das Gemach, und überließ Katharinen ſich ſelbſt und ihrem furchtbar erregten Gewiſſen.

Aber wie er draußen im Vorſaal an das Fenſter trat — da faltete er ſeine Hände, und ſein Auge blickte empor zum Himmel, indem er leiſe ſprach: Herr, vollende Du! —

Eine Stunde floß hin, ohne daß ſich in Katharina's Gemach etwas regte. Acevedo mochte ſich nicht entfernen; er kannte ſie zu gut, um nicht auch berechnen zu können, was nun erfolgen würde.

Sie kämpfte einen furchtbaren Kampf. So war noch nie die Hölle in ihrem Innern erwacht, als durch des Aſtrologen fürchterliche Worte. So oft ſie auch meinte, gefaßt zu ſeyn, ſo ergriff ſie das Zittern wieder. Sie verſuchte, was ſie in ähnlichen Fällen mit Glück angewendet, mit Sophiſtereien des inneren Richters Stimme zum Schweigen zu bringen; aber es gelang nicht. Auch das kalt ſpottende Hinwegſehen über das Gerede des

Mannes blieb erfolglos — denn zu mächtig hatte er ſie erſchüttert, zu genau hieng ſeine Rede mit dem eben erſt unterbrochenen Geſpräche zwiſchen ihr und Heinrich von Anjou zuſammen.

Endlich gelang es doch der Erfahrenen, ihrer ſelbſt, wenn auch nur ſcheinbar, Herr zu werden. Sie trat vor den Spiegel und ſuchte ihren Zügen eine ruhige Faſſung zu geben. — Dann rief ſie den Aſtrologen zurück, allein faſt hätte ſein Anblick das mühſam erkünſtelte Werk wieder vernichtet.

Ihr wart Zeuge einer augenblicklichen Schwäche, hob ſie nach einer Weile an, deren ich mich ſchäme. —

Acevedo ſah ſie ſcharf an und murmelte in ſich hinein: Du täuſcheſt mich nicht, Heuchlerin!

Laßt uns, fuhr ſie fort, unſere Zwieſprache fortſetzen. Sagt mir, was von der nächſten Zukunft Ihr wiſſet! —

Wenig, erwiederte Acevedo, wenig iſt es, was ich Euch ſagen kann — nur das Eine, daß Euch vielleicht eine nahe Gefahr drohet — —

Welcher Art und von Wannen? — fragte ſie mit bebender Stimme, die es klar erwieß, in welchem wilden Aufruhr ihr Inneres war.

So weit reicht meine Kunde nicht, verſetzte der Aſtrologe, doch geſtattet mir, daß ich heute und morgen der Himmelszeichen Lauf beobachte, und vielleicht iſt es möglich, Euch genauere Kunde zu geben. —

Gut, ſagte Katharina — thut das.

Sie rief nun eine ihrer Hofdamen, und ließ dem Aſtrologen ein Gemach anweiſen, das ganz nahe an ihre Gemächer ſtieß.

Acevedo verließ ſie nun, und gieng mit Gabriel in das angewieſene Gemach.

Katharina aber beſchied ihre Frauen zu ſich, um im leichten Scherze und in flüchtiger Unterhaltung das erregte Gewiſſen zur Ruhe zu bringen, und in ihrer Geſellſchaft ſich ſelbſt wiederzufinden.

Einſamkeit konnte ſie jetzt nicht ertragen, da der Hölle Furien ſie erfaßt hatten.

Eine Stunde rechts von Meaux breitete ſich der herrliche Hochwald aus, in dem Carl jetzt mit all der ihm eigenen Leidenſchaftlichkeit ſeine Lieblingsvergnügungen genoß. Am ſüdlichen Saume deſſelben zog ſich die Heerſtraße hin, die nach der Picardie führte. An einzelnen Stellen trat der Hochwald bis an die Heerſtraße vor, an andern begrenzte ſie blos ein hohes Gebüſch, indeß auf der andern Seite Fruchtfelder und ſaftige Wieſen eine reizende Fläche bildeten. Recht warm für die herbſtliche Zeit ſchien die Sonne, und der Himmel war ungewöhnlich klar. Fernhin hörte man das wilde Toben und Treiben der Jagd; friedliche Stille lag auf der Ebene.

Still ritt auf der Heerſtraße ein Jüngling daher auf einem gar ſchönen Roſſe, nur von einem in anſtändiger Entfernung folgenden Diener begleitet. Sein Aeußeres verrieth adeliche Herkunft — allein es war weit entfernt von jenem eitlen Prunke und Flittertante, wie ihn die jungen Edelleute am Hofe Katharina's liebten. Kein Ab- oder Feldzeichen verrieth, ob er der Parthei der Chatillons oder Guiſen angehöre. Einfach, wie ſeine Kleidung, waren auch ſeine Waffen; aber in der ganzen Erſcheinung des Jünglings lag etwas Hohes, Ehrfurchtgebietendes. Es war eine männlich ſchöne Geſtalt; allein jene friſche Blüthe der Jugend gieng ihm ab; vielmehr trug ſein Geſicht einen Ausdruck eines leidenden Gemüth-

thes, und der tiefe Ernſt, der aus dem dunkeln, geiſtvollen Auge ſprach, hatte für ſeine Jahre etwas Fremdartiges. Alle Unterhaltung mit ſeinem dieß ungern ſehenden Diener verſchmähend, hieng der Jüngling ernſten Betrachtungen nach, und ſchien es nicht einmal wahrzunehmen, daß der Rappe, den er ritt, und dem er nachläſſig den Zügel auf dem ſchön bemähnten Halſe ruhen ließ, einen recht gemächlichen Schritt gieng.

Aufmerkſam horchte der Diener dem bisweilen näher ſchallenden Jagdgetöſe, und wartete ungeduldig auf die Gelegenheit, ſeinem Herrn ſeine Meinung darüber zu ſagen. Der ſchien es nicht zu hören.

Endlich konnte er es nicht länger ertragen und ſagte:

Ihr ſcheint heute gar keinen Antheil an dem zu nehmen, was Euch umgiebt!

Der Jüngling ſah, ohne zu antworten, ihn an.

Dort geht es luſtig zu, fuhr der Redſelige fort — König Carl hat eine große Jagd.

Woher weißt Du das? fragte jetzt aufmerkſam ſein Herr.

Man ſprach in unſerer heutigen Herberge davon, fuhr der Diener fort, daß heute eine der glänzendſten Jagden in dieſem Forſte gehalten würde. —

So ſind wir wohl nahe bei Monceaux? fragte wieder der Jüngling.

Das mag höchſtens eine Stunde links abliegen, verſetzte der Diener, und wenn Ihr Luſt traget, dort Euch umzuſehen, ſo mögte wohl jener Waldweg, den Ihr dort ſehet, ſicher dahin leiten.

Dazu fühle ich eben keine Luſt, antwortete Jener, und es wäre mir weit lieber geweſen, Du hätteſt mich davon unterrichtet, daß dieſer Weg ſo nahe bei Mon-

ceaux vorüber führe, da Du der Gegend kundiger bist als ich, der ich zum erstenmale hier vorbei komme.

Dieser scharf ausgesprochene Tadel brachte den Diener wieder zum Schweigen.

Der Jüngling faßte des Rosses Zügel und der Sporn trieb das Pferd zu raschem Lauf. Es schien, als wolle er gerne schnell aus dieser ihm unheimlichen Nähe. Die alte Stille trat wieder ein. Das stille Hinbrüten des Jünglings machte aber jetzt einer wachsamen Aufmerksamkeit Raum. Er warf von Zeit zu Zeit spähende Blicke nach dem Walde, und trieb sein Pferd immer wieder auf's Neue an.

Er lauschte jetzt selbst aufmerksamer dem Jagdgetöse. Plötzlich aber hielt er sein Roß mitten im Laufe an; denn ein gellender Schrei schnitt durch sein Gehör.

Was war das? fragte er den Diener, der auch mit offenem Munde horchte und sein Roß anhielt.

Das schien der Nothschrei eines Menschen, antwortete er — und wenn mich mein Gehör nicht täuschte, von einer weiblichen Stimme herzurühren.

Kaum hatte der Diener geendet, als ein wildes Rauschen in den Zweigen gehört wurde und ein heftiges Schnaufen.

In dem Jüngling regte sich die Jagdlust. Er spannte seine scharfgeladenen Pistolen, indem er sagte:

Das ist sicher ein verfolgter Hirsch.

Er sah mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Gegend, woher das Geräusch kam, das jetzt immer deutlicher zu vernehmen war.

Es ist kein Hirsch — sagte der Diener, wohl aber das Schnaufen eines wild gewordenen Rosses!

In demſelben Augenblick beſtätigte ſich dieſe Vermuthung. Ein ſchneeweißes Roß flog wild aus dem Walde heraus. Die Mähne flatterte, und in geſtrecktem Galloppe flog es dahin über die Ebene.

Da iſt ein Unglück geſchehen, ſprach der Jüngling — denn das Roß iſt reiterlos! der Reiter iſt geſtürzt, und von ihm kam der Schrei.

Ihr wollt ſagen, belehrte der Diener, die Reiterin ſey geſtürzt, denn das ſchöne Thier trägt einen Damenſattel. —

Das iſt Eins, rief jetzt der Jüngling, jage Du dem Roſſe nach und ſuche es einzufangen, derweile ich den Verunglückten ſuche.

Das iſt kein leichtes Stück Arbeit! brummte der Diener, indem er das Pferd ärgerlich herumwarf und ihm nachjagte.

Der Jüngling ritt nun ſelbſt ſchnell in den Wald hinein, in der Richtung, in welcher das Roß herausgekommen. Bald jedoch mußte er ſein Pferd anbinden, denn es war durch das Dickigt unmöglich gemacht, reitend vorwärts zu kommen. Daher ſuchte er nun nach der Spur mit aller Sorgfalt. Allein dies Bemühen war ſehr fruchtlos, da bei der Dürre des Pferdes flücht'ger Huf kaum eine Spur im Mooſe, das den Boden bedeckte, zurückgelaſſen. Jemehr indeſſen die Schwierigkeiten ſich häuften, deſto ſtärker wurde der Zug ſeines menſchenfreundlichen Herzens. Vorſichtig knickte er auf ſeinem Wege die Zweige, damit er nicht nur den Rückweg finden, ſondern auch ſein Diener ihn nicht verfehlen möchte. Ehe er noch eine Spur der Verunglückten entdeckt hatte, vernahm er ſchon das Selbſtgeſpräch ſeines Dieners,

der, ſtets laut zu denken gewohnt, vernehmlich des eingefangenen Roſſes wundervolle Schönheit lobte.

Eine bedeutende Strecke mochte wohl der Jüngling ſchon ſuchend fortgeſchritten ſeyn, als er durch das Gebüſch etwas Weißes ſchimmern ſah. Die Zweige auseinander theilend, entdeckte er ein weibliches Weſen, das in einem reichen, goldgeſtickten Jagdkleide ohnmächtig am Fuße einer Buche lag. Der weiße Schleier war mit Blut befleckt. Das Geſicht konnte er nicht ſehen.

Ein Sprung über das Strauchwerk — und er ſtand an der Seite der Ohnmächtigen. Seinen Mantel breitete er ſchnell auf das weiche Moos und ergriff dann mit ſtarken Armen die ſchlanke, ſchöne Geſtalt des Mädchens, und legte ſie auf den Mantel nieder. Sie war nur leicht am Halſe von einem Dorn geritzt. Schnell wickelte er den feinen Schleier um den ſchönen Hals, nachdem er vorher mit demſelben das Geſicht vom Blute gereinigt hatte. Züchtigen Sinnes verhüllte er die jungfräuliche Bruſt, und pfiff nun dem Diener. Dieſer war nahe. Der Befehl ſeines Herrn trieb ihn an, Waſſer zu ſuchen, um die Ohnmächtige damit ins Leben zurückzurufen.

Jetzt erſt warf er einen prüfenden Blick auf die Jungfrau und erſtaunte über ihre blendende Schönheit. Solche Reize hatte er noch nie in einem weiblichen Weſen vereint geſehen. Sie wurden noch erhöht durch die reizende Unordnung, in welcher ihrer Locken reiche Fülle um den ſchönen Kopf und auf den vollen, ſich nur leiſe hebenden Buſen wallten. In ſüßes Anſchauen verſank der Jüngling.

Der Diener kam zurück mit frischem, klarem Wasser, womit der Jüngling nun die Dame anwusch, und dann dem Diener gebot, sich zurückzuziehen.

Bald darauf schlug die Schöne die Augen auf. Sie starrte den Jüngling an und rief, sich aufrichtend:

All' ihr Heiligen, wo bin ich? —

Beruhigt Euch, Fräulein, sprach ehrerbietig der Jüngling, Ihr befindet Euch in dem Schutze eines Edelmannes, der die Gesetze der Ehre heilig achtet, und weiß, was er den Frauen schuldig ist.

Er hatte die Hand auf's Herz gelegt, und der Ton, mit dem er sprach, war so treu, so rührend herzlich und wahr — daß der Jungfrau Blick jetzt heiter und ruhig wurde.

Ich vertraue Euch! sagte sie matt.

Sagt mir nun vor allen Dingen, fuhr der Jüngling angelegentlich fort: fühlet Ihr irgendwo Schmerzen? — Ihr seyd gestürzt, und Euer flüchtiges Roß verrieth mir, daß ein Unglück geschehen.

Nein, sagte sie, mit zauberischem Liebreiz ihm zulächelnd, ich fühle keinen Schmerz, ausser in meiner Hand, die wahrscheinlich beim Falle litt, und hier am Halse brennet es.

Ihr habt Euch blos geritzt, und ich hielt es für gut, Euern Schleier als Verband anzulegen.

Eine glühende Röthe überflog jetzt ihr Gesicht, und eine peinliche Verlegenheit bemeisterte sich ihrer.

Erlaubt mir, daß ich Eure Hand untersuche! bat er, und erröthend reichte sie ihm die schön geformte, blüthenweiße Hand dar.

Faſt zitternd nahm ſie der Jüngling in die Seine und unterſuchte ſie.

„Gott ſey Dank! ſagte er darauf, ich finde keine Verletzung.

Die Jungfrau ſah ſeine Verlegenheit. Ihr Herz ſagte ihr, daß ihre Reize den Jüngling bewegten, und ſie ſelbſt nahm es wahr, welch ein wohlgebildeter ſchöner Mann ihr menſchenfreundlicher Retter ſey. Jedes weibliche Weſen freut ſich ſeiner Triumphe, und auch die Jungfrau empfand eine leiſe Freude über die gemachte Bemerkung.

Nach einer kleinen Pauſe ſagte der Jüngling:

Ueber Euer Roß könnet Ihr gebieten, und ich bin Eurer Befehle gewärtig, wohin ich Euch bringen ſoll; denn Ihr bedürfet jetzt der Ruhe.

So bringet mich nach Monceaux en Brie! bat die Jungfrau.

Auf des Jünglings Befehl rüſtete der Diener die Pferde.

Er bot der Jungfrau ſeinen Arm. Sie ſtützte ſich feſt auf ihn und wollte mit ihm nach der Landſtraße gehen, als das Jagdgetöſe ſich näherte.

Laßt uns bleiben, ſprach das Fräulein, denn mir ſcheint, daß des Königs Jagdgefolge meine Spur entdeckt hat und mich aufſucht.

Bald darauf ſprengte wirklich ein Jäger durch das Dickigt. Es war ein reich gekleideter, junger, hagrer Mann. Seine Stellung war etwas ſtark vorgebeugt, ein Zeichen einer ſehr ſchwachen Bruſt. Ein ſchwarzes großes durchdringendes Auge ſchoß Blitze. Sein Geſicht war gelblich und bleich, ſein Haar rabenſchwarz. Der Eindruck, den er machte, war keineswegs angenehm.

Er erblickte kaum die Gruppe der Jungfrau und des Jünglings, als er ſich vom Pferde ſchwang, es einem der ſchnell folgenden Herrn überließ, und mit den Worten vor ihnen ſtand:

Haſt Du Schaden genommen, meine Schweſter? —

Dankt es Gott und dieſem edlen jungen Manne, daß Ihr mich ſo heiter ſehet, mein königlicher Bruder, ſprach Margarethe von Valois zu Carl dem Neunten. Auſſer einer kleinen Verrenkung bin ich glücklicher geweſen, als es zu erwarten ſtand.

Du biſt alſo wirklich geſtürzt? fragte weiter der König.

Soviel weiß ich noch, antwortete Margarethe — laßt Euch das Uebrige von meinem Retter ſagen, der mehr davon weiß, als ich ſelbſt.

Der König wandte jetzt ſeinen durchdringenden Blick auf den Jüngling, ließ ihn eine Weile auf ihm ruhen, wo er denn von Sekunde zu Sekunde mehr von ſeiner ſtarren Härte verlor und freundlicher wurde. — Dann fragte er:

Wer ſeyd Ihr, junger Mann?

Eurer Majeſtät getreuer Unterthan, Guy de Saint-Flour. —

de Viole? fragte raſch Carl, und ſein Mund verzog ſich auf eine höchſt abſchreckende Art.

Eure Majeſtät nennt den Namen meiner Familie, verſetzte Guy.

Die ſcheint nicht ſehr bedeutend mehr! ſprach mit einem höhnenden Lächeln Carl.

Eine dunkle Röthe des Unwillens flog blitzſchnell über Guy's Geſicht. Er richtete ſein Haupt empor und

ſah muthig dem König in's Auge, und ſagte dann mit Nachdruck:

Sie war es einſt, mein König und Herr, und ihre Verdienſte nicht klein um König und Vaterland, und wo man die Namen Montmorenci, Montesquieu, Croi und Rohan nannte, da vergaß man der Viole's nie! —

Der König ſah ihn zornmüthig an. Seine Augenbraunen zog er finſter herab, und unheilverkündend blitzte das Auge. — Doch ein Blick Margarethens, die, ihm nahe tretend, die Hand wie bittend auf ſeinen Arm legte, — verſcheuchte das drohende Unwetter.

Wenn Ihr auch nichts ſonſt von Eurem Vater geerbt habt, ſprach Carl ſcharf, ſo ſcheints doch der Mangel an Achtung und Ehrerbietung in der Nähe Eures Königs zu ſeyn!

Er drehte ſich um und gieng dem allmählig ſich einfindenden Gefolge entgegen.

Margarethe war bleich. Man ſah, es ſchmerzte ſie tief, daß der König ſo ſchonungslos gegen den Jüngling war, der ihren wärmſten Dank und — ihr Wohlgefallen ſich erworben. Sie ſah Guy mit rührender Freundlichkeit an, gleich als wolle ſie das harte Benehmen ihres Bruders vergüten.

Aller Augen waren auf den König gerichtet. Margarethe nahm dieß wahr und trat Guy näher:

Vergebt es ſeinem leidenſchaftlichen Gemüthe, flüſterte ſie zutraulich. Nicht jedes Herz iſt undankbar. Ihr begleitet uns doch nach Monceaux? —

Guy wußte nicht, was er thun ſollte. Die Bitte war ſo herzlich — er konnte nicht wohl widerſtehen.

Eurer Bitte widerſteht Niemand! ſagte er, ſich neigend.

Margarethe erröthete. Sie war der Schmeicheleien gewohnt — aber aus dieſem Munde ſchien ſie ihr mehr zu ſeyn.

Allmählig war das ganze Gefolge angelangt. Jeder drängte ſich zur Prinzeſſin — ihr ſein Bedauern zu bekunden. Ein dichter Schwarm umgab ſie. Guy ſtand allein.

Der alte Connetable Montmorenci, der ſich durch Carls Wunſch hatte beſtimmen laſſen, Theil an der Jagd zu nehmen, trat nun auch herzu und mit ihm der König. Montmorenci hörte eben von Margarethen die Worte: Dieſem wackern Edelmanne danke ich meine ſchnelle Herſtellung! indem ſie auf Guy deutete, und blickte jetzt auf ihn.

Schnell verließ der alte Held die Prinzeſſin und trat zu Guy, dem er mit Achtung ſeine Hand bot:

Grüß Euch Gott, junger Held! ſprach er zu ihm. — Ich freue mich, daß wir uns noch einmal begegnen.

Guy erglühte und neigte ſich ehrerbietig vor dem Greiſe, der ihn mit Wohlgefallen anſah.

Ihr kennet den jungen Mann, Montmorenci? fragte neugierig, und wie es ſchien, ſeine frühere Härte bereuend, der König.

Sehr gut, erwiederte Montmorenci. Zweimal ſchon hat mir der junge Mann tapfer gegenüber geſtanden bei Rouen und Dreux. Bei Dreux gab ich mein Schwert in ſeine Hand — und ſie war nicht unwerth, das Schwert des Connetable's zu empfangen, denn Tapferkeit, Muth und Edelſinn verdient auch am Feinde Achtung und Ehre!

Wahrlich! rief plötzlich, wie von einer Rührung ergriffen, der König, wer ſo fremdes Verdienſt ehret —

auch am Feinde, der verdient dreifach des Ruhmes Lorbeerkrone!

Und zu Guy wendete er ſich freundlicher:

Ich hoffe, Ihr vergeßt das Frühere und begleitet uns nach Monceaux.

Guy verbeugte ſich: Eurer Majeſtät Wunſch iſt mir Befehl! ſagte er, das bittere Gefühl unterdrückend.

Guy's Diener brachte Margarethen's Pferd. Sie ſchwang ſich leicht in den Sattel, lächelte Guy freundlich zu und ſprach zum König:

Geſtattet es mein königlicher Bruder, daß mein Retter an meiner Seite reite?

Das iſt der Platz, den er verdient, antwortete der König, und winkte Guy, der alsbald ſich in den Sattel ſeines Rappen ſchwang, und die ehrenvolle Stelle an der Seite der liebreizenden Margarethe einnahm.

Unter Hörnerklang begab ſich die Geſellſchaft zum Zelte, wo das Mahl ihrer harrete. Guy durfte Margarethen nicht verlaſſen. Ununterbrochen wechſelte ſie wohlwollende Worte mit ihm, und es ſchien, als finde Margarethe den Jüngling aus mehr als einem Grunde ihrer Dankbarkeit und ihres Wohlwollens werth, denn ihr Blick ruhte ſo wohlgefällig auf ihm, und ſie ſuchte, ſo ungezwungen als möglich, das Geſpräch mit ihm zu unterhalten.

Ihr werdet doch einige Tage in Monceaux weilen? fragte ſie, als die Tafel ihrem Ende nahe war.

Ihr macht, daß ich mit ſchwerem Herzen dieſe Frage verneinen muß, antwortete der Jüngling.

Hat Eure Reiſe ſolche Eile, daß Ihr dieſen Wunſch mir abſchlagen müßtet? fragte ſie mit herzgewinnender Freundlichkeit.

Guy blickte in das ſchöne blaue Auge der Prinzeſſin, und es war ihm, als ſey er in einen Zauberkreis von dieſem Weſen gebannt.

Ein Seufzer hob ſeine Bruſt. — Ein glühendes Roth übergoß ſeine Wangen. Er fühlte, es koſte ihn Ueberwindung — aber heiligere Pflichten lagen ihm ob. Und doch mußte er lügen, um ſeinen Zweck zu erreichen.

Vergebt, Prinzeſſin, ſprach er, daß ich, ſo wehe es mir thut, Euch dennoch nicht zu Willen ſeyn kann; die heiligſte aller Pflichten, die Kindespflicht, ruft mich nach Paris.

Dann muß mein Wunſch ſchweigen, ſagte Margarethe. Habt Ihr etwa einen kranken Vater dort?

Wollte Gott! antwortete der Jüngling mit Wehmuth. Solch' ein glücklich Loos iſt mir nicht gefallen. Ich ſtehe allein in der Welt — fremd — ohne Theilnahme. —

Sagt das nicht ſo allgemein! flüſterte halblaut Margarethe. —

Da durchzuckte ein ſeltſames Gefühl den Jüngling, und ſein Auge traf mit Feuer die Prinzeſſin, die das ihre niederſchlug. —

Der König hob jetzt die Tafel auf.

Unſere Jagd war glücklich, den einzigen Unfall unſerer theuern Schweſter ausgenommen, ſagte der König — und da ſie der Ruhe bedarf, ſo kehren wir nach Monceaux zurück.

Guy hörte das nicht. Ein ihm unbekanntes Gefühl durchbebte ihn bei dem Gedanken an Margarethen's Worte, die ihr ſo unbewacht entfahren waren, daß ſie ſelbſt höchſt verlegen ſeinen Anblick mied.

Man brach auf. Guy nahm ungeheißen die Stelle auf Margarethens linker Seite ein. Er bot ihr die Hand beim Aufſteigen — und ein freundlicher Blick des ſchönen Auges lohnte reich. Kaum aber begriff er wenige Augenblicke ſpäter ſeine Kühnheit. Der Jüngling war ein Gegenſtand allgemeiner Neugierde und mitunter des Neides. So mancher junge Mann hatte ſich um einen Blick der Huld von der ſonſt ſo ſtolzen Schönheit beworben und vergeblich ſich beſtrebt, und dieſer erhielt ſo ſichtbare Beweiſe ihrer Huld, ohne daß er ſich ſonderlich darum zu bewerben ſchien, und war dazu ein Ketzer; und doch war ihm eine Ehre vom alten Montmorenci widerfahren, die ſelten einem ſo jungen Manne wurde.

18.

Die ſich ſchon neigende Sonne begrüßte eben das Schloß Monceaux über die Waldwipfel herüber, als ſich die Jagdgeſellſchaft dem Schloſſe näherte. Der Hörner froher Schall rief Katharina auf den Balkon. Fernher grüßte ſchon Margarethe und der König. Katharina gieng ihnen bis zum Portale entgegen. Heiter hüpfte ihr Margarethe entgegen.

Bald hättet Ihr mich lebendig nicht mehr geſchaut, ſprach ſie lächelnd zur Mutter. Denkt nur, mein Araber warf mich ab.

Die Mutter forſchte ängſtlich, ob ſie Schaden gelitten.

Beruhigt Euch — ſagte ſie zu Katharinen, es fehlet mir nichts. Ein junger Edelmann wurde mein Retter.

Sie rief nun laut: Herr de Viole!

Beſcheiden trat Guy hervor.

Seht, theure Mutter, hier meinen Retter. Ihr dankt ihm gewiß für das, was er an Eurem Kinde that.

Ein freudiger Schrecken durchbebte Katharinen, als Margarethe den Namen des Jünglings aussprach. Das war ja der Vertraute Coligny's, der so unvermuthet in ihrer Gewalt war. Schnell übersah ihr Scharfsinn die Vortheile, die ihr aus diesem Umstande erwachsen konnten. Jetzt galt es, den Jüngling zu gewinnen.

Alle ihre Freundlichkeit bot sie auf, ihm zu danken. An ihrer Hand mußte Guy die Treppe hinaufsteigen und dort an ihrer Seite niedersitzen.

Margarethens Antlitz strahlte die Freude über diese Behandlung Guy's zurück, die ihr Herz empfand. Sie ahnete nicht die Arglist, die hinter dieser Freundlichkeit lauerte.

Katharinen mußte Guy Alles auf's genaueste berichten. Unvermerkt kam sie auf den Zweck seiner Reise. Verlegen wiederholte Guy noch einmal die Unwahrheit, die er Margarethen gesagt. Katharinen entgieng diese Verlegenheit nicht, und ihr Argwohn hatte neue Nahrung. Sie wußte, daß du Plessis-Mornay in der Picardie warb. Sie witterte bald den Zusammenhang, und ob sie gleich keine Gewißheit hatte, so war doch eine lebhafte Vermuthung in ihr rege, Guy müsse Briefschaften bei sich tragen, die für sie von Wichtigkeit seyen.

Margarethe mußte den dringenden Bitten nachgeben und sich in ihre Gemächer zurückziehen, so ungern sie es that, da ihr Herz sie an die Nähe von Guy zu fesseln begann. Sie bat ihn vorher, wenn er durchaus morgen Montsaux verlassen müsse, ja nicht zu frühe sich zu entfernen. Guy versprachs, und so begab sie sich hinweg, in dem Scheideblicke allen Zauberreiz ihrer Freundlich-

keit vereinigend. Lange indeſſen floh der Schlaf das jungfräuliche Lager. Guy's Bild umſchwebte ſie, und es wand ſich in alle ſüßen Bilder des Traumes — als der Schlaf endlich ſie beſiegte.

Ehe man zur Abendtafel ſich begab, zog ſich die Königin auf eine kurze Zeit zurück, die Guy im Geſpräche mit dem Connetable, der ihn noch immer ehrenvoll auszeichnete, hinbrachte.

Kaum war Katharina in ihrem Gemache angelangt, als ſie ein geheimes Gefach aus einem Schranke herauszog, ein weißes Pulver zurecht legte, und dann eine ihrer vertrauteſten Hofdamen, die Frau von Martignac, zu ſich beſchied, von der ſie wußte, daß ſie ſelbſt ein Verbrechen zu begehen bereit ſeyn würde, wenn es Katharina verlange.

Ohne Zweifel wißt Ihr, redete ſie die Eintretende an, was ſich mit Margarethe und dem jungen de Viole zutrug? —

Die Martignac bejahte.

So wiſſet, daß dieſer junge Menſch der Vertraute Coligny's iſt, daß er geheime Papiere bei ſich trägt, die zu erhalten für mich von dem größten Vortheile ſeyn wird. Miſcht ihm dieß Pulver geſchickt in ſeinen Wein. Es iſt ein betäubendes doch unſchädliches Mittel. Er wird dann ungemein feſt ſchlafen, und es wird dann leicht ſeyn, ihm die Papiere zu entwenden.

Die Martignac war willig zu dieſem Bubenſtück. Sie nahm das Pulver und entfernte ſich ſchnell, die günſtige Gelegenheit wahrzunehmen.

Die Tafel begann. Guy fühlte ſich bei weitem behaglicher in dieſem Kreiſe, als er es ſich gedacht hatte; denn nicht die entfernteſte Andeutung über religiöſe Ge-

genſtände wie über die politiſchen ließ man fallen; vielmehr flog heiterer Scherz umher, und fröhliche, leichte Unterhaltung vergnügte alle.

Seltſam aber war es Guy, daß er gegen das Ende der Tafel eine ſo unbezwingliche Neigung zum Schlafe fühlte, daß er kaum das Ende erwarten konnte.

Katharina ſah triumphirend die Wirkung ihres Mittelchens.

Guy begab ſich ſogleich zur Ruhe, und kaum war er in ſeinem Gemache, als er auch ſo heftig vom Schlafe überfallen wurde, daß er ſich, ohne ſich auszukleiden, auf das Bette warf.

Er mochte etwa eine Stunde geſchlafen haben, da öffnete ſich leiſe eine geheime Tapetenthüre, und ein Mann ſchlich herein vorſichtigen Trittes. Er nahte ſich dem Bette. Noch war die Kerze im Brande, die Guy nicht einmal zu löſchen vermocht. Der Mann unterſuchte nun alles an ihm genau, fand aber nichts; endlich entdeckte er eine mit einer Schnur am Halſe befeſtigte ſeidene Taſche. Darin waren Schriften. Dieſe nahm er heraus, ſteckte unbeſchriebenes Papier hinein, ſchloß ſie wieder und knöpfte das Kleid wieder zu. Darauf entfernte er ſich wieder eben ſo leiſe, und brachte Katharinen die Schriften, ihr berichtend, wie und wo er ſie gefunden.

Die Königin lohnte reich das Bubenſtück. Der Menſch entfernte ſich, und ſie ſetzte ſich zu der Kerze und las. Aber mit jedem Athemzuge wurde ihr Auge glühender, ihr Geſicht bläſſer. Faſt ſtockte ihr Athem. Als ſie die Schriften geleſen, warf ſie ſie wüthend auf den Tiſch und ſchritt heftig auf und nieder. Bald aber legte ſich ihre Wuth, und Freude nahm ihre Stelle ein.

So hätte ich alſo die Falle ergriffen, worin Ihr uns fangen wolltet! rief ſie triumphirend. Das wird Euch nicht gelingen! — Aber welche Schändlichkeit! rief ſie nach einer Weile wieder.

Sie klingelte nun.

Ruft mir Acevedo! ſprach ſie zur Hofdame, und ſagt einem Herrn, er ſolle dem Könige melden, ich müſſe ihn noch ſprechen dieſe Nacht! —

Nach einigen Augenblicken kam Acevedo.

Ihr habt mir Wahrheit geſagt, Meiſter, ſprach die Königin, eine ungeheure Gefahr drohte dem König und mir — die Hugenotten wollten uns heimlich hier aufheben.

Acevedo ſah ſie zweifelnd an. Woher wißt Ihr das ſo ſicher? —

Iſt Euch denn das Ereigniß von heute ſo unbekannt? — Margarethe von Valois ſtürzte im Walde. Ein junger Edelmann ritt nahe vorüber, ſah das reiterloſe Pferd und rettete ſie. Und wer meint Ihr wohl, daß dieſer ſey? —

Ich kenne zu wenig die bedeutenden Leute der Hugenotten! ſagte Acevedo.

Der Vertraute Coligny's, fuhr eifrig und freudig die Königin fort — Guy de Saint-Flour — der Sohn jenes verruchten Ketzers Viole. —

Ein heftiger Schrecken durchfuhr Acevedo. Er zitterte. Zum Glücke fiel der Schatten des Schirms vor Katharinens Kerze auf ihn, und ſie gewahrte es nicht und fuhr fort: Mir ahnete, daß er im Auftrage Coligny's nach der Picardie ziehe, wo du Pleſſis-Mornay iſt, und daß er Schriften von Wichtigkeit mit ſich führe. Die Martignac miſchte einen Schlaftrunk in ſeinen Be-

der, und ſo wurde es mir leicht, ihm die Schriften mit ihren Papieren vermechſeln zu laſſen. Denkt Euch nur, es ſind eigenhändige Briefe Coligny's und Condé's, worin ſie du Peſſis von dem Plane unterrichten, den Hof in der Stille zu Monceaux aufzuheben, und ihn dann zu allem zu zwingen, was ſie wünſchten!

Acevedo faltete ſeine Hände und ſagte mit bebender Stimme, obgleich nur mit dem Gedanken an Guy: Es iſt entſetzlich! Weiß es der König ſchon?

Nein, verſetzte Katharina, ich wollte mich erſt mit Euch beraten.

Meiner Meinung nach, entgegnete Acevedo, iſt nichts klügeres zu thun, als morgen in der Stille eine Abtheilung oder alle Schweizer des Oberſten Pfyffer nach Monceaux zu ziehen, und unter ihrem Schutze nach Paris zurückzukehren.

Das wird aber, verſetzte die Königin, noch mehrere Tage gehen. —

Ihr ſaget ja ſelbſt, daß Saint-Hieur in Euren Händen iſt — er kann alſo auch unmöglich die Kunde zu du Peſſis bringen — und es ſcheint mir, daß ſie ohne dieſen nichts unternehmen wollen.

Gut, ſprach Katharina zum Fenſter tretend, geht jetzt wieder zu Euren Beobachtungen, denn der Himmel iſt hell und klar.

Ihr heißt mich darinnen eben geſtört — ſagte Acevedo.

Geht nur, verſetzte ſie, Ihr ſollt heute nicht wieder geſtört werden.

Acevedo entfernte ſich; aber er ging hinab in das Gewölbe des Schloſſes, wo er Guy's Diener bei einer Flaſche Weines eingeſchlummert fand.

Er weckte ihn und zog ihn bei Seite.

Deinem Herrn droht große Gefahr, ſprach er heimlich; könnteſt Du Eure Pferde, ohne Aufſehen, etwa einige hundert Schritte vom Schloſſe hinbringen und ſie ſchnell zur Flucht bereiten? —

Der Diener ſah erſchrocken den Abweſenden an. Das heiße ſich thun, wenn es Noth hat — denn die Ställe liegen entfernt und die Knechte ſind trunken.

Aber wie würdeſt Du ſie ohne Geräuſch herausbringen?

Dafür laßt mich ſorgen, antwortete der Diener, ich umwickle die Hufe, ſo geht es.

So eile, befahl Acevedo, in einer halben Stunde bringe ich Deinen Herrn.

Wohin denn? fragte der Diener.

Acevedo beſtimmte den Ort und ging wieder unbemerkt hinauf in ſein Gemach.

Gabriele, ſprach er da, wir haben ein wichtiges Werk zu verrichten. Ein hugenottiſcher Jüngling iſt im Schloſſe, dem Todesgefahr droht — Er muß gerettet ſeyn. Man hat wichtige Papiere bei ihm gefunden.

Wie heißt er, fragte mit bangen Gefühlen das Mädchen? —

Guy Caleré, erwiederte Acevedo, er iſt Coligny's Vertrauter.

Gabriele wankte. Ein tödtlicher Schrecken ergriff ſie.

Was iſt Dir? fragte innigſt bewegt der Greis.

Ach, ſtotterte ſie, es iſt der Sohn — des Mannes, der einſt meines Vaters Wohlthäter wurde; er ſelbſt rettete uns einſt von dem Tode.

Dann danke Gott, daß er Dir Gelegenheit giebt, zu vergelten! ſagte Acevedo. Doch laß uns eilen. Nicht

die Kleiderkammer — hülle Dich in einen Mantel und komme!

Er selbst ergriff einen weiten Mantel für sich und den Gebund Schlüssel, und so folgte das zitternde Mädchen dem Manne.

Sie kamen an Guy's Gemach. Es war Alles in diesem Hintertheile des Schlosses todt und stille, wie im Grabe. Torredo löschte die Lichter aus, die auf den Gängen brannten. Er öffnete des Jünglings Thüre. Noch lag er unangekleidet in tiefem, bewußtlosem Schlafe.

Gabriele leuchtete ihm in's Antlitz. Ja, er ist's! sprach sie leise und bebte dann: Herr, laß es wohl gelingen.

Torredo rüttelte den Schlafenden leise, dann heftiger. Vergebens. — Er erwachte nicht.

Großer Gott! rief er dann halblaut, der Schlafmantel ist stark. Wie wird das werden! — Doch besann er sich nicht lange — er faßte den Schlafenden; auf seine Schultern lud er ihn, und so schritt er vorsichtig mit seiner theuern Last dem bebenden Mädchen nach. — Sie waren bald über die Gänge, und gewannen nun die Treppe nach dem Garten. Eilenden Schrittes gingen sie durch die verschlungenen Wege des Gartens. Jenseits der Umgrenzung wartete der Diener mit den Pferden; aber ein neues Hinderniß stellte sich ihnen hier dar. Wie sollten sie den noch immer Betäubten fortbringen? —

Torredo versuchte auf's neue ihn zu wecken. Erst als er ihn mit kaltem Wasser besprengte — erwachte er. Gabriele hüllte sich tief in ihren Mantel. Ihr Herz pochte hörbar, und die Hand vermochte kaum, die Laterne zu halten.

Ihr seyd in großer Gefahr, sprach jetzt eifrig Acevedo, flieht, so schnell Ihr könnt, nach Chatillon zurück, und saget Coligny, der Plan, den Hof aufzuheben, sey verrathen. Wie das zugieng, werdet Ihr finden. Man hatte Euch einen Schlaftrunk gegeben. In einigen Tagen bricht der Hof nach Paris auf. Eilt jetzt, so schnell Ihr könnt. Trinkt dieß, setzte er noch hinzu, indem er ihm eine kleine Phiole reichte, es wird Euch munter erhalten.

Guy drückte dankbar seine Hand, schwang sich auf sein Roß, und bald waren sie im Walde verschwunden.

Acevedo hatte noch nicht lange das Gemach der Königin verlassen, als sie sich zu ihrem Sohne, dem Könige, begab, der sie mit Sehnsucht erwartete. Sie legte ihm die erbeuteten Papiere vor.

Sein Zustand grenzte an wahnsinnige Wuth, als er sie gelesen. Er schwur Tod und Verderben allen Ketzern. Katharine ließ diese Stimmung nicht vorübergehen, ohne sie gehörig auf den Punkt zu leiten, den sie mit Anjou besprochen. Doch hatte sie den Muth noch nicht, mit dem ganzen höllischen Plane hervorzutreten, fürchtend, es möge sich in Carls Brust durch die allzu große Verworfenheit desselben das Gegentheil erzeugen von dem, was sie wünschte.

Carl wollte Guy de Saint-Flour sogleich ergreifen und in Fesseln schlagen lassen. Er war um so ergrimmter gegen ihn, da er sich noch der Kühnheit erinnerte, welche Guy gegen ihn bewiesen.

Dazu ist morgen noch eben wohl Zeit, sprach die Königin, er liegt noch in halb bewußtlosem Schlafe, denn ich ließ ihm einen Schlaftrunk reichen, und gelangte auf diese Weise zu den Schriften.

Er soll schrecklich bestraft werden! rief Carl.

Laßt uns von Anderm reden, mein Sohn, nahm Katharine das Wort: Was denkst Du von unserer Abreise? —

Je eher, je sicherer und besser, meinte der König.

Katharina entwickelte ihm Acevedo's Plan, den sie natürlich als die Frucht eigenen Denkens darstellte.

Carl gab ihm Beifall.

Noch vieles wurde nun über die vergebliche und unzeitige Milde gegen die Ketzer gesprochen. Katharina schien leise auf l'Hopital zu deuten, als den Urheber dieser milden Gesinnungen und Maßregeln. Ueber l'Hopitals eigene religiöse Denkart ließ sie einigen Zweifel blicken. Carl achtete den trefflichen Mann hoch; allein er wußte zu gut, daß l'Hopital allerdings immer für Milde stimmte, und schon manches drohende Unwetter von den Häuptern der Hugenotten abgeleitet, als daß nicht diese Andeutungen in seinem so leicht erregbaren Gemüthe den Argwohn gegen den Kanzler hätten erregen sollen; jedoch ließ er sich jetzt nicht weiter darauf ein, und die Königin-Mutter verließ ihn — aber sie sandte diese Nacht noch Eilboten an Pfeffer.

In der Frühe des kommenden Morgens traten bewaffnete Gardes-du-Corps vor Guy's Gemach. Die Königin hatte es, nach ihrer Rückkehr von dem König, von Außen sorgfältig verschließen lassen. Es wurde jetzt geöffnet, und — es war leer.

Katharinen wurde der unerwartete Vorfall sogleich gemeldet. Sie erschrack heftig und eilte selbst, sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. — Der König war außer sich, und gab seiner Mutter allein die Schuld des Mißglückens. Das ganze Schloß wurde durchsucht.

Nirgends entdeckte man eine Spur. Die Reitknechte wurden vernommen — ihnen war es unbegreiflich, wie Guy's Rosse hatten entkommen können. Von ihrem Rausche, der Folge eines Bacchanal's, schwiegen sie weißlich.

Katharinen's stiller Verdacht fiel auf Acevedo; allein sie wagte nicht ihn laut werden zu lassen. Sie brauchte den Astrologen zu nothwendig, darum mochte sie auch nicht einmal den Schein eines Verdachtes auf ihn laden. Sie wollte ihn prüfen und ließ ihn zu sich bescheiden.

Acevedo erschien.

Sie suchte fein und listig ihn zu fangen, aber ihr Bemühen blieb fruchtlos. Die vollkommenste Ruhe zeigte er, und sein Auge blickte so frei, so sicher auf sie, daß sie den gehegten Argwohn wieder aufgab. — Sie fragte ihn nach seinen Beobachtungen in letzter Nacht.

Sie waren sehr begünstigt durch den klaren Himmel, versetzte der Meister.

Was wisset Ihr mir davon zu sagen? fragte sie.

Ihr werdet glücklich Paris erreichen — versetzte er, aber was ich Euch gestern gesagt, schrecklicher noch bot es sich mir von neuem dar.

Davon wollte die Königin nichts weiter hören, und so verließ er sie.

Auf Niemanden wirkte Guy's Flucht schmerzlicher, als auf Margarethen von Valois. Sie konnte es kaum erwarten, ihn wiederzusehen, und ihre Seele nahm sein Bild ein. Das gestand sie sich selbst — nie habe ein Jüngling ihr Herz in dem Grade bewegt, als Guy — und nun wurde ihr die seltsame, sie erschütternde Kunde. Eine Thräne zerdrückte sie im Auge, als sie seine Flucht vernahm. Ihre Wangen blieben mehrere Tage hindurch

bleich. — Doch ihr Leichtsinn vergaß bald das schöne Bild wieder, sich andern flüchtigen Eindrücken schenkend.

19.

Es lag eine finstere Nacht über der Umgegend von Chatillon. Der Wind pfiff kalt über die Felder, und in Massen stürzte der Regen herab. In dem Schlosse des Admirals Coligny war ein reges Leben. Die hohen Fenster des großen Saales, der in der Mitte des Gebäudes lag, waren erhellt, und man sah von außen sich viele Gestalten bewegen. Viele der Häupter der Hugenotten waren darin bei Coligny, denn immer näher kam der Plan des Feldzugs zur Reife.

Da trabten in diesem entsetzlichen Wetter zwei Reiter in den Hof des Schlosses, und bald wurde Coligny gemeldet, Guy de Saint-Fleur wünsche ihn zu sprechen.

Da ist ein Unglück vorgefallen! rief Coligny, und eilte ihm entgegen und führte den leichenblassen Jüngling in sein Gemach. Hier erst betrachtete Coligny das bleiche Gesicht, das vor ihm stand, und die fast gebeugte Gestalt, die sonst so stolz aufgerichtet dazustehen pflegte.

Was ist Euch begegnet? fragte mit aufrichtiger Theilnahme der Admiral. Ihr seht sehr bleich. — Ihr waret unmöglich bei Plessis noch? —

Ich war in Monceaux! erwiederte mit kalter Verzweiflung der Jüngling.

In Monceaux — Ihr? fragte mit neuem Erschrecken der Admiral. Und die Papiere? —

Hört mich ruhig an, gnädiger Herr, sprach Guy — dann richtet, dann — entzieht mir Euer Vertrauen, wenn

ich es nicht mehr verdiene, und laßt mich als einen Verräther erschießen. —

Coligny faßte ihn bei beiden Schultern und sah ihm in's Auge. — Junger Mensch! rief er aus, seid Ihr wahnsinnig geworden? — Redet deutlicher, ich ahne Entsetzliches.

Guy erzählte seine Begebenheiten bei Montcour — im Schlosse selbst; erzählte von dem Schlaftrunke, von seiner Rettung durch Acevedo, der sicher genauer über die Sache unterrichtet seyn müsse, und nun sprach er die schändliche Verletzung des Gastrechtes an ihm, die Entwendung der Papiere aus.

Guy rechnete auf einen wilden Ausbruch des Zornes bei Coligny, auf ein hartes Urtheil, wenigstens auf Entziehung seines Vertrauens, seiner Achtung. —

Coligny stand eine Weile mit verschränkten Armen vor ihm.

Ich bin schuldig, sprach er zu ihm — strafet mich, auch die härteste Strafe will ich tragen — nur — verachtet mich nicht! —

Coligny lächelte wohlwollend. Nun, mein Sohn, sprach er — gütlich ruhig, nicht Du trägst allein die Schuld. — Zwar Du hättest genauer Dich erkundigen sollen — allein wer ahnete solche Verworfenheit? Du thatest, was du Dir als Mann zu thun, und als Edelmann doppelt zu thun schuldig warst, und mich freut die Ehre, die Dir Montmorenci erwieß — sie hebt Dich hoch empor. Es sollte so seyn, fuhr er fort. Es war der Wille des Himmels. Nimm hier meine Hand zur Versicherung, daß Du dadurch nichts in meiner Achtung, nichts in meinem Vertrauen einbüßest.

Da ergriff der Jüngling des großen Mannes Hand und drückte sie an seine Lippen, und eine heiße Thräne erstarrte darauf herab. Reden konnte Guy nicht, sein Herz war viel zu sehr ergriffen.

Jetzt kleidet Euch um, sprach der Admiral, dann tretet heitern Muthes vor die Männer, die ich bei mir zu sehen die Freude habe, und Ihr werdet keine Mißbilligung in ihren Blicken sehen.

Mit einem freundlichen Nicken des Hauptes verließ ihn der Admiral und trat in den Kreis der neugierigen Freunde.

Er theilte ihnen das Ereigniß zu Monceaux mit. Allgemeiner Unwille über die Schändlichkeit und Undankbarkeit dieses Verfahrens, aber durchaus kein Tadel des Jünglings. Im Gegentheil wünschte jeder aus seinem Munde den Hergang zu vernehmen. Er trat nun endlich leichtern Herzens unter sie, und als er die allgemeine Theilnahme sah, da wurde sein Gemüth wieder frei und heiter. Nach kurzer Berathung eilten, trotz der schrecklichen Nacht, einige der jüngern Herren von dannen, um die Verhaltungsbefehle zu überbringen, und einer begab sich nach Vallery zu Condé, ihn vom Hergang in Kenntniß zu setzen.

Frankreich hatte seit dem letzten Vertrag einen Anschein von Ruhe gehabt, aber ruhig wandelten die Sorglosen über dem brennenden Vulkan. Kaum war die Nachricht von dem verrathenen Plane, den Hof in Monceaux aufzuheben, unter den Protestanten bekannt, als auch mit einem Male alle Herrschaften Frankreichs von Bewaffneten wimmelten. Es waren Edelleute mit ihren Dienern und Vasallen, die nach Villery und Chatillon eilten, die Macht ihrer unglücklichen Brüder zu vermehren.

Der Hof vernahm dieſe Kunde und erſchrack. Er verließ ſchnell Monceaux und eilte nach Meaux. So ſehr ſich auch der edle l'Hopital dem Plane widerſetzt hatte, die Schweizer nach Meaux kommen zu laſſen, um nicht zuerſt die Fackel des Kriegs zu ſchwingen, ſo geſchah es doch, und ſie erſchienen Abends nach einem angeſtrengten Marſche am Ende Septembers in Meaux. Um Mitternacht brach in Eile der Hof auf, denn es war Kunde gekommen, daß Condé mit Bewaffneten ſich habe in der Nähe blicken laſſen. Bald beſtätigte ſich dieſe Botſchaft als Wahrheit. Condé erſchien bald mit ſeiner Reiterei, und ſchien zum Angriff des Hofes bereit, der ſich in der Mitte der Schweizer befand, die ein Viereck geſchloſſen hatten und ſich ſo langſam fortbewegten.

Kaum erblickte man Condé's Reiterei, als man Halt machte und ſich zum Kampfe bereitete, der unausbleiblich ſchien. Condé's Reiterei theilte ſich in drei Haufen, deren einen er ſelbſt, den andern der Herr von Andelot, des Admirals Bruder, und den dritten der heldenkühne Larochefoucault befehligte. Sie ſchwärmten unaufhörlich um den Zug herum, eine günſtige Gelegenheit zum Angriff erwartend; kleine Scharmützel fielen vor, aber zu einem Kampfe kam es nicht.

König Carl war in unausſprechlichem Grimm. Er wollte ſich durchaus nicht abhalten laſſen, die Ketzer anzugreifen, und die Königin-Mutter und Montmorenci mußten Alles aufbieten, ihn zu beſänftigen. So kam die Nacht, und noch war Paris ziemlich entfernt.

Durch die immerwährende Erwartung eines Angriffs war die Bewegung des Zuges ſehr gehemmt worden.

Man beſtürmte den König mit Bitten, unter dem Schutze der Nacht den Schweizern voraus nach Paris zu eilen, weil er ſo ſicherer dort eintreffen würde.

Hier fand man in Carls Ehrgeiz ein heftiges Hinderniß. Es iſt Flucht, ſprach er, feige Flucht, und Frankreichs Könige dürfen nicht fliehen!

Alle aber beſtürmten ihn mit ihren Bitten, ſtellten die Gefahr ihm rieſengroß dar, und da endlich, als man ihm die Nothwendigkeit in's Licht ſetzte, ſich für Frankreichs Wohl zu erhalten, als der tapfere Nemours ſelbſt bat, ſich ihm anzuvertrauen, gab Carl nach, und ſo gieng der Hof unter einer kleinen Bedeckung, die Nemours befehligte, von den Schweizern ab, denen die Hugenotten, je näher ſie Paris kamen, deſto mehr zuſetzten. Der Hof erreichte unter dem Schutze der Nacht glüklich Paris.

Unerwartet ſchnell ſtanden die Hugenotten vor Paris. Muthig und kühn, wie immer, benahmen ſie ſich auch hier. Mit großer Umſicht ſchloß Condé Paris ein. Ihre Abſichten giengen dahin, ohne Blutvergießen den König zu nöthigen, ihnen freie Religionsübung zu gewähren. Katharina, die Schlange, nahm ihre Zuflucht zu Unterhandlungen, die jedoch nicht zu Stande kamen, um ſo weniger, da die Vorſchläge der Proteſtanten überſpannt, und ihre Beſchwerden in beleidigenden Ausdrükken abgefaßt waren — wenigſtens nach den Anſichten des Hofes. — Der König ſandte einen Herold nach Saint-Denys, der die Häupter der Hugenotten zur Unterwerfung auffordern, und, im Weigerungfalle, ihnen die härteſten Strafen drohen ſollte. Sie antworteten muthig und feſt, und machten ihre alte Forderung aufs Neue. Eine Ausgleichung war unmöglich, und der zu-

vende Connetable Montmorenci rückte Condé bei Saint-Denys entgegen. Obgleich das Heer der Hugenotten sehr im Nachtheile stand gegen das königliche, da es an Zahl viel geringer war als jenes, und dabei noch alles Geschützes ermangelte, so stellte es sich doch muthig jenem entgegen; und in den Tagen des kalten Novembers wurde bei Saint-Denys eine Schlacht geliefert, die, obwohl sie den Hugenotten den Sieg nicht, doch aber einen Ruhm unerschütterlicher Tapferkeit brachte. Sie war die letzte, die Montmorenci kämpfte — er fiel, der alte Held, im achtzigsten Jahre seines thatenreichen Lebens.

Katharina konnte nun frei aufathmen. Sie waren nun alle gefallen, die Männer, die sie einst fürchtete und fürchten mußte, und Heinrich von Anjou, der erbittertste Feind des Protestantismus, sah sich am Ziele seiner Wünsche. — Katharina erhob ihn zum Generalstatthalter des Reichs, und gab ihm den Oberbefehl über das Heer, unter Cossé's, Aumales und Tavannes Mitwirkung.

Hoch klopfte Heinrichs Herz. Die Bahn des Ruhmes war ihm nun geöffnet, und er brannte vor Begierde, seinen Muth an den Protestanten kühlen zu können.

Das Heer dieser war durch Johann Casimirs von der Pfalz Hülfsvölker jetzt bedeutend angewachsen. Von Lothringens Grenzen, wohin sie sich nach der unglücklichen Schlacht bei Saint-Denys zurückgezogen hatten, rückten sie in Frankreich ein, und begannen die Belagerung von Chartres. Paris und der Hof zitterte, und man sah sie schon im Geiste vor den Thoren der Hauptstadt. Zu ihrem alten Hülfsmittel, das sich so oft bewährte, nahm Katharine auch jetzt wieder ihre Zuflucht. Sie eröffnete ihre Unterhandlungen, die bald zum Frie-

den [illegible] diesen Frieden, der zu Longjumeau zu Stande kam, nannte man den „kleinen Frieden," weil er kaum ein halbes Jahr dauerte.

Coligny war sehr mißvergnügt mit diesem unreifen, unzeitigen Frieden. Er zog sich nach Chatillon zurück und mit ihm Guy de Saint-Flour, der ihn in allen den bisherigen Kämpfen treu, wie sein Schatten, begleitet hatte.

Was Coligny befürchtete, traf ein. Es war, wie mit allen Friedensschlüssen, auch mit diesem nicht Ernst. Kaum war das hugenottische Heer auseinander gegangen, als auch schon wieder die gräßlichsten Verfolgungen über die Protestanten ergiengen. Im Laufe eines Vierteljahres wurden an verschiedenen Orten an 2000 der friedlichsten Protestanten auf's Grausamste durch Feuer und Schwert hingerichtet. Und der Hof wußte es, duldete es, freute sich und schwieg. Auf's tiefste empörte dies Verfahren Coligny. Er sah seine Vermuthungen gerechtfertigt, und machte Condé heftige Vorwürfe wegen seiner Leichtgläubigkeit. Bald aber sollte Condé selbst Erfahrungen machen, die ihn selbst zur Reue führten.

20.

Es war am 18. März 1568, als in aller Frühe der Admiral Coligny mit seiner Familie die Reise nach Noyers antrat, dem Prinzen Condé daselbst einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. Guy de Viole, der die Stelle eines Adjutanten bei Coligny versah, war diesesmal nicht in der Nähe des von ihm hochverehrten Helden — da eine Unpäßlichkeit ihn in Chatillon zurück hielt. Sich allein überlassen — gab sich der Jüngling

ernſten Betrachtungen über die jüngſte Vergangenheit hin. Jene Vorgänge in Monceaux en Brie ſchienen ihm ſchnell vorübergehende Traumbilder geweſen zu ſeyn — und wirklich hatten ſie durch die Schnelle und das ſeltſame Zuſammentreffen der Ereigniſſe, der Gefahr und Rettung durch den, ihm von dem erſten Zuſammentreffen bei Coligny noch erinnerlichen, ihn damals ſchon ſo unbegreiflich anziehenden, in ſeinem Weſen ſo ſeltſamen Aſtrologen — etwas Traumartiges und Wunderbares. Nur Eins hatte er ſich dabei vorzuwerfen, jenes augenblickliche Wohlgefallen, jenes Aufblitzen einer Neigung zu der ſchönen Margarethe von Valois. Ihm erſchien es als Untreue gegen Gabrielen. Er fühlte ſich dadurch erniedrigt. Sein Gemüth war in ſich ſelbſt zerfallen, und eine tiefgefühlte Scham drückte ihn nieder. Gabrielens Bild trat in ſeiner himmliſchen Reinheit und Unſchuld wieder vor ſeine Seele, und er bat es um Vergebung ob der augenblicklichen Verirrung. — Doch — wo war ſie? Lebte ſie noch, und wie und wo? — Ach, er hatte ja nichts gethan für ſie, nichts, ſie aufzufinden! Heftige Vorwürfe machte er ſich. Er ertrug dieſen Seelenzuſtand nicht. Sein Entſchluß war ſchnell gefaßt, er wollte nach Paris — obwohl heimlich — er wollte zu Acevedo ſeine Zuflucht nehmen, und vereint mit dem Greiſe, der ſo wohlwollend ihm ſchon einigemale nahe getreten — mit Hülfe ſeiner Kunſt die Geliebte aufſuchen, ehe denn wieder auf's neue des Krieges Fackel loderte, wie der Admiral glaubte. Was dieſen Gedanken in ihm noch mehr beſtärkte, war die gewiſſe Kunde, daß Adelma's Horde in der Nähe ſey. Die Alte wollte er aufſuchen, und mit Hülfe derſelben unentdeckt nach Paris kommen, da er es öffentlich nicht

durfte; denn der Admiral wußte aus sicherer Quelle, daß ihm dort Tod und Verderben drohte — und das hatte er ihm gesagt.

Guy setzte sich schnell und schrieb an den Admiral mit der Offenheit und dem Vertrauen des Sohnes an den Vater. Er legte ihm klar sein Verhältniß zu Gabrielen an den Tag, was er mündlich nicht würde gethan haben. Er bat ihn dringend, ja nicht seine Unpäßlichkeit als einen Vorwand anzusehen, da vielmehr erst das Alleinseyn und das stille Nachdenken über sich selbst ihn an seine Pflicht gemahnt und die Sehnsucht seines Herzens aufs Lebhafteste geweckt habe, der er nicht länger widerstehen könne. Zuletzt sprach er die Hoffnung aus, durch Acevedo vielleicht manches wichtige Ergebniß der Politik des Hofes erfahren zu können, und versprach, in der kürzesten Zeitfrist zurückzukehren.

Ein Eilbote brachte dem Admiral diese Zeilen, und Guy, im Voraus von der Gewährung seiner Bitte überzeugt, befahl seinem Diener, sein Roß zu satteln. Noch war es nicht Mittag, als Guy schon, den Weg von Chatillon nach Paris einschlagend, mit Windeseile dahin flog. Die Stimme seines Herzens sprach jetzt so stark, so lebhaft, daß die Schnelle, womit sein Roß dahin eilte, ihm zu langsam dünkte. Als er in die Gegend kam, wo er die Horde Melma's vermuthete, fragte er jeden Vorüberziehenden nach ihr. Endlich wieß man ihm einen weithin sich ausdehnenden Wald — als den momentanen Wohnort des wandernden Völkchens, und dahin richtete er seinen Weg.

Er war noch nicht weit in den Wald hinein geritten, da vertrat ihm schon ein baumstarker Zigeuner den Weg, indem er kaltblütig seine Flinte spannte.

Wo ist Adelma, Eure Aeltermutter? fragte er ihn heftig.

Kennt Ihr die? fragte mißtrauisch darauf dieser. Was wollt Ihr bei ihr? —

Schweig! donnerte ihm der Jüngling zu. — Wo ist sie?

Der Zigeuner setzte erschrocken das Gewehr zum Fuße und sagte kleinlaut: Wendet Euch dorthin, und reitet in stets gerader Richtung fort, so könnt Ihr nicht fehlen.

Ohne sich nach ihm umzusehen, warf Guy sein Pferd herum und jagte dahin, wohin ihn der Zigeuner gewiesen.

Wirklich sah er nach kurzer Frist einen Haufen Zelte auf einem freien Raume des Waldes, und sein scharfes Auge erkannte sogleich die alte Adelma, wie sie auf einem Polster saß mitten im Kreise jüngerer Frauen und Mädchen.

Staunend blickten alle den schmucken Reiter an. Adelma erkannte ihn und streckte ihre gelbe, dürre Hand nach ihm aus.

Hast Du Dich verirrt, oder suchst Du endlich einmal die Menschen auf, die es wohl mit Dir meinen? rief sie ihm entgegen.

Ich suche Euch! antwortete Guy.

Dann sey mir dreimal gesegnet, rief sie, und eine ungetrübte Heiterkeit flog über die schroffen Züge ihres abschreckenden Gesichtes.

Was suchst Du denn bei mir, mein Sohn? fragte sie zutraulich.

Guy blickte im Kreise der sie noch gaffend umstehenden Weiber und Mädchen umher. — Adelma verstand ihn.

Geht Kinder, sagte sie, laßt mich mit ihm allein.

Gehorsam zogen sie sich zurück. Guy band sein Pferd an und setzte sich dann zu der freundlichen Alten.

Du hast mir einen sauern Gang erspart, hob sie an und ich danke es Dir; denn zwischen heute und dem Vollmond, der in zwei Tagen eintritt, mußte ich Dich in Chatillon sprechen.

Wußtet Ihr denn, daß ich dort war? fragte er erstaunt.

Mein Auge begleitet Dich allerwegen mit treuer Sorgfalt — Du entgehst ihm nicht. Nur einmal kam ich zu spät, Dich zu warnen — Du warst schon in Monteaux en Brie — schon im Garn einer Schlange und — einer Buhlerin. —

Einer Buhlerin? fragte Guy mit Staunen. Wen nennt Ihr so?

Margarethen von Valois, die stolze Schönheit, die so leicht besiegbar ist, wenn das Geheimniß ihre Wege einhüllt. — — Doch laß das, wie gieng es Dir in Monteaux, und wie entkamst Du der Gefahr?

Kanntet Ihr sie?

Ich wußte, warum Du nach der Picardie giengst — ich vermuthete es wenigstens, und ahnete, wie man mit Dir dort handeln würde. Du warst glücklich bei Margarethen — man sagte, Du habest ihr gefallen.

Schweigt! sagte ernst Guy, in dessen Innerm wieder ein heiteres Gefühl erregt wurde. Sie sah ihn seltsam an. —

Nun, so sage mir doch, wie Du dort entkamst?

Wie aus Rouen — dieselbe Hand rettete mich.

Dieselbe? fragte Adelma, und versank in Nachdenken. Dieser Mann — — fuhr sie dann langsam fort — trügt mich mein Gefühl nicht — stehe Dir sehr nahe

Guy. Ich ſah ihn noch nicht — doch vorübergehend, und geſchickt weiß er meinem Blicke auszuweichen.

Er iſt ein edler Menſch, Adelma, verſetzte Guy, ſey er, wer er wolle. Laß uns abbrechen und ſag mir, wie ich unerkannt nach Paris komme.

Was willſt Du dort? — fragte ſie.

Guy wurde verwirrt. — Mich zieht ein geheimes Geſchäft dorthin, ſagte er.

Das Herz? Guy! Sey offen, mein Sohn. Sollte Margarethe? — doch nein, Du biſt zu edel, zu gut. —

Nennt mir den Namen nicht wieder, wenn Ihr nicht wollt, daß ich ſogleich Euch verlaſſe! rief er heftig.

Gottlob denn! ſagte ſie. Aber was denn ſonſt? Die Gefahr iſt groß für Dich. Karl wüthete, als Du entflohen. Adelma kann Dich nach Paris führen, aber — ob ſie Dir herausheifen kann, das weiß ſie nicht.

Dafür laß mich ſorgen, ich muß. —

Aber wenn nun eine nähere, heiligere Pflicht Dich nach Noyers oder Chatillon triebe? —

Es giebt jetzt keine heiligere, als die mich nach Paris zieht! —

Lies dieſen Brief erſt, Guy de Dixle, ſprach Adelma, ihm ein erbroch'nes Schreiben reichend — und dann ſage mir, was die Pflicht Dir gebeut!

Haſtig ergriff es Guy.

Er las:

„Die Jagd iſt bereit; der Hirſch im Netze. Coligny geht dieſer Tage nach Noyers zu Condé; dort nehme ich ſie beide gefangen.

Tavannes."

Guy erbleichte. Es waren Tavannes, des Statthalters von Burgund, Schreibzüge unverkennbar. Der

Brief war an einen seiner Freunde in Paris gerichtet. Wie kommt Ihr zu den Zeilen? fragte er.

Gehst Du noch nach Paris? fragte lächelnd Adelma.

Nein, jetzt nicht — ich darf ja nicht! rief Guy — antwortet mir — wie kamt Ihr zu dem Briefe? —

Einer von der Horde, ein wilder Bursche, erzählte Adelma, strich umher. Da sah er einen Reiter die Straße eilend nach Paris, nach dessen Geldbeutel es ihn gelüstete. Er hielt ihn an. Der Bursche scherzte nicht und schoß nach ihm. Das reizte den Grimm des wilden Sohnes der Wüste und er legte ihn in's Gras. Auf seinem Leibe trug er diese Zeilen, die er mir brachte, da die ganze Horde den warmen Antheil kennt, den ich an Deinen Glaubensbrüdern nehme. In Deine Hände mußte er kommen, das sah ich, und ich war entschlossen, ihn Dir selbst zu bringen — da kamst Du.

Dank Euch! rief er aus. Jetzt muß ich eilen, ehe es zu spät ist! O, mein Gott, rief er schmerzlich in halber Selbstvergessenheit aus, warum kann ich denn nie meinen heißen Wunsch befriedigen, und Ihre Spur aufsuchen!

Adelma blickte ihn forschend an.

Warst Du denn so sicher, sie zu finden? fragte sie.

Wen? — forschte der Jüngling, und eine dunkle Röthe ergoß sich über sein Antlitz.

Gabrielen d'Arbeque, sagte Adelma.

Weib! rief Guy — kennst Du der Herzen Tiefe? —

Das Deine, mein Sohn, kenne ich, und freue mich, daß Du treu bist der ersten Liebe Deiner Jugend. Bleibe Du treu — vielleicht ist's der Wille des Himmels, daß Du sie wieder siehst. Ich will nach ihr forschen, und glaube Du mir, Du hast es einem treuen Herzen ver-

traut, was das Deine bewegt. Findet sie Adelma nicht, so suchst Du vergebens. Nun gehe mit Gott, Du mußt eilen.

Guy schwang sich auf sein Roß und jagte wieder den Weg, den er gekommen, doch jenseits des Waldes nahm er die Richtung von Noyers. Das angestrengte Reiten ermattete sein Roß, und als die Nacht kam, vermochte es nicht weiter. Ein einzelner Hof nahm ihn gastlich auf. Er pflegte das müde Thier. Sich selbst gönnte er keine Ruhe. Er hatte noch vier Stunden bis Noyers. Der Mond gieng indessen auf, und als das Pferd einige Stunden gerastet, zog es Guy wieder hervor und trat die Reise wieder an. Er mußte jetzt aber seine Eile mäßigen, um das edle Thier nicht ganz unbrauchbar zu machen.

Es war lange schon Mitternacht vorüber. Der Mond schien hell und klar. Guy ritt eine Anhöhe hinan, und entdeckte zu seiner größten Freude nahe vor sich die Thürme von Noyers. Bald erreichte er es. Im Schlosse Condé's lag Alles in des Schlafes Fesseln — aber Condé war nicht so sorglos wie Coligny zu Chatillon. Die Wächter riefen ihn an, sobald er sich dem Schlosse näherte. Guy gab sich zu erkennen. Bald wurde er eingelassen, und den Wächtern sein müdes Roß übergebend, eilte er in das Schloß, und ließ sogleich Coligny und Condé wecken. Die Noth drang auf Eile. Er ließ sich im Saale auf einen Sessel nieder und überdachte die wunderbaren Wege des Geschickes, das ihn zum Retter Coligny's bestimmte aus dieser großen Gefahr. Er dankte dem Lenker der Schicksale, und legte die heißen Wünsche seines Herzens in seine Vaterhand demüthig und vertrauensvoll, und das süße Bewußtseyn, der-

[illegible] Herzens Wünsche geopfert zu haben, gab ihm Frieden.

Nach einiger Zeit trat Coligny herein. Er ſtaunte den Jüngling an.

Viole, ſprach er dann ernſt, Ihr ſeyd mir ein Räthſel geworden, das ich nicht löſen kann. Heute frühe ſchreibt Ihr mir, Ihr müßtet nach Paris, und jetzt ſeh ich Euch in Noyers?

Vergebt mir, gnädigſter Herr! rief der Jüngling. Ich folgte nur der unbezwinglichen Sehnſucht meines Herzens, und es war —

Darüber tadle ich Euch nicht. Ich war jung, Viole, wie Ihr, und habe geliebt wie Ihr — darum nur möchte ich Euch tadeln, daß Ihr ſo unbeſtändig in Euren Entſchlüſſen ſeyd.

Es war Euer und des Prinzen und der Eurigen Glück, daß ich jenem Zuge meines Herzens folgte, nur dadurch war es möglich, daß ich Euch vom Verderben retten konnte. Leſet dies und urtheilt dann.

Condé fand ſich nun auch ein.

Was habt Ihr denn Wichtiges, daß Ihr unſre Ruhe ſtört, Hauptmann Viole, ſagte er halb mürriſch. Euch hätte ich wahrlich heute eher in den Armen Eurer Geliebten geſucht, als in Noyers! ſetzte er, jedoch in Scherz übergehend, hinzu.

Der Admiral hatte das Billet geleſen und Tavannes Handſchrift ſogleich erkannt. Er reichte es Condé mit den Worten:

Wenn wir nicht eilen, ſo ſind wir verloren!

Condé durchflog das Blatt. Der Schrecken bleichte ſeine Wangen.

Wo habt Ihr das Blatt her? rief er Guy zu.

Dieſer erzählte nun, wie er dazu gekommen ſey, und jeder Zweifel ſchwand. Aber die Verlegenheit war groß, in welcher ſie ſich befanden, denn ſie waren in dieſem Augenblicke nicht gerüſtet zu einer Flucht.

Coligny allein behauptete die ihm eigne Ruhe und Feſtigkeit.

Laßt uns die Unſrigen und uns retten und la Rochelle zu gewinnen ſuchen, das iſt das einzige Mittel.

Er gab Guy, dem er dankbar die Hand drückte, den Auftrag, ſo ſchnell als möglich, Alles zur Flucht zu bereiten. Die Leute des Prinzen wurden geweckt, aber es war eine Unordnung unbegreiflicher Art in dem Schloſſe, da einer gegen den andern rannte, und alle den Kopf verloren hatten, indem ſie ſich die Gefahr ſo nahe dachten, daß man ihr nicht mehr entgehen könnte. Guy war überall: Er fühlte keine Müdigkeit. Er brachte Ordnung in das Ganze. Die Wagen des Prinzen und des Admirals wurden reiſefertig gemacht; alle Diener bewaffnet. Gegen Morgen war Alles im Stande, zur Abreiſe bereit, und mit dem kommenden Tage verließ der Zug Noyers. Guy war das Haupt der Bedeckung. Er war überall, ſorgte, wirkte, ermunterte.

Nur langſam konnte ſich der Zug fortbewegen, und auch in der Wahl der Wege mußte große Vorſicht angewendet werden, um nicht Aufſehen zu erregen, und dadurch in Tavannes Hände zu gerathen. Condé hatte eine Klageſchrift über das treuloſe Benehmen des Hofes an den König eiligſt noch von Noyers abgeſendet, worin er zu verſtehen gab, daß es ihm lieb ſey, des Königs Antwort in Noyers zu erhalten. Dies täuſchte Katharinen. Sie hielt ihren Plan für gelungen und triumphirte ſchon, Condé, Coligny und die Königin von Na-

[illegible], die Montluc gefangen nehmen ſollte, in ihrer [illegible] zu haben.

[illegible] und Coligny erreichten indeſſen glücklich Rochelle, wo bald darauf auch Johanna von Navarra mit ihrem Sohne Heinrich von Bearn anlangte, die durch ein Schreiben von unbekannter Hand aus Paris, von der Gefahr unterrichtet, glücklich den Nachſtellungen Montluc's entgieng.

Grenzenlos war die Wuth Katharina's, ſo gänzlich ſich in ihren Erwartungen getäuſcht zu ſehen. Sie ahnete Verrath in ihrer Umgebung, und doch wußte ſie nicht, auf wen ſie ihren Verdacht werfen ſollte. Da fiel ihr Acevedo ein. Sie überdachte ſein Benehmen, und jene ſie ſo fürchterlich erſchüttert habenden Worte in Monceaux fielen ihr ein, Guy de Viole's an's Wunderbare grenzende Flucht aus dem Pallaſte beſtärkte ihren Verdacht auf's Neue. Doch der Aſtrologe hatte in ihrem finſtern Aberglauben einen zu beredten Vertheidiger; er hatte ſchon ſo oft ihr Beweiſe von Treue und unpartheiiſcher Ergebenheit gegeben, daß ſie nicht leichthin ſich eines ſo wichtigen Mannes berauben, ſondern erſt prüfen und beobachten, dann aber um ſo entſchiedener handeln wollte, wenn ihr Verdacht ſich irgend rechtfertigen würde. Sie beſtellte daher vertraute Leute, die auf allen Schritten und Tritten ihn beobachten mußten. Auſſer ihm zog der edle, biedere, vorurtheilloſe Kanzler L'Hopital ihren Verdacht auf ſich, der um ſo ſchwerer war, da der Haß gegen ihn ihm zur Seite ſtand.

Dieſe Treuloſigkeit des Hofes weckte auf's Neue die Leidenſchaften. Ueberall loderte wieder die wilde Flamme des Bürgerkrieges, und unmenſchliche Grauſamkeiten wurden verübt von beiden Seiten; beſonders zeichneten ſich

aber Ludwig von Bourbon, Herzog von Montpensier, Tavannes und Montluc durch ihre Wildheit und Grausamkeit gegen die Protestanten aus.

In einer Berathung bei dem König kam dies zur Sprache. l'Hopital sprach mit edler Entrüstung über solch' schändliches Verfahren. Da konnte sich Katharina nicht halten.

Ist es Euch vielleicht unbekannt, Herr Kanzler, rief sie in heftigem Zorne diesem zu, was d'Acier in Languedoc und Dauphiné verübt? Wisset Ihr nichts davon, daß er die Katholiken mordet, die Mönche martert, die Kirchen niederreißt und die Orte niederbrennt? Ist Euch noch nichts zu Ohren gekommen von dem Halsbande aus Mönchsohren, das Briquemont trägt?

l'Hopital hörte ruhig zu.

Eure Majestät, sagte er dann, vergessen, daß fortgesetzte Unterdrückung und Grausamkeit auch den Sanftmüthigsten wild machen kann.

Katharina wollte aufbrausend antworten. Carl bat sie, ruhig zu bleiben.

Gebt Eure Siegel ab — sprach er zu l'Hopital, Ihr seyd Eurer Würde enthoben.

l'Hopital verbeugte sich. Gott gebe Eurer Majestät einen treuern Diener, sprach er, und gieng dann stolz hinweg, mit dem Bewußtseyn eines reinen Herzens. Morvilliers, der schmiegsame, fanatische Bischof von Orleans, nahm seine Stelle auf Katharina's Empfehlung ein. —

Er war nun auch entfernt, der Mann, dessen Rechtlichkeit bisher durch die Achtung, die sie König Carl einflößte, eine große Gewalt über ihn geübt, und oft das Gegengewicht gegen Katharina's Arglist gewesen war.

Ihre Spione meldeten ihr von Acevedo, daß er oft [illegible] verlasse und in Paris verweile, doch könne [illegible] entdecken, wo er sich hinbegebe, da er mit [illegible] listiger Liß die vervorrenste Wege gehe. Sie wollte ihn genauer prüfen, und brachte darum bald darauf das Gespräch auf die Lage Frankreichs und der Hugenotten.

Acevedo, zu viel vertrauend auf seine Macht über der Königin Gemüth, sprach zu warm für die Unterdrückten. Katharina entließ ihn kalt. Sie war jetzt überzeugt, er müsse wenigstens Antheil an dem Verrath ihrer Geheimnisse haben, und auch sein Loos war geworfen.

21.

Adelma war eingedenk des Versprechens, das sie Guy gegeben. Dieses und eine auch ihr besonders wichtige Angelegenheit zog sie nach Paris. Nur einmal und zwar schnell vorübergehend sah sie einst Acevedo.

Ihr schien der Mann bekannt — sie sah ihn genauer an, und sie fand Züge, die dem Parlamentrath de Viole glichen, den sie einst mit der ganzen Gluth ihres Herzens geliebt hatte; aber zu schnell verschwand der Astrologe, als daß sie hätte ihre Vermuthung vergewissern können. Seitdem verfolgte sie der Gedanke, daß Viole noch lebe, daß Acevedo es sey. Die Theilnahme an Guy, seine zweimalige Rettung durch ihn — das Alles machte ihr die Sache gewisser, glaublicher. Sie gieng oft nach Paris, sie wußte sich selbst Eingang in den Louvre zu verschaffen; aber Acevedo hatte sie erkannt und entzog sich ihrem Anblick, da er noch das Geheimniß nicht enthüllen durfte.

Auch jetzt trieb ſie dieß nach Paris noch mehr, als die Nachforſchungen nach Gabrielen, die ihr ohnedem in ihrer ganzen Schwierigkeit erſchienen. Die Zigeuner hatten ihre Verbindungen in Paris, wo ſie die Beute zu verkaufen pflegten. Es waren die Schlupfwinkel des Laſters und der Verworfenheit — allein ſicher vor dem Auge der Gerechtigkeit, das ohnedem in jenen Tagen innerer Zerriſſenheit und geſetzloſer Willkühr blind geworden.

An ihrem Staab gelehnt, ſtand ſie am Hofe des Louvre, überlegend, wie ſie am ſicherſten ihre Abſicht erreichen möchte.

Unterdeſſen ereignete ſich in Acevedo's Gemache etwas Unerwartetes. — Schon längſt hatte Anjou's Späherblick in dem Acevedo ſtets begleitenden Knaben das reizende Mädchen entdeckt, und den glühenden Wunſch gehegt, ſie zu beſitzen. Acevedo durchſchaute das Gewebe der Bosheit, das man angelegt, Gabrielen zu verderben. Es war eine ſchwer zu löſende Frage, wie er das Mädchen in Sicherheit bringen möge und wo? — Er hatte zwar an de Meſſis Freunden Freunde, aber ihnen durfte er ſie nicht anvertrauen. Da begegnete ihm einſt ein Menſch, der ihm bekannt ſchien. Er betrachtete den alternden, ärmlich gekleideten Mann genauer, und nun erkannte er in ihm einen ſeiner frühern treuen Diener, der in Paris zurückgeblieben war. Er folgte dem Manne von Ferne bis zum Marais, wo er in eine ärmliche finſtre Wohnung trat. Es war die Seine. Acevedo's Ankunft erſchreckte den armen Mann. Als er aber ſich ihm zu erkennen gab, wäre er faſt vor ihm niedergefallen. Eine höhere Freude könnte es für die treue Seele nicht geben, als ſeinen alten, geliebten Herrn

wiederzusehen. Bei ihm war Acevedo's Geheimniß sicher. Wir lagen sprach er wegen Gabrielen. Gerne verstand sich der treue Alte dazu, sie verborgen zu halten, bis Stadt sie zurückfordern würde.

Freudig kehrte er zu Gabrielen zurück und schilderte ihr die drohende Gefahr. Eine unnennbare Angst ergriff die Jungfrau. Sie bat unter Thränen, je eher je lieber sie aus dem Louvre dorthin zu bringen.

Laß nur den Abend kommen, sagte Acevedo, dann führe ich Dich unbemerkt dorthin; allein kaum daß dies Wort über seine Lippen gegangen, da klopfte es heftig an die Thüre. Nicht ohne eine geheime Angst öffnete Acevedo, und seine Furcht war gerechtfertigt.

Montesquiou, der Hauptmann der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, begleitet von vier bewaffneten Schweizern, trat herein.

Ihr seyd mein Gefangener im Namen der Königin, sprach er durch zu dem Astrologen; folget mir.

Montesquiou's Blicke ruhten lüstern und durchbohrend auf Gabrielen's schöner Gestalt. Sie erbleichte, wankte und sank ohnmächtig in einen Stuhl.

Ich folge Euch, Herr Ritter, sagte gefaßt Acevedo, nur gestattet mir, daß ich mich meines Sohnes annehme, dessen Zustand ihr sehet.

Das ist eine Ohnmacht, wie sie Knaben sonst nicht eigen ist, erwiederte Montesquiou. Er ist stark, und wird schon zu sich kommen. Da er unschuldig ist, werde ich ihn der Gnade der Königin empfehlen, setzte er mit einem Satyr-Lächeln hinzu. Gebt mir den Schlüssel Eurer Thüre, damit ich sie verschließe — es möchte dem Knaben sonst vielleicht gar eine Gefahr drohen!

Acevedo ſah ein, daß hier nichts zu ändern war. Er gab ihm den Schlüſſel und ſagte: Ich rechne auf Eure Ehre, Herr Ritter.

Das dürft Ihr, antwortete der Maltheſer, und jenes ſataniſche Lächeln ſchwebte wieder um ſeinen Mund.

Er ſchloß ſorgfältig die Thüre ab und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

Herr Ritter, hob Acevedo an, eine Bitte gewähret mir, führet mich zur Königin!

Das kann nicht ſeyn, herrſchte ihm der Maltheſer zu und führte ihn nun ſchnell über die Gänge aus dem Pallaſte.

Adelma ſtand draußen und erblickte nun plötzlich den Gefangenen. Sie erſchrack. Ja, es iſt Viole! rief ſie in ſich hinein.

Auch Acevedo ſah und erkannte ſie. Eine dunkle Ahnung, als könne ſie Gabrielen vielleicht nützen, bemächtigte ſich ſeines Gemüths. Er zog ſchnell den Treuring ſeiner verſtorbenen Gattin vom Finger, ließ ihn vor ihr unbemerkt fallen, und ſagte zu ihr gewendet:

Liebe Adelma, nimm Dich meines Sohnes Gabriel an!

Montesquiou blickte auf die Alte und ſchlug eine laute Hohnlache auf. Da habt Ihr Euch einen wackern Vormund beſtellt, Meiſter! rief er aus.

Sie traten nun aus dem Hofe des Louvre und waren dem Blicke Adelma's entzogen.

Dieſe ſtand bebend noch auf derſelben Stelle. Sie hatte den Ring aufgehoben, ihn an ihre Lippen gedrückt, denn ſie erkannte ihn.

O, rief ſie freudig aus, er hat noch Vertrauen zu mir! — Ach, ſetzte ſie hinzu, hätteſt du früher einmal „liebe Adelma“ geſagt, der Himmel wäre in dieſe

Beruf hinzogen, und das arme Herz hätte doch eine schöne Erinnerung gehabt. Der Auftritt hatte sie so sehr ergriffen, daß sie nicht im Stande war, von der Stelle zu gehen. Sie dachte ihm nach. Gabriel? fragte sie sich. Guy war doch sein einziger Sohn. Sollte er noch einmal geheirathet haben? — Diese Worte Viole's waren ihr unerklärlich. So viel aber sah sie ein, sie müßte nach hier weilen. Sie setzte sich auf die Stufen des Portals, vielleicht eine Gelegenheit zu entdecken, wodurch sie genauere Kunde erhalten könnte.

Gabriele erwachte aus der Ohnmacht und fand sich eingeschlossen. Ihr erschien ihres Pflegevaters Gefangennehmung genau mit Anjou's verworfenen Planen zusammenzuhängen. Ein tödtlicher Schrecken bemeisterte sich ihrer. Was sollte sie thun? — Hier konnte, hier durfte sie nicht bleiben, mochte auch ihr Schicksal seyn, welches es wollte — schlimmer als das, welches hier ihrer wartete, konnte ja keines seyn. — Sie erinnerte sich, daß Acevedo allerlei Schlüssel besaß. Sie suchte sie hervor. Sie lagen unter Papieren. Diese Papiere könnten ihm schaden, dachte sie in diesem Augenblick. Sie warf sie in die Flammen des Kamins — dann versuchte sie die Thüre zu öffnen. Es gelang zu ihrer unaussprechlichen Freude. Schnell steckte sie das wenige Geld, was sie in Acevedo's Habseligkeiten fand, zu sich, warf sich auf ihre Knie und betete inbrünstig für ihn und für sich, und eilte dann, in einen Mantel gehüllt, aus dem Louvre, völlig ungewiß, wohin sie ihre Schritte lenken sollte.

Sie eilte über den Hof weg. Sie hörte nicht, daß ihr Jemand nachrief. Erst vor dem Hofe, wo sie stille stand, einen Augenblick zu überlegen, wohin sie ihre Rich-

tung nehmen ſollte, gelang es Adelma, den flüchtigen Knaben zu erreichen.

Heißt Du Gabriel? fragte ſie zutraulich — dann habe ich einen Auftrag von Acevedo, oder beſſer von de Viole an Dich.

Gabriele erſchrack. Sie ſah die Alte und wollte ihr entfliehen — da ſeit jenen Tagen auf Arbeque der Name Zigeuner ſchon ihr fürchterlich war. Die Alte ergriff ſie jedoch.

Kind, fliehe nicht, ich bitte Dich! ſagte ſie. Sieh hier Acevedo's Ring, er iſt das Zeichen, daß Du mir vertrauen darfſt.

Gabriele erkannte den Ring, und ſie dachte, daß doch vielleicht die Alte nicht löge.

Als ſie ihr aber in das abſchreckende Geſicht blickte und die krächzende Stimme mit ihrem widerlichen Tone an ihr Ohr ſchlug, da erbebte die vielfach Geängſtete wieder.

Adelma betrachtete den Knaben, die feine, ſchöne Geſtalt, und ſie begann an dem Geſchlechte deſſelben zu zweifeln. Vertraue Dich mir an, mein Kind, ſagte ſie ſo herzlich, als ſie nur konnte. Du biſt verlaſſen hier, und was wollteſt Du ohne Hülfe beginnen in der gefahrenreichen Stadt, in dem wildbewegten Lande. Viole kennt mich, mir rief er, als die Schweizer ihn vorüber führten, zu: Adelma, nimm Dich meines Sohnes Gabriel an! Kind, ich bin ihm hochverpflichtet — ſage, wohin ich dich bringen ſoll! —

Wo iſt Viole? fragte Gabriele jetzt, wie wenn ihr ſeine Gefangennehmung erſt jetzt zum klaren Bewußtſeyn käme.

Das kann ich Dir nicht ſagen, verſetzte Adelma, da ich auf Dich wartete, konnte ich ihm nicht folgen; doch das wollen wir auch erfahren.

Sie ergriff nun Gabrielen's zarte Hand und zog ſie mit ſich fort bis zu einem Durchgange, wie ſie ſich in Paris häufig finden, wo man nämlich durch ein Haus von einer Straße in die andere gelangt. Hier blieb Adelma keuchend ſtehen. Es war dunkel geworden. Gabrielen's Gemüth, ſo furchtbar erſchüttert durch die Ereigniſſe dieſes Tages, ſchloß ſich jetzt mit mehr Furcht als Vertrauen an die Alte an.

Kind, fragte dieſe, haſt Du Jemanden in Paris, zu dem ich Dich bringen könnte?

Ach! rief angſtvoll Gabriele, ich kenne hier Niemanden, nicht einmal den Ort, wo meines Vaters Grab iſt.

Deines Vaters Grab? fragte Adelma geſpannt. Viele nannte ſich Deinen Vater.

O, das iſt er auch der Waiſe geworden, die ihn verloren war.

Wo iſt denn Deine Heimath? fragte wieder die Alte.

Zu der Dauphiné, antwortete Gabriele.

Ohne daß ſie ſich eines Vermuthunggrundes bewußt geweſen wäre, ſprach die Alte: vielleicht zu Schloß Arbeque? — Nicht wahr, du biſt Gabriele d'Arbeque?

Kennſt Du mich? fragte ängſtlich Gabriele, die kaum ihrer Beſinnung mächtig war.

O, ich kenne Dich, Mädchen, ſagte darauf freudig Adelma, und weiſeſt Du nicht kalt und ſtolz ein treues Herz zurück, ſo ſollſt Du in mir eine mütterliche Freundin gewonnen haben, die Dir in dieſer drangſalvollen Lage alles leiſtet, was in ihren Kräften ſteht.

Gabriele drückte dankbar ihre Hand. Allmählig vertraute ſie der Alten. Je ruhiger ſie zu werden begann, deſto mehr erkannte ſie das Hülf- und Troſtloſe ihrer gegenwärtigen Lage und die Nothwendigkeit, ſich der ehrlich ſcheinenden Zigeunerin hinzugeben.

Nachdem Adelma ausgeruht, ſetzten ſie ihren Weg fort, und erreichten ſpät eine elende, ſchmutzige Hütte in einem finſtern Gäßchen. Von einem wild ausſehenden Menſchen wurden ſie freundlich aufgenommen. Gabriele konnte nichts genießen, und ſank bald auf einem harten Lager, über welches ſie ihren Mantel gebreitet, in tiefen Schlaf.

Als ſie am Morgen erwachte, ſaß Adelma an ihrem Bette.

Freundlich grüßte ſie die Erwachende. Gabriele fühlte neue Kraft.

Wir wiſſen jetzt ſchon ſoviel, als vorerſt möglich, über Viole, hob ſie an; er iſt in eins der minder harten Gefängniſſe gebracht worden, und wir können für's erſte ruhig ſeyn.

Dieſe Nachricht erleuchtete Gabrielen's Gemüth. Sie konnte jetzt ruhiger ihre Lage überdenken, die dennoch nichts an ihrer Troſtloſigkeit verlor.

Könnte ich nur auf das Schloß Arbeque kommen, dann wäre ich geborgen! ſagte ſie zu Adelma.

Da kannſt Du hinkommen, Gabriele, antwortete ihr Adelma. Nur darfſt Du unſer wildes, unſtetes Leben nicht fürchten. Wir ziehen mit unſerer Horde dahin.

Gabriele legte die Hand an die Stirne und ſann nach.

Dein Namen und dein Geſchlecht muß ein Geheimniß, und Du ſelbſt ſtets in meiner Nähe bleiben, dann biſt Du gerettet, ſetzte Adelma hinzu.

Sie sagte sie endlich mit Festigkeit. So sehr ich es wünschte hier zu bleiben, um bei Viole zu seyn, ich sehe es ein, daß es unmöglich ist.

Sie verließen nun Paris und erreichten bald die lagernde Horde. Bald darauf brach diese nach der Dauphiné auf, wo damals d'Acier mit Tavannes und andern Häuptlingen der Katholiken sich herumschlug, und wild mit den Feinden verfuhr. Dort, wo Unordnung und Gesetzlosigkeit waltete, war dieses Volkes Tummelfeld.

22

Die Festung la Rochelle besaß und genoß das für die damaligen Zeitumstände unschätzbare Vorrecht, keine königliche Besatzung ohne den Willen der Bürgerschaft einnehmen zu müssen. Condé und Coligny waren dort glücklich angekommen nach mancher Drangsal und Gefahr. Auch Johanna von Navarra mit dem 18jährigen Prinzen Heinrich von Navarra und der 13jährigen Katharina, unter Bedeckung von 3000 treuen Bearnern, war daselbst eingezogen, trotz Montlucs Nachstellungen. Dandelot, des Admirals wackerer Bruder, führte 3000 Bretagner nach Rochelle. Johanna's Geldzuschüsse, Englands und Deutschlands bereitwillige Hülfe hoben den Muth der Hugenotten, und bald standen sie schlagfertig im Felde.

Immer höher stieg die Noth der Bedrängten in Frankreich. Nach l'Hopitals Entfernung und Morvilliers Amtsantritt, hatte die fanatische Gesinnung des Kardinals von Lothringen und Katharina's von Medicis ein weites freies Feld der Thätigkeit vor sich. Jetzt wurde den Protestanten ein Eid abgefordert, der sie zur

Treue gegen den König verpflichtete, und ihnen die Bewaffnung und Leiſtung von Geldbeiträgen zu den Unternehmungen Condé's und Coligny's unterſagte, und ihnen die Verbindlichkeit auferlegte, alles, was von gefährlichen Anſchlägen gegen die Regierung bekannt würde, anzuzeigen.

Bald darauf erfolgten raſch aufeinander die Bekanntmachungen von drei feindſelig gegen die Proteſtanten gerichteten königlichen Edikten, deren eines immer heftiger als das andere war, bis zuletzt das Bekenntniß des Evangeliums bei Todesſtrafe verboten wurde, und man keine andere Religionsausübung duldete, als die römiſche.

Dies Alles reizte die Erbitterung auf's Heftigſte. Die Proteſtanten ſahen es ein, es gelte jetzt einen Kampf auf Leben und Tod. La Rochelle wimmelte jetzt von Heeresmannen, und täglich wuchs die Anzahl.

Guy ſah mit Begierde dem Kampfe entgegen. Er, wie ſo viele, ſchwur, nicht eher das Schwert in die Scheide zu ſenken, bis Glaubens- und Gewiſſensfreiheit erkämpft ſey. Das Vertrauen, welches Coligny in ihn ſetzte, und die wohlwollende Auszeichnung, womit der Admiral ihn behandelte, zog ihm die Achtung der angeſehnſten Häupter der Hugenotten zu, und ſelbſt Johanna, die edle Königin von Navarra, ſah es ſehr gerne, wenn Guy in der Geſellſchaft der Prinzen Heinrich von Bearn war, um ſo lieber ſah ſie es, da der Ruf einer unbeſcholtenen Sittlichkeit ihm beigelegt wurde von Jedermann. Aus dieſen für ihn angenehmen Verhältniſſen riß ihn der eröffnete Feldzug. So ſehr es Heinrich von Bearn wünſchte, ihn bei ſich zu behalten, ſo rief dennoch die Pflicht und die Ehre, und Guy folgte.

Bei [illegible] fiel die erſte Schlacht vor — aber wieder unglücklich für die Proteſtanten. Dieſe Schlacht, in der Guy zum erſtenmale als Oberſter an der Spitze eines Regiments leichter Reiterei kämpfte, war ſehr unheilbringend, obwohl die Proteſtanten Wunder der Tapferkeit thaten; dadurch aber war ſie dieß beſonders, daß Louis Prinz von Condé ſein Leben im 39. Jahre ſeines Alters auf eine unerhörte Weiſe verlor. Schon bei dem Anfang der Schlacht verwundete ihn das Pferd des Herzogs de Larochefoucault durch einen Schlag am Schenkel. Er ſtürzte ſich je dennoch in das tiefſte Kampfgetümmel, als die Seinen zu weichen begannen. Er ſtürzte von dem Pferde mitten im ärgſten Kampfgewühle, und konnte ſich, ob jener Verwundung, nicht wieder erheben. Knieend kämpfte er noch eine Weile mit Löwenwuth; aber ſeine Kräfte ſanken, keine Hülfe kam — und Herr d'Argence, ein Edelmann des royaliſtiſchen Heeres, ſetzte ihm heftig zu. Ihm ergab er ſich, und dieſer ſicherte ihm Pardon zu, obwohl Anjou beſtimmt den Befehl gegeben hatte, des Prinzen auf keine Weiſe zu ſchonen.

d'Argence wollte eben den Prinzen nach dem Hauptquartier bringen, als der tückiſche Montesquiou vorüber jagte. Kaum ſah er den Prinzen, ſo riß er das Piſtol hervor und ſchoß Condé eine Kugel durch den Kopf. d'Argence war wie vom Donner gerührt. Montesquiou aber ſchlug eine teufliſche Lache auf und eilte ſchnell von dannen. So eine Schandthat wurde nie geahndet. Der Tod des Prinzen wurde ſchnell unter den Hugenotten bekannt und trieb ſie zu faſt wahnſinniger Flucht. Vergebens ermahnte, beſchwor Guy ſeine Reiter zum Stich halten. Vergebens drohte er, den Erſten, der es wage

auszureißen, niederzuhauen. Seine Stimme, die dem Donner gleich daher brauſte, verhallte und — ſie flohen.

In Saintes ſah er den Admiral wieder. Grimm und Kummer zeigte ſein Angeſicht. Er vermochte faſt nicht zu reden.

Coligny reichte ihm die Hand und ſagte: Seyd muthig, mein wackrer Viole — wir leben noch und unſer Muth, und der über uns, verläßt uns nicht! — Ihr habt wacker gefochten, und Ehre Erhebung, wäre ſie. Euch nicht als Lohn früherer Tapferkeit geworden, ſie würde müßte Euch jetzt werden!

Obgleich ihm dieſes Anerkenntniß wohl that, ſo konnte doch nichts ſeinen Unwillen vernichten.

Ein gehaltener Kriegsrath legte in Coligny's Hände den Oberbefehl des Heeres. Er zog ſich auf einen Heerhaufen, den Teligny befehligte, und welcher keinen Antheil an der Schlacht von Jarnac genommen, zurück, und traf weiſe Anſtalten gegen die nachtheiligen Folgen der verlornen Schlacht. In die feſten Plätze warf er ſchnell hinlängliche Beſatzungen, und ließ dann die Häupter ſeiner Parthei in Tonnai-Charente zuſammen treten. Die Prinzen Heinrich von Bearn und Heinrich von Condé, des Gemordeten älteſter Sohn, in Geſellſchaft der edlen Königin von Navarra, trafen auch daſelbſt ein.

Als alle verſammelt waren, trat die erhabene Fürſtin in den Männerkreis, an ihrer Seite die Prinzen. Von hoher Begeiſterung erfüllt, hielt ſie eine ſo kräftige, eindringende Anrede, daß jedes Herz ergriffen wurde, und ein lauter Jubel erſcholl und alle ſchwuren zu kämpfen, bis das Ziel ihrer Wünſche, Freiheit des Glaubens und des Gewiſſens, errungen ſey. Der Mutter hohes Wort war verklungen, der Jubelruf verhallt, da

trat Heinrich von Bearn hervor. Sein Auge strahlte, indeß innere heftige Bewegung seine blühenden Wangen bleichte. Er erhob seine Hand zum Schwur und sprach mit einer Festigkeit, die bei dem 16jährigen Jüngling in Erstaunen und Verwunderung versetzte: „Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinschaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Tod oder Sieg uns allen die gewünschte Freiheit verschaffen wird!“

Da donnerte ein Lebehoch! dem Edeln. Da erklärten sie ihn und Heinrich Condé einmüthig zu Häuptern der Hugenotten. Voll mütterlichen Stolzes und mütterlicher Wonne schloß Johanna den Sohn an ihre Brust, und der alte, ehrwürdige Coligny leistete ihm zuerst den Schwur der Treue, und nach ihm alle mit gleichem Enthusiasmus. Es war ein erhebender Augenblick, der neuen Muth in jedes Herz ergoß. Nicht weniger erhebend war der, als die Prinzen dem versammelten Heere zu Cognac vorgestellt wurden. Hier gitterte die Luft ob des Jubels der Huldigung.

Günstiger als je gestalteten sich jetzt die Verhältnisse der Protestanten, denn der heldenkühne Wolfgang von Zweibrücken führte ihnen 6000 Reiter und 3000 Lanzknechte zu. Nicht zum günstigsten war die Lage der königlichen Armee. Der Schatz war geleert, die Finanzen zerrüttet. Schon ein ganzes Vierteljahr blieb der Sold aus, und täglich schmolz das Heer. Katharina kam selbst zu ihrem Sohn Heinrich von Anjou in das Lager von Limoges. Sie versprach Alles. Sie tröstete das Heer mit den Unterstützungen aus Deutschland und Italien und den Niederlanden, und hob auf diese Art den gesunkenen Muth.

Heftig brach nun der Krieg in Poitou aus. Heftiger aber wüthete man in andern Gegenden gegen die Protestanten. Vorher hatte zu zweien Malen Coligny, um ja Alles versucht zu haben, Bittschriften dem Könige vorgelegt, worin er um Freiheit der Religionsübung und Zurücknahme der verfolgenden Edikte bat, und versprach, sogleich die Waffen niederzulegen, wenn die Bitte erhört würde; allein man erwiederte mit Grausamkeiten, vor denen die Menschheit schaudert, diese Vorstellungen. Ja das Parlament von Paris setzte einen Preis von 50,000 Goldgulden auf den Kopf des Admirals — sein Bildniß wurde vor dem Rathhause von Paris verbrannt und er seiner Admiralswürde entsetzt.

Der Admiral, zu groß, um sich dadurch gekränkt zu fühlen, lächelte über die Luftstreiche der Ohnmacht; nicht so seine Freunde, die dadurch auf's wüthendste empört wurden. Ruhig verfolgte nun Coligny, der den Oberbefehl fort behielt, seinen Plan. Die Unternehmungen des Admirals gegen Poitiers führten nicht zum gewünschten Ziel, aber dagegen war Montgommeri in Bearn glücklicher. Anjou zog sich vorsichtig zurück, da auch sein Heer viel gelitten, und Coligny folgte ihm. Er vermied gerne eine Hauptschlacht, da das königliche Heer durch die Deutschen, Italiener und aus den Niederlanden verstärkt worden, allein immer allgemeiner und stürmischer sprach sich der Wunsch seines Heeres aus, gegen den Feind geführt zu werden. Bei der Stadt Montcontour trafen sie am 3. Oktober 1569 zusammen. Vier Stunden lang wüthete ein gräßliches Geschützfeuer. Um zwei Uhr Nachmittags rückten die Königlichen vor unter Montpensier, und es gelang ihm, die Reiterei unter Mouï, le Noue und Guy de Viole zu trennen. Der

Scharfrück des Admirals erkannte die Gefahr und eilte schnell zu Hülfe. Er selbst that Wunder der Tapferkeit, und würde, da ihn eine Kugel in die linke Wange traf, gefangen worden seyn, wenn nicht Mansfeld, der nach Montgomery's Tod (der wahrscheinlich, wie des Admirals einer Bruder, Dandelot, Gift erhalten hatte) die Deutschen befehligte, schnell ihm zu Hülfe geeilt und die Massen Montpensiers in die Flucht geschlagen hätte. — Aufs stürzte sich nun auf Mansfeld. Muthigen Widerstand leistete er; aber auf die Dauer würde er es nicht vermocht haben, wenn nicht der Graf von Nassau Anjou's Truppen geworfen und zersprengt hätte. Jetzt wurde das Treffen allgemein und grimmig. Ohne Pardon wurde gemordet. Tavannes und Cossé jedoch gaben den Ausschlag zu Gunsten der Katholiken. Die geringere Macht der Hugenotten unterlag nach dem muthigsten Kampfe der feindlichen Uebermacht. Zehntausend Todte und Gefangene hatten sie verloren, und 200 Fahnen zierten als Trophäen dieses Sieges die Kathedrale von Notre-Dame. Der Sieg war vollkommen. Paris jubelte und feierte Freudenfeste — denn die Ketzerbrut war ja vernichtet. — So meinte man. Coligny aber glich dem Phönix. Er zog über Niort nach Montauban; de Piles, der Held von Saint-Jean d'Angeli, stieß zu ihm. Von allen Seiten strömten Streiter seines Glaubens ihm zu, die Verluste zu ersetzen; und noch ehe das Jahr 1589 hinabsank, rückte er neu gestärkt nach Burgund vor, behauptete sich muthig gegen das überlegene feindliche Heer, und errang selbst Vortheile über dasselbe. Der Hof war des Krieges müde, der Frankreich verwüstete und die Staatskräfte verzehrte. Er erkannte des Feindes immer neue Furchtbarkeit an

und wünschte Frieden — um Kräfte zu sammeln — und endlich dennoch die Ketzer zu vernichten.

25.

Nach vielfachen und verwickelten Unterhandlungen kam endlich der Friede in Saint-Germain en Laye zu Stande; alle vorhergehenden Friedens-Edikte wurden bestätigt und jenes nachtheilige von Roussillon aufgehoben. Den Protestanten bewilligte man vier Sicherheitplätze: Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac, die Hugenotten wurden aller Aemter und Würden fähig erklärt und ihnen freie Religionsübung zugestanden. —

Der Frieden war zu günstig für die Protestanten, darum mißtrauten Viele der Aufrichtigkeit des Hofes, der schon so oft sie betrogen, und durch anscheinende Versöhnlichkeit sie gelockt hatte. Die da mißtrauten, sahen tiefer als Coligny, der sich ganz der schönen Hoffnung hingab, seinem theuern Vaterlande den Frieden zurückgegeben zu sehen.

Katharina aber meinte es, wie immer, auch jetzt, nicht treu. Jener Höllenplan, den Alba begründet, den Anjou gefördert, dem selbst Carl IX. in der Aufwallung der Leidenschaft zugethan schien, den endlich Tavannes und Retz als das einzige Mittel, zum Ziele zu gelangen, priesen — er lebte jetzt auf's Neue in ihr auf.

Acevedo schmachtete indessen noch immer im Gefängnisse, nichts Geringeres als seinen Tod erwartend. Nichts schmerzte ihn, als die Unbekanntschaft mit Guy's und Gabrielen's Schicksal. Ruhig sah er dem Tode entgegen, denn sein Herz war frei von den Vorwürfen, die, wie Harpyen, des Sünders Innern zerfleischen. Tief

oder betrübte ihn der Jubel über die Siege von Jarnac und Moncontour, und doch lag die erheiternde Vorstellung ihm wieder nahe, vielleicht droben, im Reiche des Lichts, die wiedergefunden, die er hier verloren.

Hätte er gewußt, daß Gabriele den Neffen Anjou's empfangen, daß dieser während über ihrem Verlust mit Wahnsinn gehadert, daß Guy glücklich und mit dem Lorbeerkranze des Sieges und der Tapferkeit aus den beiden Schlachten hervorgegangen, eine höhere Freude würde das Vaterherz hienieden erquickt, und die Seele der Erde dennoch wieder zugewendet haben, die nur mit Himmlischem beschäftigt war.

Katharina hatte Beredo's Papiere genau untersuchen lassen, ja theilweis selbst durchforscht. Jener glückliche Gedanke Gabrielen's, die wichtigern zu verbrennen, entzog ihn einem Verdachte, der ihm würde das Leben gekostet haben. Katharina fand nichts Verdächtiges. Nur Berechnungen und seltsame Figuren, die sie nicht verstand, waren da. Selbst jenes Schlüsselbund war von Gabrielen entfernt worden, das der Königin sicher würde die Augen geschärft haben. Sie hatte bisher den Astrologen sehr vermißt. Ihre Sehnsucht, mit kühnerm Auge in die verborgenen Wege und Pläne des Geschickes zu blicken, fand keine Befriedigung, zumal es jetzt mehr als je erwachte, da ihr Plan der Reise nahte. Sie bereute es, den Astrologen eingekerkert zu haben. Nur die Rücksicht auf Anjou, der ihn aus Ursachen, die sie nicht begriff, glühend haßte, hielt sie bis jetzt ab, ihn seiner Haft zu entlassen, die für sie schon zu lange gewährt.

Endlich konnte sie nicht länger widerstehen, und wurde bei sich einig, den Astrologen vor Anjou zu verbergen.

Sie ließ ihn in der Nacht nach dem Louvre in ihre Gemächer bringen, wo sie mit ihm ganz allein war.

Nerede erwartete seine Sterbestunde, als zu so ungewöhnlicher Zeit seines Kerkers Thüre sich öffnete. Auf's höchste überraschte ihn das Wort: Ihr seyd frei! So sehr er auch sich mit dem Gedanken an den Tod bekannt und vertraut gemacht hatte — die Liebe zum Leben, die der Schöpfer in das Menschenherz gepflanzt, die auch den Greis im Silberhaare noch nicht verläßt, sie regte sich dennoch jetzt stark — und eine aufrichtige Freude erfüllte sein Gemüth, als Freiheit statt Tod ihm verkündet wurde.

Man brachte ihn zu Katharinen. Sie trat ihm entgegen so freundlich, so wohlwollend, als ob nicht Monate einer engen Gefangenschaft, durch sie verhängt, zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit lägen. Nerede's Gesundheit hatte gelitten, er sah kränklich aus. Die Königin reichte ihm ihre Hand zum Kuß.

Nerede sah sie fest an. Seinen Blick konnte sie nicht ertragen.

Warum habt Ihr mich wie einen Verbrecher eingekerkert? — Nennt mir meine Schuld! sprach er würdevoll.

Es genüge Euch, sagte sie mild, daß ich Euch für unschuldig erkläre an dem Verdacht der Untreue, den man auf Euch lud. Vergebt mir mein Unrecht. Ich will es gut zu machen suchen. Erkennt es, Nerede, Frankreichs Königin — bittet Euch um Vergebung.

Könnt Ihr mir die Zeit des Kummers und des Elends nehmen, die ich durchlebte, oder sie in Freudentage umwandeln? — fragte er bitter.

Und dann [illegible] Beredo, erwiederte sie — aber vergeßt nicht, daß so leicht der Mensch irren kann.

Ihr gegebenes Treue sollte er nie gewissen.

Wohl, wenn der solchen Jungen ist Vieles möglich.

So geht mir sie, meine Königin!

[illegible] ich nicht, Beredo, ich sage es Euch schon. [illegible] würde es ja auch das Geschehene nicht ungeschehen machen. Vergebt, und meine ganze Verschwiegenheit, mein ungetheiltes Vertrauen soll Euch entschädigen.

[illegible] sprach Beredo — doch eine Frage müßt Ihr mir beantworten: Wo ist Gabriel, mein Sohn? —

Katharina schlug den Blick nieder. Man sagte, es sey ein Mädchen? sprach sie [illegible].

Und wenn sie das gewesen, und wenn ich mein Kind in Männerkleidung barg, um sie vor den teuflischen Nachstellungen Eurer Edelleute — ja Eures Sohnes — schützen zu können — was thut das? — wo ist sie? —

[illegible] weiß es. Sie verschwand, wie Anjou mit ihm, und nur so viel konnte ich erfahren, daß eine alte Zigeunerin sie mit sich fortgenommen, aber dann mit ihr spurlos verschwunden sey.

Da kam Freuden in des Greises Herz. Sie war gerettet, das wußte er nun mit Gewißheit.

Katharina that Alles, was sie vermochte, ihn zu gewinnen.

Sie ließ sich nun mit ihm in ein Gespräch über den jetzigen Stand der Verhältnisse ein, und sprach ein Project aus, das ihre Seele schon längere Zeit beschäftigte, nämlich Margarethen von Valois mit Heinrich von Bearn zu vermählen, und dadurch die Hugenotten in ihr Interesse zu ziehen.

Bereich, von dem Dauphin besetzt, dem für seine Glaubensbrüder so sehr günstigen Frieden alle mögliche Dauer zu verleihen — beschloß sie in dieser Absicht. Sie bat ihn, er möge doch so genaue Beobachtungen anstellen, um zu erfahren, ob dies gelingen würde.

Er bezog nun sein altes Gemach wieder, nachdem er versprochen, sich den Augen Anjou's zu entziehen. Sein erstes Geschäft war, dem gütigen Lenker des Geschickes für Gabrielen's Rettung zu danken, und dann Gelegenheit zu suchen, ein Schreiben an du Plessis-Mornay zu richten, über Guy's Verhältnisse unterrichtet zu werden. Er wußte dieses Schreiben durch jenen wieder gefundenen alten Diener glücklich zu du Plessis-Mornay zu bringen, und bald erhielt er ein Schreiben des Freundes, voll Liebe von Guy und mit der Nachricht, wie hoch geehrt er sey, und wie ihn Heinrich von Navarra achte, und daß er stets gern in der Nähe des Prinzen seyn müsse, wenn nicht sein Beruf ihn fordere — des Vaters dankbares Herz. Nur von Gabrielen konnte er nichts erfahren. Doch traute er fest und sicher der Treue Wilma's, und Ruhe kehrte wieder in sein Herz. Er gab sich nun wieder ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen, den astrologischen Studien hin, die Gesundheit, die im Kerker so viel gelitten, stellte sich wieder her, und frohere Aussichten öffneten sich ihm für den Abend des Lebens. Keine Ahnung hatte er von den Höllenplanen, den Katharina hegte, den sie so lang zu verbergen wußte.

Indessen wurden die Unterhandlungen mit der Königin von Navarra eröffnet wegen der Verbindung Heinrichs und Margarethens. Frankreich schien ruhig. Jede Wolke schien wieder einmal sich, und Carl der Neunte führte ebenfalls Unterhandlungen mit dem Kaiser Maxi-

[illegible] die mit der Vermählung zwi- schen [illegible] Kaisers Tochter Elisabeth endeten. [illegible] Paris. Ueberall gab man sich den [illegible] Hoffnungen hin, und nur die Erfahreneren trau- ten der [illegible] nicht, die so oft schon wüthende [illegible] hatte.

[illegible] der Admiral, schon seit längerer Zeit Witt- [illegible] noch einmal die süßen Gefühle jugendlicher, [illegible] über seinem Alter [illegible] Empfindungen. [illegible], eine sehr reiche Dame Sa- voyens, [illegible] dem reinen Evangelium, war von hoher Achtung und Verehrung gegen den Admiral Coligny, den größten Mann und edelsten Helden seines [illegible] Vertheidiger der heiligsten Rechte der Menschheit, erfüllt. Ihr Herz, schwärmerisch alles ergreifend, was Interesse für sie hatte, wurde von der innigsten Liebe zu ihm erfüllt, der doch um so vieles älter war, als sie. Sie bot dem Admiral ihr Herz und ihre Hand. Das [illegible], die edle [illegible] Gesinnung, welche sie [illegible], gewannen des Ad- mirals Herz. Er [illegible] eine Zusammenkunft, und bald [illegible] sich das Paar [illegible].

Der Herzog von Savoyen suchte diese Verbindung zu hintertreiben. Er zog [illegible] Güter ein. — Dem- nach [illegible] und verließ heimlich ihr Vaterland, verließ ihre Reichthümer und wurde in Rochelle des Hel- den Gattin. Alle [illegible] Ereignisse schienen sich in die glücklichsten aufzulösen — alle Segnungen [illegible]. Coligny [illegible] den Liebebund [illegible] mit dem edeln Teligni, obwohl er nur ein armer Edelmann war. — Heinrich von Condé vermählte sich mit Maria von Cleve. — Nur des ehr-

geizigen Anjou's Plan, Englands Elisabeth die Seine zu nennen, mißlang zu seinem Grimme, und nur ein Staatsbündniß war in dem Körbchen, das er erhielt — magrer Ersatz für Vernichtung seiner ehrgeizigen Absichten. Die Vermählung Heinrichs von Beare mit Margarethen von Valois, mit welcher ihre Herzen vollkommen übereinstimmten, kam allmählig ihrer Erfüllung nahe zur [illegible] der Hugenotten, die sich jetzt im Besitze des Orts, wofür so viel Blut geflossen, glücklich fühlten.

Die frohe Aussicht der Vereinigung der beiden Partheien in Heinrich und Margarethen, und die ihm heimlich vertraute Absicht des Königs, an Spanien den Krieg zu erklären, und dadurch den Niederländern nützlich zu werden, und ihm den Oberbefehl zu übertragen; dies und sein eigenes, so herrlich aufblühendes häusliches Glück, nahm des [illegible] Herz ganz ein. So oft er auch schon von dem Hofe, der seine Treue kannte, hintergangen worden war; jetzt traute er zuversichtlich und lächelte oft, ja zürnte sogar, wenn man Bedenklichkeiten äußerte und Zweifel an der Aufrichtigkeit des Hofes.

Er hatte jetzt von Carl dem Neunten eingeladen, an den Hof zu kommen, um die Angelegenheiten wegen des Krieges mit Spanien eifrig zu betreiben. Freudig eilte Coligny nach Paris. Sein Empfang von Seiten des Königs war sehr [illegible]. Jedermann bemühte sich, ihm seine Achtung zu beweisen. Der König versicherte ihm: dieser Tag sey der glücklichste seines Lebens. Coligny wurde in alle seine Aemter und Würden wieder eingesetzt; ja Carl gab ihm einen Sitz im Staatsrath und ein Geschenk von 100,000 Livres, und überließ ihm ein ganzes Jahr lang die Einkünfte der Pfründen seines in London verstorbenen Bruders, des Kardinals von

[illegible] des Fanatismus gefallen war. [illegible] machte, den Admiral so in die Netze des [illegible] zu verstricken, daß er nicht mehr entrinnen konnte, [illegible] mit unbegreiflicher Verblendung sich hin[illegible], und alle Warnungen verachtete.

[illegible] unter den fremdigen Vorbereitungen zu der [illegible] des Prinzen Heinrich starb Johanna von [illegible], das große, edle Weib, und dieser Verlust war [illegible] für die Partei[illegible]; allein dieser Todesfall änderte nichts in dieser Angelegenheit.

Heinrich von Navarra, in dessen Nähe Guy de St. Flour war, eilte nach Paris. Sein Einzug war glänzend, und jetzt jubelte Paris auch dem Ketzer entgegen. Margarethe von Valois empfand für den schönen Heinrich [illegible] Zuneigung; sie sah ihm mit Sehnsucht entgegen. Da erblickte sie in seiner Nähe den Mann wieder, für den sie einst geglüht, Guy de Saint-Flour, und [illegible] begrüßte sie. Diese Neigung war in [illegible] Herzen [illegible] erwacht, und überwog selbst die Neigung zu ihrem jungen Gatten, [illegible] bewog sie ihre Zuneigung zu Guy de Viole. Alle bessern Gefühle in Guy's Herzen widerstrebten, und er hegte eine tiefe Verachtung gegen Margarethen, die [illegible] Pflicht zu haben schien, mit ihm in eins jener verworfenen Verhältnisse zu treten, wie sie damals am Hofe Sitte waren. Er zog sich von allen Festlichkeiten zurück, und lebte fast ein Einsiedlerleben unter den Zimmern des Hofes.

Catharina beobachtete den geliebten Sohn. Margarethens [illegible] Liebe zu ihm war ihm kein Geheimniß, [illegible] mehr konnte ihn Guy's Zurückgezogenheit. Er achtete selbst Heinrichs von Navarra Vermählung nicht,

und lebte nur in der Verbindung mit Coligny, hoffend auf den Ausbruch des Krieges mit Spanien, wo sich ihm das Feld des Ruhms wieder zu öffnen versprach. Acevedo sah er nur selten, so sehr ihn auch sein Herz zu ihm hinzog. Es war eine sichtbare Verstimmung in seinem Wesen. Düster war sein Sinn. Niemand errieth das Geheimniß, als Coligny und Acevedo. Er forschte nach Gabrielen, und all sein Forschen war fruchtlos. Dieß war es, verbunden mit jener unheiligen Empfindung der jungen Königin von Navarra, was ihm den Aufenthalt in Paris zur Last machte.

Du Plessis-Mornay gab seiner Thätigkeit eine neue Richtung.

Die Zeitumstände sind günstig, sagte er, Heinrichs von Navarra Wohlwollen für Euch, des Königs milde Stimmung, alles verheißt Euch ein erwünschtes Ziel, wenn Ihr jetzt Eure Güter in der Auvergne zurückfordert.

Guy erkannte die Richtigkeit dieser Ansicht. Er that nun ernstliche Schritte und hatte die Freude, daß er seiner Wünsche Ziel wirklich nahen sah. — Man versprach Alles. — Selbst Coligny legte es dem König an's Herz. Carl neigte sich so sichtbar zu Coligny, daß er endlich das Gesuch genehmigte, und Guy in den Besitz seiner Güter setzte. Guy wollte sogleich nach der Auvergne eilen. Nur Coligny's Bitten hielten ihn noch zurück.

In einer vertraulichen Zusammenkunft Coligny's mit dem Könige stellte ihm Coligny vor, wie ruhmvoll es für ihn sey, der Sache der unterdrückten Niederländer sich anzunehmen, und selbst den Feldzug zu leiten. Er deutete darauf hin, daß Katharina ihn bei den frühern Kriegen blos darum zurückgehalten, selbst ritterlich zu kämpfen, um den Herzog von Anjou bei der Nation be-

Liebe zu [illegible], und ihn, den König, deſto beſſer zu beherrſchen. Karl mochte die Wahrheit dieſer Andeutungen fühlen. Er ſah, daß Coligny es redlich meine, und ſo kam nahe daran, daß Coligny ein bedeutendes Uebergewicht über den König erhielt. Katharina ließ dies Gefühl [illegible]. Ihr Haß gegen Coligny kannte nun keine Grenzen mehr. Immer feſter wurde die Abſicht, ihn wie alle in Paris verſammelten Hugenotten hinzurichten. Dies aber gieng nicht ohne des Königs Willen, und das mußte ſchnell geſichert werden, ehe Coligny ihn noch mehr für ſich einnahm.

Katharina kannte ihren Sohn zu gut, um nicht die ſchwache Seite zu kennen, bei welcher ſie ihn faſſen mußte. Sie nahm einen Zeitpunkt wahr, wo ſie ihn allein traf. Sie zog ihn mit ſich in ein einſames Kabinet und brach in die heftigſten Vorwürfe aus. Mit einer Miſchung von mütterlicher Zärtlichkeit und bittern Vorwürfen rief ſie ihm Alles in's Gedächtniß zurück, was ſie als treue Mutter für ihn von der Kindheit hülfloſen Tagen bis zu dieſem Augenblicke gethan, gedultet, geopfert. Und nun wende er ſich von ihr zu den Menſchen, die ihn glühend haßten, nur ſein Verderben wollten, laſſe von ihnen ſein Herz beſtricken und abwenden von Mutter und Bruder.

Ihre Thränen rannen. Sie affektirte eine wilde Verzweiflung. Was ſoll aus mir, was aus Anjou werden, wenn ſie Dich in ihre Netze locken, und an die Spitze der Staatsgeſchäfte treten? Laß mich nach Florenz zurückkehren, und dort laß über dem Kummer, einen Sohn verloren zu haben, mein Herz brechen! Das rief ſie in erſchütterndem und erſchütterndem Tone aus.

Carl ſtand betäubt vor ihr. Coligny's Bemerkungen waren noch unverwiſcht in ſeinem Andenken. Er wußte ſich ſchuldig. Er flehte die erzürnte, ſo tiefbewegte Mutter um Vergebung an und gelobte Beſſerung, gelobte, ihr in allen Stücken zu folgen.

Freudig ſah Katharina ihres Verſuches Gelingen; allein ſie hatte gelernt, ſich zu beherrſchen und zu verſtellen. Statt ſich mit Carl auszuſöhnen, rang ſie verzweifelnd die Hände und eilte davon.

Carl war auſſer ſich. Er folgte der Mutter, wie ſie es berechnet hatte, in ihre Gemächer, wo er Anjou, Gody-Retz, Tavannes und Sauve, die Vertrauten ihrer Mordpläne, bei ihr antraf.

Carl ſtarrte ſie an und erbleichte. Er fürchtete ſeine Mutter und den Herzog von Anjou mehr als die Hugenotten. Ihr Zuſammenſeyn mit dieſen fanatiſchen Männern, deren Geſichter alle den Ausdruck der tiefſten Betrübniß und Sorge zur Schau trugen, ängſtete ihn unbeſchreiblich, und er ahnete für ſich die nachtheiligſten Folgen.

Faſt zitternd bat er ſie nun, ihm doch die neuen Verbrechen der Proteſtanten bekannt zu machen, da er ſie ja gar nicht kenne.

Da war ihr Wunſch erfüllt, da begannen ſie mit glühenden Farben die Verbrechen der Proteſtanten zu ſchildern, von denen dieſe nichts wußten; da ſagte man dem König, daß ſie mit der freien Uebung ihrer Religion nicht zufrieden ſeyen, ſondern die Vertilgung der katholiſchen beabſichtigten; daß ſie ſich ſchmeichelten, den König ganz nach ihren Abſichten lenken zu können; daß beſonders der Admiral ſich gelüſten laſſe, blutige Rache wegen ſeiner Achtserklärung nehmen zu wollen.

[illegible] in Carls heftiger Gemüthsart, etwas [illegible], um Wahrheit von niedrigem und höllischem Machwerk der Lüge scheiden zu können. Auch [illegible] seine Hitze auf. Wen wußte sie bis zum [illegible] Zorne zu steigern, als er schwur, dies den [illegible] nicht zu vergessen.

Jetzt hatte man den König da, wo man ihn haben wollte. In dem Jagdschlosse Montpipeau war dies vorgefallen. Man kehrte nach Paris zurück. Katharine [illegible] der Dauer des königlichen Zornes, darum nahmen sie einen andern Ausweg — Coligny's Ermordung. Aber auch hier erscheint Katharinen's teuflische List. Ihr Bestreben gieng darauf hinaus, die Mordthat auf das Guisische Haus zu laden. Teuflisch klug wählte sie ein Haus, das dem Erzieher der Guisischen Prinzen gehörte, zum Mordplatz. Dort mußte sich der Mörder verbergen.

Es war der 21. August 1572, als Abends spät [illegible] Strecke sich zur Königin begeben wollte, um sie zu [illegible]nen, da Schreckliches sich bald ereignen mußte, seinen Beobachtungen zufolge. Die seltsame Erregtheit Katharinens, das heimliche Wesen, die glühenden Blicke, die er beobachtet — das Alles deutete dem scharfen Beobachter auf nichts Gutes und nichts Gewöhnliches.

Er kannte seinen Einfluß auf die Königin, und hoffte durch denselben vielleicht Vieles von seinen Glaubensgenossen abzuwenden.

Als er sich dem königlichen Gemache näherte, trat [illegible] Louviers de Maurevel, der Mörder des tapfern [illegible] — ein Auswurf der Hölle, einst in Diensten des Herzogs Franz von Guise, heraus, und die ganze Hölle sprach aus seinen Zügen.

Ein kalter Schauder ergriff Acevedo bei dem Anblick dieses Menschen, und eine bange Ahndung durchzuckte ihn. — Statt seine Befehle zu vollziehen, eilte er aus dem Louvre nach dem Hotel Soissons, in der Straße Betisy, unfern des Louvre, wo Coligny wohnte. Er verlangte stürmisch den Admiral zu sprechen. Doch dies war jetzt nicht möglich, da er bei dem Könige war. —

Guy aber rief ihm:

Oberst Piole, rief der Vater dem Sohne zu, beschwöret den Admiral, Paris zu verlassen, es droht seinem Leben Gefahr. Auch Ihr seyd nicht sicher. Verlaßt um Gotteswillen Paris, und eilt auf Eure Güter nach Saint-Flour!

Guy erschrack. Er zog den Astrologen auf die Seite. Er forschte nach Allem, und Acevedo theilte ihm das mit, was er wußte, und verließ ihn dann schnell, um vielleicht dem beabsichtigten Bubenstück näher auf die Spur zu kommen.

Coligny kehrte spät heim.

Guy theilte ihm sogleich das mit, was er gehört, und beschwor ihn, Paris zu verlassen.

Ihr vergeßt, Oberst, antwortete Coligny ruhig, daß mich die Pflicht gegen König und Vaterland fesselt. Ihr vergeßt, daß wir alle in Gottes Hand stehen und sein Schutz uns bewahrt. Von Euch hätte ich solche Aengstlichkeit nicht erwartet? — Und ruhig legte er sich zu Bette.

Am andern Tage, Freitags den 22. August, begab er sich früh nach dem Ballhause, wie er es dem Könige zugesagt. Guy begleitete ihn dahin, und Mouvans und Teligni. Gegen 11 Uhr kehrten sie nach der Wohnung Coligny's zurück. Der Admiral hielt einige Schritte

[illegible] Papiere durch. Als er in die [illegible] Saint-Germain l'Auxerrois kam, fiel [illegible] Schuß. Die Kugel riß des Admirals Zeige- [illegible] der rechten Hand weg, und drang in den [illegible] Oberarm. Ruhig wies Coligny nach dem Hause, [illegible] Schuß gekommen. Wüthend rissen Mouvans [illegible] ihre Schwerter aus den Scheiden und eilten dahin. Sie durchsuchten das Haus — es war leer. Wangeyol war durch die Vorstadt Saint-Antoine bereits entflohen. Sie kehrten nach fruchtlosem Suchen zu Coligny zurück, den sein Schwiegersohn Teligni bereits nach seiner Wohnung gebracht.

Als Guy in das Gemach trat, wo der Held lag, [illegible] ergriff er [illegible] die verwundete Hand. Ein wehmüthiges Lächeln schwebte über die edeln Züge, und er sagte: O, hätte ich der Stimme warnender Freundschaft gefolgt! Nun ist es zu spät.

[illegible] Fassung des wahren Christen und dem Muthe des Helden errang er die schmerzhafteste Operation.

Der König war außer sich, als er es erfuhr. Katharina eilte zu ihm, ihren Abscheu und Groll gegen die Guisen zu äußern, auf welche sie, da alle Umstände sich dazu vereinigten, die Schuld dieser Schandthat bürdete. Der König verordnete die Verhaftung des jungen Herzogs von Guise; doch dieser war entflohen. Carl äußerte wirklich aufrichtigen Abscheu gegen das Verbrechen, und suchte auf alle mögliche Weise dieses zu beurkunden.

Kaum verbreitete sich das Gerücht des Meuchelmords [illegible], als alle protestantische Edelleute zu Coligny [illegible] mit der tiefsten Betrübniß, allgemein die [illegible] Wuth und Erbitterung. Heinrich von Navarra, Condé und Teligni waren da, die sich aus den

besten Absichten, den Frieden nicht auf's neue zu brechen, da der Mordversuch Privatsache sey, dem Antrage des Vidome von Chartres, Jean de Ferrieres, Paris sogleich zu verlassen, widersetzten. Coligny, welcher ohnedem schon seiner Wunde wegen eine Reise vermeiden mußte, trat ihrer Meinung bei und äußerte das unerschütterlichste Vertrauen in die Rechtlichkeit seines Königs. Am Abend desselben Tages wurde noch eine Berathung an Coligny's Bette gehalten, die gleichen Erfolg hatte.

Guy, der auf's heftigste empört war, erhielt am Mittage noch einmal ein Schreiben von Acevedo's Hand, das ihn beschwor, sogleich Paris zu verlassen. Er warf es erbittert hin. Nein, rief er aus, und sollte auch ich fallen, ich kann und darf den Mann nicht verlassen im Unglücke, der mein Vater, mein Freund war im Glücke! Und er blieb.

Am Nachmittage nach dem Mordversuche erschien, auf des Admirals Bitte, der König, begleitet von Katharine von Medicis, Heinrich von Anjou und dem Marschall von Retz, am Siegbette des Helden. Alle sprachen die herzlichste Theilnahme und den größten Unwillen über das Verbrechen aus. Carl sprach allein mit Coligny.

Katharinens Gewissen regte sich — die Furcht — der Sünde Sold, marterte sie. Sie drang auf dem Rückwege in ihren Sohn, den Inhalt dieses Zwiegespräches ihr zu eröffnen. Ihren dringenden Bitten gab endlich der König nach und sagte, er habe ihn zur Selbstständigkeit ermahnt und vor der Abhängigkeit von andern gewarnt.

Katharina biß sich in die Lippen. — —

Carl hatte verlangt, man ſolle Coligny in den Louvre bringen. Heftig widerſetzten ſich indeſſen die Aerzte dieſem Vorſchlage. Mehr Beifall fand Heinrichs von Guiſe Vorſchlag, eine Wache vor Coligny's Hauſe aufzuſtellen, um etwaige Anſchläge der Guiſen zu vereiteln. Auch fand der Antrag Beifall, daß alle proteſtantiſchen Edelleute Quartier in der Nähe des Coligny'ſchen Hauſes beziehen ſollten, um ſogleich bereit zu ſeyn, wenn Gefahr drohe. Es mußten Quartiere bereitet werden für ſie, die ſie am andern Tage bezogen. Niemand ahnete, welche fürchterliche Liſt dieß war. Niemand dachte daran, daß dies nur darum geſchah, um die zu Mordenden ja alle recht nahe beiſammen zu haben, und gleichſam mit einem Streiche ſie alle zu fällen! —

Am Morgen des 23. Auguſt's begab ſich Heinrich von Anjou in Katharinens Gemächer. Er traf die Königin in gewaltſamer innerer Bewegung.

Jetzt hat die Stunde geſchlagen, Heinrich, rief ſie aus, wo unſer Plan ausgeführt werden muß. Ich habe bei den Aerzten des Admirals geforſcht, und ſie behaupten, ſeine Wunde ſey gefahrlos, er werde bald wieder hergeſtellt ſeyn. Was werden wir von ihrer Rache zu erwarten haben, die Jean de Ferrieres, der Vidome von Chartres, laut ſchwur im Kreiſe der Seinigen!? —

So laßt uns ſchnell ihr zuvorkommen. Sie bieten uns ſelbſt durch ihre zahlreiche Verſammlung bei Coligny die Hand.

Wie ſo? fragte die Königin.

Es iſt ja ohne alle Schwierigkeit, den König zu überzeugen und das Gerücht in ganz Paris zu verbreiten, daß ſich die Proteſtanten verſchworen hätten, blutige Rache zu nehmen für den Mordverſuch.

Der Gedanke iſt vortrefflich — aber wie ihn ausführen?

Dafür laßt mich Sorge tragen. Biragne, Tavannes und Retz werden es an nichts fehlen laſſen. Dadurch wird der König erzürnt werden, und es wird uns leicht ſeyn, dieſen bis zur Raſerei zu ſteigern, wo er ſicher ſeine Zuſtimmung nicht verſagen wird.

Wann aber wollen wir dieſes Werk ausführen? —

Morgen um Mitternacht, wenn das ſchon verabredete Zeichen mit der Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois gegeben wird, wird des Admirals letzte Stunde ſchlagen, und mit ihm die aller Proteſtanten in Paris. Ich werde ſchnell die gräßlichſten Gerüchte ausſprengen laſſen, die geeignet ſeyn werden, Freund gegen Freund, Nachbar gegen Nachbar zu bewaffnen — und frei werdet Ihr, werden wir alle athmen, wenn die Sonne des 23. Auguſt über den Gräbern und Leichen unſerer Feinde aufgehet. Aumale und Guiſe mit ihren Leuten ſind verborgen, und harren der Stunde und des Zeichens, um ihren Haß im Blute der Ketzer zu tränken. Thut Ihr das Eure, theure Mutter, und bereitet Carl leiſe vor — dann wird Alles gelingen.

Heinrich von Navarra und Condé ſchonen wir, ſprach nun Katharine. Ich will Margarethen Befehle geben, in ihres Gemahls Zimmern zu bleiben.

Nur noch nicht! rief Anjou — nur vor morgen Abend nicht, ſonſt iſt's verrathen. Ihr kennt den Leichtſinn Margarethen's. Sie hat Leute unter den Hugenotten, die ihr werth ſind, die ſie gerne retten möchte — wenn ſie es wüßte, und ſo ſehet Ihr wohl, wäre Alles verloren.

Er verließ die Königin, bei der ſich bald der Marſchall von Retz einfand, mit dem ſie jetzt noch das Weitere beſprach.

Coligny war nun ſchon zu dreien Malen in Katharinens Vorzimmer geweſen. Ihn trieb eine namenloſe Angſt um. Er ſah an Allem, es war etwas Entſetzliches im Werke, über dem ein dunkles Geheimniß ſchwebte. Er kannte die Verhältniſſe, er wußte, daß es den Proteſtanten gelten würde. Er warnte ſie. Vergebens aber waren ſeine Warnungen. Man ſchlug ſie in den Wind. Er wollte Katharinen's Gemüth erſchüttern, aber ſie ließ ihn nicht vor. Mit jedem Augenblicke ſtieg ſeine Angſt, denn er ſah nur Anjou und die übrigen fürchterlichen Fanatiker bei Katharinen. Ihm war es klar, es gelte nichts geringeres als Ermordung der Proteſtanten. Was er zu thun vermochte, that er; allein es war umſonſt. An ſo Entſetzliches glaubte man nicht.

Am 25. Auguſt endlich hatte er die Freude, du Pleſſis-Mornay, der auf die Nachricht von des Admirals Verwundung von ſeinen Gütern nach Paris geeilt war — zu ſehen. Er zog den Freund bei Seite. Ihm vertraute er ſeine ſchrecklichen Ahnungen. Aber auch Pleſſis glaubte daran nicht, und dies brachte den Alten faſt zur Verzweiflung. Er kehrte zurück in den Louvre, und ſuchte ſich ſelbſt zu überreden, er irre — und doch konnte er die Angſt ſeines Innern nicht beſchwichtigen. Selbſt das Gebet gab ihm keinen Frieden.

24.

Der Abend des 24. Auguſt's, des Sanct-Bartholomäus-Tages 1572, war gekommen, und eine ſchwüle Nacht ſank herab mit undurchdringlicher Finſterniß auf die Rieſenſtadt, in der eine grauſenvolle Stille herrſchte, die nur hin und wieder durch Waffengeräuſch unterbrochen wurde. Von dieſem Geräuſch beängſtigt, eilte Guy an des Admirals Lager — es dieſem mittheilend, und ihn auf die verſchiedenen Warnungen Acevedo's aufmerkſam machend. Coligny wurde ernſt.

Geht nach dem Louvre, Oberſt Viole, befahl er ihm, nnd fraget den König in meinem Namen, was es zu bedeuten habe? —

Guy gieng ſogleich. Alles war ungewöhnlich ſtille.

Nur hin und wieder begegnete er bewaffneter Bürgermiliz, was ihn noch mehr mit Sorge erfüllte.

Guy blieb auf ſeinem Wege einigemal horchend ſtehen — denn es ſchien ihm, als begleiteten ihn ſchon vom Hotel Coligny's aus drei Männer, deren einer ſich durch ein langes Gewand auszeichnete. Blieb er ſtehen, ſo thaten ſie daſſelbe. Gieng er wieder, ſo folgten ſie ihm von Ferne. Endlich griff er an's Schwert und trat zurück, um ſich genauer zu überzeugen; aber er fand nichts und ſchämte ſich einer Anwandlung von Furcht.

Ohne fürder ſich umzublicken, ſchritt er nun raſch zu, und erreichte den Louvre.

Er ließ ſich ſogleich bei dem Könige melden nnd wurde in einen Salon geführt, wo nach wenigen Augenblicken der König ſich einfand.

Guy erſchrack vor ſeinem Antlitz. Es war wild, bleich, verſtört. Das feurige Auge war ſchrecklich anzuſehen. In ſeinem ganzen Weſen zeigte ſich eine Haſt,

eine Unruhe, eine Ueberspannung aller Kräfte, die auf eine [illegible] Erregung aller Leidenschaften bei ihm [illegible] ließ.

[illegible] begrüßte den Monarchen mit edelm Anstande und Würde; doch erwiederte der König seinen Gruß nicht. Finster sah er ihn an und fragte:

Was ist Euer Begehren? —

Ich komme im Namen des verwundeten Admirals, sprach Guy fest, jedoch ehrerbietig, bei Eurer Majestät unterthänigst um Erklärung der kriegerischen Bewegungen in der Stadt zu bitten, da sie den Admiral beunruhigen.

Da wurde plötzlich des Königs Gesicht grinsend freundlich.

Gehet hin, sagte er mit anscheinender Ruhe, und saget dem Admiral, es geschehe auf meinen Befehl, und meine Absicht sey blos, mögliche blutdürstige Unternehmungen der Guisen zu vereiteln. Bittet ihn in meinem Namen, ruhig zu seyn.

Er machte eine Bewegung mit der Hand und gieng wieder nach der Thüre, aus welcher er getreten. Im Gehe noch sah Guy Katharinen und Anjou. Mehrere Andere noch umher, die er jedoch nicht mehr erblicken konnte, weil Carl die Thüre schloß.

Beruhigt, doch nicht ganz ohne Sorge verließ Guy den Louvre und trat in den Hof desselben. Hier war Alles todtstille. Er blieb einen Augenblick stehen und horchte in die Ferne; — dann trat er durch das eiserne Thor hinaus. Kaum aber hatte er den Fuß über die Schwelle desselben gesetzt, als ihn vier starke Arme faßten und ihn rücklings zu Boden rissen. Vergebens war die Gegenwehr seiner jugendlichen Kraft. Er wurde ge-

feſſelt, der Mund ihm verſtopft und ſo feſt gebunden, daß er ſich nicht regen konnte, trugen ihn in lautloſer Stille die beiden Männer eine Strecke, dann warfen ſie ihn auf einen leichten Wagen, der bereit ſtand, und nun gieng's raſch von dannen. Lange Zeit fuhren ſie ihn, dann wurde er abgeladen, in ein niedriges Haus gebracht, wo man ihn ſchonungslos in eine finſtre Kammer warf, die Thüre abſchloß und ihn gefeſſelt liegen ließ.

Vergebens bemühte ſich Guy, ſich zu regen. Er war ſo veſt geknebelt, daß er regungslos liegen mußte. Auch ſchreien konnte er nicht, denn der Mund war ihm verbunden. Er hörte an dem dunkeln Orte, wo er lag, durchaus nichts; nur dann und wann ſchien es ihm, als vernähme er ein leiſes Flüſtern im vordern Gemache. Er mochte vielleicht eine Stunde in dieſer Lage zugebracht haben, die höchſt ſchmerzhaft für ihn war, da ließ ſich wieder Geräuſch hören. Man vernahm ſchwere Tritte, und ein zweiter Gefeſſelter wurde in einem gleichen Zuſtande hereingebracht.

Vor Guy's Seele traten nun Acevedo's Warnungen. Ihm war es gewiß, daß ſein Tod ihm nahe ſey, und ruhig ergab er ſich in das Unabwendbare, die Stunde erwartend, wo der Mörder Rotte ſeiner Bahn ein Ziel ſetzen würde.

In des Königs Kabinet waren Katharina, Anjou, Tavannes, Retz, der Herzog von Nevers und Biragne, der an Morvilliers Stelle getreten war. Hier geſtand man es dem König, daß nicht Guiſe, ſondern Katharine und Anjou die Mörder Coligny's ſeyen; daß die Urſache dieſer That nur die Rückſicht auf das Wohl des Staats ſey, indem die Proteſtanten die allerſchändlichſten Abſich-

ten gehegt, und man ſie entweder gewaltſam unterdrükken oder auf's Neue die Schrecken eines wüthenden Bürgerkriegs über das entnervte Vaterland bringen würde, was jetzt noch ſicherer zu erwarten ſtehe — wenn nicht alle vertilgt würden. Katharine wendete alle ihre Verſtellungskunſt, alle ihre Kunſtgriffe an, ihres Sohnes leidenſchaftliche Wuth zu erregen, und alle Anweſenden, zu denen noch Graf Angouleme gekommen war, vereinten ihre Kraft in Lüge und Verläumdung, ſo daß endlich, auf's Aeuſſerſte gebracht, Carl ausrief: **Par la mort de Dieu!** man tödte, weil Ihr es für gut findet, den Admiral; aber ihn nicht allein, ſondern alle Hugenotten, damit nicht Einer übrig bleibe, der uns beunruhige! Fertigt ſchnell die Befehle aus!

Tavannes erklärte nun, daß er bereits Alles gethan, die Milizen habe wehrhaft gemacht. Es fehle nur noch, ſie mit dem Zwecke bekannt zu machen.

In dieſem Augenblick wurde dem König der Obriſt Wole de Saint-Flour gemeldet. Alle erſchracken. Der König trat heraus, und Katharina legte ihr Ohr an die Spalte der Thüre, die nur angelehnt war.

Freudig vernahm ſie des Königs Verſtellung, und berichtete es heimlich ihren Genoſſen.

Tavannes entfernte ſich bald nach des Königs Rückkehr, und ließ die Vorſteher der Bürger vor den König kommen, wo er ihnen befahl, die Bürgerkompagnien um Mitternacht vor dem Rathhauſe zu verſammeln.

Mit Entſetzen fragten ſie nach dem Zwecke.

Da enthüllte ihnen Tavannes die hölliſchen Pläne.

Bleich vor Schrecken ſahen ſich die wackern Bürger an, und der Muthigſte unter ihnen nahm das Wort,

erklärend, sie könnten mit gutem Gewissen zu solchen Schandthaten ihre Hand nicht bieten.

Wüthend sprang Tavannes gegen ihn und sprach fürchterliche Drohungen aus. Es gelang ihm, sie einzuschüchtern, und sie endlich geneigt zu machen. Er sagte ihnen nun, daß ein Schuß vom Louvre aus und das Läuten der Glocke vom Kloster Saint-Germain l'Auxerrois das Zeichen zum Anfang des Mordens geben solle. Hierauf müßten sogleich Lichter und Fackeln vor die Fenster gestellt, die Straßen mit Ketten gesperrt und auf allen öffentlichen Plätzen Pikete ausgestellt werden. Zum Kennzeichen sollten die Katholiken weiße Kreuze an ihren Hüten und weiße Tücher um ihren linken Arm tragen. Der Herzog von Guise und der Graf Angouleme, des Königs natürlicher Bruder, übernahmen, nachdem Ersterer aus seinem Schlupfwinkel hervorgekommen war, des Admirals Ermordung mit wilder Lust. —

Alles ordnete sich im Stillen. Alle Vorbereitungen wurden auf's Zweckmäßigste getroffen. Unbegreiflich und unerklärbar war die Unachtsamkeit der Protestanten. Coligny, durch Arevedo noch einmal gewarnt, schnell sein Haus zu verlassen, beunruhigt durch Guy's Ausbleiben, sandte noch einmal Teligni zum König, und dieselbe beruhigende Antwort, welche Guy erhalten, empfing und brachte er dem Admiral. Nur aus einer Ursache läßt sich der Protestanten Ruhe bei so häufigen Warnungen, bei so zweideutigen Ereignissen, wie sie diese Nacht bot, erklären. — Ihr edler Sinn und ihre rechtlichen Herzen faßten solche Verruchtheit nicht; sie war ihnen undenkbar. Sie trauten zu sicher auf das königliche Wort, zu fest auf Treue, wie sie zu üben gewohnt waren.

Schrecklich ſollten ſie erwachen aus dem ruhigen Schlummer, in den ſie der Glaube an die Menſchheit [illegible]

Selbſt die, die man liebte, gab man als Opfer hin; auch Carl, der die aufrichtigſte Zuneigung zu dem heitern Leichtſinnmuth hegte, ließ ihn dennoch ſeinem blutigen Looſe entgegengehen.

Im Erdgeſchoſſe des Louvre befand ſich Katharina, Carl, Anjou und die meiſten der erwähnten Genoſſen der hölliſchen Pläne.

Carls ganzes Weſen war in fieberhafter Unruhe — alle in einer entſetzlichen Spannung — natürlich — ! — der Teufel ſelbſt mußte ſchaudern vor ſolcher That!! — Katharina — und weſſen iſt ein Weib nicht fähig, wenn alles Heilige aus ihrem Herzen gewichen iſt?! — Katharina ſprach dem Könige, ſprach den Männern Muth ein, rühmte das Gottgefällige der Ketzervertilgung. Mit aller Gewalt, die ſie über ihn hatte, nöthigte ſie ihn — als endlich der Hammer ſchlug zur Stunde, wo nach altem Volksmahn der Hölle Pforten ihre Scheuſale ausſpeien — den ſchrecklichen Befehl zu dem Zeichen zum Beginnen des Blutgerichts, das ſchrecklicher kaum jemals die Welt ſah — zu geben. Schaudernd gab er ihn — — — ein Piſtolenſchuß — wurde gehört, und bald ſchrillte die Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois greulich in die Nacht hinein. — Da faßte ſie alle die Hölle! da war kalter Todesſchweiß auf ihre Stirnen; da klapperten ihre Zähne aneinander in wilder Verzweiflung; da riefelte Todesſchrecken durch ihre Gebeine und ihr Haar ſträubte ſich — da bereuten ſie, an des Weltenrichters Vergeltung denkend, den Brudermord; da ſandten ſie an Guiſe, an Angoulême, nach dem Rathhauſe

Boten, die Einhalt gebieten ſollten. Umſonſt! Umſonſt! — Die Pforten der Hölle ſind geöffnet, die Teufel wüthen — nichts hemmt ihre Bahn — ihre Dolche rauchen ſchon von Chriſten-, von Brüderblut! — — —?

Als die Todtenglocke von Saint-Germain l'Auxerrois den ehernen Mund zum erſten Schrei öffnete — da flog Guiſe und Angouleme mit 300 bewaffneten Mördern nach Coligny's Hauſe. Der wüthende Coſſeins fordert mit heftigem Poltern die Oeffnung der Thüre. Bei Coligny waren in religiöſem Geſpräche der wackere Cornaton, der Wundarzt Thomas und der evangeliſche Prediger Merlin. Cornaton hört das Geſchrei, ſieht beim Fackelſcheine die Mörderrotte und ruft Coligny zu: Die Stunde iſt da, wo uns der Herr zu ſich ruft!

Coligny ahnete das Schreckliche.

Heitern Antlitzes ſpricht er: Sein Wille geſchehe! Und nun drängt er die Treuen zur Flucht.

Sein Hausmeiſter öffnet unten des Hauſes Thüre, und ſinkt durchbohrt auf die Schwelle. Man ſchleudert den Leichnam hinweg. Guiſe wagte es nicht, den Mord ſelbſt zu vollbringen; aber er hatte ihn in eine geübte Fauſt gelegt. Ein Böhme war ſein Stallmeiſter, mit Namen Dianowicz, gemeinhin **Le Bôme** genannt, iſt der Erwählte. Le Bôme, Sarlabour, Attin, Petrucci, gleich Katharinen und Birague, eine Frucht Italiens, nebſt Scharfſchützen, dringen in Coligny's Gemach.

Der verwundete edle Mann war mühſam aufgeſtanden und erwartete ſie mit der Ruhe des Frommen, der den Richter nicht fürchtet.

Le Bôme herrſchte ihm zu: Biſt Du Coligny?

Coligny ſpricht ruhig — aber empört von des Menſchen Frechheit: Ja ich bins — aber junger Mann, du ſollteſt Achtung haben vor meinem grauen Haaren!

Der Unmenſch hohnlacht und ſtößt ihm das vom Arme des Handmeiſters rauchende Schwert in den Leib, und dreht es wüthend um. Und als ob jeder nach der Ehre geize, dieſe Schandthat zu theilen, durchbohren ihn alle und führen Hiebe nach dem Haupte des bereits Entſeelten, und wer dieß nicht kann, ſchießt ſeine Piſtole auf ihn ab — als ob tauſend Leben in ihm wären.

Da ruft mit einer Stentorſtimme der Graf von Angouleme herauf: Iſt es vollbracht! — Es währte ihnen zu lange.

Da faßt le Bême den Leichnam bei den Haaren und ſchleppt ihn zum Fenſter, die Genoſſen helfen, und ſie ſtürzen ihn zum Fenſter hinaus.

Ein Jubellauf begrüßt den gemordeten Helden. Guiſe wiſcht das Blut von dem Geſichte Coligny's, um des Todes des Gehaßten gewiß zu ſeyn. Nun weidet er ſein Auge an den Zügen dieſes edeln Geſichtes, das jetzt der Todeskampf kaum zu entſtellen vermocht hatte. Er läßt den Kopf abhauen und als Trophäe nach dem Louvre bringen. Den Rumpf wirft man in den Stall, wo des Helden Pferde ſtehen. Aber ſchon bald nachher bemächtigt ſich ſeiner eine wilde Rotte, verſtümmelt ihn entſetzlich, ſchleift ihn jubelnd durch die Straßen von Paris, und hängt ihn endlich bei den Beinen auf Montfaucon auf.

Karl's Höllenangſt wich jetzt einer Höllenwuth, als das Schreckliche zu verhüten zu ſpät war. Verzweiflung war ihre Mutter. Mordgeſchrei, Waffengetöſe, Wüthen und Jammergeſchrei reißen ihn völlig zur Wild-

heit hin. Er selbst schießt auf die unglücklichen Protestanten, die Rettung im Louvre suchen, wo die Schweizer, gleich Schlächtern, morden.

Von dem Hause des Admirals, in dessen Nähe die meisten Protestanten wohnten, zieht sich, nachdem diese abgeschlachtet waren, das Morden nach dem Louvre zu, in dessen Umgebung allein 200 protestantische Edelleute gemeuchelt werden.

Viele, zu denen das Wuthgebrülle der Verzweiflung drang, oder die man blutdürstig verfolgte, flohen nach dem Louvre, vertrauend dem gegebenen Worte des Königs und des Gesetzes heiliger Schutzwehr. Schreckliche Täuschung! Dort unter den Augen des Königs, wie hier in den schrecklich durch Fackellicht erhellten Straßen und in den friedlichen Häusern, floß das Blut der unglücklichen Protestanten grausam, und es war kein menschliches Gefühl, keine geheiligte Gewalt, keine Macht des Gewissens mehr — die da gehemmt hätte die bluttriefenden und nach Blut nur lechzenden Mörderhorden. Zu den bestallten Henkern gesellten sich allmählig nun die Freiwilligen, der zügellose, längst schon fanatisirte Pöbel der Hauptstadt, und der Greuelthaten war kein Ende, sie mehrten sich von Stunde zu Stunde in dieser entsetzlichen Nacht. Selbst Kinder spielten und warfen sich mit den Gliedern der Ermordeten, und man sah Weiber des Hofes und des Volkes Schandthaten vollbringen, vor denen auch ein männlicher Barbar zurückgeschaudert wäre.

Im Louvre wurden in den Vorgemächern, auf den Gängen und Stiegen protestantische Edelleute niedergestoßen, selbst vor den Augen Margarethens von Valois, der Neuvermählten Heinrichs von Navarra, so daß das Blut der Ermordeten, die sie nicht zu schützen vermochte,

ihre Gewänder beſpritzte. Katharina von Medicis, nachdem die erſte Regung des Gewiſſens niedergekämpft war von den Leidenſchaften des verruchten Herzens, ſah mit Begierde das Morden, und mit einem Wohlgefallen, das mehr als teufliſch war.

Heinrich von Navarra entgieng mit dem jungen Condé kaum der Ermordung. Er mußte Zeuge ſeyn, wie man ſeine Glaubensbrüder ſchlachtete, und konnte ſie nicht retten. Dies Bewußtſeyn brachte ihn faſt auſſer ſich.

Carl der Neunte ließ ihn gegen Morgen zu ſich beſcheiden mit Condé, und rief ihm, als er erſchien, zu, daß er jetzt Coligny und alle Häupter der Proteſtanten habe ermorden — ihm und Condé nur darum habe Gnade angedeihen laſſen, daß ſie beide ihrem Ketzerthume entſagten — dazu — ſetzte er mit auſſerordentlichem Zorne und Grimme hinzu, gebe ich Euch drei Tage Bedenkzeit; dann aber — — er brach ſchnell ab und wendete ihnen den Rücken und entließ die Erſchütterten, denen die Wonnetage ihres ehelichen Lebens ſchrecklich vergällt worden waren.

Niemand wüthete anhaltender, unermüdeter und grauſamer gegen die armen unglücklichen Proteſtanten, als Tavannes und die Herzoge von Nevers und Montpenſier. Mit dem blutriefenden Schwerte in der Hand ſchrie Tavannes in entſetzlichem, herzzerreißendem Spotte: Laſſet den Ketzern zur Ader! die Aerzte verſichern, es ſey im Auguſt ſo geſund als im Mai. Solch Beiſpiel entflammte immer wieder von Neuem.

Wenigen Proteſtanten gelang es, durch die Flucht ſich zu retten. Die meiſten wurden ergriffen und niedergemacht, die ein Gleiches verſuchten; aber nicht blos politiſcher und religiöſer Fanatismus ſchwang das Mord-

eifen — Haß jeder Art und jeden Urſprungs [illegible] die Begünſtigung einer Zeit des geſetzlosen und [illegible]ſen Zuſtandes zu ſeiner Befriedigung, und lang gedämmter Leidenſchaften Gluth lohete auf. Alte Beleidigungen wurden gerächt; Gläubiger von den Schuldnern erſchlagen, und Neid und Eiferſucht waren ſo blutgierig wie der Fanatismus. Doch nur und einzig nur Proteſtanten waren die Schlachtopfer, nur ſie mußten ſterben, und nicht Alter, nicht Tugend, nicht Würde, nicht Schönheit, nicht Geſchlecht konnte das Daſeyn nur eine Minute friſten.

Der Tag brach endlich an. Die Sonne umhüllte mit dichtem Gewölk ihr Allen lachendes, Alle erquickendes Antlitz vor den Gräueln, die menſchlicher Wahn verübt. Man möchte die Möglichkeit bezweifeln, daß auch bei dem hellen Tageslichte nicht Schauder und Entſetzen die Tigerherzen ergriffen — und doch blieben ſie ſich gleich; ja noch ſchrecklicher wurde ihr Blutdurſt, da der lang genährte jetzt weniger Opfer fand. Aber es hatte jetzt auch neuen Reiz erhalten, das Morden, da man ſeine Opfer erſt ſuchen mußte. Ohne Maaß, ohne Schranken waren die Greuelthaten der Nacht und des Tages.

Erſt gegen Abend gebot ein königlicher Herold, daß Jeder ruhig nach Hauſe gehen und das Morden einſtellen ſollte.

Vielleicht wollte man den ermüdeten Kannibalen Ruhe gönnen, damit ſie nach dem wohlvollbrachten Werke ruhen und dann des andern Tages neue Thatkraft geſchöpft hätten!? — Umſonſt war dies Gebot. An Gehorſam war in dieſem Aufruhr aller Leidenſchaften nicht zu gedenken. Im Gegentheile betrachtete man es als einen

[illegible] Beifall, und es wurde zum Sporne zu neuen [illegible]. Der König versuchte auch nicht weiter, [illegible] zu hemmen. Es wurde ihm immer einleuchtender [illegible], welch ein gottgefälliges Werk er verübt, und [illegible] wuchs also, daß er am 28. und 30. August erneuerte Befehle an die Statthalter der Provinzen erließ, die Protestanten ohne Schonung zu würgen, damit auch nicht einer übrig bliebe.

Sieben Tage ununterbrochen dauerte das Morden in Paris. Nur in den letzten Tagen geschah es mit Mäßigung, aber auch mit desto raffinirterer Bosheit. Man war ermüdet, übersättigt, und nothwendige Erschlaffung folgte der Ueberspannung. Dreißig Tage hindurch dauerte aber das Morden noch in den Provinzen.

Drei tausend Protestanten starben in diesen Tagen in Paris; dreißig tausend innerhalb [illegible] Grenzen des Reichs.

Aber auch schöne Beispiele des Edelsinns und christlicher Liebe bewiesen einzelne Katholiken in dieser entsetzlichen Zeit. Ehre ihnen, den Edlen, die den Muth hatten, Gott mehr zu gehorchen, als dem Gebote eines entmenschten Königs! Die Statthalter Tendes in der Provence und de Gordes in der Dauphiné, und mehrere andere Statthalter und Städtevorsteher versagten den Mordbefehlen des Königs muthig den Gehorsam, und schützten das Leben und das Eigenthum der Verfolgten, lieber den Zorn des Monarchen auf sich ladend, als die schreckliche Schuld ihrem Gewissen.

Schnell verbreitete sich die Nachricht dieser Gräuel der Bartholomäusnacht in allen Richtungen, und höchst verschieden nahm man sie auf. Während man ihnen zu

Ehren in Madrid Freudenfeste feierte und Stiere hielt, während Cosmo, der Herzog von Toscana, Carln und Katharinen Glück wünschen ließ zur vollbrachten Blutarbeit, und auch ganz [illegible] seiner Königsfamilie Gott dankte — — erfüllte Zorn und Unwille die deutschen Fürstenherzen, und der edle Maximilian der Zweite erklärte laut die Bartholomäusnacht für das gräßlichste Brandmal in der Regierung seines Eidams Carl's des Neunten. Allen Sophistereien der französischen Gesandten an den deutschen Höfen gelang es nicht, das Abscheuliche, nach französischer Weise, in ein gefälliges Gewand zu hüllen.

Wie das Volk, dessen Stimme man die Stimme Gottes nennt, urtheilte, das durch keine gefärbte Brille der Politik sah, ist begreiflich, und Niemand erfuhr dies empfindlicher, als Heinrich von Anjou, den die Wahl auf den polnischen Thron rief. Als er durch Deutschland reiste, verfolgte ihn Abscheu, Hohn und Verachtung überall; und als er gar vor den edeln Kurfürsten Friedrich den Dritten von der Pfalz mit frecher Stirne trat im Schlosse zu Heidelberg — da hielt sich der edle deutsche Fürst für berufen, das Sünderherz des Franzosen zu erschüttern. Und er that's. Und der Leichtsinn und die Verstockung wich. Der innere Richter erwachte schrecklich, und die Furien der Hölle peitschten ihn bis nach Krakau, wo er endlich, unfähig länger sein Inneres zerreißen zu lassen, seine Schuld bekannte, und durch das Bekenntniß eine Ruhe zu gewinnen suchte, die ihm fremd blieb bis zum letzten Augenblicke, wo er unter des fanatischen Clement's Dolch seine Seele ausröchelte.

[illegible] der Morgen des 25. Augusts nicht an- [illegible] schien er nicht in die enge Kammer, in [illegible] und sein Genosse noch immer gefesselt und [illegible] in der schrecklichsten Pein einer immer- [illegible] Todeserwartung, als gewaltsam die Thüre [illegible] aufgerissen wurde, und Acevedo, von dem leuch- [illegible] alten Diener, des Hauses Besitzer, begleitet, her- einstürzte, ihre Fesseln zu lösen befahl, dann aber, über- wältigt von all dem Entsetzlichen, dessen Zeuge er gewe- sen, ohnmächtig niederstürzte.

Der Diener lößte Guy's Fesseln, und dieser erkannte in seinem Genossen erst jetzt den edeln du Plessis-Mornay.

Als auch er seiner Fesseln ledig war — reichten sich beide die Hand und eilten dann, den Zusammenhang ah- nend, zum ohnmächtigen Acevedo, ihm beizuspringen.

Erst nach vielfältigen Bemühungen gelang es ihnen, ihn in's Leben zurückzurufen. Er starrte sie fast be- wußtlos an.

Lebt Ihr wirklich noch, lebe auch ich noch, oder sind wir ihr schon enthoben, dieser sündigen, verruchten Welt!? — rief er heftig und doch freudig bewegt aus.

Fasse Dich, Freund, sprach sanft du Plessis, wir le- ben und Du lebst; aber so vieles Räthselhafte und Dunkle liegt auf den letzten Stunden und der seltsamen Behand- lung, die wir erfuhren, das Du allein, wie ich ahne, zu lösen vermagst, und was wir von Dir erwarten können.

Acevedo's Bewußtseyn kehrte zurück. Er stand auf und sah sie beide an und sein Herz floß über, und die Thränen rannen über seine Wangen. Er breitete seine Arme aus und rief innigst ergriffen: Kommt an mein

Herz, o Ihr, die ich [illegible] noch hienieden hatte, und Du vor allen, mein Sohn!

Guy wußte nicht, wie ihm geschah. Ein innres, gewaltiges Gefühl zog ihn an des Greises Brust, und doch war es nur ein dunkles Gefühl — aber ein so beseligendes, wie er es noch nie empfunden.

Er sank an des Greises Brust.

Ja, Ihr seyd mein Vater, rief er mit Rührung, denn Ihr habt mir das Leben ja gerettet.

Lange hielt ihn der Greis umschlungen in stummer Rührung, während du Plessis lächelte, und doch auch Thränen über seine Wangen rannen, deren eine die andere jagte.

Endlich ließ Acevedo den Jüngling los und umarmte den Freund.

Wie sind quitt! rief er ihm zu, Du hast einst mir und jetzt habe ich Dir das Leben gerettet.

Dann trat er vor Guy, und besah ihn mit liebevoller Zärtlichkeit.

Hinweg, rief er dann aus, du Verhüllung! mein Werk ist zu Ende. Jetzt kann ich nichts mehr Gutes stiften in dir! Guy — ich bin Dein Vater, Dein vielgeprüfter, vielverfolgter Vater!

Da sanken des Jünglings Arme wie gelähmt herab; aber nur einen Augenblick — dann leuchtete das Auge, dann glänzte es im Thränenthau der Freude, und mit den Worten: So log doch mein Herz nicht! lag er in des seligen Vaters Armen.

Du Plessis faltete seine Hände und blickte dankend gen Himmel. Weinend stand der alte treue Diener da und fragte leise Plessis, ob dem also sey?

[illegible] Wallungen des Herzens vorüber wa- [illegible] Plessis die Hand des edlen Viole und [illegible]

[illegible] von den letzten Stunden!

[illegible] Gouverneur, warum mischest Du das [illegible] Grabeslieder? —

[illegible] sich ihn staunend an. Er begriff ihn nicht.

Da setzten sich alle, und Viole erzählte die schauderhaften Auftritte der Nacht, die noch ungemindert fortdauerten, ob es gleich in dem fernen Winkel, wo sie sich jetzt befanden, und wo man keine Protestanten wußte, stille und friedlich aussah. Er schilderte mit gräßlicher Wahrheit die Mordscenen.

Bebend fragte Guy nach Coligny.

Seinen Rumpf schleppte das Volk in den Straßen umher, und hieng ihn endlich bei den Beinen an dem Galgen auf Montfaucon auf.

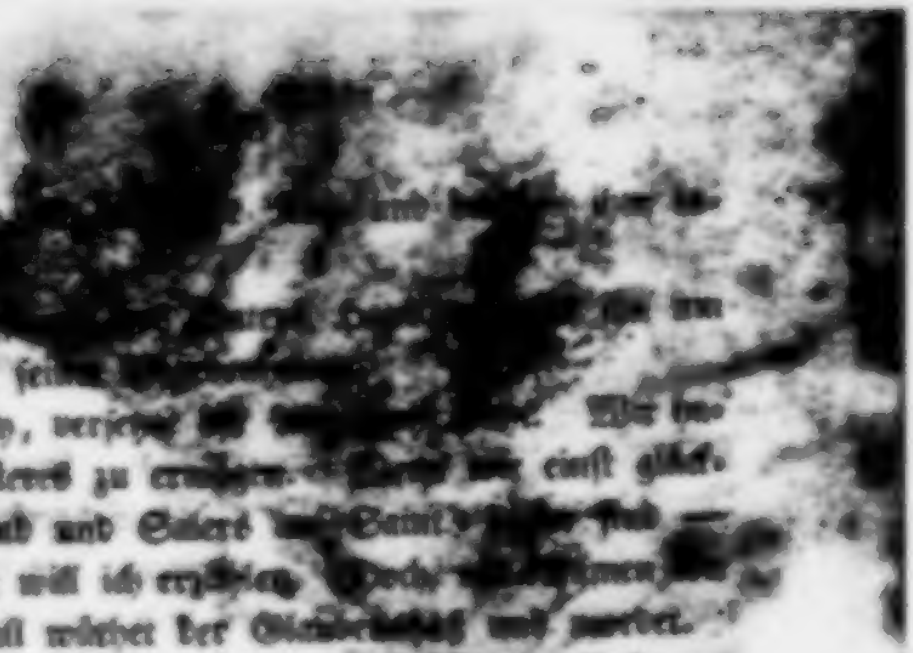
Da bedeckte der Jüngling mit beiden Händen seine Augen und rief in herzzerreißendem Schmerze:

Warum ließet Ihr mich nicht an seinem Lager, vielleicht hätte ich das edle Leben gerettet!

— O, gieb mir den Vorwurf nicht, mein Sohn, sprach Viole — Du konntest ihn nicht retten. Es war umsonst, es war zu spät. Ihr wart alle Verblendete. Ihr hörtet nicht auf meine Warnungen — darum mußte ich Euch hierher schleppen lassen, daß ich Euch retten konnte; denn dort waret Ihr sicher verloren.

Da sanken sie sich auf's Neue an die Brust.

Und du Plessis sprach: Wir sind durch Gottes wunderbare Fügung gerettet; laßt uns sein nicht vergessen. Ihm sey die Ehre!



Da sanken [illegible] und [illegible] wegten Herz[illegible]

Guy ergr[illegible] um die Erzählung sei[illegible]

Nein, Guy, versetzt [illegible] Wir haben jetzt Ernsteres zu erwägen. [illegible] wir einst glücklich bei Rabaud und Salers [illegible] Saint [illegible] sind — dann, ja dann will ich erzählen. [illegible] dahin? Ueberall wüthet der Glaubenshaß und mordet.

So sind wir jedenfalls hier sicherer in der Wohnung dieses braven Mannes, als dort, wo wir zur Zeit noch Fremdlinge sind, meinte du Plessis; auch Guy bat, in Paris zu bleiben, so dringend, daß man sah, er hatte noch etwas auf dem Herzen, was er ausführen wollte; allein weder seinem Vater noch du Plessis sagte er etwas davon, bis er eines Abends spät vermißt wurde. Vergebens suchten sie ihn und ließen ihn suchen; wo er war, das ahneten sie nicht.

Ohne die Gefahr zu berechnen, die ihm drohte, schritt Guy indessen auf Montfaucon zu. Die Nacht war finster — der Weg unbekannt. Oft mußte er stehen bleiben und sich umsehen, ob er noch die Richtung habe, die der alte Diener, bei dem er mit seinem Vater und du Plessis sich aufhielt, ihm bezeichnet hatte.

Endlich erreichte er nach mühevoller Wanderung die Höhe: da stand der Galgen mit Coligny's Körper, an dem schon Raben nagten.

Guy war in einer entsetzlichen Spannung. In seinen Tiefen war sein Gemüth, sein ganzes Wesen erschüttert. Er sank kraftlos an dem Galgen nieder.

Nachdem er eine ziemliche Weile gelegen, vermochte er erst, sich zu erheben. Er versuchte es, an dem Gal-

[illegible] Anstrengung ge-

[illegible] dieser Arbeit. [illegible] einsamen Höhe vom [illegible] Geschrei der Raben und ihr [illegible] unterbrach. Eiskalt überlief es [illegible] diesem Orte des Schreckens, wo jeder [illegible], in den Todtengebeinen der hier gerichteten Verbrecher raschelte. Es war allmählig sternenhell geworden, die Wolken, die den Himmel bedeckt hatten, zerstreuten sich, und diese magische Helle vermehrte das Schauerliche des Orts. Jetzt eben wollte Guy den Leichnam des unglücklichen Admirals auf seine Schultern laden, um mit ihm nach dem Schlupfwinkel zurückzukehren, wo er Sicherheit in der Mordnacht gefunden — als eine schwarze Gestalt langsam heranschlich. Guy wollte sich eiligst entfernen, allein es war zu spät, er vermochte nicht mehr, den Blicken des Kommenden zu entgehen. Rasch zog er sein Schwert und stellte sich neben Coligny's Leichnam, den im Tode zu vertheidigen, den er im Leben nicht hatte retten können.

„Wer Du auch seyst, sprach jetzt eine höchst widrige Stimme, hebe Dich hinweg von dem Orte des Schreckens.

„Melma! rief Guy, und eine freudige Rührung durchbebte seine Brust. Auch sie erkannte ihn.

Bist Du es wirklich, Guy? fragte sie. — O Gottlob, setzte sie hinzu, ich glaubte auch Dich verloren und trauerte um Dich; aber sage mir, was willst Du hier beginnen?

Ich richte die Frage an Dich, Melma, was suchst Du hier?

Den Leichnam [illegible]

Er ist in [illegible] Gewalt, sprach Guy, und meine Pflicht ist es, ihm ein Grab bei seinen Vätern zu Gentillon zu bereiten.

Gott segne Dich für den Entschluß, mein Sohn! rief sie freudig aus.

Hast Du es aber auch schon bedacht, fuhr sie [illegible] wie Du ihn dorthin bringen [illegible]?

Das nicht, versetzte Guy. Doch läßt mich Gott mein Werk so weit bringen, so läßt er mich es auch vollenden — und Du, Adelma, könntest mir behülflich seyn!

Es sey, sprach sie, und pfiff schneidend in die Nacht hinein.

Der Pfiff schnitt fürchterlich durch Guy's Gehör. Unwillkührlich hielt er seine Ohren zu.

Adelma lächelte. Sie stand da wie eine Norne — furchtbar [illegible] — allein über ihre häßlichen Züge glitt ein Lächeln, das aus dem Bewußtseyn, etwas Gutes zu thun, erzeugt war.

Aus der Nacht hervor traten zwei athletische Gestalten.

Wlasko! rief Adelma, kommt hierher. Nehmt den Leichnam und folgt uns in der Entfernung von zwanzig Schritten. Gebt wohl auf das Acht, was Ihr hören werdet!

Dann faßte sie Guy's Hand. Komm, mein Sohn, sprach sie sanft, komm nun in Gottes Namen. Ich ahne, wohin Du mich führst; die Todten sind auferstanden. Guy — hast Du schon am Vaterherzen Kindesglück gefühlt? — Er war Dein Retter, ich ahne es, und Adelma will Euch alle retten aus dieser Mördergrube!

Sie schritt rasch vorwärts.

[illegible] reden.

[illegible] sie, gehet sie, denn unsere beste Ge-[illegible]

[illegible]en sie uns durch entlegene Gassen. [illegible] seine Wohnung.

[illegible] mich nun, sagte sie, denn ich weiß nicht [illegible]

[illegible] leitete sie noch, und bald hatten sie den Ver-[illegible]

[illegible] den Leichnam des Admirals in seinen Man-[illegible]. Die Zigeuner ließen ihn auf dem Vor-[illegible] des Häuschens, und blieben dabei stehen.

Guy [illegible] in das schwacherhellte Gemach.

Alle die Sorgen des Vaterherzens lösten sich bei seinem Anblick in Wonne auf, doch den Vorwurf konnte es nicht bergen:

Wo warst Du? Und warum thatst Du uns das?

O, schelte mich nicht, mein Vater, sprach erschüttert der Jüngling. Ich konnte nicht ruhen, so lange ich den Leib des edelsten Mannes am Schandpfahl wußte, und will nicht eher an meine Rettung denken, bis er in der Gruft seiner Väter ruht.

Du warst auf Montfaucon? rief Viole, und drückte ihn mit Hochgefühl an sein Herz. Gott lohne Dir die That!

[illegible] du Plessis umarmte ihn. O, Du hast längst Sohnes Rechte in meinem Herzen gehabt, Guy, rief er bewegt aus — jetzt bist Du auch mein Sohn!

Nehmt mir ihn nicht ganz, sprach jetzt eine in Rührung gebrochene Stimme, die von der Thüre herkam, wohin der Schatten der Ampel fiel.

Seltsam ergriff der Ton den alten Viole.

Melma! rief er, führt Dich der Himmel wieder zu uns? — Er trat zu ihr und faßte ihre bebende Hand. Sie war keines Wortes mächtig.

Stumm reichte sie ihm den Ring hin. —

Er ergriff ihn freudig und sah [illegible] an. —

Es ist gelungen, [illegible] sie leise. Ihr werdet sie mir [illegible] verzeihen.

Da durchflog neue [illegible] des Grafen Züge, und dankbar blickte er nach oben, [illegible] dankbar drückte er Melma's welke Knochenhand.

Noch Eins, sagte die Alte. Nehmt [illegible] Goldstück zurück, das wie Feuer auf meinem Gewissen brannte. Ihr gabt es mir auf der Flucht nach Rochelles. Ihr gabt es mir, und ich mußte mich selbst verachten seitdem, weil Ihr mich verachtetet. Meine Treue wolltet Ihr erkaufen! O, [illegible], [illegible], wie habt Ihr mir wehe gethan. Vor Eure Füße wollte ich es schleudern — doch ich konnte nicht — nehmt es zurück, daß ich mich wiederfinde!

Viole nahm es und schleuderte es weit weg.

Vergieb mir, Du treue Seele, vergieb dem unglücklichen Vater, der in Verzweiflung von dem letzten Gute floh, was ihm geblieben war.

Melma's Hand fuhr nach dem Herzen. O, daß ich jetzt stürbe! sprach sie leise. Doch nein, setzte sie hinzu, mein Werk ist noch nicht zu Ende. Ihr müßt weg von hier. Bereitet Alles schnell — noch diese Nacht muß Paris hinter uns liegen.

Freudig ergriffen sie alle diesen Vorschlag, und ehe noch eine halbe Stunde verging, folgten sie schon der Alten, die, wohlbekannt mit allen Winkeln der Hauptstadt, sie glücklich hinaus leitete, bis zum Gehölze von

[illegible] sie Wache und sein Geführte mit dem [illegible] des Admirals nahen.

[illegible] folgenden Nacht erreichten sie Chatillon. Stille [illegible] setzten sie des Admirals sterbliche Reste in [illegible] Gruft [illegible] Väter bei, und aus den Heldenblicken [illegible] Dingern des Todtenopfers dem großen, edlen [illegible].

[illegible] Herz frei — sagte Guy, und meine [illegible] gegen den [illegible] erfüllt. Schlaf wohl, [illegible] dann wach — schlaf wohl, Du Edler! In einer [illegible] mehr der religiöse Partheinamen die Hand [illegible] den [illegible] waffnet, wo nicht mehr Priesterhaß die Herzen entzweit, wo nicht mehr menschliche Autorität das ewige Licht der Wahrheit unter den Scheffel setzt — wo nur Tugend gilt und Liebe — da sehe ich Dich wieder!

— Sie boten sich alle noch einmal die Hand. Jeder legte seine Rechte auf den Sarg des Admirals, als nähmen sie Abschied von ihm, und verließen dann die Todtengruft, um ihre Wanderung fortzusetzen.

98.

Das ist nicht der Weg nach Saint-Fleur! sprach Mila zu Melina, als sie unweit Grenoble immer links ihre Richtung nahm.

Laßt mich, sprach sie [illegible]. Es schlagen noch Herzen, denen nach langer Entbehrung eine Freude gebührt.

Mila schwieg. Er ahnete, was sie wollte. Sie folgten ihr ohne Widerrede. Hinter den Bergen von Auvergne sank in wundervoller Schönheit die Sonne hinab und vergoldete ihre Spitzen, wie jene der Berge der

Domstift. Guy's Herz ward tief bewegt, als er die alte Heimath wieder erkannte.

Walina, Du führst mich zu Konrad und Eudora? fragte er.

Sie nickte.

Laßt mich voraus, bat er, die Freude tödtet sie sonst.

Er riß sich los und flog, wie die flinke Gemse, einen ihm wohlbekannten Bergpfad hinan, der ihn näher und schneller zum Dörfchen brachte, als der Weg, den Wade, Plessis und Walina gegangen. Hoch schlug sein Herz, als er der Hütte nahte, und die Greise so friedlich, so ruhig im Widerscheine des Abendrothes auf dem Bänkchen vor der Hütte sitzen sah, das er gemacht hatte in jener Zeit, wo er hier die Tage eines glücklichen, harmlosen Stilllebens gelebt.

[illegible] sprachen sie.

Da erblickten sie den zum schönen Manne gereiften Jüngling wieder, wie er mit ausgebreiteten Armen auf sie zuflog, und der freudige Schrecken fesselte sie, daß sie nicht aufzustehen vermochten.

Er aber umarmte sie frohlockend, und bereitete sie auf den Anblick ihres eignen, lang beweinten, todtgeglaubten Herrn vor.

Als er ihnen endlich sagte, er lebe, sie würden ihn wiedersehen, da fielen sie auf ihre Kniee nieder und dankten unter Freudenthränen ihrem Gotte, und Konrad rief: Herr, nun laß uns in Frieden dahin fahren, da du den höchsten Wunsch uns gewähret hast!

Da trat Wade unter dem Schatten der Bäume hervor. Sie kannten ihn nicht. Ach, es lag ja [illegible] Jahre und so mancher Schmerz dazwischen, [illegible]

[illegible] Tribut gefordert, und jeder Schmerz seine [illegible]!

[illegible] lieben Stimme Klang an ihr Ohr [illegible] sie ihre Namen ausrief, da zuckte des Wie[illegible] Freude durch die Herzen der Greise, und sie [illegible] ihm entgegen und bedeckten seine Hände mit [illegible] Thränen.

Nein, rief Viole aus, hier, hier ist Euer Platz, Ihr [illegible] meines Sohnes! und er zog sie, einen nach dem [illegible], an sein Herz! Ihr habt ihn zum Manne gemacht, und [illegible] zum wackern Manne, das kann ich Euch nur [illegible] lohnen. Fortan sollt Ihr leben mit mir wie Brüder! —

Es war ein heiliger Moment, wie ihn selten das Leben bietet. Die Greise waren verjüngt, und der Himmel mit seinem Frieden zog in das Hüttchen ein. Aber ein Herz empfand diese Wehmuth in der Freude aller; denn die Nähe mahnte an den Verlust, und still und wenig schlich Gay umher.

Viole verließ sie eines Tages heimlich. Er gieng nach Arbeque mit Adelma, die ihn nicht verließ.

[illegible] stille, wehmüthige Träume versunken, in tiefe Trauer gekleidet, fanden sie Gabrielen.

Einen lauten Freudenschrei stieß sie aus beim Anblicke Viole's, und flog an seine Brust. Ach, sie hatte ihn ja auch als todt beweint!

Hinweg mit dem Trauergewande, meine Gabriele, sprach Viole. — Auf Arbeque soll die Freude einkehren.

Sie lächelte wehmüthig. Das Grab giebt keine Opfer wieder! seufzte sie.

Die Todten stehen auf, meine Tochter, rief Viole, Du [illegible] es ja an mir. Kind, gieb die Hoffnung nicht auf.

Aber ſie lächelte wieder durch Thränen ſo wehmüthig, und ſagte dann erröthend — die meine liegt unter dem Raſen.

Viole ſchwieg. Er beredete ſie, ihn am andern Tage zum Dörfchen zu begleiten, um ſeine Freunde nach Arbeque zu holen.

Sie erfüllte gerne ſeinen Wunſch.

Sie kamen dort an.

Guy ſaß im Gärtchen, in ſchwermüthige Rückerinnerungen verſunken, unter dem alten Kaſtanienbaume, deſſen Aeſte einſt ſeine Knabenſpiele beſchirmt.

Sie nahten ſich unbemerkt und leiſe.

Was würdeſt Du ſagen, Gabriele, flüſterte Viole ihr zu, wenn jetzt Guy Salers vor Dich träte und ſpräche: Gabriele, ich bin nicht Guy Salers, ſondern des Mannes Sohn, der einſt ſchwur, Dein Vater zu ſeyn? —

Sie bebte und ſah ihn verwundert an, und eine Gluth übergoß ihr Antlitz.

Guy! rief Viole, und Guy fuhr, aus ſeinen Träumen aufgeſchreckt, herum.

Er ſah Gabrielen und ſank, kaum ſeiner mächtig, zurück.

Viole ergriff ſeine Hand und führte ihn zu Gabrielen. Es iſt mein Sohn, Gabriele, ſagte er, Guy de Viole! — Da ſtanden ſie vor einander ſtumm erglühend.

Und Viole legte ihre Hände in einander. Seyd meine Kinder, ſprach er, und ſeine Stimme zitterte. Seyd glücklich. — Eure Liebe hat eine ſchwere Probe beſtanden — ſie iſt des Glückes werth!

Da ſanken ſie einander in die Arme, überwältigt von ihren Gefühlen, und Viole ſegnete ſie.

Adelma ſtand von ferne und trocknete ihre Thränen. Viole erblickte ſie. Komm herzu, Du Treue — es iſt ja Dein Werk! rief er ihr zu.

Da wankte die Alte heran, ihrer kaum mächtig, und legte ſegnend ihre Hand auf ihre Häupter, und feierlich ſagte ſie:

Guy, ich ſagte Dir einſt, Hoffnung täuſchet nicht. Sieh, ich log nicht!

Bald umſchloſſen alle, du Pleſſis, Rabaud und Salers, den Kreis, und die reinſte Freude erfüllte ihre Herzen.

Sie zogen nun nach Arbeque, wo die Vermählung des glücklichen Paares gefeiert wurde.

Nicht lange aber blieben ſie da. Nachdem Viole in Eile ſeine eignen und Gabrielens Angelegenheiten geordnet hatte, verließen die glücklich Geretteten Frankreichs Rettungsgnaden Boden, und zogen nach Genf.

Auf der Grenze Frankreichs geleitete ſie Adelma. Sie alle glaubten feſt, die Alte würde ihre Tage allein in ihrem Kreiſe beſchließen, doch ſo wollte ſie es nicht. Das wilde Wanderleben ihres Volkes war ihr zur andern Natur geworden. Sie konnte die Ruhe nicht ertragen.

Auf der Grenze ſtand ſie ſtille.

Tiefe Rührung bewegte ihre Bruſt. Sie konnte faſt nicht reden.

Zieht in Gottes Schutze, ſprach ſie mit wankender Stimme — ich muß Euch verlaſſen. Die alte Adelma kann nur in Wäldern leben, und an eines Baumes Stamme ſey einſt ihr Grab. Mein irrer Lauf iſt ſeinem Ziele nah, ſprach ſie feierlicher. Ich habe am Ende meiner Tage noch einmal ſelige Stunden in Eurer Nähe verlebt, in ihrem Nachklang wird dieß Herz brechen, wird freudig brechen. O, lebt alle wohl! rief ſie,

und ihre Stimme hob ſich, ſie richtete ſich auf, ein ſeltſamer Glanz ſtrahlte aus ihren Blicken, und prophetiſch ſprach ſie: Betretet Frankreich nicht wieder. Es wird noch lange in blut'gen Todeskämpfen zucken — bis ihm Frieden wird — und — noch einmal wird es wüthen gegen ſeine eigenen Kinder in fürchterlicher Wuth — dann aber — iſt kein Stäubchen mehr von uns vorhanden! — Lebt wohl! Mein Auge ſieht in eine glückliche Zukunft für Euch! Vergeßt im Glücke Adelma's nicht. Ihr letzter Laut iſt ein Gebet für Euch!

Bei dieſen Worten verſchwand ſie im Dickicht des Waldes, und ihr Andenken ſegnend, zogen die Gefährten gen Genf.